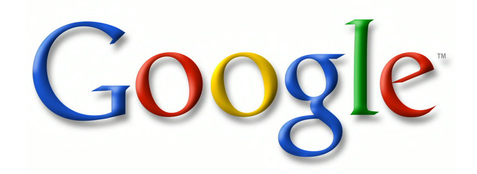

Google

Geschichte der evangelischen Heidenmission

von R. Gareis


LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES



4/10



ern am Lagerfeuer predigend.
ſele geſtochen von J. Sartain.)

[illegible] Schafer.

Geschichte

der

Deutsch-evang. Heidenmission.

Geschichte

der

evangelischen Heidenmission

mit besonderer Berücksichtigung der deutschen

von

Reinhold Gareis.

Mit 11 Karten von D. theol. R. Grundemann.

Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage.

(Elftes bis zwanzigstes Tausend.)

Verlag von Carl Hirsch

Konstanz (Deutschland) Emmishofen (Schweiz).

Vorwort.

Wir leben in einer bösen Zeit. „Hilf, Herr, die Heiligen haben abgenommen und der Gläubigen ist wenig unter den Menschenkindern." Aber wenn in der alten Christenheit Tausende „wegliefen von dem, der Seine Vatergüte triefen läßt," so kommen dafür die Heiden zu Hauf, Psalter und Harfe wacht auf unter ihnen zum Preise des Vaters unsres Herrn Jesu Christi. Und darum ist's eine große herrliche Zeit, in der wir leben. Selig die Augen, die da sehen, was in unsern Tagen zu sehen ist. Ich wüßte gar nicht, was einem neben der eignen inneren Erfahrung von der Gotteskraft des Evangeliums die Wahrheit desselben so über allen Zweifel erheben könnte, als das Erleben der Erfüllung der Missionsweissagungen in der Bibel. Aber man muß „Augen haben, um zu sehen".

Vielen Tausenden unter unsern Mitchristen müssen die Augen erst geöffnet werden über des Missionswerkes Wichtigkeit und Herrlichkeit; die Unkenntnis von der Mission und die Vorurteile wider die Mission sind in den weitesten Kreisen immer noch beschämend groß — besonders aber im deutschen Volk. Im Jahre 1894 verlor das englische Kriegsschiff „Ringarooma" auf einer Fahrt durch den Banksarchipel zwei Seeleute durch den Tod. Der Kapitän wünschte sie an einer ruhigen Stätte zu begraben, fürchtete aber, daß Kannibalen den Leichenkondukt erspähen könnten. So dampfte er zunächst nach Mota (800 Einwohner, 770 Christen), aber die Insel machte auf ihn einen unheimlichen Eindruck. Dann probierte 'er es mit einer Fahrt nach Wanua Lawa (1100 Einwohner, 351 Christen) und Santa Maria (2800 Einwohner, 644 Christen). Aber auch hier traute er dem Frieden nicht. Nun fuhr er direkt in den Kraterhafen von Ureparapara*) (400 Einwohner, 153 Christen) hinein, in der Hoffnung, vielleicht einige Christen zu finden; aber wieder fürchtete er nur Kannibalen zu reffen und ließ endlich die beiden Leichen ins Meer versenken. Ein wenig

*) Die angeführten Inseln gehören zur Gruppe der neuen Hebriden. (Melanesien, O.N.O. von Australien.)

Missionskenntnis wäre diesem christlichen Kapitän von Nutzen gewesen! Dies eine Probe von der Unkenntnis. Jüngst sprach in Südaustralien der von der englischen Regierung ernannte Kommissar für die Bearbeitung der „Eingebornenfrage“ die Überzeugung aus, welche man ruhig als Tatsache hinnehmen könne, daß ein Papua niemals ein ordentlicher Christenmensch werden würde. Auf diese Behauptung antworteten die Missionsfreunde in Adelaide mit einem Anschauungsunterricht, den sie ihren Mitbürgern verschafften: sie ließen 204 christliche Papuas von der Missionsstation Point Macleay auf ein paar Tage nach Adelaide kommen. Seitdem hörte man nicht mehr auf die Reden des Kommissars. Dies eine Probe von den Vorurteilen. Ich könnte die Proben verzehnfachen. Das waren ein paar englische Christen. Bei den deutschen aber ist Unkenntnis und Vorurteil so dicht gesät, daß, wenn bei den Engländern Dämmerung, bei ihnen ägyptische Finsternis ist!

Aufklären soll diese Missionsgeschichte, und zwar so, daß einfach die Tatsachen für sich selber sprechen. Dies Buch erscheint in einer günstigen Zeit. Das allgemeine Interesse ist immer noch mit Aufmerksamkeit auf Südafrika und China gerichtet, das größte Missionsfeld der Welt. „Leuchtend ist das 19., das Missionsjahrhundert, niedergegangen,“ leuchtend vom Feuerschein brennender Missionshäuser und Kapellen in China, aber auch leuchtend von der Standhaftigkeit und dem Glaubensmut der chinesischen Christen, denen wiederum viele das gar nicht zugetraut hätten! Ja, die Leser dieses Buches werden noch manches andere finden, was sie nimmer für möglich gehalten hätten. Der Verfasser ist bemüht gewesen, die Leser, die er in den weitesten Kreisen des am religiösen Leben interessierten Publikums sucht, durch die Darstellungsweise zu fesseln; das Buch soll sich auch zum Vorlesen in christlichen Vereinen eignen. Es soll in erster Linie für die Mission interessieren; eine irgendwie erschöpfende Darstellung der Arbeit der einzelnen Missionsgesellschaften zu bringen ist keineswegs des Verfassers Absicht gewesen. Einen Gang durch die Werkstätten in der Heimat und durch die Arbeitsfelder draußen wollte er mit dem Leser tun: hebet eure Augen auf und sehet! Diese sind es, die hinaussenden und hinausgehen, und diese sind es, die aus der Ferne kamen und kommen. Die Bilder, welche das Buch schmücken, sind meist nach Photographien hergestellt, welche die einzelnen Missionsgesellschaften in dankenswerter Weise, auf Bitten des Verfassers, der Firma Carl Hirsch eingesandt haben und die Firma hat keine Mühe noch Kosten gescheut, um in der äußeren Ausstattung des Buches etwas Vorzügliches zu bieten. Beides, Bilder und Ausstattung, soll anziehen und fesseln helfen. Der Preis des Buches steht in keinem Verhältnis zu seiner Ausstattung.

So nehme denn das Buch seinen Ausgang aus den Buchläden in die Christenhäuser. Möge es recht viele Leser finden, die es lesen, um sich daraus zu belehren und wieder und wieder ausrufen: „das hab' ich ja noch gar nicht

gewußt!" Wohl ist sich der Verfasser mancher Mängel des Buches bewußt, und wäre ihm nicht der Auftrag geworden, das Buch zu schreiben, er hätte sich nie von selbst an eine so große und schwierige Arbeit gewagt. Die Karten, welche aus der Feder unseres ersten Missionskartographen D. theol. Grundemann kommen und vorzüglich reproduziert sind, werden dem aufmerksamen Leser bald unentbehrlich werden, die vergleichenden Missionsweltkarten sind die ersten dieser Art, durch welche der Fortschritt graphisch dargestellt wird. Sie werden allen Missionsfreunden und Missionskundigen von ganz besonderem Interesse sein.

Vielleicht wird mancher Leser die Frucht, die die Missionsarbeit bisher gebracht hat — in 1900 Jahren ist ein Drittel der Menschheit christianisiert — gering finden. Solche Leser möchte ich von vornherein warnen. Zahlen beweisen viel, aber lange nicht alles! Deswegen findet der Leser auch keine statistischen Tabellen in dem Buch. Über der Steintür im Magdeburger Dom hat der sinnige Steinmetz einen Feigenbaum in Stein gebildet, an dem der Beschauer, gerade auf ihn blickend, nur Blätter entdeckt. Beugt er sich aber nieder bis aufs Knie, so sieht er hinter den Blättern versteckt die schönsten Früchte. Das heißt: auch der Missionsfreund muß in demütigem Glauben auf den Herrn schauen, um die Früchte sehen zu können.

Aufklären will das Buch. Aber wenn es den Leser belehrt hat, dann soll die Nachwirkung von den großen Taten Gottes, die er gelesen, nicht ausbleiben: Vom Kopf ins Herz, in den Willen! Auf zur Mitarbeit!

Auf laßt uns Zion bauen
Mit fröhlichem Vertrauen,
Die edle Gottesstadt!
Wenn wir ans Werk recht gehen,
Muß sie bald fertig stehen;
Wohl dem, der mitgebauet hat.

Buch bei Berlin N., im September 1901.

R. Gareis, Pfarrer.

Vorwort zur zweiten Auflage.

(11. bis 20. Tausend.)

Der Wunsch im Vorwort zur ersten Auflage, daß dies Buch recht viele Leser finden möge, hat sich über Bitten und Verstehen erfüllt. Innerhalb Jahresfrist sind die 10 000 Exemplare der ersten Auflage abgesetzt worden. Diese Tatsache, sowie die zahlreichen spontanen Briefe und Karten, die mir von unbekannten Personen zugingen, zeigen, daß das Buch wirklich einem Bedürfnis entgegengekommen ist, und, was eben damit zusammenhängt, daß das Missionsinteresse in der evangelischen Christenheit deutscher Zunge in letzter Zeit einen gewaltigen Aufschwung genommen hat. Diese zweite Auflage ist gründlich durchgesehen und stark erweitert. In dankenswerter Weise haben die meisten deutschen Missionsgesellschaften auf meine Bitte, nach Erscheinen der ersten Auflage, mir ihre Ausstellungen und Änderungsvorschläge kundgetan, und ich habe mich bemüht, jedem, auch dem kleinsten Wunsche gerecht zu werden. Noch einmal bitte ich beim Lesen des Buches im Auge zu behalten, welchen Zweck es sich gesetzt hat, daß es für die Mission interessieren, über die Missionsarbeit aufklären, daß es den Leser fesseln aber nicht ermüden will — nicht daß es für Missionsfachleute ein Nachschlagebuch sein soll. Manch schönes neues Bild ist der zweiten Auflage einverleibt worden. Helfe der Herr, daß auch diese zweite Auflage Mitarbeiter werbe für seine Ernte!

Buch bei Berlin N., im Augnst 1902.

R. Gareis, Pfarrer.

Inhalt.

I. Teil.

Die Mission in der Heimat.

II. Teil.

Die Missionsfelder.

Übersicht des Inhalts.

Einleitung.

I. Teil.

Die Mission in der Heimat.

II. Teil.

Die Missionsfelder.

Einleitung.

4/10



„Laß dich erleuchten, meine Seele,
Versäume nicht den Gnadenschein,
Der Glanz in dieser kleinen Höhle
Streckt sich in alle Welt hinein,
Er treibet fort der Höllen Macht,
Der Sünden und des Kreuzes Nacht."

So singen wir zu Weihnachten, den Blick gerichtet auf dies Bild mit dem Jesuskind als Mittelpunkt, von dem alles Licht ausgeht. Vor ihm neigen sich die Weisen aus dem Morgenlande und bringen ihm ihre Gaben. Und leicht gestalten sich diese Fremdlinge für unsern Glauben, unsre Liebe und unsre Hoffnung zu den Königen, welche als Volkshäupter die besonderen Gaben ihrer Völker zu Jesu Füßen niederlegen; ja als Vertreter der großen Völkerfamilien, die seit der Sintflut die Erde eingenommen, sind wir geneigt, sie anzusehen. Mit Sem, dem die Gottesoffenbarung zuerst anvertraut war, mit Japhet, der Sems Gnadengabe mit mächtiger Geistesgabe weithin in die Geschichte tragen sollte, streckt auch Ham die Hände aus nach dem Heil. Und nicht umsonst. Sem und seine Kinder stehen zwar noch wie der Bruder des verlorenen Sohnes grollend abseits, aber Japhet und Ham sind gekommen und kommen immer noch und werden kommen bis die Fülle der Heiden eingegangen sein wird ins Reich Gottes (Röm. 11, 25). Es muß ja erfüllet werden, was geweissagt ist in der Heiligen Schrift über das Kommen der Heiden zu dem lebendigen Gott, z. B. Jes. 49, 12 und Psalm 68, 32: „Siehe jene werden kommen von Mitternacht (Norden) und diese vom Meer (Westen) und jene vom Lande Sinim (die 400 Millionen Chinesen im Osten) und Mohrenland (Süden) wird seine Hände ausstrecken zu Gott." „Es werden kommen vom Morgen und vom Abend, von Mitternacht und von Mittag, die zu Tische sitzen werden im Reich Gottes" (Luk. 13, 29). Und es muß ja erfüllet werden der Befehl des letzten Boten Gottes an die Menschen: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur" und sein eignes Versprechen: „ich habe noch andre Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle. Und

Karl Schafer.

Geschichte

der

Deutsch-evang. Heidenmission.

Geschichte

der

evangelischen Heidenmission

mit besonderer Berücksichtigung der deutschen

von

Reinhold Gareis.

Mit 11 Karten von D. theol. R. Grundemann.

Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage.

(Elftes bis zwanzigstes Tausend.)

Verlag von Carl Hirsch

Konstanz (Deutschland) Emmishofen (Schweiz).

Variationen lieferte. Schon 1442 schenkte der portugiesische Prinz Heinrich dem Papste Eugen IV. zehn Sklaven, die er von einer Reise längs der Nordwestküste Afrikas mitgebracht hatte. Wir denken uns unser Teil dabei, wenn die römischen Geschichtsschreiber erzählen: „Als das große Negerreich Kongo (südlich vom Einfluß des Kongo ins Meer) entdeckt war, trat es sehr bald in freundschaftliche Beziehungen zu Portugal. Der Sohn des damaligen Königs schon bestieg als Don Alfonso I. den Thron, als guter Katholik. An der Schlacht, die er gegen einen Kronprätendenten führen mußte, sah man deutlich den heiligen Jakobus an seiner Seite kämpfen. Der Prätendent wurde getötet, weil er sich nicht taufen lassen wollte. Der König und die Königin selbst halfen Bausteine zu einer Kirche herbeischleppen und die Neger strömten in Scharen in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche. Wer sich nicht taufen lassen wollte, wurde den Missionaren überliefert, die ihn als Sklaven verkauften. 1547 kamen auch Brüder des neugegründeten Jesuitenordens. Aber als 1636 im Kongo ein Bürgerkrieg ausbrach, wo die Portugiesen der einen Partei beistanden und es mit der andern verdarben, fängt der Einfluß der Mission an zu schwinden. Die Missionare, ihres Lebens nicht mehr sicher, müssen fort. Das Heidentum kehrt schnell zurück. Handelskolonien bleiben, denn Gold, Elfenbein und Sklaven bringen gutes Geld: Auf der ganzen 900 deutsche Meilen langen Westküste, die die Portugiesen besuchen, blüht der Sklavenhandel, und der Verkehr mit Portugiesen, zu denen die Engländer, Franzosen und Holländer hinzukommen, dient nur dazu, die Küstenbevölkerung — wie ein Holländer klagt — zu verdierlyken, d. i. zu bestialisieren!"

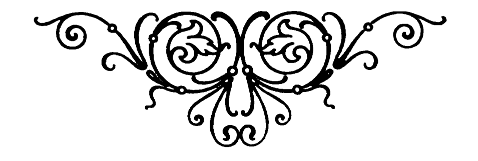
Sollen wir nun noch ein Wort über die römische Mission in Indien, Japan und China sagen: Als die Portugiesen ihre Niederlassungen in Indien gründeten, hatten die als Missionare ausgesandten Dominikaner und Franziskaner gar keinen Erfolg. Im Jahre 1542 traf Franz Xaver, den man den Apostel der Inder nennt, in Goa, dem Mittelpunkt der portugiesischen Macht auf der Westküste Vorderindiens, ein. Er hatte zwei Jesuiten mit sich. Eine Glocke in der Hand wanderte er durch die Straßen, mit gewaltiger Beredsamkeit predigend. Bis in die Nacht hinein fand man ihn mit Werken der Barmherzigkeit bei Kranken beschäftigt. Den größten Erfolg hatte er bei den Paravern (Perlfischern) im Süden an der Küste von Tinevelli. Unermüdlich sprach er ihnen den Glauben, die Gebote und das Vaterunser vor, bis sie es nachsagen konnten, und taufte in einem Monat 10 000 Heiden! Aber auch hier wie in Japan, wo er mit zwei Jesuiten 1549 landete, brachte er es nur zum elendesten Namenchristentum bei den Eingebornen. Er ist nie über die Anfangsgründe des Japanischen hinausgekommen. Er verteilte fleißig Bilder der Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde und las aus dem von einem Dolmetscher übersetzten Evangelium vor, obgleich er nicht wußte, ob er's richtig aussprach und was das einzelne Wort bedeutete. Er vermochte mit dem Mikado keine Verbindung anzuknüpfen, und wenn er auf den Straßen predigte, hörte ihm niemand zu (offenbar weil ihn niemand verstand). In China endlich, wohin er 1552

kam und wo er von der ganzen Missionstätigkeit der Franziskaner (seit 1295) keine andern Spuren mehr fand, als lateinische Bibeln auf Pergament, welche in chinesischen Familien als Rarität aufbewahrt wurden, starb er nach kurzer Zeit am Fieber (2. Dezember 1552). Das ist Xaver, der große römische Missionar. Und in der Tat, gegen die Gestalten der Missionare, ein Menschenalter vor ihm, war er eine Lichtgestalt. Zur Zeit der Reformation war die missionierende römische Kirche selbst so entartet, daß sie auch nur eine entartete Mission treiben konnte.

Die evangelische Kirche in der Zeit der Reformation hatte um ihre eigne Existenz zu ringen, und es fehlte ihr gänzlich die unmittelbare Berührung mit heidnischen Völkern; die Verhältnisse hinderten sie an der Erfüllung der Missionspflicht — aber nirgends wird dem Schmerz Ausdruck gegeben, daß eben die Verhältnisse sie hindern. Die Erkenntnis der Missionspflicht selbst fehlte. Natürlich haben die Reformatoren nicht daran gezweifelt, daß Gott sein Evangelium für alle Welt bestimmt habe, auch daran nicht, daß seine Kirche berufen sei, Gläubige aus allen Völkern der Erde zu sammeln. Aber sie haben gemeint, es lediglich Gott selbst überlassen zu müssen, auf welche Weise und wann er diesen Völkern sein Wort bringen wolle („Wann und auf welche Weise, Du trittst in ihre Kreise"). Sie denken nicht an besondere Veranstaltungen ihrerseits zu diesem Zweck. Würde ein evangelischer Fürst Kolonialeroberungen machen, so würde er als Landesherr verpflichtet sein, bei seinen neuen Untertanen falschen Gottesdienst abzustellen und rechten einzurichten. Im übrigen rechnen sie damit, daß durch den allgemeinen Weltverkehr die Kenntnis des Evangeliums auch zu den Heiden kommen werde. Besondere Hindernisse für das Aufkommen des Gedankens einer besonderen Missionsverpflichtung bildeten folgende Lehrmeinungen der Reformatoren. In der lutherischen Kirche leitete man das Pastorenamt direkt aus dem Apostelamt ab, aber so, daß dabei das Außerordentliche am Apostelamt abgestreift ist. Zu diesem Außerordentlichen gehört ihnen der Amtsauftrag nicht an eine einzelne Gemeinde, sondern an die ganze Welt. Der Pastor hat bei den lutherischen Reformatoren nur den Amtsauftrag an eine einzelne schon bestehende Gemeinde. Ein andres Amt als das Pastorenamt kannte man nicht in der Kirche. In der reformierten Kirche kannte man zwar sieben Ämter: Apostel, Propheten, Evangelisten, Pastoren, Doktoren (Lehrer), Presbyter und Diakonen — aber ein Missionarsamt war nicht vorgesehen. Beide, lutherische und reformierte, erklären und beweisen ausdrücklich, daß die ordnungsmäßige Sendung zu den Völkern auf die Apostel beschränkt gewesen ist — ja sie behaupten, was uns völlig abenteuerlich erscheint, daß die Apostel tatsächlich schon persönlich oder durch ihre Schüler und Gehilfen der ganzen Welt das Evangelium gepredigt hätten. Die Entdeckung Amerikas hätte, so sollte man meinen, diese Idee kräftig widerlegen sollen, aber Beza z. B. scheut sich nicht, zu behaupten, daß sicherlich durch die Apostel doch wenigstens ein „Geruch" des Evangeliums bis nach Amerika gedrungen sein müsse. Außerdem war es die allgemeine Anschauung der Kirche der Reformationszeit, daß der

gesamte Weltlauf in 3 mal 2000 Jahre zerfalle und daß die dritten, mit Christus beginnenden 2000 Jahre, verkürzt würden, so daß schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, etwa 1556, der jüngste Tag einfalle. Man darf sich also durch Stellen in den Büchern der Reformatoren, wo sie scheinbar die Missionsverpflichtung anerkennen, nicht irre machen lassen. Das Missionsgebiet ist ihnen stets die verheidnischte christliche Kirche. Auch in dem Lutherlied ist sie es:

„Es wolle Gott uns gnädig sein
Und Jesu Christi Heil und Stärk'
Bekannt den Heiden werden
Und sie zu Gott bekehren."



2. Kapitel.

Herolde der evangelischen Heidenmission. Saravia, Welz.

Einen einzigen Theologen nur aus jener Zeit überkam die Empfindung, daß der Missionsbefehl des Herrn, Matth. 28, mit dem Tode der Apostel noch nicht erledigt war, sondern daß er auch ferner ein Gebot für alle die blieb, die seine Jünger sein wollen. Sein Name ist Adrian Saravia, geboren 1531 in Hesdin in Artois, reformierter Pastor in Antwerpen, dann in Brüssel, dann, vor Alba auf der Flucht, vorübergehend in England, dann Prediger und Professor in Leiden, endlich dauernd nach England übergesiedelt, wo er als Dechant von Westminster 1613 starb. Saravia hat 1590 eine Schrift herausgegeben, in welcher er die bischöfliche Verfassung gegenüber der von Calvin gelehrten und aufgerichteten verteidigt. Das Bischofsamt stamme von den Aposteln, und die Kirche könne seiner nicht entbehren; auch für die Pflanzung neuer Kirchen nicht. So kommt er auf die Mission zu sprechen und führt den Satz aus: „Der Befehl, allen Völkern das Evangelium zu predigen, verpflichtet die Kirche, seitdem die Apostel in den Himmel aufgenommen sind."

Aber Saravias Zeitgenossen verschlossen sich gegen die große Aufgabe, die er der Kirche zeigte, nach wie vor. Zwei berühmte Theologen, Beza in Genf, der geistige Erbe Calvins, und Joh. Gerhard in Jena, der größte lutherische Dogmatiker, widerlegten ihn mit ihren uns schon bekannten Gründen. Sein Aufruf war gewesen wie die Stimme eines Predigers in der Wüste. Selbst in England war er bald verhallt, wo man das Buch mit Freuden gelesen (wegen der darin enthaltenen Verteidigung des bischöflichen Amtes), und wo Saravia für sein Buch zum Doktor der Theologie ernannt worden war. Saravia war bei Gelegenheit seiner Verteidigung des Bischofsamts auf die Missionsverpflichtung zu sprechen gekommen. Der erste, der aber wirklich seine Lebensarbeit daran gesetzt, die Christenheit zur Missionstätigkeit wachzurufen, ist Welz.

Justinianus von Welz stammte aus einem alten berühmten gräflichen Geschlecht, welches in Kärnten die Schlösser Welzenegg, Oberwelz und Unterwelz besaß und das Erbstallmeisteramt inne hatte. Aus der Spiegelfelder Linie

stammt Justinianus. Sein Vater war ein frommer Mann und der lutherischen Lehre zugetan. Im dreißigjährigen Kriege verkaufte er alle seine Güter in den kaiserlichen Erblanden, weil er dort nicht seines Glaubens leben konnte, und zog nach Chemnitz in Sachsen, wo er 1630 starb und in der Jakobikirche beigesetzt wurde. Er hatte von seiner Gemahlin Rosine von Eybißwald sieben Kinder. Das dritte war Justinian, geboren 12. Dezember 1621. Nach dem Tode des Vaters zog die Mutter mit den Kindern nach Ulm. Die Mutter war fromm und Justinian erhielt eine treffliche Erziehung. Sein eigener Wissensdurst ließ ihn schon frühzeitig eine tüchtige Bildung sich aneignen. So schrieb er in Leiden, wo er studierte, schon als Zwanzigjähriger eine lateinische Abhandlung über die Tyrannei, welche mehrere Auflagen erlebte. Schon in dieser Schrift zeigt Welz eine für einen Adligen damaliger Zeit ungewöhnliche Bildung und den mächtigen tiefinnerlichen Drang, mit allen Kräften den tiefen Schäden seiner Zeit zu steuern, ein Drang, der auf sein ganzes späteres Leben bestimmenden Einfluß ausübte. In den nächsten Jahren geriet Justinian in schlechte Gesellschaft und ließ sich zu einem lockeren, genußsüchtigen Leben verleiten. Aber lange konnte seine tiefangelegte Natur hieran nicht Gefallen finden. Durch fleißiges Studium der Bibel, der Geschichten der alten Märtyrer und verschiedener mystischer Schriften gelangte Welz bald zur Erkenntnis seines sündlichen Wandels, und eine tiefe Reue bemächtigte sich seiner. Um den Gefahren, die sein Stand und sein Reichtum mit sich brachten, besser ausweichen zu können, zog er sich in die Einsamkeit zurück. Hier studierte er eifrig die Bibel und die Kirchengeschichte, beschäftigte sich auch viel mit Augustins und Luthers Schriften, mit der „Nachfolge Christi“ von Thomas a Kempis, mit Johann Arnds wahrem Christentum und andern erbaulichen Büchern. Hierbei reifte sein Entschluß, sich seines Freiherrnstandes zu begeben und seine Lebenszeit zur Ausbreitung der Ehre Gottes anzuwenden.

Lange Zeit hören wir nun nichts mehr von ihm. Erst 1663 trat er wieder hervor, und zwar mit einer Schrift, betitelt: „Vom Einsiedlerleben, wie es nach Gottes Wort und der alten heiligen Einsiedler Leben anzustellen sei.“ Ist diese Schrift auch nicht frei von schwärmerischen Elementen, so ist doch ihre Absicht gut und ihr Geist nicht mönchisch, sondern evangelisch: „Wollte Gott, ich könnte mit dieser Schrift auch nur einer Seele ,das Weltwesen verleiden, daß sie sich von der Gesellschaft weltergebener Menschen absonderte, um Gott nach Vermögen allein zu dienen.“ So bekennt er zum Schluß.

In einer andern fast gleichzeitigen Schrift findet sich eine Stelle, welche für Justinians späteren brennenden Missionseifer schon sehr charakteristisch ist: Er fordert die Kandidaten der Theologie auf, anstatt vergeblich manches Jahr auf ein Amt zu warten, lieber zu den Heiden zu gehen und diesen das Evangelium zu verkündigen. Bald trat der Gedanke der Heidenmission, alles andre beherrschend, bei Justinian in den Vordergrund. Er wandte sich an die bedeutendsten Theologen der lutherischen Kirche, um sie um Rat und Beistand zu bitten. Von vielen Seiten erhielt er ermunternde Zuschriften. So schrieb

Eine
Christliche und treuhertzige
Vermahnung
An alle rechtgläubige Christen
der
Augspurgischen Confession,
Betreffend eine sonderbahre
Gesellschafft/
Durch welche nechst Göttlicher Hülffe/ unsere
Evangelische Religion
möchte außgebreitet werden/
von
JUSTINIANO.
In den Druck verfertiget/ zu einer Nachrichtung/
1. Allen Evangelischen Obrigkeiten.
2. Baronen, und von Adeln.
3. Doctorn, Professorn und Predigern.
4. Studiosis Theologiæ am meisten.
5. Auch Stud. Juris und Medicinæ.
6. Kauffleuten/ und allen Jesus-lieben-
den Hertzen.

In Verlegung des AUTORIS.
Anno 1664.

erhöre mich! O JEsu! JEsu erfülle meinen Wunsch/ Amen! Amen!

Nürnberg/
Gedruckt bey Christoff Gerhard.
Im Jahr Christi/
M. DC. LXIV.



Wiedergabe des ersten und letzten Blattes eines Missionsaufrufes von J. Welz aus dem Jahre 1664.

Johann Ernst Gerhard, Professor und D. theol. an der Universität Jena: „Ist dies Werk von Gott, wie ich's denn gewiß dafür halte, so wird er es auch wunderbarlich befördern, welches ich von Grund meines Herzens wünsche." Balthasar Boebelius, Professor in Straßburg, Michael Havemann, Generalsuperintendent zu Bremen, Balthasar Raiths, Professor zu Tübingen, alle ermunterten ihn. So ließ er denn im Frühjahr 1664 eine ernste Aufforderung an alle evangelischen Christen erscheinen, das gänzlich vernachlässigte Werk der Heidenmission energisch anzugreifen. Von diesem Aufruf, welcher 68 Seiten enthält, ist hier das erste und das letzte Blatt in getreuer Wiedergabe des Originals abgedruckt. Zu ersehen ist die Kapiteleinteilung des Büchleins und das herzliche Schlußgebet. Von dem Inhalt sei folgendes erwähnt: Drei Fragen legt Welz der evangelischen Christenheit vor: 1) Ist es recht, daß wir evangelische Christen das Evangelium allein für uns behalten und dasselbe nirgends suchen auszubreiten? 2) Ist es recht, daß wir allerorten soviel studiosus Theologiae haben und geben ihnen nicht Anlaß, daß sie anderwärts in dem geistlichen Weinberg Jesu Christi arbeiten helfen, lassen sie auch viel lieber drei, sechs und mehr Jahre auf einen Pfarrdienst warten oder gar deutsche Schulmeister werden? 3) Ist es recht, daß wir evangelische Christen auf allerlei Kleiderpracht, Wohlleben im Essen und Trinken, mancherlei unnötige Kurzweil, kostbare Gebräuche soviel Unkosten anwenden, aber zur Ausbreitung des Evangeliums noch bisher auf keine Mittel bedacht gewesen?

Gottes Wille ist, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Die Erkenntnis der Wahrheit aber ist der Glaube, und der Glaube kommt aus der Predigt und durch die Predigt müssen die ungläubigen Völker zu Gottes Reich versammelt werden. Das Beispiel aller gottseligen Männer seit der Apostel Zeiten müsse uns zur Nacheiferung anspornen, auch das Beispiel der Papisten, welche eine Gesellschaft zur Ausbreitung des Glaubens de Propaganda fide gegründet haben. So fordert er auf, eine Jesus liebende Gesellschaft zu gründen und die reine Lehre unter den Heiden auszubreiten. Aufs eindringlichste redet er den Studenten ins Gewissen und zeigt jedem, wie das Gebet das Mittel ist, durch welches man Lust bekommt, dieser christlichen Gesellschaft beizutreten. Das Gebet ist's, wodurch man allein Frucht schafft, denn das Gebet verleiht dem gepredigten Worte Kraft.

Das Gebet erweicht die steinharten heidnischen Herzen und macht sie geschickt, Christo zu gehorchen.

Von verschiedenen Seiten wurde versucht, diese Schrift lächerlich zu machen, aber anderseits gaben auch viele bedeutende Männer ihren Beifall zu erkennen, manche taten dies in der Form eines Gedichtes, z. B.:

„Vor Jesum recht man itzt Gesellen wirbt
Weil nach und nach das Christentum erstirbt.
Dem armen Jesus pflog es so zu gehen:
Bei Caiphas und Pilatus sah man stehen
Ein großes Volk; Um Jesum war es öd.
Gleich so es itzt dem reichen Jesus geht.

Ob er schon herrlich sitzt zu Gottes Rechten,
Kann Gutes tun und helfen seinen Knechten,
Wer dienet Ihm, wer trauet Seiner Treu?
Wer sucht, daß er hier Sein Geselle sei?
Man will nur selbst sich heben und ernähren,
Man pflegt von Gott zum Gold sich abzukehren!
Viel bessern Sinn hat Herr Justinian:
Der tritt und weiß die beste Christenbahn;
Er sondert sich von Welt, Geld, Wollust, Ehre,
Sucht Gottes Reich, und wie er solches mehre,
Hangt Jesu an. Wohl dem, der dieses thut,
Mit Jesu er dort erbet ew'ges Gut.
Weh dem, der hangt am Mammon dieser Erden,
Er muß ohn' End' ein Höllgeselle werden."

So glaubte Justinian einer tätigen Unterstützung von vielen Seiten gewiß sein zu dürfen. Er deponierte 12000 Taler in Nürnberg und Frankfurt, mit der Bestimmung, daß Seminarien für Studenten der Theologie und andere junge Leute, welche Lust hätten, zu den Heiden zu gehen, errichtet werden sollten, in denen diese in fremden Sprachen unterrichtet und für ihren zukünftigen Beruf vorbereitet werden sollten. Auch beschloß er, seine Pläne dem Reichstag zu Regensburg vorzulegen.

In Regensburg lernte er den als Theosoph und religiösen Schwärmer bekannten Rechtspraktikanten Johann Georg Gichtel kennen. Beide schlossen innige Freundschaft, und Gichtel ergriff Welz' Pläne mit Feuereifer. Beide legten 30000 Taler in Regensburg nieder, um damit Leute zu besolden, die entweder eine Besserung des christlichen Lebens im Lande zu ihrer Lebensaufgabe machen würden, oder sich als Missionare zu den Heiden aussenden ließen. Zugleich schrieb er eine Abhandlung, in der er seine Pläne darlegte, um sie dem Reichstag zu unterbreiten. Er gab ihr den Titel: „Einladungstrieb zum herannahenden großen Abendmahl und Vorschlag zu einer Christerbaulichen Jesus Gesellschaft, behandelnd die Besserung des Christentums und Bekehrung des Heidentums, wohlmeinend an Tag gegeben durch Justinian."

Aus dem Inhalt sei erwähnt: Wie in der Kirche Alten Testaments die Bekehrung der Heiden bis auf Christum fortgenähret und nie aufgehöret (Jes. 60, 11), so ging es auch in der Kirche Neuen Testaments. Im V. saeculo sind die Britannier, Franken und Österreicher, im VI. die Bayern, im VII. die Niederländer, Schwaben und Niederdeutschen, im VIII. die Sachsen, Holsteiner und Wenden, im IX. die Dänen, Schweden und Böhmen, im X. die Polen, Hungarn und Reussen, im XII. die Pommern, Preußen und Liefländer und erst im XIV. die Littauer zu Christo bekehrt worden. Ist's nun dem Befehle Christi gemäß gewesen, daß Adalbertus, ein französischer Edelmann, um 980 die Polen und Hungarn bekehrt hat, so wird es auch nicht unrecht sein, wenn man 1664 bedacht ist, die Türken und Heiden zu bekehren. Wir Evangelische werden es am jüngsten Tage nicht verantworten können, daß wir uns so wenig bemühen, den ungläubigen Völkern aus ihrer Finsternis zu helfen. Zu dem wahren Christentum gilt es in

namenchristlichen Landen zurückzukehren, aber bis das geschehen, sterben tausende armer Heiden in ihren Sünden dahin, darum darf man nicht darauf warten. Wer hat denn aber eigentlich Schuld daran, daß unsre evangelische reine Lehre nicht in aller Welt verbreitet worden ist? In etwas haben Schuld die großen Potentaten, die Ratspersonen in vornehmen Reichs- und Handelsstädten, andre vermögliche Leute, auch die Hofprediger und Theologen — aber leider ist überhaupt in unsrer Zeit die Liebe zu vielen guten Sachen erkaltet. Darum sollen alle, denen ihr Gewissen schlägt und die an den Tag der Rechenschaft denken, der Jesus liebenden Gesellschaft beitreten.

Beide Schriften, die „christliche und treuherzige Vermahnung" und den „Einladungstrieb zum letzten großen Abendmahl", legten nun Welz und Gichtel dem Reichstag zu Regensburg vor, welchem oblag, über die Sicherheit und die Interessen der Protestanten zu wachen.

Aber der erhoffte Erfolg blieb aus. Man besprach wohl die Angelegenheit, lobte auch den Eifer um die gute Sache, aber Hand anlegen wollte niemand. Bitter klagt nachher Welz über diese Zaghaftigkeit und Interesselosigkeit bei den evangelischen Reichsstädten. Zu seiner vergeblichen Arbeit erntete er noch obendrein den Spott derer, welche von vorneherein sich zu seinem Beginnen feindlich gestellt hatten.

Doch Welz verzagte nicht. Hatte der Reichstag ihrem Aufruf „ein ehrenvolles Begräbnis" bereitet, so wandten sich jetzt Welz und Gichtel an die Höfe. Aber auch hier fanden sie nur Gleichgültigkeit, abschlägige oder gar keine Antworten. Tief verstimmt zog sich Justinian in die Einsamkeit zurück und nahm sich vor, mit keinem Wort mehr vom Heidenbekehrungswerk zu reden. Aber es ließ ihm keine Ruhe. Er konnte nicht schweigen.

Noch in demselben Jahre 1664 ließ er eine neue Schrift drucken: „Wiederholte treuherzige und ernsthafte Erinnerung, die Bekehrung ungläubiger Völker vorzunehmen. Allen evangelischen Obrigkeiten, Geistlichen und Jesus liebenden Herzen überschickt von Justiniano." Er mußte dieselbe in Holland drucken lassen, weil sie in Deutschland verboten wurde. In dieser Schrift geht Welz mit rücksichtsloser Schärfe vor. „Bei den Papisten werden die Eiferer und Fortpflanzer ihrer Religion in Schriften hoch gerühmt, aber bei uns Evangelischen gehet es anders zu! Wie kann sich einer unterstehen, Christi Befehl Marc. 16 und Matth. 28 einfach aufzuheben, oder zu sagen, er gelte nur den Aposteln? Vor Christi Richterstuhl sollt Ihr hochehrwürdige Hofprediger und Superintendenten und hochgelehrte Professoren mir antworten, wer Euch Macht gegeben, den Befehl Christi Matth. 28 falsch auszulegen! Ist es auch recht, eine Sache auf keinerlei Weise versucht zu haben und doch zu sagen, sie sei nicht praktizierlich! Sagt, Ihr Heuchler, wo findet Ihr das Wort „praktizierlich" in der Bibel? So Ihr denn durchaus nicht gewillt seid, das Reich Christi vermehren zu helfen und Buße zu tun, so komme über Euch all der Fluch im 109. Psalm verfasset!"

Aber auch diese scharfe Schrift hatte ganz und gar keinen Erfolg und das kam daher, daß man auf das Wort eines Mannes hörte, der nun Welz ent-

gegentrat, der zu den trefflichsten und gelehrtesten Männern der lutherischen Kirche gehörte: es war der Regensburger Superintendent Johann Heinrich Ursinus. Er schrieb eine Gegenschrift, die er ohne Nennung des Namens und des Ortes im Druck erscheinen ließ unter dem Titel: „Wohlgemeinte treuherzige und ernsthafte Erinnerung an Justinianum, seine Vorschläge, die Bekehrung des Heidentums und die Besserung des Christentums betreffend."

Es ist sehr lehrreich, die Gründe kennen zu lernen, mit denen Ursinus Welz' Gedanken zurückweist. Er urteilt aber also: „Der Glaube kommt durchs Hören. Wer die Heiden will lehren und bekehren, der muß mit ihnen reden können und ihre Sprache verstehen. Wer sie bekehren will, der muß ihren irrigen Wahn und ihre falsche Religion kennen, der sie hartnäckig anhangen, obgleich sie von der christlichen Religion schon gehört haben. Heidnische Mönche und Pfaffen tun teuflische Wunder, wer die Völker, die ihnen anhangen, zu Christo bekehren will, der muß diesen Pfaffen im Wundertun überlegen sein. Auch fragt sich's, ob die Obrigkeit in einem Heidenland die Predigt des Evangeliums duldet! Und wenn, ob die Untertanen hören dürfen! Ferner müßten alle Missionare eine einheitliche Form der Lehre haben, sonst ist das Unheil, das sie anrichten, größer als das Heil. Überdies sind viele Heidenvölker so wild, daß sie gar keinen Weißen unter sich dulden, sondern ihn sogleich umbringen. Überdies haben die Heiden Mosen und die Propheten, Christum und die Apostel, laß sie dieselbigen hören!

Mosen und die Propheten tragen die in alle Welt zerstreuten Juden umher, und mitten unter den Türken, Persianern, Arabern, Indianern, durch Asien mitten durch, zu beiden Seiten, wohnen viel Millionen Christen; die äußersten Meeresküsten beherrschen Engländer, Holländer, Portugiesen, Spanier; mitten in Afrika herrschen weit und breit die abyssinischen Christen. Aber tiefer eindringen können auch die mächtigsten Potentaten in Europa nicht, und eine Hand voll armer Deutschen sollte da Raum finden? Die Christen, die unter den Heiden leben, beten genug um der Heiden Heil, aber sie sehen, daß der Heiden Türen ihnen nicht offen stehen. Wollt Ihr also dahin, wo noch keine Christen unter den Heiden leben? Zu den Japanern? Die haben vor 30 Jahren ihre christlichen Gemeinden grausam ausgerottet und lassen bei Leibesstrafe nicht einmal christliche Handelsleute ins Land! In China haben erst neulich die Tartern die Christen und ihre Prediger erbärmlich ermordet. In Afrika können wir nicht anlanden, müßten uns erst mit den Seeräubern, die das Ufer beherrschen, schlagen, dann durch die mohammedanischen Königreiche hindurch, dann kommen wir zu den Heiden — und sind stumm und taub, denn wir verstehen ihre Sprache nicht; lieber Justiane, hört einmal auf zu träumen! Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen! Was wollt Ihr die arme zerrüttete Kirche Christi mit Eurem Fluchen und Lastern noch mehr zerrütten? Ziehet hin und nehmt mit Euch die Eures Geistes sind, die Eure Fluchscharteken, weil sie in Deutschland nicht mehr befördert werden können, drucken lassen zu Amsterdam!

Die von Euch gesuchte Jesusgesellschaft hat einen feinen Schein, ist aber unchristlich, ohne Gottes Befehl und Verheißung, ja sonnenklärlich wider unsren

Heiland Jesum Christum. Jesum liebende Christen klagen nicht andre an, sondern sie klagen Gott den betrübten Zustand, schaffen mit Furcht und Zittern, daß sie selig werden und schreien Tag und Nacht: Komm, Herr Jesu! Komme bald! Amen."

Ursinus erreichte mit dieser Schrift, in der er teilweise mit ganz wertlosen Gründen streitet und in der Tat wenig von der Gesinnung der Jünger Christi an den Tag legt, seinen Zweck vollkommen. Die Anhänger Welz' zogen sich von ihm zurück, Welz selbst wurde gezwungen Regensburg zu verlassen, sein Freund Gichtel aber, der fortfuhr, gegen Geistlichkeit und Obrigkeit scharf vorzugehen, wurde gefangen gesetzt und nach einigen Monaten, aller seiner Güter beraubt, aus der Stadt verbannt.

Nach diesen traurigen Erfahrungen wagte Welz nicht, noch einen dritten Versuch in Deutschland zu machen. Er begab sich deshalb nach Zwolle in Holland zu dem Prediger Friedrich Breckling an der dortigen lutherischen Gemeinde. Aus mancherlei derben und scharfen Streitschriften war ihm Brecklings Erbitterung gegen die damalige lutherische Kirche bekannt, und Breckling schrieb dann auch mehrere Verteidigungsschriften des Welzschen Plans.

Mit Recht sagte er in einer derselben, Ursinus lasse in seiner Schrift nichts als fleischliche Vernunft blicken und verwerfe das Werk der Heidenmission, weil es ihm in seinem fleischlichen Sinn untunlich erscheine. Aber mit dem trägen Knecht, der sein Pfund vergrub, mit den Leuten von Capernaum werden die in die äußerste Finsternis hinausgeworfen werden, die Christi Diener heißen und seinen Willen nicht getan haben.

Ob die von Justinian von Welz ins Leben gerufene Jesus liebende Gesellschaft zahlreiche Mitglieder gehabt, und wie lange sie bestanden hat, läßt sich nicht feststellen. Auch seine Vorschläge blieben ohne dauernden Erfolg.

Als Welz sah, daß alle seine und seiner Freunde Bemühungen nichts fruchteten und niemand sich dazu verstehen wollte, in fremden unbekannten Ländern den Heiden das Evangelium zu predigen, beschloß er selbst mit gutem Beispiel voranzugehen und sich selbst nach Südamerika aufzumachen. Da er seiner Ansicht nach eines ordentlichen Berufs und Aussendung bedurfte, ließ er sich von Breckling zum Apostel der Heiden feierlich ordinieren. Dann versammelte er seine Freunde noch einmal um sich und hielt ihnen eine herzergreifende Abschiedsrede. Er sagte darin u. a.: „Wenn ich am jüngsten Tage einmal werde Rechenschaft ablegen müssen über mein Leben, dann wird Christus mich nicht fragen: Justiniane, hast du gelebt deinem Freiherrnstande gemäß, hast du dich auch reputierlich gehalten? Sondern: Justiniane, hast du deine christlichen Pfunde zu Gottes Ehre und deines Nächsten Besserung angelegt? O ihr Weltkinder, liebet immerhin eure eitle Mutter, die Welt, und belustigt euch mit ihr, eure Freude währt doch nur eine kleine Weile. Ich wende mich zu dir, allerliebster Herr Jesu, und übergebe dir Seele und Leib und jedes Glied besonders."

Nicht sogleich nach dieser Abschiedsrede machte sich Welz auf den Weg, sondern er blieb vorderhand noch in Europa. Erst 1666 finden wir ihn in

Amsterdam, bereit seine Missionspläne zu verwirklichen. Noch einmal hatte er den Versuch gemacht, auch andere für das Bekehrungswerk zu gewinnen. Aber er hatte nicht den geringsten Erfolg. Die Studenten der Theologie in Deutschland, an die er einen Aufruf hatte ergehen lassen, kamen nicht, ja die Generalstaaten untersagten Welz jedes weitere Unternehmen.

Nun zögerte Welz nicht länger, niemand wollte ja auf ihn hören. Gichtel wollte ihn begleiten, aber er ließ ihn zurück, damit er dennoch in der Heimat weiter werbe. Er selbst schiffte sich nach Suriname und Essequibo ein, um die dortigen heidnischen Bewohner dieser holländischen Kolonie zu bekehren. Aber schon im Anfang des Jahres 1668 fand er daselbst seinen Tod. Ob er noch hat wirken können, oder Erfolg gesehen, wir wissen es nicht. So ist Justinian von Welz dahingestorben, einsam und verlassen, ein Opfer seines selbsterwählten Berufs, ein leuchtendes Vorbild für alle Zeiten im Glaubensmut und freudiger Bereitwilligkeit, alles, auch das eigne Leben hinzugeben um Christi willen. Und hat er auch damals seinen Stand und seine Würde, Hab und Gut, Zeit und Kraft, ja sein Leben scheinbar umsonst geopfert, so wird doch sein Name als eines treuen Arbeiters im Weinberge des Herrn unvergessen sein.

Es war wie wenn in einer milden Periode des Dezembers die Schneeglöckchen ihre Häupter emporstrecken — und doch ist der Frühling noch weit. Winterfrost und Schnee hält noch Feld und Garten gefangen. Aber ein paar Monate weiter! Dann kommen Tage, wo Frühlingsstimmung in der Luft liegt, Frühlingsahnen!



3. Kapitel.

Frühlingsahnen.

1. August Hermann Francke.

In Halle a. d. Saale steht das weltbekannte Waisenhaus A. H. Franckes. Am Ostende des langen, von allen vier Seiten von hohen Gebäuden eingeschlossenen Hofes auf einer Terrasse vor der Wohnung des Direktors erhebt sich das Standbild des berühmten Stifters dieser großartigen Anstalten. Zwei Waisenknaben, deren einem er die Hand segnend aufs Haupt legt, schauen voll Verehrung und Dankbarkeit zu ihrem Wohltäter auf, dem die Freundlichkeit und Kindlichkeit im Angesicht geschrieben steht. Nun, der hallische Waisenvater ist auch der eigentliche deutsche Missionsvater. Hat er auch nicht direkt die ersten deutschen Missionare ausgesandt, so hat er doch dafür gesorgt, daß hinter diesen Missionaren eine betende und gebende Missionsgemeinde in der Heimat stand, und daß immer neue Arbeiter unter die Heiden ausgesandt wurden. Auch die ersten Missionsblätter hat er ausgehen lassen und verstanden, hin und her durch das deutsche Land und über die Grenzen desselben hinaus die Herzen für die Heidenmission warm zu machen.

August Hermann Francke war 1663 in Lübeck geboren, wo sein Vater Syndikus und Doktor der Rechte war. Nach des Vaters Tode erzog ihn die fromme Mutter. Als Vierzehnjähriger schon war der hochbegabte Jüngling reif zur Hochschule. Seine Begabung hatte ihn eitel gemacht, und er hatte die Theologie, die er studierte, im Kopfe, aber nicht im Herzen, bis er, von Zweifeln gequält, in brünstigem Gebet ein neues Herz und einen gewissen Geist vom Herrn geschenkt erhielt. Von nun an erfüllte die Gewißheit und Süßigkeit des Glaubens sein Herz und durchdrang und beseelte all sein Tun. Als Professor der orientalischen Sprachen und als Pfarrer wurde er 1692 nach Halle berufen, und so wurde von 1692—1727, dem Tode Franckes, Halle die Stätte des wunderbaren Wirkens dieses Glaubensmannes.

Es war im Jahre 1705. Der unselige Krieg mit Karl XII. war zu Ende. Durch das dänische Land läuteten die Glocken und in den Kirchen sang man „Herr Gott, dich loben wir", König Friedrich IV. verließ in tiefer Bewegung das Gotteshaus.

Er ließ bald darauf seinen Hofprediger Dr. Lütkens zu sich kommen und hatte mit ihm eine lange, ernste Unterredung. Weit hinaus gingen die Königsgedanken. Seine Untertanen, die in fremden Erdteilen dem dänischen Zepter gehorchten, aber noch Heiden waren, seine Kolonien standen ihm vor der Seele. Schon als Kronprinz hatte Friedrich daran gedacht, man müsse sich ihrer annehmen, aber jetzt, da Gott seinem Lande den edeln goldnen Frieden wiedergeschenkt, drückte ihn sein unbezahltes Gelübde. Plötzlich kam er im Gespräch deutlich mit seinem Entschluß heraus: „An Geld soll es nicht fehlen, schafft uns nur Menschen, die hinausgehen, um den Heiden das Evangelium zu predigen." Ja, aber der Hofprediger wußte in ganz Dänemark keinen Einzigen, der das zu tun bereit wäre. Doch der König ließ nicht nach. „Ist es doch keine königlich dänische Sache, sondern Reichsgottessache, darum suchet nach Missionaren!"

So setzte sich denn der Hofprediger hin und schrieb an seine Freunde in Berlin — er war von Berlin nach Kopenhagen einst berufen worden. — Dort war der berühmte Philipp Jakob Spener, einer der mächtigsten Zeugen Gottes in der evangelischen Kirche seit Luther. Durch ihn war eine große geistliche Bewegung in die Kirche gekommen, die man „pietistische" nennt.



Das Francke-Denkmal zu Halle a. d. Saale von Chr. Rauch.

„Wer ist ein Pietist?" — „Der Gottes Wort studiert
Und nach demselben auch ein heilig Leben führt." *)

Spener und seine Freunde hatten schon längst die Verpflichtung der Kirche erkannt, sich der Heiden anzunehmen, aber hätte Gott nicht selber Rat geschafft, so hätten sie dem dänischen Hofprediger auch keinen Missionar nachweisen können.

*) Ich kann mir nicht versagen, hier auf das wahrhaft köstliche Gespräch hinzuweisen, welches Kaiser Wilhelm I. und Fürst Bismarck darüber hatten, wer ein Pietist sei. Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, Teil II, Seite 279.

Aber Gott sendet stets zur rechten Zeit die rechten Männer. Ostern 1703 trat ein Jüngling bei Francke ein, der sich als Studiosus Bartholomäus Ziegenbalg vorstellte und um Rat für seine Studien bat. Er hatte schon als Görlitzer Gymnasiast mit Francke korrespondiert, dessen Predigten ihn erweckt hatten. Freundlich nahm sich Francke seiner an, verschaffte ihm Privatstunden, da er arm und verwaist war, und stellte ihn später als Lehrer und Hilfsprediger an.

An Ziegenbalg, der, ehe er nach Halle kam, in Berlin gewesen und von Spener und dem Baron von Canstein, dem nachmaligen Begründer der Halleschen Bibelanstalt, freundlich unterstützt worden war, dachten Dr. Lütkens Freunde, als dessen Brief kam. Man fragte bei Ziegenbalg an und dieser sagte freudig ja. Mit ihm zusammen wurde noch ein zweiter Missionar berufen: Heinrich Plütschau; beide hatten sich auf der Universität sehr nahe gestanden.



Hofprediger Lütkens.

Hoch schlug Franckes Herz vor Freude. Jetzt sah er die Missionspläne sich verwirklichen, die er längst gehegt. Hatte er doch mit dem berühmtesten Philosophen seiner Zeit, dem gelehrten Leibnitz, brieflich darüber verhandelt und einen Plan ausgearbeitet, um mit Hilfe des Königs von Preußen eine Mission in China zu unternehmen. Nun durfte er das Werkzeug sein, durch das Ziegenbalg die Missionspläne des Königs von Dänemark ausführte.

Schon am 15. Oktober finden wir Ziegenbalg und Plütschau in Kopenhagen, aber mit offenen Armen wurden sie eigentlich nur vom König, der Königin und dem Hofprediger empfangen, sonst begegneten sie als Ausländer überall Mißtrauen und Verdächtigungen, ja der Bischof mußte gezwungen werden, die beiden Missionare zu ordinieren. Am 29. November lichtete das Schiff die Anker und nach langer, gefahrenreicher Seefahrt landeten die Sendboten am 9. Juni 1706 in Trankebar auf der Westküste von Ostindien.

Wie hat Francke den beiden Männern mit seinen Gebeten das Geleit gegeben! Wie hat er sie mit seinem Gebet getragen, als Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten in der jungen dänischen Mission sich häuften! Ziegenbalg hatte geschrieben, die zweitausend Taler, welche König Friedrich jährlich zur Unterhaltung der Mission bestimmt, seien wie ein Tropfen



August Hermann Francke.
(Nach dem Kupferstiche von B. Vogel.)

auf einen heißen Stein, die deutsche Christenheit möge helfen um Gottes willen.

Die Hilfe kam und zwar — von Halle. Francke hatte den Glaubensmut, neben den freiwilligen Gaben für sein Waisenhaus auch noch um Gaben für die ostindische Mission zu bitten. Und die Gaben kamen und gingen nach Indien. Und zwar strömten sie zeitweise von allen Seiten herbei, worüber man sich doch aufs Äußerste verwundern muß, da ja doch die Heidenmission noch gar nichts Populäres und allgemein Beliebtes war. Bis zu 700 Talern wuchsen die Gaben an, und als Francke die Bitte um Missionsgaben in die eben entstandene, dem Waisenhaus privilegierte Hallesche Zeitung setzen ließ, wurden 870 Taler daraus, denen ein Herr von Goden noch 300 zulegte. Am 16. November 1708 quittierte Lütkens über fast 1100 Reichstaler, denen er aus einer Kopenhagener Kollekte 1027 Taler, ferner 200 vom Prinzen Karl und 1200 vom König zulegen konnte. Diese Summe wurde den Missionaren übersandt. Dies war also die erste deutsche Geldgabe an die Mission, unter Missionsfreunden kollektiert.

Wichtiger aber als alles Geld sind in der Mission Männer, vom heiligen Geist erfüllt, welche Zeugen Christi unter den Heiden sind. Und an solchen Männern mangelte es Francke nicht, wenn aus Indien der Ruf kam: mehr Arbeiter in des Herrn Ernte!

Johann Ernst Gründler war der erste, den Francke den beiden Bahnbrechern nachsandte. Gründler war so begeistert von den ersten Nachrichten aus Indien, daß er auch hinauszugehen beschloß und nichts ihn in seinem Entschluß wankend machen konnte. Und ebenso wie ihm brannte noch einem anderen, dem Studiosus Polycarpus Jordan, das Herz für die armen Heiden. Am 20. Juli 1709, nach achtmonatlicher Fahrt von Kopenhagen, landeten sie glücklich in Indien. Sie sind nicht die einzigen geblieben, die von Halle nach Ostindien schwammen. Es seien nur die Namen Schultz, Dal, Kistenmacher, Fabricius, Bosse, Pressier, Walther, Gericke und Schwarz genannt, von denen wir im zweiten Teil dieses Buches zum Teil noch hören werden.

So hat Francke der Mission gedient, indem er für Geldmittel und Menschen sorgte. Das Waisenhaus war zu einem Missionshause geworden und der Waisenvater zu einem Missionsdirektor. Francke hat auch diese dänisch-indische Mission vom Untergang gerettet.

In Kopenhagen fiel Lütkens in Ungnade, und nach seinem Tode im August 1712 kamen Missionsgegner ans Ruder. Und wenn es auch nicht Männer waren, die das Missionswerk hindern wollten, so hinderten sie es tatsächlich durch ihren Unverstand. In der Instruktion, die die dänische Missionskommission den Missionaren sandte, lag gerade eine Verurteilung der Art ihrer bisherigen Arbeitsführung. Leute, die von der Sache nichts verstanden, machten den Missionaren den Vorwurf, sie bewegten sich zu viel in äußerlichen Dingen und vernachlässigten darüber die Sorge um die Seelen ihrer Pflegebefohlenen, auch hätten sie nicht gut daran getan, sich zu verheiraten! Ziegenbalg schreibt

um Geld zum Bau einer Kirche und Schule und der Sekretär des Kopenhagener Missionskollegiums schreibt zurück: „Asia muß sich in äußerlichen Dingen selbst helfen können ohne Europa und muß aus Europa nur das Göttliche und Himmlische haben, das Wort Gottes und das ewige Leben, oder es wird nichts daraus! Geld zu Kirchen, Essen und Trinken soll Europa nicht nach Asien senden, das wird allzu weitläufig, auch Europa muß Zulänglichkeit haben!"

Was wäre aus der Mission geworden, hätte man nicht in Halle treu und noch treuer zur Sache gehalten, die von A. H. Francke begründete Hallesche Missionskasse, von Gegnern der Anfangszeit die „Hällische" Kasse zur Unterscheidung von der Kopenhagener Missionskasse genannt, hat die Überstehung dieser und noch mancher Krisis ermöglicht. Die Kasse besteht bis zum heutigen Tag, wenn auch seit Jahrzehnten fast nur aus Legatzinsen gespeist. Und wie wußte Francke zum Geben zu bewegen! „So Jemand bedenket," schreibt er einmal, „daß er Juwelen, Perlen, köstliche Steine, Ringe,. Ketten und anderen Schmuck entweder bisher ohne Gebrauch liegen hat, oder zur bloßen Eitelkeit und im Überfluß an seinem Leibe getragen, item, daß er viel güldenes und silbernes Geschirr in Kisten und Kasten verschlossen hat, ohne daß Gott und Menschen im geringsten damit gedient sei — —!"

So enthalten denn auch die handschriftlichen ältesten Missionsrechnungen wahrhaft herzerquickende Beispiele von Opfersinn. Neubauer, der erste treue Missionskassierer, gibt Schmucksachen, Frau von Gersdorff gestickte Vorhänge, 600 Taler wert, die schlesische Gräfin Gfug einen für 200 Reichstaler verkauften Schmuck, Baronin von Morawitzki-Branitz einen Diamantring, für den 286 Reichstaler gelöst wurden, von ihrem Mann silberne Leuchter, eine Schnalle mit Diamanten, 50 Reichstaler; dann gingen ein: Becher, seltene ausländische Münzen, Armbänder, Kelche, Altartuch, verschiedener Frauenschmuck; von Fräulein von Wolfskehl-Ansbach: Kreuz und Ring mit Smaragden; aus Steinburg: güldene Kette für die Missionarien, im Werte von 9½ Kronen. Auch von Pferdegeschirren wurde das Silber genommen. In dem Umfang Ähnliches findet sich nur 1813 beim Ausbruch des Befreiungskrieges. Auch hier galt es einen heiligen Krieg des Königs aller Könige zur Befreiung von Sündensklaven!

Daß aber das Verwalten der Missionsgelder mehr bedeutete als Einnehmen und Absenden, daß die Geber anfingen, scharfe Kritik zu üben an dem, was mit dem Geld in Indien angefangen wurde und damit in denselben Kerb hieben wie das Kopenhagener Missionskollegium, das geht aus manchem Brief an Francke hervor, und es bedurfte großer Weisheit und Liebe, die sich nicht erbittern läßt, um fest zu bleiben.

Zwar Ziegenbalgs Geschick konnte Franckes Liebe nicht mehr aufhalten. In seinem vom Kummer über das Missionskollegium schwer getroffenen Herzen arbeitete der Tod, und als er am 23. Februar 1719 starb, wollte auch Gründler den Mut verlieren und die Predigt einstellen. Aber da kam wieder ein Brief aus Halle, und als er den Brief gelesen hatte, da sagte er: „ich bleibe." Jedes

Wort in diesem Brief klang ihm wie eines Engels Stimme; das war ja Franckes Art, so zu reden. Und hinter dem Brief folgte noch mehr: Gelder und Gaben, dazu drei neue Arbeiter im Weinberg des Herrn, und Gründler konnte die Ankömmlinge in ihre neue Aufgabe noch einweisen, ehe er 1720 starb.

Aber nicht bloß in Deutschland hat der Hallesche Waisenvater die Missionsliebe geweckt, auch nach England drang seine Stimme hinüber, wo man später das heilige Werk mit so großem Eifer betrieb. Ein Schüler Franckes, A. W. Böhme, der nach England übergesiedelt war, übersetzte Ziegenbalgs und Plütschaus Briefe ins Englische. Bald erschienen diese indischen Briefe in neuer Auflage und englisches Geld floß nach Indien!



Die Franckeschen Stiftungen zu Halle a. d. Saale.

Wie wichtig Missionsschriften für die Erweckung von Missionsinteresse sind, hatte Francke ebenfalls schon längst erkannt. Er ist derjenige, der die erste Missionsschrift herausgegeben hat. Den Anfang machten die Briefe der indischen Missionen an Dr. Lütkens, und die sodann regelmäßig erscheinenden „Nachrichten aus der ostindischen Mission“ weckten immer mehr Herzen für das heilige Werk.

August Hermann Francke war durch und durch ein Glaubensmann. Wie er mit der Tat liebte, so glaubte er auch mit der Wahrheit. Das Evangelium von der Rettung des Sünders allein durch den Glauben an Christum Jesum, den Sohn und das Lamm Gottes war ihm eine ganz gewisse Sache, deren Wahrheit er an sich selbst erfahren hatte. Darum wollte er auch andere desselben Heils teilhaftig machen. Und wenn er nicht selbst hinausgehen konnte zu den Heiden, so trieb es ihn, durch Gebet und Gaben die Männer zu unter-

stützen, die hinausgingen. Von A. H. Francke heißt es: „Er ist gestorben und lebet noch!“

So viel geht mit aller Klarheit aus dem Wirken Franckes für die Heidenmission hervor:

Erst durch die pietistische Richtung in der lutherischen Kirche wurde es einem Fürsten ermöglicht, eine Mission für seine heidnischen Untertanen ins Leben zu rufen. Diese Mission aber, als königlich fundierte Staatsanstalt, hat wirkliches Leben nur entfaltet, solange und soweit sie sich von der Direktion einer Anstalt freier Liebestätigkeit und dem damit verbundenen Kreis betender Geber tragen und bestimmen ließ. Die Franckeschen Stiftungen in ihrer Verbindung mit der Universität bildeten die Missionare, deren Universitätsbildung als selbstverständliches Erfordernis galt. Sie blieben im Zusammenhang mit dem Haus ihrer geistlichen Heimat und unterstellten sich der Beratung und Leitung der im Liebesdienst geschulten Stiftungsdirektoren. Alle im Waisenhaus erprobten Einrichtungen, wie Buchdruckerei, Bibelanstalt, Apotheke, Erziehungstätigkeit in den Schulen, katechetische Unterrichtsmethode dienten dem Missionswerk und wurden, soweit als möglich, in die indische Mission übertragen, die Direktoren wurden Redakteure einer Missionszeitschrift u. s. w. Und das alles lag in der Person des ersten Direktors A. H. Francke keimhaft beschlossen. Wohl allen Direktoren bis in die fernsten Zeiten, welche im Geist Franckes arbeiten und beten. Auf dem Giebel des Haupthauses der Franckeschen Stiftungen befindet sich das Bild eines zur Sonne strebenden Adlers mit der Umschrift Jes. 40, 31: „Die auf den Herrn harren, die kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler!“ Es ist bedauerungswürdig, wie ein mit heimatlicher Arbeit bereits überlasteter Mann auch für die Heidenmission eine so energische Tätigkeit entfaltete und so hochherzig für sie Gaben sammelte. In Francke ist die heimatliche Rettungsarbeit mit der Heidenmission in schönster Weise verbunden, zum Zeichen für alle Zeiten, daß die, welche die eine tun, die andre nicht lassen. In der Halleschen Missionsatmosphäre entstand auch später das erste wirkliche Missionslied Bogatzkys:

Wach auf du Geist der ersten Zeugen,
Die auf der Mau'r als treue Wächter stehn,
Die Tag und Nächte nimmer schweigen
Und die getrost dem Feind entgegengehn.
Ja deren Schall die ganze Welt durchdringt
Und aller Völker Scharen zu dir bringt!

Der Königl. Dänischen Missionarien
aus
Ost-Indien
eingesandter
Ausführlichen



Erster Theil,

Von dem Werck ihres Amts unter den Heyden, ange- richteten Schulen und Gemeinen, ereigneten Hindernissen und schweren Umständen; Beschaffenheit des Malabarischen Heydenthums, gepflogenen brieflicher Correspondentz und mündlichen Unterredungen mit selbigen Heyden; des einen Missionarii Heraus-Reise nach Europa, auch glücklichen Zurückkunft in Ost-Indien; und übrigen Merckwürdigkeiten, so von ihnen, seit ihrer Abreise nach Indien bis zum August des 1716ten Jahres, heraus geschrieben, und hier von Zeit zu Zeit in verschiedenen Fortsetzungen ediret sind;

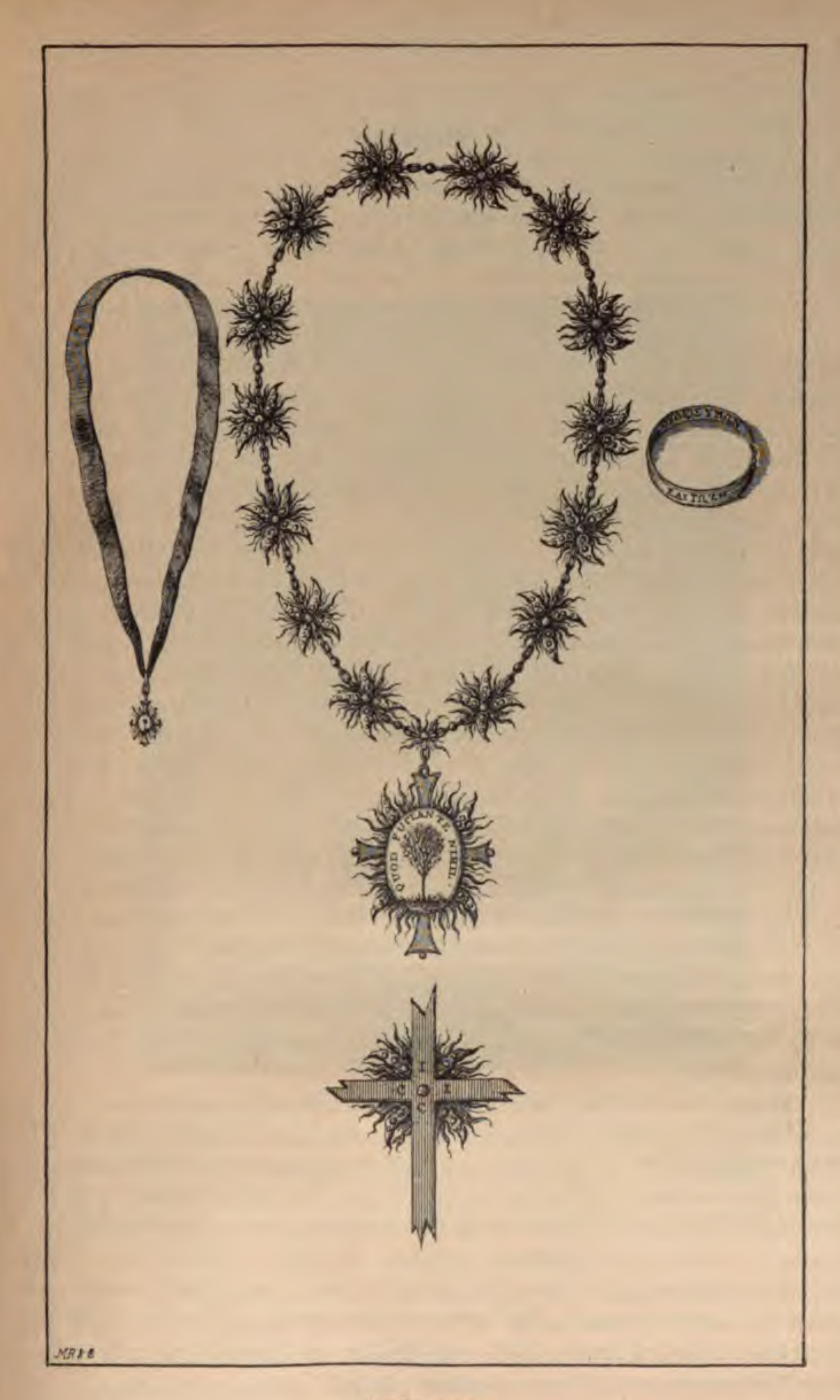
Vom Ersten ausführlichen Bericht an
bis zu dessen zwölfter Continuation mitgetheilet.
Nebst einem vollständigen Register





HALLE, in Verlegung des Wäysen-Hauses. MDCCXXXV.

Titel der ersten Missions-Zeitschrift.
In Originalgröße wiedergegeben.



Senfkornorden.

2. Zinzendorf.

Zu dem Waisen- und Missionsvater in Halle wurden nicht nur arme Waisenkinder gebracht, sondern auch vornehme Familien schickten ihre Söhne dorthin, damit sie in den Franckeschen Schulanstalten erzogen würden. Auch der Graf Zinzendorf wurde dorthin gebracht und besuchte sechs Jahre lang das Pädagogium in Halle. Geboren ist Graf Zinzendorf zu Dresden am 26. Mai 1700. In der Taufe erhielt er die Namen Nikolaus Ludwig, und der berühmte Philipp Jakob Spener war sein Taufpate. Sein Vater, kurfürstlich sächsischer Minister, starb früh; er hatte ihn nicht gekannt. Aber seine fromme Mutter hat ihm so viel von ihm erzählt, daß ihm das Bild des Vaters, „der ein Liebling aller Frommen damaliger Zeit war", klar vor der Seele stand, und die Liebe seines Vaters zu der „Marterperson" des Heilandes ging auf ihn über. Er pflegte vom vierten Lebensjahr an brüderlichen Umgang mit dem Heiland und warf zärtliche Briefe, die er an ihn geschrieben, zum Fenster hinaus, in der Gewißheit, der Heiland werde sie schon bekommen. Bei aller Empfindsamkeit und lebhaften Phantasie war der Knabe doch von ausgezeichneter Denkkraft und Verstandesschärfe. Vom zehnten bis sechzehnten Lebensjahr wurde Zinzendorf auf dem Pädagogium in Halle erzogen, wo Francke noch wirkte. Seine Mutter hatte sich wieder verheiratet und er war solange bei seiner Großmutter, der Freifrau von Gersdorf in Groß-Hennersdorf (Oberlausitz) gewesen. Diese sagte zu Francke, als sie ihren Enkel ihm brachte: „Man muß ihn kurz halten, daß er nicht hochmütig wird und seiner Gaben wegen sich nicht überhebt." Das geschah denn auch. Doch lebte er sich ganz in den Geist des Hauses ein, und die große Idee, das ganze Leben Jesu zu Füßen zu legen, faßte immer festere Wurzel in ihm. Mit gleichgesinnten Kameraden, namentlich mit Fr. v. Watteville, schloß er einen Bund, den sogenannten Senfkornorden. Die Mitglieder verpflichteten sich, nach den noch heute erhaltenen Statuten, die Bekehrung andrer Menschen, auch der Juden und Heiden, sich angelegen sein zu lassen. Mit Watteville schloß Zinzendorf dann noch einen besonderen Bund zur Bekehrung solcher Heiden, an die sich sonst niemand machen würde, durch Werkzeuge, die ihnen Gott schon zuweisen werde.

Woher kam es, daß diese Knaben schon offene Sinne hatten für die Not der Heiden? Der Graf Zinzendorf erklärt es selbst mit folgenden Worten: „Die tägliche Gelegenheit, in des Herrn Professor Franckes Hause erbauliche Nachrichten aus dem Reiche Christi zu hören, Zeugen aus allerlei Landen zu sprechen, Missionarios kennen zu lernen, Verjagte und Gefangene zu sehen, ingleichen die dazumal in vollem Flor stehenden Anstalten, des seligen Mannes eigne Munterkeit in des Herrn Werk, haben den Eifer für des Herrn Sache in mir mächtig gestärkt." Tiefen Eindruck machte auf den jungen Grafen namentlich der Missionar Ziegenbalg, der im Sommer 1715 nach Europa zum Besuch kam und einige bekehrte Malabaren von Indien mitgebracht hatte.

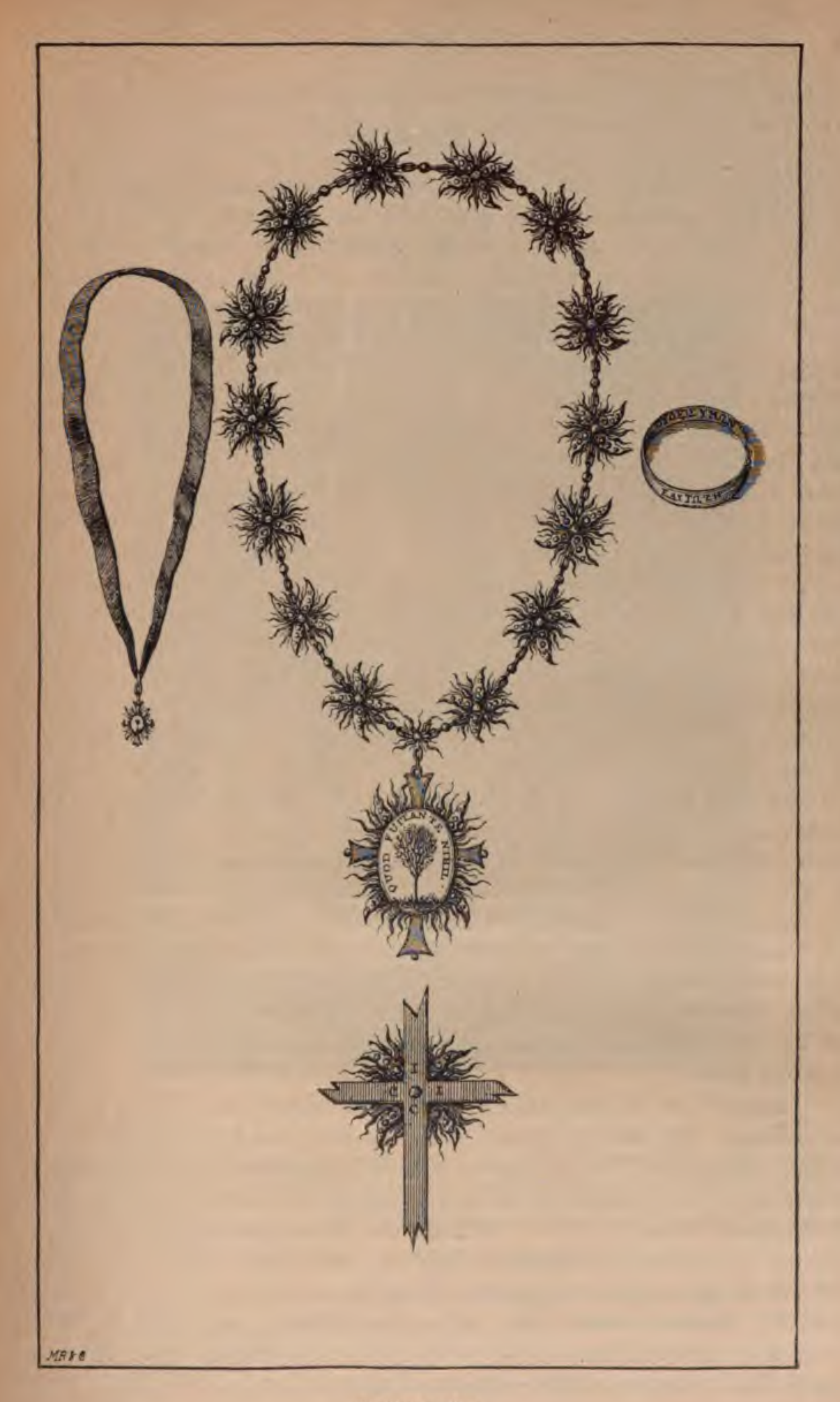
Aber freilich, das Senfkorn „des Senfkornordens entwickelte sich langsam“. Wenn man die nächsten 15 Jahre von Zinzendorfs Leben überschaut, dann denkt man nicht, daß Gott noch so große Dinge durch ihn in der Heidenmission zu tun vorhatte. Seine Verwandten dachten für ihn an hohe Ämter in den Reichen dieser Welt und Gott selbst stellte ihn in ein Amt, das ihm scheinbar zur Missionsarbeit weder Zeit noch Anlaß gab.



Ecce homo von Domenico Feti, geb. 1589 zu Rom, gest. 1624 zu Venedig.

Zinzendorf schreibt in seinem Reisetagebuch unter dem 22. Mai 1719: „Unter vielen hunderten der herrlichen Portraits auf der Galerie (zu Düsseldorf) zog das einzige „Ecce homo“ mein Auge und Gemüt auf sich. Es war der Affekt ganz unvergleichlich exprimiert mit der lateinischen Unterschrift: Das tat ich für dich, was tust du für mich? Mir schoß das Blatt (d. h. mir wurde klar), daß ich hier auch nicht viel würde antworten können, und bat meinen Heiland, mich in die Gemeinschaft seines Leidens mit Gewalt zu reißen, wenn mein Sinn nicht hinein wolle.“

1716 kam Zinzendorf auf die den Pietisten entgegengesetzte Universität Wittenberg, um hier nach dem Willen seines Vormundes die Rechte zu studieren und sich für den Staatsdienst vorzubereiten. Neben den juristischen setzte er aber seine geliebten theologischen Studien privatim fort und wurde im Verkehr mit



Senfkornorden.

2. Zinzendorf.

Zu dem Waisen- und Missionsvater in Halle wurden nicht nur arme Waisenkinder gebracht, sondern auch vornehme Familien schickten ihre Söhne dorthin, damit sie in den Franckeschen Schulanstalten erzogen würden. Auch der Graf Zinzendorf wurde dorthin gebracht und besuchte sechs Jahre lang das Pädagogium in Halle. Geboren ist Graf Zinzendorf zu Dresden am 26. Mai 1700. In der Taufe erhielt er die Namen Nikolaus Ludwig, und der berühmte Philipp Jakob Spener war sein Taufpate. Sein Vater, kurfürstlich sächsischer Minister, starb früh; er hatte ihn nicht gekannt. Aber seine fromme Mutter hat ihm so viel von ihm erzählt, daß ihm das Bild des Vaters, „der ein Liebling aller Frommen damaliger Zeit war", klar vor der Seele stand, und die Liebe seines Vaters zu der „Marterperson" des Heilandes ging auf ihn über. Er pflegte vom vierten Lebensjahr an brüderlichen Umgang mit dem Heiland und warf zärtliche Briefe, die er an ihn geschrieben, zum Fenster hinaus, in der Gewißheit, der Heiland werde sie schon bekommen. Bei aller Empfindsamkeit und lebhaften Phantasie war der Knabe doch von ausgezeichneter Denkkraft und Verstandesschärfe. Vom zehnten bis sechzehnten Lebensjahr wurde Zinzendorf auf dem Pädagogium in Halle erzogen, wo Francke noch wirkte. Seine Mutter hatte sich wieder verheiratet und er war solange bei seiner Großmutter, der Freifrau von Gersdorf in Groß-Hennersdorf (Oberlausitz) gewesen. Diese sagte zu Francke, als sie ihren Enkel ihm brachte: „Man muß ihn kurz halten, daß er nicht hochmütig wird und seiner Gaben wegen sich nicht überhebt." Das geschah denn auch. Doch lebte er sich ganz in den Geist des Hauses ein, und die große Idee, das ganze Leben Jesu zu Füßen zu legen, faßte immer festere Wurzel in ihm. Mit gleichgesinnten Kameraden, namentlich mit Fr. v. Watteville, schloß er einen Bund, den sogenannten Senfkornorden. Die Mitglieder verpflichteten sich, nach den noch heute erhaltenen Statuten, die Bekehrung andrer Menschen, auch der Juden und Heiden, sich angelegen sein zu lassen. Mit Watteville schloß Zinzendorf dann noch einen besonderen Bund zur Bekehrung solcher Heiden, an die sich sonst niemand machen würde, durch Werkzeuge, die ihnen Gott schon zuweisen werde.

Woher kam es, daß diese Knaben schon offene Sinne hatten für die Not der Heiden? Der Graf Zinzendorf erklärt es selbst mit folgenden Worten: „Die tägliche Gelegenheit, in des Herrn Professor Franckes Hause erbauliche Nachrichten aus dem Reiche Christi zu hören, Zeugen aus allerlei Landen zu sprechen, Missionarios kennen zu lernen, Verjagte und Gefangene zu sehen, ingleichen die dazumal in vollem Flor stehenden Anstalten, des seligen Mannes eigne Munterkeit in des Herrn Werk, haben den Eifer für des Herrn Sache in mir mächtig gestärkt." Tiefen Eindruck machte auf den jungen Grafen namentlich der Missionar Ziegenbalg, der im Sommer 1715 nach Europa zum Besuch kam und einige bekehrte Malabaren von Indien mitgebracht hatte.

Aber freilich, das Senfkorn „des Senfkornordens entwickelte sich langsam“. Wenn man die nächsten 15 Jahre von Zinzendorfs Leben überschaut, dann denkt man nicht, daß Gott noch so große Dinge durch ihn in der Heidenmission zu tun vorhatte. Seine Verwandten dachten für ihn an hohe Ämter in den Reichen dieser Welt und Gott selbst stellte ihn in ein Amt, das ihm scheinbar zur Missionsarbeit weder Zeit noch Anlaß gab.



Ecce homo von Domenico Feti, geb. 1589 zu Rom, gest. 1624 zu Venedig.

Zinzendorf schreibt in seinem Reisetagebuch unter dem 22. Mai 1719: „Unter vielen hunderten der herrlichen Portraits auf der Galerie (zu Düsseldorf) zog das einzige „Ecce homo“ mein Auge und Gemüt auf sich. Es war der Affekt ganz unvergleichlich exprimiert mit der lateinischen Unterschrift: Das tat ich für dich, was tust du für mich? Mir schoß das Blatt (d. h. mir wurde klar), daß ich hier auch nicht viel würde antworten können, und bat meinen Heiland, mich in die Gemeinschaft seines Leidens mit Gewalt zu reißen, wenn mein Sinn nicht hinein wolle.“

1716 kam Zinzendorf auf die den Pietisten entgegengesetzte Universität Wittenberg, um hier nach dem Willen seines Vormundes die Rechte zu studieren und sich für den Staatsdienst vorzubereiten. Neben den juristischen setzte er aber seine geliebten theologischen Studien privatim fort und wurde im Verkehr mit

frommen orthodoxen nichtpietistischen Professoren inne, daß nicht alle Orthodoxen Feinde des christlichen Lebens und nicht alle Pietisten lauter wahrhaft Fromme seien. Sehr schwer war es ihm, daß von seinen jungen Freunden aus Halle kein einziger bei ihm war. „Ich bin erbarmungswürdig," schreibt er an einen derselben, „daß ich so ganz allein bin: ich soll mein Lehrer, mein Bestrafer, mein Freund, mein alles sein!"

Nach Absolvierung der juristischen Studien 1719 wurde er auf Reisen ins Ausland geschickt. Erst sollte er nach Holland, dann nach Frankreich gehen. Unterwegs in Düsseldorf traf ihn eine Frage des Heilandes ins Herz. In der dortigen Gemäldegalerie fand er ein Bild des gekreuzigten Heilands mit der lateinischen Umschrift „Das tat ich für dich, was tust du für mich?" „Ich fühlte," schreibt er, „daß ich auf diese Frage nicht viel antworten könne und bat meinen



Herrnhut einst.
(Nach einer Zeichnung aus dem Jahr 1755.)

Heiland, mich in die Gemeinschaft seiner Leiden mit Gewalt zu reißen, wenn mein Sinn nicht hinein wolle." In Paris suchte Zinzendorf statt der Zerstreuung und weltlichen Lustbarkeiten, welche deutsche Edelleute gewöhnlich in Paris mitmachten, solche Leute auf, die geeignet waren, ihm neue Antriebe zur Frömmigkeit darzubieten. Der edle Kardinal Noailles, Erzbischof von Paris, und andere fromme Bischöfe hatten Wohlgefallen an dem geistvollen Jüngling, der für die Sache Christi und seiner Kirche glühte. Zinzendorf fand die katholischen Prälaten in ihrem Kirchenglauben ebenso fest gegründet, wie er in dem seinigen war, und beide Teile sahen bald von dem Streit über den Glauben ab und suchten sich in der Liebe Christi zu vereinigen und auf diesem Grunde als Brüder zu begrüßen. Auch durch den intimen Verkehr mit frommen Reformierten, die er in Frankreich und Genf kennen lernte, wurde Zinzendorfs Gesichtskreis erweitert. Schon damals wurde er inne, daß der Herr die Seinen unter allen Konfessionen



Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf im 20. Lebensjahre.
(Nach dem Gemälde von A. Belle in Paris aus dem Jahre 1720.)

hat. Immer mehr erwachte in ihm die Sehnsucht, alle getrennten Kinder Gottes in Eins vereinigt zu sehen, was ja auch das Gebet unsres Hohenpriesters und die Absicht seines Kreuzestodes gewesen ist.

Von seinen Reisen zurückgekehrt, sollte der Graf der Nachfolger Cansteins, Direktor der Anstalten zur Bibelverbreitung, werden. Francke wartete schon auf ihn und segnete ihn feierlich zu diesem Amte ein, aber Zinzendorfs Verwandte widersetzten sich aufs Energischste. Zinzendorf sollte nach ihrem Plan im sächsischen Staatsdienst zu hohen Ämtern aufsteigen. So nahm er denn ein Staatsamt an und wurde Hof- und Justizrat in Dresden. Er war erst 22 Jahre alt. Auch verheiratete er sich mit der Gräfin Erdmuthe Dorothea von Reuß, einer gleichgestimmten Seele, wie aus dem Bund hervorgeht, den beide am Hochzeitstage



Herrnhut jetzt.
(Nach einer photographischen Naturaufnahme.)

eingingen: „auf des Herrn Wink alle Stund' den Pilgerstab in die Hand zu nehmen und zu den Heiden zu gehen, um ihnen den Heiland zu predigen."

Auch kaufte er 1722 von seiner Großmutter das Gut Berthelsdorf, zu welchem der unbebaute Hutberg gehörte. Am 22. Dezember 1722 besuchte der Graf zum erstenmale seit seiner Vermählung die neuerworbene Besitzung. Am Fuße des Hutberges führt der Weg die Reisenden vorbei. Da erblickten sie im Walde ein Licht, das aus einem neu erbauten Hause herüberleuchtete. Es war das erste Haus der ersten ausgewanderten mährischen Brüder, welches diese mit des Grafen Erlaubnis auf dessen Grund und Boden erbaut hatten. Der Graf stieg aus, trat in die Hütte, bewillkommte herzlich die Bewohner, fiel mit ihnen auf die Knie und betete inbrünstig um Gottes Segen für die neuen Ansiedler. Das ist der Anfang von Herrnhut. Wo kamen diese Leute her?

Die mährischen Brüder sind geistliche Nachkommen der alten böhmischen Hussiten, die seit dem Anfang des dreißigjährigen Krieges unendlich Schweres

hatten erdulden müssen, und deshalb ausgewandert waren, um da oder dort Zuflucht und freie Religionsübung zu finden. Die Kirche der böhmisch-mährischen Brüder war eine Märtyrerkirche, ausgezeichnet durch reine Lehre, schöne biblische Kirchenordnung und Kirchenzucht. Längst vor der Reformation bestehend, suchten und fanden sie Anschluß an Luther, ohne indessen sich in die große Masse der evangelischen Landeskirchen aufzulösen. Als nun um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts unter den Brüdern in Böhmen und Mähren eine neue Erweckung stattfand und neue Bedrückungen veranlaßte, suchten die Bedrückten einen Ort, wo sie unangefochten ihres Glaubens leben könnten. Zinzendorfs Großvater, Erasmus Graf von Zinzendorf, hatte einst um seines Glaubens willen sein Vaterland Österreich und seine Güter verlassen müssen; an seinen Enkel, eben unsern Grafen, wandten sich nun diese Flüchtlinge. Und Zinzendorf erlaubte ihnen, sich auf seinem Gebiet niederzulassen und ließ ihnen Holz zum Bau anweisen. Am Hutberg bei Berthelsdorf wurde am 17. Juni 1722 der erste Baum gefällt und der Haushofmeister von Berthelsdorf schrieb in dem Bericht über den Fortgang des Baus an den Grafen: „Gott segne dieses Werk nach seiner Güte und verschaffe, daß Ew. Exzellenz an dem Berge, der der Hutberg heißt, eine Stadt baue, die nicht nur unter des Herren Hut steht, sondern, da auch alle Einwohner auf des Herren Hut stehen, daß Tag und Nacht kein Schweigen unter ihnen sei."

Bald kamen mehr Familien und immer mehr. 1724 wohnten bereits 400 Personen in Herrnhut, 1732 waren es 600. So bildete sich die Brüdergemeinde. Mit Gottes Hilfe gelang es dem Grafen, die verschiedenen Meinungen über Lehre und Verfassung zu vereinigen, ja bei einer besonders gesegneten Abendmahlsfeier am 13. August 1727 schlossen sich die früher Entzweiten zu einer lebendigen, in Liebe vereinten Gemeinde zusammen.

Am 10. Februar 1728 wurde ein denkwürdiger Bet- und Gemeintag in Herrnhut gehalten. Unter Gesang, Gebet und ernsten Gesprächen saß da der Graf mitten unter seinen Brüdern. Man fühlte sich kräftig angeregt, „etwas Rechtes auf Gott zu wagen". Da wurden entfernte Länder genannt, die Türkei und Mohrenland, Grönland und Lappland. „Aber dahin zu gelangen ist ja unmöglich," wandten die Brüder ein. „Der Herr kann und wird Gnade und Kraft dazu geben," lautete Zinzendorfs Antwort. Dieser kindlichkühne Glaube wirkte also, daß schon am folgenden Tage 26 ledige Brüder zusammenzogen, um sich fertig zu machen, falls der Ruf des Herrn an sie ergehen würde. Durch allerlei Unterricht bereitete man sich in dieser Brüderstube auf den künftigen Missionsdienst vor.

Da kam der äußere Anstoß. 1731 wohnte Zinzendorf der Krönung Christians VI. in Kopenhagen bei. Bei einem dänischen Grafen diente ein westindischer Neger als Kammermohr. Dieser erzählte dem Grafen Zinzendorf und seinen Begleitern viel von dem Elend seiner Volksgenossen und sprach gar beweglich von der Sehnsucht seiner leiblichen Schwester nach der Erkenntnis des wahren Gottes. Tief ergriffen hätte der Graf am liebsten einen seiner Begleiter,

David Nitschmann, sogleich nach Westindien geschickt. Sofort nach der Rückkehr wurde in Herrnhut die Sache vorgetragen. Zwei Brüder erboten sich sogleich, als Missionare hinzugehen. Der Kammermohr Anton kam bald darauf selbst nach Herrnhut. Er sagte den beiden Brüdern, daß sie, um ihren Zweck an den Sklaven zu erreichen, selber Sklaven werden müßten. Aber sie ließen sich nicht irre machen. Nach reiflicher Prüfung der Sache beschloß dann auch die Brüdergemeinde ihre Aussendung und am 21. August 1732 reisten Leonhard Dober und David Nitschmann als die ersten Missionare von Herrnhut ab. Die Instruktion, welche der Graf ihnen gab, war kurz die: „sie sollten sich in allen Dingen vom Geist Gottes leiten lassen."

Fast überall, wohin die Wanderer kamen, schüttelten die Leute über ihr Vorhaben die Köpfe. Nur bei einer frommen Dame, der Gräfin Stolberg-Wernigerode, fanden sie Verständnis und Aufmunterung. Nie hat Dober das Wort vergessen, mit dem diese Jüngerin Jesu sie entließ: „Nun denn, gehet hin, und wenn sie euch auch totschlagen um des Heilands willen, er ist es alles wert. Auch in Kopenhagen erklärte man ihr Vorhaben, die Negersklaven bekehren zu wollen, für einen närrischen Einfall, und die Dänisch-Westindische Kompagnie verweigerte ihnen auf ihren Schiffen die Überfahrt. Aber nichts vermochte die beiden irre zu machen. „Wie wollt ihr denn auf St. Thomas durchkommen?" fragte sie der wohlgesinnte Oberkammerherr von Pleß. — „Wir wollen als Sklaven mit den Negern arbeiten," war die Antwort. — „Und wenn man Euch das nicht erlaubt?" — „So will ich als Zimmermann auf mein Handwerk arbeiten."



Matthäus Stach,
erster Missionar der Brüdergemeinde in Grönland.

Auf einem holländischen Schiff sind sie schließlich von Kopenhagen am 5. Oktober abgesegelt. Am 13. Dezember kamen sie auf St. Thomas an.

Schon 1733 kam es zu einer zweiten Aussendung. In Kopenhagen hatte der Graf auch zwei getaufte Grönländer gesehen und manches von dem Missions-

werk gehört, das der wackere norwegische Pastor Hans Egede seit zehn Jahren unter ihnen trieb. Schon vor Jahr und Tag hatten die Finanzleute am dänischen Hof gefragt: „Soll denn die kostspielige Missionsarbeit noch immer fortgesetzt werden? Friedrich IV. hatte erwidert: „Und wenn auch nur eine Seele gewonnen würde, ist nicht zu viel darauf verwandt." Jetzt, als Christian VI. den Thron bestieg, murrte man aufs neue. Zinzendorf trat nicht nur warm beim König für Egede ein, sondern er trug auch seinen Brüdern die Sache vor. Ihrer zwei waren sofort bereit (Matthäus und Christian Stach, zwei Vettern). Ein dritter wurde ihnen zugeordnet. Nach langer gewissenhafter Prüfung wurden die drei am 19. Januar 1733 ausgesandt. Am 20. Mai stiegen sie zu Godthaab, der dänischen Niederlassung an der Westküste, ans Land, besuchten Egede und bauten sich dann ein Haus, das sie Neu-Herrnhut nannten, und die Geduldsarbeit begann, die eine Segensarbeit wurde. Auf diese kleinen Anfänge der Missionstätigkeit der Brüdergemeinde folgte schnell eine kräftige Fortsetzung. Zu den Lappländern und Samojeden im kalten Norden sandte sie Glaubensboten, und 1733 gingen vier Ehepaare, fünf verheiratete und fünf ledige Brüder unter Führung von Tobias Leupold unter Segel nach Santa Cruz, zehn Meilen südlich von St. Thomas in Westindien. Graf Pleß, den wir schon kennen gelernt, hatte sich von der Brüdergemeinde Kolonisten erbeten, welche auf der Insel Santa Cruz, wo der Graf ausgedehnte Ländereien besaß, Plantagen einrichten und dabei den Negersklaven das Evangelium verkünden sollten. Aber das Klima auf der Insel war sehr ungesund; binnen Jahresfrist starben neun Personen am Fieber, und als auch Leupold ein Jahr später dem Klima erlegen war, kehrten die übrigen krank nach Europa zurück. Voll Trauer, aber nicht ohne Hoffnung, sang man damals in Herrnhut den Vers, den Zinzendorf gedichtet, als die Nachricht vom Tod der zehnten Person unter den Missionsgeschwistern in Westindien eingetroffen war:

Es wurden zehn dahingesät,
Als wären sie verloren;
Auf ihren Beeten aber steht:
„Das ist die Saat der Mohren!"

1735 waren Pilger von Herrhut ausgezogen, welche in Georgien in Nordamerika eine Kolonie gegründet hatten. August Gottlieb Spangenberg, der zweite Gründer der Brüdergemeinde, war der Vorsteher dieser Pilgergemeinde und lernte mehrere Jahre das Elend der armen Indianer persönlich kennen, und Heinrich Christian Rauch machte sich auf, um die Rothäute in ihren Wäldern zu besuchen. Aus derselben Kolonie stammt auch der eigentliche Indianerapostel David Zeisberger, der dreiundsechzig Jahre lang unter den Indianern gewirkt hat. Doch löste sich diese Kolonie 1740 auf und wanderte nach Pennsylvanien aus. Hier entstand 1742 die erste Brüdergemeinde, welche Bethlehem genannt wurde und ein neuer Mittelpunkt für die Brüdermission geworden ist.

1735 wurden die ersten Brüdermissionare nach Suriname geschickt, jenem fieberheißen sumpfigen Küstenstrich an der Nordostküste Südamerikas mit holländ-



Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, 40 Jahre alt.
(Nach dem Gemälde von J. Kupeczky.)

ngſam“.
nn denkt
n zu tun
Reichen
bar zur

en der
ült auf
r dich,
e ant-
wenn

ſität
eren
aber
mit

Zinzendorfs Gegner hatten es in Kopenhagen durchgesetzt, daß ein königlicher Befehl, den Grafen zu verhaften, nach Westindien ging, aber das Schiff erreichte den Grafen nicht mehr, und als er nun selbst nach Kopenhagen zurückkehrte und der Königin und dem König Adressen von den bekehrten Sklaven und Sklavinnen, von 650 Negern und 250 Negerinnen unterschrieben, vorlegte, dachte der König nicht mehr an verhaften lassen, sondern verschaffte Missionaren und Bekehrten auf Westindien nachdrücklich Schutz.

Auch nach Nordamerika zu den Indianern ist der Graf selbst gekommen. Am 29. November 1741 landete er in New-York. Seine Tochter Benigna Justine hatte ihn begleitet und sie, samt der Ältestin Anna Nitschmann, welche mit ihrem Vater schon über Jahr und Tag in Pennsylvanien lebte, ging mit ihm auf die drei Missionsreisen zu den Indianern.

Die erste Reise begann am 28. Juni 1742 und erstreckte sich von Bethlehem bis Meniolagomekah, einem Delawarendorfe. Fast überall fand er freundliche Aufnahme. Am 14. August traf er eine große Gesandtschaft von sechs Indianernationen, unter denen die Irokesen die mächtigste waren, und ließ ihnen durch seinen Dolmetscher Weißer sagen: er habe des Herrn Wort an sie und ihre Völker, das wolle er ihnen teils selbst, teils durch seine Brüder bringen. Ihre Absicht sei weder Land von ihnen zu kaufen, noch Handel mit ihnen zu treiben, sondern ihnen den Weg zur Seligkeit zu zeigen. Staunend vernahmen die Indianer diese Botschaft und erklärten nach längerer Beratung: „Bruder, du bist diesen weiten Weg übers Meer zu uns gekommen, den Indianern zu predigen. Du hast nicht gewußt, daß wir hier sind, und wir haben nichts von dir gewußt. Das ist von einer hohen Hand droben gekommen. Komm zu uns, du und deine Brüder; ihr sollt uns willkommen sein. Nimm hin diese Wampun-Schnur zum Zeichen, daß unsre Worte Wahrheit sind." So schlossen die Irokesen mit dem Grafen einen Freundschaftsbund, dessen wiederholte Erneuerung später den Brüdern eine ausgedehnte Missionsthätigkeit ermöglichte. Seine zweite Reise unternahm der Graf am 21. August nach Schekomeko, wo er im Umgang mit den getauften Indianern herzerquickende Tage verlebte, mit dem Missionar Rauch wichtige Verabredungen in Bezug auf das Missionswerk traf, eine christliche Gemeindeordnung einführte und die vier Getauften feierlich ins Gehilfenamt einsetzte. „Diese vier nach Geist und Natur inkomparable Indianer," heißt es in einem Briefe des Grafen, „sind rechte Gottesmänner und formieren eine Konferenz, der wir oft mit Staunen beigewohnt haben." Nachdem noch sechs heilsbegierige Indianer getauft und die kleine Gemeinde dadurch auf zehn gewachsen war, verließ Zinzendorf am 4. September Schekomeko. Seine dritte Reise ging zu den Indianern am Susquehanna. Am 28. September wurde er in Schomokin von dem Häuptling Schikellimus freundlich aufgenommen. Dagegen gelang es ihm bei den wilden Schawanos, wo er zwanzig Tage weilte, nicht, ihr Vertrauen zu gewinnen. Sie standen ihm nach seinem Leben. Unter großen Mühen und Gefahren kehrte er nach Bethlehem und von da Anfang 1743 nach Europa zurück. Ende April 1743 trat er unerwartet in die Gebetsversammlung der

Gemeinde in Herrnhaag ein und erstattete den bewegten Brüdern Bericht über seine Reise.

Hinaus in die heidnischen Länder ist Zinzendorf zwar nicht wieder gereist, aber seine Liebe zum Missionswerk ist die gleiche geblieben, er ist der Arbeit nicht müde und an dem Erfolg nicht irre geworden. Zahlreiche Reisen und Verhandlungen hatten nur den Zweck, den Staatsregierungen und Handelsgesellschaften, welche mit heidnischen Völkern zu tun hatten, die Pflicht der Missionsarbeit ans Herz zu legen. Die Missionen draußen hat er wieder und immer wieder aufgerichtet und ermutigt, in der Heimat hat er immer neue Streiter für das Reich Gottes geworben und seine größte Freude war es, neue Sendboten zu den Heiden abordnen zu können. Bei aller Geschäftigkeit aber ist er ein Beter für die Mission gewesen, davon durchdrungen, daß all seine und der Brüder Arbeit ohne Gottes Segen völlig vergeblich.

Seine Einsicht in den Zustand der Heiden ist so klar und bestimmt, daß Missionsfreunde und -feinde noch heute von ihm lernen können. Von den Wilden, „die doch bessre Menschen sind," wußte man schon damals zu reden und manchem Missionar machte man bange, ob er auch recht daran tue, den unschuldigen Heiden unsre Religion aufzudrängen. Einem solchen Missionar schreibt der Graf: „Das Verderben liegt bei ihnen nur in Unwissenheit und Dummheit begraben, und wenn sie nur Wind von unsren Lüsten kriegen so sind sie gleich dahinter drein. Man kann sich unfehlbar darauf verlassen, daß sie so grobe Sünder im Willen sind als die Christen, darum ist mit ihnen wie mit andern Sündern umzugehen. Ihre Sünde besteht, wie unsre auch, im Unglauben und in der Feindschaft gegen das wahre Wesen und in der Gleichgültigkeit gegen den Heiland, wenn sie von ihm hören, und ihr Gewissen sagt's ihnen, daß es so ist, wenn wir uns darauf berufen."

Was nun die Methode und Art betrifft, wie die Missionare unter den Heiden arbeiten sollen, darüber hat Zinzendorf zwar, wie sein Biograph, A. G. Spangenberg schreibt, den ersten Brüdern, die er ausgesandt, keine Instruktion gegeben, sondern er hat die Brüder nur dem Herrn und dem Wort seiner Gnade empfohlen. „Eine Seele zum Heyland zu bringen und was der Heyland sonst mehr geben wird." Das ist die Instruktion, die er den Boten nach St. Thomas mitgab. Aber er selbst hat über die Methode der Evangeliumsverkündigung sehr bestimmte Anschauungen gehabt und dieselben später auch in seiner „Instruktion", dem „Methodus der Wildenbekehrung" und in seinem „Heidenkatechismus" niedergeschrieben.

Die Sünde im Willen ist bei den Heiden dieselbe wie bei uns. Diese kann aber an besonderen Verhältnissen des Landes und Volkes ihren Rückhalt finden. Darum schreibt der Graf in seiner Instruktion: „Sehet euch um, wie es aussieht; lernet verstehen, was die eigentliche Abhaltung der Seelen sei, und der beugt gläubig und weislich vor. Fangt nicht mit öffentlichen Predigten an, sondern mit Zuspruch der einzelnen Seelen, die euch der Heiland anweisen und ihr finden werdet. Wenn's aber von euch begehrt worden, so bezeuget jedermann das Evangelium auch offenbar."

Die Predigt muß ausgehen vom Lamm Gottes. „Laßt euch nicht durch die Vernunft blenden, als müßten die Leute in der Ordnung erst an Gott glauben lernen, danach an Jesum. Es ist falsch; denn daß ein Gott sei, ist ihnen offenbar. Vom Sohn müssen sie unterrichtet werden. Paulus wußte nichts unter den Heiden ohne allein Jesum Christ, und zwar gehangen und gekreuzigt. Zum selig werden braucht's nichts, als an Jesum glauben, und wer die Heiden, ehe sie selig sind, etwas andres lehrt, der macht sie zu Wissern und hindert sie an der Bekehrung durch die Lehre selbst."

In dem Zinzendorfschen „Heidenkatechismus" tritt aufs Stärkste das Bestreben hervor, das gesamte Leben der Heiden unmittelbar zu Christo in Beziehung zu setzen. Man wird aller Heilsgüter teilhaftig in der dankbaren gläubigen Annahme der Erlösung durch Christum. In der demütigen und freudigen Hingabe an Christum als den Herrn erkennt man nun Gott immer mehr. Auf diesem Wege lernt man den Vater kennen. Die Beziehung auf Christum tritt an die Stelle aller natürlichen heidnischen Gottesanschauung. „Wohnen diese Begriffe bei dem Täufling in einem bewegten, gebeugten und liebenden Herzen," so kann die Taufe erfolgen. Die Getauften hat der Missionar allmählich in der christlichen Erkenntnis weiterzuführen. Das kann aber nur innerhalb geordneter Gemeindeeinrichtungen geschehen. Diese sind so zu gestalten, daß sie zwar apostolisch sind, aber doch den natürlichen Lebensverhältnissen des betreffenden Volkes nur mit Hinwegräumung des Aberglaubens entsprechen.

Mit dem Christentum unverträgliche Sitten sind zu beseitigen, aber es ist möglichst schonend zu verfahren. „Die Vielweiberei ist ihnen zu wehren, wenn sie erst vorkommen soll: wo sie aber schon Weiber haben, da behalten sie solche bis auf weitere Anfrage. Denn dabei kann viel Ungerechtigkeit und Parteilichkeit vorgehen. Ihr müßt ihnen aus der Heiligen Schrift heilige Begriffe von der Ehe, von ihrer Einsetzung, von der Natur der Liebe, von der Armut Jesu und von seiner Niedrigkeit beibringen. Messet die Seelen nicht mit der Herrnhuter Elle und fordert von den Mohren und Mohrinnen, die ihren Sinn geändert, nicht Sachen, die wir von unsern Mitstreitern in Herrnhut prätendieren."

In welchem Verhältnis für Zinzendorf die Missionsarbeit zu dem Glauben an das Kommen des Reiches Gottes auf Erden steht, geht aus folgenden Worten seiner Heidenboteninstruktion von 1738 hervor:

„Ist an einem Ort nur jemand da und ist er nur vierzehn Tage da, der Jesum kennt und es jemand anders sagt: so kann in zehn Jahren danach eine Seele, mit der es wie mit Cornelio bewandt ist, durch die Weisheit des Heilandes an den Menschen gebracht werden, der es von dem gehört hat, der nur vier Wochen in demselbigen Lande gelebt hat, und aus dem Weizenkörnlein, das daselbst in die Erde gefallen ist, kann eine große Ernte werden. Die Leute in Indien reden über anderthalbtausend Jahr vom Apostel Thomas, und es steht dahin, ob er sein Lebtag da gewesen ist; die Mohren von Abraham, die Kopten von Salomo und die Persianer von Adam. Kann nun eine fliegende Rede von

etlichen solchen Menschen sich verewigen, wie soll nicht das Wort von Jesus von Nazareth, dem Gekreuzigten, geredet zu seiner Zeit, einen unaussprechlichen Segen haben können? Und das ist nur von einem Weizenkörnlein geredet, das sich auf einmal verliert. Wie wird's mit den Senfkörnern sein, die der Heiland Jahr und Tag bleiben und sich ausbreiten läßt, daß Vögelchen drunter nisten? Daraus ist klar, daß es besser ist, daß man in alle Welt Leute schickt, als daß man keine schickt.

Über die rechte persönliche Stellung des Missionars zu seinem Beruf fordert Zinzendorf, daß ein Missionar der größten äußeren Opfer fähig sein müsse und lediglich durch des Geistes Kraft sich in Respekt setzen müsse. Man soll sich nicht erst in den Heidenländern besinnen, was man dort will und seinen Beruf an die Heiden prüfen, wenn man unter ihnen ist. Auch soll man einigen Einfluß ins Politicum oder Comercia nicht suchen, sondern, außer was unsre Hände mit Vorbewußt und Gutfinden der Obrigkeit zu unsrer eignen Erhaltung tun können, uns in Nichts einlassen. Ungeduld und Mutlosigkeit sind die beiden Hauptfeinde für den Missionar. Leicht kann man sich die Zeit lang währen lassen und darüber krickeln, daß keine apostolischen Wunder geschehen, welches ebensoviel ist, als wollen, daß die Bekehrung in einem halben Jahr zu stande kommen soll, damit man in einem Jahr kann martyrisiert werden. Man soll sich nicht die Vorstellung davon machen, daß seine Sache so oder so sein wird, die, wenn's hernach nicht zutrifft, einen konfus im Gemüt macht. Auch soll man nicht denken, wäre ich jetzt da und da, so stürbe ich nicht, so ginge es mir nicht so und so. Aber ebenso bedenklich, wie Mutlosigkeit und Ungeduld ist ein unzeitiger Eifer, Leute, die gar nicht in unser Departement gehören, zu korrigieren und zu strafen; das heißt die Säue herausfordern, daß sie sich wenden und uns ein Knopfloch entzwei reißen sollen. Vor allen Dingen muß einem Missionar der Hochmut fern bleiben, als tue er mit dem Missionsdienst etwas Besonderes. Man verliere nie die höchst gesegnete und göttliche Regel aus den Augen, daß man in Einfalt und Liebe nicht mehr auf 3000 Meilen Weges tut, als wenn ein Bote ein Stück Akten aus der Stadt ins Dorf trägt. Ein Zeichen solchen Hochmutes ist es auch, wenn man von Gott für die Arbeit, der man dient, besondere Veranstaltungen fordert, und wenn man ein Vierteljahr auf der See oder im Texel oder vor Anker liegen muß, gleich eine geheime augenblickliche Konferenz mit den heiligen Engeln anfängt. Man soll auch nicht in hochmütiger Beschränktheit seine Privaterfahrung bei zwei oder drei Menschen zur Regel machen.

Kollegiales Zusammenwirken der Missionare ist unerläßlich. Lasset nie Streitigkeiten älter werden als einen Tag. Wenn's was unter euch setzt, so laßt's unsern Freund (den Heiland) nicht entgelten, laßt's die Welt nicht wissen, sondern schließt euch zusammen, gleich, als wenn's für Vaterland geht und arbeitet in einem Geist. Wenn ihr dem Heiland was verderbt, laßt's euch leid sein; wenn ihr was auf dem Kerbholz habt, so unterwerft euch der Zucht; empfahet die heiligen Schläge, aber die Arbeitszeit über macht, als ob ihr gar nichts getan hättet.

Aus all diesen Mahnungen Zinzendorfs geht hervor, wie ernst, nüchtern und praktisch er den Beruf des Missionars auffaßte und von den Heidenboten aufgefaßt wissen wollte. Es sind sehr einfache und klare, aber sittlich hohe Forderungen, die er an sie stellt. Zinzendorf nimmt die Dinge, wie sie wirklich sind, bei den Heiden wie in den Herzen seiner Mitarbeiter. Nicht zu verwegenem Enthusiasmus, sondern zu treuer, täglicher Selbstzucht und Beschränkung auf die nächstliegenden Aufgaben sucht er die Brüder zu führen, zu demütigem Glauben, der keine Wunder beansprucht, aber ein offenes Auge hat für die Wege des Heilandes, zu ungeteilter Hingabe an den einmal übernommenen Beruf, in der man den Erfolg getrost Gott anheimstellte.



Zinzendorfs Grabstein auf dem Friedhofe zu Herrnhut.

Zinzendorf ist 60 Jahre alt geworden. Am Vorabend seines Todes sprach er noch zu David Nitschmann und anderen Anwesenden: „Habt ihr wohl im Anfang gedacht, daß der Heiland so vieles tun würde, als wir nun wirklich mit Augen sehen, an den Gemeinorten, an so vielen hin und her zerstreuten Kindern Gottes und unter den Heiden? Bei diesen habe ich es nur auf Erstlinge angetragen, und nun geht es in die Tausende!" Das war sein letztes Wort über die Heidenmission. Nach zehnjähriger Verbannung hatte er in Herrnhut wieder seinen Wohnsitz nehmen dürfen und hier ging er am 9. Mai 1760 ein zu seines Herrn Freude. Mehr als 4000 Erwachsene und Kinder sind seinem Sarge gefolgt. Auf seinen Grabstein wurden die Worte geschrieben: „Er war gesetzt, Frucht zu bringen, eine Frucht, die da bleibet." Vor allem gehört das Missions-

werk der Brüdergemeinde zu dieser Frucht. Durch den Eifer und die Treue des Grafen ist dies Werk geworden, was es bis auf diesen Tag geblieben, eine Sache der ganzen Gemeinde, so daß die Brüdergemeinde der ganzen Christenheit zum Vorbild eine Missionskirche genannt werden kann. Als der Graf starb, hatte die Brüdermission in acht Missionsprovinzen 13 Hauptstationen, 66 Missionsgeschwister, ca. 3000 Getaufte, 1000 Abendmahlsberechtigte, ca. 7000 in Pflege Stehende.

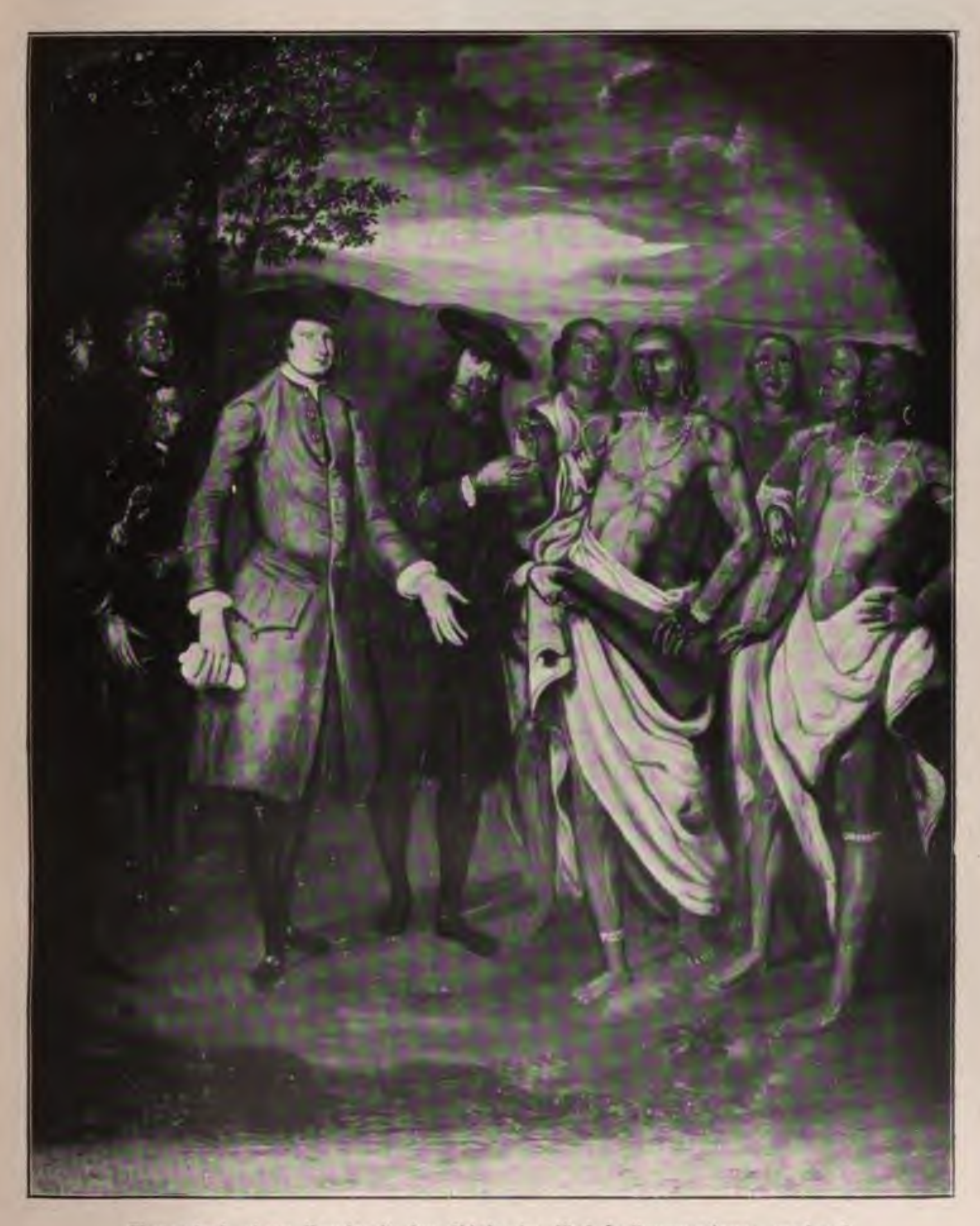
Die erste Generation des Pietismus hatte das ihrige zu tun gehabt, um sich gegen den hartnäckigen Widerstand der orthodoxen Hierarchie tatsächlich durchzusetzen — Spener; in der zweiten war der Pietismus selbst zum System ausgebildet worden und von der Gefahr hierarchischer Erstarrung bedroht — Francke; die dritte Generation führt ihn geläutert und bereichert zum frischen Leben zurück — Bengel und Zinzendorf, Bengel mehr durch Pflege einer biblisch subjektiven Frömmigkeit in der Kirche, Zinzendorf durch die geniale Schöpfung einer christlichen Gesellschaft, die nicht als Sekte von der Volkskirche sich absondert, aber in ihrer Organisation alle wertvollen Errungenschaften der pietistischen Bewegung mit dem geschichtlichen Besitz der gesamtkirchlichen Überlieferung zu vereinigen vermocht hat. In dieser Form ist das, was an dem Pietismus ewig ist, für spätere Zeiten beschlossen und verwahrt geblieben. Draußen in der Welt tritt die Aufklärung die Herrschaft an, aber der Pietismus birgt schon in sich Gedanken und Kräfte, die dereinst stark genug sein werden, die Aufklärung zu überwinden. So fremd daher die Gestalt Zinzendorfs schon die Mitlebenden und noch mehr das aufstrebende jüngere Geschlecht berührt hat, seine Wirkung hat nie aufgehört. Alles, was sich nachher an lebendiger Kraft wider die Aufklärung erhob, war von dem Geist Zinzendorfs mittelbar oder unmittelbar angeweht. Goethe hat in entscheidender Zeit unter seinem Einfluß gestanden; Schleiermacher verdankt der Schule der Brüdergemeinde das Beste, was er hat. Die erneute Gläubigkeit in der Zeit der Erweckung trägt in weitem Umfang die Farbe Herrnhutischer Frömmigkeit und die wertvollste kirchliche Arbeit des neunzehnten Jahrhunderts, die äußere und die innere Mission, sieht in Zinzendorf einen ihrer gewaltigsten Bannerträger. Mit Recht hat daher die dankbare Christenheit die Feier seines zweihundertjährigen Geburtstages nicht vorübergehen lassen.

Durch Zinzendorf war innerhalb der evangelischen Christenheit ein Missionsherd entstanden, von welchem aus das heilige Feuer nach drei Erdteilen hinüberlohte. Die Brüdergemeinde eine Missionskirche, die den übrigen Protestantismus zur Nachfolge aufforderte. Aber diese Nachfolge trat nicht so bald ein.

3. Der Nachtfrost des Rationalismus.

Seit den achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts trat ein Rationalismus auf, welcher bemüht war, sich auf dem Wege der Schriftauslegung der wunderbaren Bestandteile im christlichen Glaubensbekenntnis und in der Geschichte des Christentums zu entledigen. Wenn Jesus rief: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden," so mußte das heißen: mir ist das Lehrregiment übergeben über die Juden und über die Heiden. Wenn er von sich sagt: „Ehe denn Abraham ward, bin ich," so mußte das heißen: schon lange vor Abraham hat Gott den Plan gefaßt, mich als Lehrer der Tugend in die Welt zu schicken. Wenn die Engel bei der Geburt des Erlösers „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" singen, so ist ihr leuchtender Glanz dem einen das Licht einer wandernden Botenlaterne, wozu sich ein Freudengeschrei der Begleiter gesellt (so Eck), nach dem andern (Dr. Paulus) eine Gesellschaft palästinentischer Irrlichter, welche nach glaubhaften orientalischen Reisebeschreibungen eine beträchtliche Höhe erreichen. Wenn der Heiland im Garten Gethsemane vor Gott ringt und kämpft, so ist ihm (nach Thieß) eine unerwartete Übelkeit zugestoßen. Ja nicht bloß das Wunderbare, auch das Sinnige muß erst zur Raison gebracht werden, und wenn Jesus spricht: „Laß die Toten ihre Toten begraben," so zeigt Bolten, daß, richtiger übersetzt, dies geistreiche Wort viel verständlicher laute: lasset die Totengräber ihre Toten begraben. Die Religion (sagt Hamann in seinem vernichtenden Urteil) ist durch die Wechselbank der Vernunft mehr entweiht als erbaut worden, und der Wucher, den man durch Umsetzung der Worte getrieben, bereichert zwar die Taubenkrämer, aber auf Kosten des Geistes, welcher der Herr ist. Ahlfeldt erzählt in einer Bußtagspredigt von 1852 folgende Begebenheit: Im Jahre 1803 legte eine Gesellschaft von Theologiestudierenden eine Bibel in einen Sarg, den trugen sie hinaus und sangen: „Nun laßt uns den Leib begraben." Man sieht, der Vernunftkultus fand seinen Weg von Paris über den Rhein, und die Entleerung der Heiligen Schrift vom Wunderbaren zeitigte bald ihre Früchte in der Praxis.

Nun ist ja Vernunft gewiß kein Gegensatz zu Religion. Dr. M. Luther berief sich in Worms nicht nur auf die Heilige Schrift, sondern auch auf die hellen, klaren Gründe der Vernunft. Auch St. Paulus redet Röm. 12 von einem vernünftigen Gottesdienst. Aber das hatte der Rationalismus übersehen, daß es einen Frieden Gottes gibt, höher als alle Vernunft. Wohl ist die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze, und Religion muß etwas sehr Praktisches sein. Aber damit war die, die Kanzelpredigt und das Kirchenlied beherrschende Nützlichkeitstheologie, noch nicht gerechtfertigt, wie sie in den so bezeichnenden Namen der Theologieprofessoren Semler, Löffler, Gabler, Teller ihren Ausdruck gefunden. Es klingt uns Neueren wie ein schlechter Witz, wenn wir hören, was man vor einem Jahrhundert so andächtig gesungen hat:



Zinzendorf, einen Bund mit den Chiefs der fünf Indianernationen machend.

„Ach, wie schön ist's eingerichtet, daß die Augenlider
Man kann klappen auf und nieder.
Ach, wie würd' es elend lassen, wenn man sie mit Händen fassen,
In die Hände heben müßte; dies bedenke, lieber Christe!"

Die Melodie dazu wird wohl auch „eine eigene" Melodie gewesen sein. Schiller verhöhnte diese rationalistische Erwägung in dem Distichon:

„Wie verehrungswürdig erscheint doch der Weltenschöpfer, der, als
Er den Korkbaum erschuf, gleich auch den Stöpsel erfand!"

Die Geschmacklosigkeiten in der Predigt bestanden nicht nur in Dingen wie den bekannten Dispositionen zur Osterpredigt „Vom Nutzen des Frühaufstehens" oder „Von Wiederbelebungsversuchen an Scheintoten" oder, wenn Jesus sagt zu Martha: „Eins ist not," d. h. ein Gericht genügt, wozu machst du solche Umstände? — sondern auch in vielen Wendungen, die sich selbst bei gefeierten Kanzelrednern wie bei Dräsecke finden. Z. B. hat er bei seiner Predigt über Matth. 23, 27, das Thema: „Christus die wahre Bruthenne." Den Tiefpunkt des religiösen Lebens läßt uns neben diesen Predigtdispositionen (auch noch eine Weihnachtspredigt sei erwähnt mit dem Thema: „Vom Nutzen der Stallfütterung") der Titel ahnen, den Schleiermacher 1796 seinen Reden gab: „Über die Religion, an die Gebildeten unter ihren Verächtern." Religionsverachtung ist die schlimmste Form der Religionsvernichtung!

Und in dem protestantischen England stand es nicht besser. Hofunterhaltung, Theaterspiel und Schöngeisterei vereinigten sich, das Christentum lächerlich zu machen, und der Ton des Tages war: ein Religionsspötter zu sein.

In dieser Epoche entstanden in England jene freigeisterischen Schriften, welche so viel Schaden in der Welt angerichtet haben. Um den Spöttern zu entgehen, kamen die Theologen und Prediger auf den Einfall, das Christentum vorzugsweise als Sittenlehre vorzutragen, und gerade wie in Deutschland, brachte man durch dreiste Auslegung das Wunderbare aus Bibel und Christentum heraus. Schon 1726 lehnte Bischof Butler die Wahl zum Erzbischof ab, weil er es für zu spät hielt, die Kirche noch retten zu können. Ein berühmter Advokat, Blackstone, hatte den Einfall, am Anfang der Regierung Georgs III. (1760—1820) in London von Kirche zu Kirche zu gehen, um alle namhaften Prediger zu hören. „Ich hörte," sagt er, „nicht eine einzige Predigt, die mehr Christentum zum Inhalt gehabt hätte als die Schriften Ciceros, und es war mir unmöglich, zu entdecken, ob der Prediger ein Anhänger des Confucius, Mohammeds oder Christi sei. Die große Majorität der Geistlichen, von denen viele mehrere Pfründen zugleich hatten — einer sogar 17 — die sie durch elend besoldete Vikare verwalten ließen, jagten, schossen, spielten, fluchten und tranken, aber predigten selten, und wenn sie predigten, war es so schlecht, daß es ein Trost war, daß sie vor leeren Bänken predigten. Die Bischöfe gingen mit übelstem Beispiele voran; sie waren ganz verweltlichte Menschen. Bei den christlichen Gemeinschaften außerhalb der Landeskirche war es nicht so schlimm, doch lagen auch diese Gemeinschaften im tiefen geistlichen Schlaf.

Was kann man von einer solchen Christenheit für die Ausbreitung des Reiches Gottes erwarten?

Manche Gleichnisse des Herrn gewinnen durch Ereignisse in der Weltgeschichte und durch ganze Perioden in derselben eine eigentümliche Beleuchtung. Bekanntlich vergräbt der träge Knecht in dem Gleichnis von den anvertrauten Zentnern seinen einen Zentner, den er in ein Schweißtuch gewickelt. Das wichtigste und köstlichste unter allen der Christenheit anvertrauten Talenten (Zentnern) ist aber Jesus Christus selbst, köstlicher denn Gold und viel feines Gold. Und ihn hat der Rationalismus, in ein Schweißtuch gewickelt, vergraben, d. h. er hat ihn als einen Toten, in Schweißtücher gewickelt, im Grabe Josephs von Arimathia festgehalten. Kann man sich wundern, wenn Menschen, die an das Auferstehungswunder nicht glauben, sich auch an den Befehl des Auferstandenen nicht kehren?

Im Jahre 1786 wurde zu Northampton in England eine für die Missionssache sehr bezeichnende Konferenz gehalten. Durch besondere Umstände war es gekommen, daß der Konferenz — es war eine Generalversammlung der Baptistenprediger — ein Thema zur gemeinsamen Besprechung fehlte. Da forderte der Vorsitzende, ein alter, ehrwürdiger Geistlicher, seine jüngeren Amtsbrüder auf, ein Thema zu nennen. Die schwiegen. Endlich stand einer der jüngsten, ein noch nicht fünfundzwanzigjähriger junger Mann auf mit der schüchternen Frage, „ob der Befehl an die Apostel, alle Völker zu lehren, nicht für alle ihre Nachfolger im Dienste am Wort bis zum Ende der Welt verpflichtend sei, sintemal die ihn begleitende Verheißung: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende," doch die gleiche Ausdehnung habe?" — „Sie sind ein Schwärmer," fuhr ihn der Vorsitzende an, „solche Frage zu stellen. Ohne Zweifel kann nichts geschehen, ehe nicht ein neues Pfingsten gekommen ist, welches die Wundergaben, insbesondere die Sprachengabe bringt und so den Auftrag Christi möglich macht, wie in den ersten Zeiten." Dieser junge Mann war William Carey, ehemals Schuhmacher seines Zeichens, von dem wir nachher als Missionar in Indien noch große Dinge hören werden.

Anfang der neunziger Jahre fand auf der schottischen Generalsynode eine ebenfalls sehr bezeichnende Missionsdebatte statt. Es lag ein Antrag zweier Presbyterien vor: „Hochwürdige Synode möge das Evangelium zu den Heiden senden." Dieser Antrag wurde als schwärmerisch, fanatisch, arrogant, revolutionär, gefährlich und absurd bezeichnet. Der alte Doktor Carlyle, der den Beinamen „Donnerer Jupiter" trug, sprang erregt auf und sagte äußerst gereizt und entrüstet: „Ich habe 50 Jahre die Ehre gehabt, in dieser Synode zu sitzen, aber ein lächerlicherer Antrag ist mir in dieser ganzen Zeit nicht zu Ohren gekommen." Da erhob sich der ehrwürdige Doktor Erskine und sprach leuchtenden Auges und feurigen Herzens: „Präses, reichen Sie mir die Bibel, wollen Sie?" Und dann las er mit mächtiger Stimme: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur." Diese Worte fielen wie ein Donnerschlag in die Versammlung.

Als sich am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Anzahl von Geistlichen in Ostfriesland zu einer Art Missionsverein zusammentat, da wußte sich der Professor der Theologie, Gabler, dessen Namen wir oben erwähnten, diese Erscheinung nur dadurch zu erklären, daß es den Geistlichen in diesem entlegenen Winkel Deutschlands noch an der rechten theologischen Bildung fehle; und als die ersten Missionare nach Tahiti gesandt wurden, erklärte er dies für einen Einfall der Engländer, der 140000 Taler gekostet, ohne daß etwas damit ausgerichtet werde, und fügte hinzu: „Wie wunderbar, daß man noch immer an die Bekehrung der Heiden denkt."

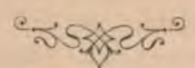
Die beiden größten Helden der (englischen) ostindischen Kompagnie: Clive, der durch die Schlacht von Plassey 1757 den Grund zu dem mächtigen indobritischen Reiche legte und Hastings, der als erster Oberstatthalter, 1772—1785, durch eine Politik der niederträchtigsten Perfidie seinen Ausbau vollendete, haben ihren Ruhm mit viel Blut, Treulosigkeit und Ungerechtigkeit in die Geschichte dieses Reiches geschrieben. Länder, die einst in schönster Blüte standen, hat diese Kompagnie zu einem Zustande der Verarmung, des Verfalls und der Entvölkerung heruntergebracht, der dem englischen Volk zur unauslöschlichen Schande gereicht. Daß eine solche Gesellschaft sich erst recht nicht um das geistliche, sittliche und religiöse Wohl ihrer Untertanen bekümmerte, ist selbstverständlich. Zwar hieß es in dem durch Wilhelm III. 1698 bestätigten und von der Königin Anna 1702 erneuerten Freibriefe: „Daß in jeder Garnison und bedeutenderen Faktorei Ostindiens ein Geistlicher sein und daß dieser sich auch Mühe geben solle, die Sprache des Landes zu lernen, um im stande zu sein, die Heiden, welche etwa Diener und Sklaven der Kompagnie oder ihre Zwischenhändler sind, in der protestantischen Religion zu unterrichten," aber die paar Kapläne, die nach Indien gingen, waren nicht die Leute, die sich auch nur der heidnischen Diener angenommen hätten. Ja, die Kompagnie trat bald offen feindlich gegen jeden Versuch, mit Sendung von Missionaren nach Indien Ernst zu machen, hervor. Als die Parlamentsverhandlungen in London 1793 Maßregeln verlangt hatten, die „stufenmäßig zur Verbreitung heilsamer Kenntnisse und zur Hebung des sittlichen und religiösen Zustandes der indischen Völker beitragen," erklärten die Kapitalisten der Kompagnie, „die Aussendung von Missionaren in unsre östlichen Besitzungen ist das tollste, extravaganteste, kostspieligste, unverantwortlichste Projekt, das je von einem mondsüchtigen Schwärmer in Vorschlag gebracht worden ist. Ein solcher Plan ist verderblich, nutzlos, unheilbringend, gefährlich, unfruchtbar, phantastisch. Er streitet wider alle Vernunft und gesunde Politik, er bringt den Frieden und die Sicherheit unsrer Besitzungen in Gefahr."

Was halfen einzelne mannhafte Zeugnisse für die Mission? Dem Herzog von Wellington wurde ein angesehener, eben aus Bengalen heimgekehrter Regierungskaplan vorgestellt. Das Gespräch wandte sich auf die indische Mission. O, meinte der geistliche Herr, dieses Missionieren sei ein ebenso törichtes als nutzloses und unfruchtbares Beginnen, es sei nichts andres als die Ausgeburt sektiererischer und fanatischer Köpfe. Da runzelte der Mann des Schwertes die

Stirn und sprach: „Mein Herr, die Marschordre Ihres Königs lautet: ‚Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur.‘ Ein schlechter Soldat, der daran kritelt und mäkelt! Tut, was Euch befohlen ist und tut es mit Eifer und Treue, das übrige überlasset Gott. Es ist Eures Königs Sache!“

Aus dem allen geht zur Genüge hervor, daß die Kirche in England und Deutschland der Heidenmission ablehnend gegenüberstand. Und in Holland war es ebenso. Es war tatsächlich so, wenn wir an A. H. Francke und Zinzendorf und ihr Lebenswerk zurückdenken, als ob über Nacht ein Frost gekommen „im Mai, im holden Maien“ und wo schon Frühlingslüfte ein herrliches Blühen und Sichentfalten zu verheißen schienen auf dem ganzen weiten Feld, da wehte wieder der Eishauch des Winters. Ein einziges, einsames „tiefes Tal“ nur blühte fort, die Brüdergemeinde, und rettete ihre Blüten durch den Winterfrost hindurch: aber wie übervorsichtig und schüchtern, wie ganz allmählich nur streckten anderwärts die ersten Frühlingsblumen ihre Köpfchen empor! Noch 1828 verfaßte der Hamburger Missionsverein ein Regulativ für Missionsstunden, in dem es u. a. hieß: § 2. „Die Anzahl der Missionsfreunde, welche sich zum Besuch dieser Stunden verpflichten, darf nicht über 12 sein.“ „Zuweilen darf man einen Freund mitbringen, die Gesamtzahl darf aber nicht über 16 steigen. § 4. „Frauenzimmer sind bis auf weiteres von diesen Versammlungen auszuschließen, doch behalten wir uns vor, über diesen Punkt späterhin vielleicht noch anders zu beschließen.“ § 5. „Beim Weggehen aus diesen Versammlungen wird ein jeder dringend ersucht, ruhig nach Hause zu gehen und nicht durch Unterredungen auf der Straße Aufsehen zu erregen!“ Als ob sie etwas Böses, Schändliches täten, wurden die ersten Pastoren, welche Missionsstunden und Missionsfeste hielten, von der Roheit der unwissenden und unverständigen Menge angefeindet, so der eigne Großvater des Verfassers, der Prediger Grundemann in Bärwalde und Bernstein in der Neumark (der Vater von Dr. theol. R. Grundemann). Man verschloß ihm die Kirchtüren und bewarf ihn mit Schmutz, als er einst ein Missionsfest halten wollte. Und trotz alledem bewahrheitete sich auch in Bezug auf das Aufblühen des Missionslebens trotz aller Feindschaft und Hindernisse das Geibelsche:

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Schnee und Eis umher:
Es muß doch Frühling werden!



4. Kapitel.

„Es muß doch Frühling werden!"

1. Johannes Jänicke.

Am 1. Februar 1800 eröffnete der Pastor Jänicke in Berlin die erste Missionsschule. Es war hundert Jahre nach Zinzendorfs Geburt, und Gott zeigte, daß er im Sinne hatte, das Wort zu erfüllen, das man Zinzendorf auf seinen Grabstein geschrieben hatte, daß er gesetzt war, bleibende Frucht zu bringen. Jänicke stand mit der Brüdergemeinde im engsten Zusammenhang.

1726 waren fünf böhmische evangelische Familien vor der römischen Verfolgung nach Hennersdorf (Oberlausitz) zu Frau von Gersdorf, Zinzendorfs Großmutter, geflohen. Als die Familien immer zahlreicher wurden an Mitgliedern und in Hennersdorf nicht mehr Platz hatten, verzog ein Teil nach dem andern nach Berlin, wo ihnen Friedrich Wilhelm I. erlaubt hatte, sich niederzulassen. Viele fanden als Weber ihren Lebensunterhalt, und da sie fleißig, treu und fromm waren, gewährte ihnen der König allerhand Unterstützungen und baute ihnen auch eine Kirche, welche noch heute die böhmische Kirche heißt. Die böhmische oder Bethlehemskirche wurde am Sonntag Jubilate 1737 eingeweiht.

Aber mit dem wachsenden Widerstand erkaltete bei vielen die erste Liebe. Unter dem Druck entfaltet der Palmbaum seine nach oben strebende Kraft am besten, wie denn auch ein Palmbaum, von oben beschwert, das Insiegel vieler Kirchengemeinden ist. Die böhmische Gemeinde in Berlin spaltete sich in eine lutherische, eine reformierte und eine herrnhutische.

Ein Haus, in dem noch die alte väterliche Frömmigkeit fortlebte, war das des Webermeisters Paul Jenjk. Dieser schickte seinen Sohn Johannes, geboren am 6. Juli 1784, in die weithin berühmte Realschule des Pastor Hecker an der Dreifaltigkeitskirche. Doch sollte Johannes nur ein Webermeister werden wie sein Vater, und als Neunzehnjährigen finden wir ihn schon als ausgelernten Webergesellen auf der Wanderschaft. In Münsterberg in Schlesien, wo ebenfalls eine böhmische Gemeinde auf der Flucht vor den Römischen sich angesiedelt hatte, suchte Jänicke Arbeit. Allsonntäglich ging er zu dem frommen Pastor

Pokorny in die Kirche. Da predigte dieser einmal: „Bist du hier einer unter meinen Zuhörern, der du meinst, daß du kein Sünder bist, so bedenke, daß das schon Sünde genug ist, daß du deinen Heiland nicht von Jugend auf über alles geliebt hast.“ Das traf Jenjk oder Jänicke so gewaltig, wie einst Augustinus das Wort Röm. 13, 13: „lasset uns ehrbarlich wandeln als am Tage ...... ziehet an den Herrn Jesum Christum.“ In Waldeseinsamkeit unter heißen Tränen bat er seinen Heiland um Vergebung für seine bisherige Lauheit und um die Gabe eines neuen und gewissen Geistes. Mit der freudigen Gewißheit gnädiger Erhörung stand er von seinen Knieen auf und vertraute sich dem Prediger Pokorny an, der sich liebevoll seiner annahm. Er gedachte einen Schulgehilfen aus Jänicke zu machen, unterwies ihn selbst in allerlei nützlichen Kenntnissen und schickte ihn endlich zur Prüfung an das Konsistorium zu Breslau, von wo Jänicke 1768 nach wohlbestandenem Examen nach Münsterberg zurückkehrte. Aber die Gemeinde war zu klein, um neben einem Pastor noch einen Schulmeister halten zu können, und so mußte Jänicke wieder nach Berlin hinter seines Vaters Webstuhl zurück.

Aber er hatte keine Ruhe bei der Weberei. Er wandte sich an die beiden böhmischen Prediger in Berlin und Rixdorf, und die fanden Gefallen an ihm und unterrichteten ihn weiter im Lateinischen und Griechischen. Als er nach seiner Meinung genug gelernt, um die Waisenhausschule in Halle besuchen zu können und er auch von der böhmischen Gemeinde eine Unterstützung dazu empfangen hatte, machte er sich nach Halle auf, wurde aber zu seinem Leidwesen nicht aufgenommen, da seine Kenntnisse gar zu große Lücken zeigten. Zum zweitenmal ging er nach Berlin hinter seines Vaters Webstuhl zurück!

Da berief ihn die kleine böhmische Gemeinde in Dresden zu ihrem Schulmeister, und hier fügte es Gott so, daß er als Lerngenosse mit dem Sohn des Leibarztes Damiani ordnungsmäßig für die Universität vorbereitet wurde. Am 21. April 1777 erhielt er nach absolviertem Studium und abgelegten Prüfungen das Anstellungszeugnis für das geistliche Amt. Noch zwei Jahre war er als Lehrer in Barby in der Brüdergemeinde tätig, wo er von dem Bischof Spangenberg die ersten Anregungen für seine spätere Arbeit in der Heidenmission empfing. Dann, im Jahre 1779, wurde er zweiter, und 1792 alleiniger Prediger an der böhmischen Kirche für Berlin und Rixdorf. Die Verbindung mit der Brüdergemeinde hat er zeitlebens festgehalten und wiederholt an der Ältestenkonferenz in Herrnhut teilgenommen.

Eine Reihe von Jahren ist Jänicke der einzige gläubige Prediger in Berlin gewesen. Er hätte es sich in seinem Amt bequem machen können, denn seine Aufgabe war, einen Sonntag vormittags böhmisch, und den nächsten Sonntag nachmittags deutsch zu predigen. Das war ihm aber nicht genug. Und so richtete er vor allen Dingen eine Sonntagsfrühpredigt ein, Montag abends um sechs Uhr eine Wiederholungspredigt, wo die Sonntagspredigt noch einmal durchgenommen wurde. Diese Wiederholungspredigten waren seine gewaltigsten. Daß er mit diesen gehäuften Predigten den Bluthusten reizte, den

er seit dem achtzehnten Lebensjahr mit sich herumschleppte, kümmerte ihn nicht. Übrigens ist er achtzig Jahre alt geworden. Seine Predigten waren ganz und gar nicht schulmäßig, aber sie gingen den Hörern durchs Herz. Die Sünde und die Gnade, die beiden Angelpunkte der Tür zwischen Zeit und Ewigkeit, waren auch die Angelpunkte seiner Predigt. Jesus Christus, der alleinige Mittelpunkt alles Heils. In liebeglühenden Worten hielt er allezeit die Person Jesu Christi in ihrer heiligen Schönheit den Weisen dieser Welt und den Feinden des Kreuzes Christi entgegen. „Du bist ein Sünder, du brauchst einen Heiland, im Evangelium bietet Er sich dir an," so sprach er und dann faßte er wohl mit beiden Händen das Bibelbuch und hob es hoch in die Höhe und rief in die Versammlung hinein: „Hier ist das Leben, sonst nichts als Tod! Hier ist Jesus, der allein soll es sein, den ich nenn' von Herzen mein." Seine Predigten sind nicht auf Papier wiederzugeben, „der grobe Stoff würde den himmlischen Duft, der darauf lag, nicht wiedergeben."

Wie ein Vater unter seinen Kindern war Jänicke in der Kirche auf der Kanzel, aber auch bei seinen Armen- und Krankenbesuchen in der Gemeinde. Kein Weg war ihm zu weit, kein Wetter zu schlecht, keine Treppe zu steil, kein Dachstüblein zu eng. Manche einsamen und verlassenen Kranken pflegte er selbst, bettete sie um und kehrte mit eigener Hand die Stube aus. Bei seinen Hausbesuchen pflegte er immer eine Anzahl von Achtgroschenstücken (1 Mark) jedes einzelne in Papier gewickelt, mitzunehmen. Wo er Not fand, ließ er dann eins unbemerkt liegen. In Trauerhäusern ließ er oft reichlich Geld für die nächsten Bedürfnisse zurück. Und er hatte immer Geld, denn mancher Reiche legte seine Almosen in Jänickes Hände, da er es am besten zu verwenden weiß.

Es ist traurig, aber wahr: selbst solche aufopfernde Liebe hatte unter dem Spott der Welt zu leiden. Man machte die schlichte Einfalt des Mannes zum Gegenstand des Gespöttes, ja, man suchte ihn in seinen Predigten durch Lachen und Einreden zu reizen oder zu stören. Auch auf der Straße verspottete man ihn. Oft lockten ihn böse Buben eine halbe Stunde durch tiefen Schnee zu einem angeblichen Kranken, der seiner begehre und ließen ihn dann hohnlachend stehen. Aber mancher Spötter wurde durch Jänicke ein andrer Mensch.

Eines Sonntags ging Jänicke von Rixdorf, wo er gepredigt, durch die Hasenhaide nach Hause. Aus einem Biergarten in der Hasenhaide rief ihn eine Schar lustiger Brüder an: „Jänicke, zirp, zirp!" Der alte Mann wandte sich um, sah sie freundlich mit seinem stillen, friedevollen Angesicht an, nahm den Hut tief ab und — ging. Tiefe Stille trat ein. Der Rufer aber hatte keine Ruhe. Am nächsten Sonntag trieb es ihn zu Jänicke in die Kirche, und die ganze Erscheinung und Art des Pastors machte auf ihn den tiefsten Eindruck, die Predigt aber traf ihn wie ein Pfeil. Er suchte Frieden bei Christo und fand ihn und Jänicke freute sich, daß sein Herr, Christus, „die Starken zum Raube erhielt".

In den Jahren der Not und der Erhebung Preußens ist Jänicke auch vielen Gebildeten zum Segen gewesen. Offiziere, Minister, auch der König selbst, suchten in der Bethlehemskirche das Brot des Lebens.

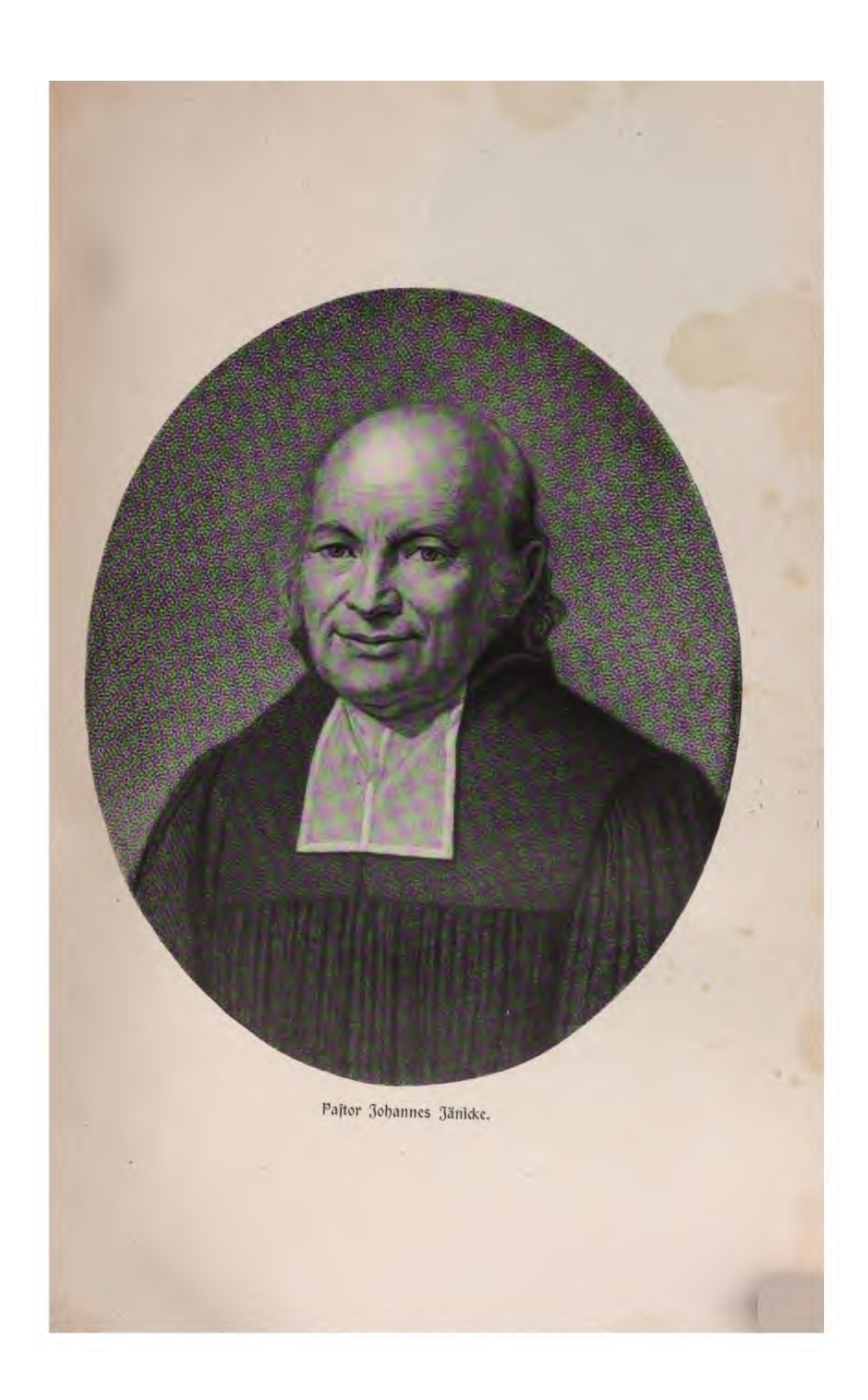
Aber auch weit über den Kreis von Berlin hinaus war dieser treue Zeuge Gottes wirksam. Während der bösen Monate nach der Schlacht bei Jena setzte Jänicke den Druck der böhmischen Bibel durch. Hatten doch die Römischen einst seinen Landsleuten alle Bibeln fortgenommen, so daß eine böhmische Bibel noch nicht einmal für zehn Taler zu haben war. Vater Jänicke fand einige vornehme Herren, die ihm das nötige Geld schenkten, und stiftete mit diesen 1805 die „biblische Gesellschaft“, welche sofort 3000 böhmische Neue Testamente, die in der Cansteinschen Bibelanstalt zu Halle noch vorrätig waren, ankaufte. An diese böhmische Bibel reihte sich die polnische, dann die deutsche, und so entstand 1814 die preußische Hauptbibelgesellschaft, bei deren Stiftung und Leitung Jänicke eins der tätigsten Mitglieder war.

Gleichzeitig nahm Jänicke die Traktatverteilung in die Hand. Sie führte ihn zuerst mit dem merkwürdigen Mann zusammen, welcher bei Begründung der Jänickeschen Missionsschule die Hauptrolle spielt. Der fromme Oberforstmeister von Schirnding in Scholitz bei Dobrilugk hatte schon seit mehreren Jahren kleine christliche Schriften drucken und durch Kolporteure in Deutschland, Böhmen, Ungarn, Polen verbreiten lassen. Ein eifriger Verbreiter dieser Schriften war der Kaufmann Elsner, Jänickes Gemeindeglied. Mit diesem stiftete Jänicke 1811 den Traktatverein, und als nach Schirndings Tode (1812) 130000 solcher Traktate an Jänicke übergingen, nahm der Verein einen solchen Aufschwung, daß er 1816 zu einem „Hauptverein für christliche Erbauungsschriften in den preußischen Staaten“ zusammentrat und die Königliche Bestätigung erhielt.

Aber wie der Herr durch den Propheten Jesaias sagt, Kap. 49, 6: „Es ist ein Geringes, daß du mein Knecht bist, die Stämme Jakobs aufzurichten und das Verwahrloste in Israel wiederzubringen, sondern ich habe dich auch zum Licht der Heiden gemacht,“ so hatte sich Gott Jänicke zu seinem Rüstzeug erwählt, nicht nur für die Arbeit der inneren, sondern auch der äußeren Mission.

Zwei Personen wurden zu den Handhaben, an welchen Gott seinen Diener in die Missionsarbeit zog: Jänickes eigner Bruder und obengenannter Herr von Schirnding.

Als unser Jänicke in Leipzig studierte, sollte des Vaters zweiter Sohn Joseph Daniel bei der Profession bleiben. Aber in dem steckte auch etwas Besonderes. Er schrieb an seinen Bruder nach Leipzig, er wolle ein Schulmeister werden. Und es dauerte nicht lange, so war er Schulhalter an der böhmischen Gemeinde in Dresden. Hier bereitete er sich, wie einst sein Bruder, fleißig weiter vor, um einst Prediger werden zu können. Aber seine Eltern starben. Er erhielt jedoch vom Halleschen Waisenhaus zwei Jahre lang Unterstützungen. Den ließ Ludwig Schulze, der nach A. H. Francke und Gotthilf August Francke, und Gotthilf Anastasius Freylinghausen Direktor der Franckeschen Stiftungen war, den jungen Studenten eines Tages auf seine Stube kommen und stellte ihm folgendes vor: „Die Engländer fragen bei mir an, ob ich keinen geeigneten jungen Mann wisse, der dem Missionar Schwarz in Indien zu Hilfe kommt. Sie haben wohl Geld zur Mission, aber keine Leute.“ Und



Pastor Johannes Jänicke.

ist Jänickes Bruder in Gottes Namen nach Tandschaur zu Schwarz gegangen und hat in Palmkotta und Tinevelli unter großem Segen gearbeitet, bis ihn 1800 das Klima hinwegraffte. Da war die lebendige persönliche Brücke zu den Heiden für unsren Jänicke geschlagen. Und hiezu kam nun noch eine weitere Anregung von Herrn von Schirnding. Dieser war durch seine reichen Gaben und regen Briefwechsel mit der 1795 gegründeten Londoner Missionsgesellschaft in Verbindung getreten, welche ihn zum „Direktor der Mission in Deutschland" ernannt hatte, mit dem Auftrag, die Missionsfreunde in der Heimat zu sammeln. Von Schirnding ging nun der Gedanke einer Missionsschule aus. Er versprach, die Kosten für Wohnung und Unterhalt, sowie jedem Zögling wöchentlich zwei Taler zu geben. Jänicke übernahm auf Schirndings Bitte die Ausführung. „Im Vertrauen darauf, daß unser alles regierender Herr Christus ferner Lauf und Bahn machen würde, wurde unter Gebet und Flehen am 1. Februar 1800 mit sieben gottesfürchtigen Jünglingen der Anfang gemacht. Ihre Namen waren: D. Schreyvogel, A. Albrecht, Palm, Ulbricht I., Frey, P. Hartwig und G. Langner.

Den Unterricht erteilte Vater Jänicke selbst. Gründliche Unterweisung in der Bibel stand ihm obenan. „Es ist an der Bibel genug," sagte er, „die Missionare sollen den Heiden die Bibel bringen und nichts weiter; die reine Schriftlehre tut's." Bei den Predigtübungen am Sonnabend saß er mit dem Konzepte unter der Kanzel und half liebevoll nach. Das Beste empfingen die Zöglinge aus der Seelenpflege des geistgesalbten Mannes und aus der um ihn gesammelten christlichen Gemeinschaft. Die Unterredungen in der Studierstube, die mit einem Gebet auf den Knieen beschlossen wurden, waren folgenreicher als alle Lehrstunden. Viele trugen zeitlebens die Spuren des tiefgehenden Einflusses Jänickes an sich. Die volle Herzenshingabe erfüllte die meisten mit einem Studieneifer, welcher die Lücken der Vorbildung reichlich ersetzte. Es mögen ja manche wegen zu geringer Bildung ihrer Aufgabe nachher wirklich nicht gewachsen gewesen sein, und es mögen bei den Hottentotten etliche verbauert sein, tatsächlich hätten vielleicht wohlstudierte Leute an ausdauernder Treue es diesen Pionieren *nicht* gleichgetan. Unter den achtzig Missionaren aus Jänickes Schule sind Männer ersten Ranges.

Das ganze Unternehmen der Missionsschule mußte gleich im ersten Jahre durch eine schwere Prüfung hindurch: Herr v. Schirnding verlor fast sein ganzes Vermögen und konnte nicht mehr seine Verpflichtungen erfüllen. Aber Jänicke verzagte nicht. Seine Worte „Wenn ein Werk von Gott ist, wenn es des dreieinigen Gottes Ehre, nämlich das Heil der armen Seelen gilt, da hat ja unser Erbarmer noch nie in Seinem Reich etwas versehen", kommen aus demselben Glauben, wie er A. H. Francke beseelte. Und mit einem Kassenbestand von 47 Talern beschloß man am 1. November 1800, das Werk fortzusetzen, denn deutlich hatte Gott gezeigt, daß er sich zu dieser Sache bekenne. Schon hatte Jänicke den Zöglingen mitgeteilt, daß sie alle wieder zu ihrer Profession zurückkehren müßten, und sie nahmen diesen Bescheid ohne Murren auf. „Da," dies

sind Jänickes eigne Worte, „entschlossen sich verschiedene Christusverehrer in der Schweiz, im Elsaß, im Württembergischen das Ihrige dazu beizutragen, daß das Seminar, dessen Existenz schon ziemlich in ganz Deutschland etwas Bekanntes war, bestehen bliebe. Vor drei Jahren kam die Nachricht davon auch nach England, und, da sich dort auch eine Missionsgesellschaft in der bischöflichen Kirche gebildet hatte, so erkundigte sie sich nach unsrem geringen Seminar, schickte uns 100 Pfund Sterling zur Unterstützung und nahm zwei Zöglinge zu Missionaren an. Diese, Renner und Hartwig, sind auch bereits vor zwei Jahren von uns nach England abgereist, von wo sie vorm Jahr nach Sierra Leone zur Soosoo-Nation geschickt sind. Gegenwärtig (1805) haben wir zwölf Zöglinge im Seminar, von welchen vier von der Missionsgesellschaft in der bischöflichen Kirche unterhalten werden. Quartaliter werden für sie nur 35 Pfund Sterling ausgezahlt."

Aber schon vorher, in demselben Monat, wo man mit 47 Talern die erste Periode des Bestehens der Missionsschule abgeschlossen hatte, schickten Missionsfreunde Gelder und hielten das Unternehmen über Wasser, so daß am Ende des ersten Notmonats die Einnahme schon wieder 130 Taler betrug. In Berlin selbst waren Jänickes treue Gemeindeglieder Böttcher, Beißer und Baurath fleißig beim Sammeln. 1821 stiftete der fromme König Friedrich Wilhelm III. eine jährliche Unterstützung von 500 Talern. Die Gaben flossen aus allen Orten, wo Zweige der deutschen Christentumsgesellschaft bestanden (von der wir sogleich zu reden haben werden): Basel, Straßburg, Elberfeld, Osnabrück, Nürnberg, Braunschweig, Prenzlau, Königsberg in Preußen. Besonders gesegnet wurde die Verbindung mit Ostfriesland. Pastor Stracke in Hathshausen, Kreis Aurich, war der erste, der im November 1800 mit 15 Friedrichsdor zu Hilfe kam. Die von ihm gegründete Missionssocietät „vom Senfkorn" betrachtete sich als Jänickes Hilfsverein und übernahm vielfach die Vermittlung mit England. Denn Jänickes Missionsschule lieferte wohl die Missionare, aber das Aussenden und Erhalten derselben auf den Missionsfeldern mußten noch andere tun. Gab es doch in Deutschland noch keine Missionsgesellschaft, die selbständig aussandte. Aber den ausländischen, die schon längere Zeit bestanden, oder sich vor kurzem gebildet hatten, waren Jänickes Missionare sehr willkommen.

Einen, Schreyvogel, sandte die Dänisch-Hallesche Mission aus; die Londoner Missionsgesellschaft hat vierzehn Schüler Jänickes abgeordnet, die Niederländische Missionsgesellschaft sieben; die englisch kirchliche Missionsgesellschaft zweiundzwanzig. Es seien hier einige Namen genannt, welche in der Missionsgeschichte nie werden vergessen werden. Folgende Missionare aus Jänickes Schule waren Männer ersten Ranges: Schreyvogel in Trankebar-Ostindien; Palm und Ehrhard in Ceylon; Rhenius in Madras und Palmkotta; Butscher und Nyländer in Sierra Leone; Christian und Abraham Albrecht unter den Hottentotten; Schmelen unter den Nama; Pacalt unter den Hottentotten; Riedel auf Celebes; Gützlaff in China.



Samuel Urlsperger.
(Nach dem Gemälde und Stich von Joh. Jac. Haid.)

Als Jänicke alt wurde, drang das Ministerium in Berlin auf Sicherstellung der Missionsschule für den Fall seines Ablebens. Vater Jänicke nannte als seinen Nachfolger seinen Schwiegersohn, Magister Rückert. Dieser entwarf mit mehreren andern Statuten zu einer „Berlinischen Missionsgesellschaft“, welche 1823 die königliche Bestätigung erhielt. Abweichend von der bisherigen Art Jänickes, „in der Stille zu leben und ohne Gepränge zu wirken,“ sollte durch Veröffentlichungen Missionsinteresse zu wecken gesucht werden. In demselben Jahre erschien ein Aufruf des Professors der Theologie, Neander, an alle Christen Berlins zur regen Beteiligung am Missionswerk, in dessen Folge 1824 die „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden“ zusammentrat. Ihre Gründer wünschten „von einem umfassenderen Gesichtspunkte aus und in weiteren Kreisen“ für die Missionssache zu wirken. Jänicke war leider nicht zu bewegen, in das Komitee dieser neuen Gesellschaft einzutreten. Sein Schwiegersohn hat ihn offenbar aus Ehrgeiz übel beeinflußt. Auch verhinderte Rückert mit Fleiß die Einigung der beiden Missionsgesellschaften. Er hat ja noch einige Missionare aus seiner Schule geliefert, aber 1841 wurde seiner Missionsgesellschaft die königliche Unterstützung entzogen und auf die Berliner Missionsgesellschaft übertragen. 1849 hob der Minister die Rückertsche Missionsschule auf.

Mitte Juli 1827 legte sich Jänicke. Aus seinem Munde ging keine Klage, nur Loben und Danken. „Ich habe Jesum, meinen Herrn, bei mir, ich habe ihn treu erfunden in meinem ganzen Leben, treu wird er auch im Sterben sein.“ Am 21. Juli 1827 ist er unter dem Gesang der Seinen „Erscheine mir zum Schilde“ selig heimgegangen.

Am 24. Juli bewegte sich ein langer Leichenzug von der Wilhelmstraße 29 nach dem Gottesacker. Die letzteren hatten das Haus noch nicht verlassen, als die ersteren schon am Grabe waren. Missionar Riedel von Celebes, Jänickes Schüler, trug die Bibel vor dem Sarge her; dreimal zwölf Träger trugen den Sarg; zwölf Missionszöglinge, zwölf böhmische Jünglinge und zwölf Studenten; die böhmischen Gemeindeglieder folgten zu dreien. Tausende zur Rechten und zur Linken begleiteten den Zug. Über seinem Leichengewölbe, in dem er mitten unter seinen Lieben ruht, stehen die Worte: „Ich lebe und ihr sollt auch leben.“

Jänickes Heimgang fällt zusammen mit dem Auftreten selbständig aussendender deutscher Missionsgesellschaften, und der treue Zeuge Gottes durfte noch sehen, wie es weit und breit in der evangelischen Christenheit Frühling wurde.

---

2. Die Christentumsgesellschaft.

Das Hallesche Waisenhaus, die Brüdergemeinde und Jänickes Missionsschule hatten ihren Sitz im nordöstlichen Deutschland, und doch war im Süden und Westen, wie auch in der Schweiz und im Elsaß, vielleicht mehr christliches Leben zu finden, die Kirche weniger vom Rationalismus verwüstet, als im

Reiche Friedrichs des Großen und seiner Nachbarn. Es kamen zwar auch Süddeutsche in Jänickes Schule (Schreyvogel war aus Lindau, Renner aus Württemberg, Butscher aus Überlingen), aber bei den damaligen Verkehrsverhältnissen und der Abgeschlossenheit der verschiedenen Landeskirchen war doch eine regere Gemeinschaft mit einem solchen Missionsherde schwierig. Auch hätten viele gläubige Christen der deutschredenden evangelischen Kirchen des Südens den Heiden gern in den ihnen gewohnten schlichten biblischen Formen das Evangelium gebracht.

In Württemberg hatte seit Joh. Albr. Bengels Zeiten ein selbständiger Pietismus, der an wissenschaftlicher Gründlichkeit, biblischem Gehalt und volkstümlicher Mannigfaltigkeit den Halleschen übertraf, auch das Interesse für die Heidenmission geweckt. Schon 1715 war eine Kollekte für die Dänisch-Hallesche Mission veranstaltet worden. Der Hofprediger Samuel Urlsperger hatte eine „kurze historische Notiz" verfaßt „von dem Missions- und Bekehrungswerk auf der Küste Koromandel bei den malabarischen Heiden, samt der Erinnerung zu einer christlichen Beisteuer". Diese war auf allen württembergischen Kanzeln verlesen worden, und Ziegenbalg bedauerte lebhaft, daß er während seines Erholungsurlaubs nicht auch Württemberg hatte besuchen können, weil von dorther, durch Vermittlung der Kirchenbehörde, die Mission so freundlich unterstützt worden. Aber tatsächlich kamen 100 Jahre lang nur vereinzelte Württemberger zur direkten Arbeit in der Mission. In Halle erlahmte der Missionseifer, die Brüdergemeinde aber hatte bei aller Weitherzigkeit der brüderlichen Liebe doch ihre besonderen Formen und Gebräuche, in die nicht jedermann sich finden konnte. Erst in der Basler Mission sollten die Württemberger den Boden finden, wo sie nach ihrer kirchlichen Eigentümlichkeit den Heiden predigen konnten.

Vorläufig trieb das heimatliche Missionsleben seine kräftigen Wurzeln bei den in „Stunden" oder „Gemeinschaften" organisierten „Brüdern" in Württemberg. In Baden sammelte Jung Stilling eine ganze Gemeinde durch seine Schriften, und denen sein Wort aus dem Herzen gesprochen war „selig sind, die da Heimweh haben, denn sie werden nach Hause kommen," die halfen gern auch den Heiden den Weg zum himmlischen Vaterhause zeigen. Durch Stillings Schriften ist der Basler Mission einer ihrer ersten und bemerkenswertesten Missionare zugeführt worden: der russische Graf Felician Zaremba. Über den Rhein, im Elsaß war der „Heilige von Steinthal", Oberlin, ein Vater neuen geistlichen Lebens und Pfleger des Missionssinnes, in Straßburg hatte der Professor Lorenz das heilige Feuer geschürt, in der Schweiz waren der Dichter von Haller, Lavater und Heß unter den Ackerleuten, die dem Herrn den Boden bereiteten. Besonders zielbewußt aber arbeitete der Pfarrer von Muttenz bei Basel, Hieronymus Annone, der 1756 eine Gesellschaft ins Leben rief, die Traktate verteilen und zerstreute Glaubensgenossen unterstützen sollte, aber auch denen Handreichung tun sollte, „die in der Ferne unter Heiden, Juden und Türken an der Ausbreitung des Heils Jesu Christi arbeiten". Diese Gesellschaft



Joh. Aug. Urlsperger.
(Nach dem Gemälde von S. J. Degle gestochen von J. Elias Haid.)

hielt sich zwar nicht lange, aber Annone ließ nicht ab durch schriftliches und mündliches Zeugnis auf den Gehorsam gegen den Missionsbefehl Jesu Christi hinzuweisen, und scharenweise strömten die Basler nach Muttenz heraus, den Missionsprediger zu hören.

Aber ein andrer war berufen, die Gedanken des schweizerischen Dorfpfarrers auf bedeutende Weise zu verwirklichen. Annone hatte als Korrespondent seiner „Traktat-“ und „Handreichungsgesellschaft“ mit Samuel Urlsperger, Senior in Augsburg, im Briefwechsel gestanden. Der Sohn dieses schwäbischen Hofpredigers und Patriarchen des süddeutschen Pietismus, Johann August Urlsperger, der Nachfolger seines Vaters in Augsburg, war schon lange tätig gewesen, den Rationalismus mit Wort und Schrift zu bekämpfen und sann darauf, einen Bund der Gläubigen zu stiften, „zur Abwehr der Neologie“. Schon von einer Kandidatenreise her stand er in Verbindung mit vielen und hervorragenden Gesinnungsgenossen in Deutschland, Dänemark und Holland; 1779 begab er sich auf einer Reise durch die Schweiz nach den Niederlanden und England, um über Norddeutschland nach Nürnberg heimzukehren. Auf dieser Reise wollte er überall zur Gründung derartiger Vereine anregen. In London gelang ihm dies, namentlich aber in Basel, wo sich die erste Gesellschaft dieser Art auf dem Festlande unter dem Vorsitz des Theologieprofessors Herzog 1780 konstituierte, als „Deutsche Gesellschaft edler tätiger Beförderer reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit“. Und nun bildeten sich Zweiggesellschaften, eine nach der andern. So in Nürnberg, Stuttgart, Frankfurt a. M., Berlin, Stendal, Prenzlau, Magdeburg, München, Wernigerode, Bünde, Penkuhn, Halberstadt, Stettin, Altona, Bremen, Osnabrück, Ostfriesland, Cöthen, Pasewalk, Königsberg i. Pr., Flensburg, Anklam, Dresden. An vielen, vielen Orten hatte man außerdem einzelne Freunde, mit denen man brieflich in Verbindung stand. So wurde eine Organisation dringend erforderlich. Als Mittelpunkt, wohin alle Korrespondenz gerichtet und von wo sie in Umlauf gesetzt werden sollte, wurde Basel gewählt. Und durch diese Ernennung Basels zum lebendigen Mittelpunkt gewann die Gesellschaft erst ihr eigentümliches Gepräge.

Urlspergers Plan war es ursprünglich gewesen, auch in gelehrten Schriften den Rationalismus zu bekämpfen, aber man kam mehr und mehr zu der Überzeugung, eine Gesellschaft, in der Gelehrte und Ungelehrte beisammen seien, könne sich nur die Erbauung, und nicht die gelehrte Bekämpfung des Unglaubens zur Aufgabe machen. Darum fand man auch den bisherigen Namen der Gesellschaft zu hoch und wählte den bescheidenen Titel „Deutsche Christentumsgesellschaft“.

Die Gemeinschaft unter den Gläubigen hin und her stand im Vordergrund. Über alle Schranken des Stammes und der Konfession hinweg wollte man sich als Brüder fühlen, dem oberflächlich-leichtfertigen Wesen abhold, auf dem Grund der Bibel stehend, das Kommen des Reiches Christi zu fördern, allezeit tätig und bereit.

Aus dem großen Briefwechsel wurden Auszüge veröffentlicht und 1783 entstand ein offizielles Organ: „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit," das monatlich erschien. Um die viele schriftliche Arbeit zu bewältigen, wurden einige Sekretäre nötig. Man erbat sich von der Universität Tübingen tüchtige Kandidaten dazu. Der erste dieser Sekretäre war der Vater des späteren Tübinger Professors Schmid. Er kam 1782. Fünf andre folgten, endlich die drei, deren Namen mit der Entstehungsgeschichte der Basler Mission für immer verknüpft sind: Steinkopf, Blumhardt und Spittler.



Dr. C. F. A. Steinkopf.

Steinkopf war nur von 1798—1801 Sekretär, dann ging er an die deutsche Savoykirche nach London. Aber hier kam er sofort unter den Einfluß des mächtig erwachten englischen Missionslebens. Schlag auf Schlag waren dort 1792 die baptistische, 1795 die Londoner und 1799 die kirchliche Missionsgesellschaft entstanden, welchen allen die 1804 ins Leben getretene Britische und ausländische Bibelgesellschaft eine unschätzbare Bundesgenossin wurde. Die Feuer und Leben atmenden Berichte Steinkopfs nach Basel waren von mächtigem Einfluß: Die Basler Bibelgesellschaft, welche 1804 entstand, war der Christentumsgesellschaft erste Tochter. Spittler, Steinkopfs Nachfolger in Basel, ein erst neunzehnjähriger Jüngling, hatte wieder eine andre eigentümliche Begabung vom Herrn empfangen: eine Liebe voll Erfindungskraft, die nie über anwendbare Mittel und gangbare Wege in Verlegenheit war; Christian Gottlieb Blumhardt aber, der seit 1803 mit Spittler zusammen, als letzter Sekretär der Christentumsgesellschaft wirkte, schüchtern, aber zähe in der Arbeit, ergänzte sich mit dem innigst geliebten Freund Spittler auf das beste. Beide fühlten sich durch Steinkopfs Nachrichten über das englische Missionsleben aufs höchste interessiert. Die „Sammlungen" der Christentumsgesellschaft füllten sich mit Missionsnachrichten, Blumhardt fing an, Missions=

stunden zu halten, und Spittler brannte darauf, selber als Missionar unter die Heiden zu gehen. Er dachte an Jänickes Missionsschule, ob er sich in Berlin für den Missionsberuf vorbereiten lassen sollte — da gab ihm Gott den Gedanken ins Herz, die Begründung einer eignen Missionsschule in Basel ins Auge zu fassen. Oft und lebhaft besprach er mit Blumhardt diesen Plan, doch sahen beide zur sofortigen Ausführung noch keine Möglichkeit. Aber aufgeschoben ist



C. F. Spittler.

nicht aufgehoben, und nicht immer erlischt eine Kohle, wenn sie eine Zeitlang allein liegt. Blumhardt trat 1807 in den württembergischen Kirchendienst zurück, Spittler war einziger Sekretär. Aber nun handelte Gott, und die Hilfe des Herrn, dessen Stunden sich gefunden, brach mit Macht herein!

Unter den Schlägen Napoleons, der Gottesgeißel, erzitterten die Völker Europas, sank Deutschland halb ohnmächtig in den Staub. Aber dann das

Erwachen der Fürsten und Nationen, das Joch des Korsen abzuschütteln, der Freiheitsgedanke, der sie nach dem Strafgericht in Rußland durchdrang und in einer Weise einte, wie nie zuvor! Eine welteinigende und reinigende Kraft lag in ihm, und die geistige und geistliche Erhebung infolge der Freiheitskriege lockerte den Boden für das neu aufsprießende religiöse Leben. In tausend lau gewordenen Christen lohte ein neues Feuer empor, neuer Ernst im Christenleben, neuer Eifer für Gottes Sache begann sich mächtig zu regen. Gott hatte gesprochen, überall fing man an, nicht bloß zu horchen, sondern zu antworten.

In diesem Geistesfrühling litt es Spittler nicht länger. Zwar sein neuer Freund, der braunschweigische Oberpostmeister Kellner, ein Mann von schwärmerischer Frömmigkeit, war nicht geeignet, ihm bei Gründung einer Missionsschule praktischen, ausführbaren Rat zu erteilen. Aber Gott wies ihn auf einen andern hin. 1814 hatte der Pfarrer an St. Martin in Basel, von Brunn, Blumhardts Missionsstunden fortzusetzen, angefangen. Einst meldete sich am Schluß solch einer Stunde ein junger Mensch bei ihm, er wolle Missionar werden, und v. Brunn solle ihm dazu behilflich sein. Sogleich suchte v. Brunn Spittler auf und fragte ihn: „Kann man denn solche Leute nicht hier bei uns zu Sendboten an die Heiden ausbilden?"


Inspektor G. C. Blumhardt (Missionsanstalt Basel).

Spittlers Herz schlug hoch vor Freuden! Das war ja sein Lieblingsplan, darüber hatte er ja gesonnen und gebetet manches Jahr! v. Brunn riet dringend, die Christentumsgesellschaft zu ersuchen, sie möchte ihrerseits die Missionsschule ins Leben rufen. Aber diese erklärte, es sei besser, wenn Spittler sie auf eigne Hand, mit Genehmigung der Regierung, gründete, an Unterstützungen solle es nicht fehlen! Und das war gerade die Erfüllung von Spittlers Lieblingswunsch. Er wollte arbeiten, arbeiten mit Leib und Seele, aber am liebsten ohne leitende Ausschüsse und Statuten. Es wurde ihm nicht schwer, die Erlaubnis der Regierung zu erwirken. Es heißt in der Eingabe: „In dem Missionsinstitut sollen anerkannt rechtschaffene und religiös denkende junge Männer jeder Konfession und jeden Standes zweckmäßigen Unterricht in fremden Sprachen und reiner Bibellehre erhalten, um nach einigen

Jahren als brauchbare Missionare zu der zahllosen Menge von Heiden in fremde Weltteile zu reisen und ihnen nach dem Befehle Christi (Matth. 28, 19.) das seligmachende Evangelium zu verkündigen."

Spittler wußte auch schon einen Lehrer für die Missionsschule: bei ihm stand es sofort fest: Blumhardt, sein alter Freund, muß nach Basel als Leiter des Instituts ziehen! Er soll die Sache betreiben, wie es ihm gut scheint, was der anfängt, wird schon geraten; die Höhe seines Gehaltes kann er sich selber bemessen, je nachdem Geld in der Kasse ist. Wer Glauben hat, der macht sich um das alles keine Sorgen!

Aber, wie wir Blumhardt kennen, konnte der auf solche Pläne unmöglich eingehen. „Glauben habe er wohl," antwortete er Spittler, „aber eben, wenn der Glaube sich als demütiger Glaube erweisen wolle, dann müsse er von dem A, das der Herr gibt, zu B weiter gehen, und erst, wenn Gott das B gegeben, zum C und so weiter an seiner Hand bis ans Ende!" Blumhardt setzte es durch, daß ein Komitee eingesetzt wurde, das alles genau vorher überlegte und bestimmte, dann wolle er dem Ruf als Lehrer folgen. Sechs Männer wurden gewählt, v. Brunn wurde Vorsitzender, und am 25. September 1815 trat man im Pfarrhause zu St. Martin zur ersten Sitzung zusammen.

---

3. Die Basler Missionsschule.

Nur 150 Napoleonsd'or lagen in der ersten Sitzung zur Verfügung bereit, und man schwankte, den verheirateten Blumhardt als Missionslehrer zu berufen. Aber als Steinkopf englische Hilfe anbot, entschloß man sich, und Blumhardt willigte ein. Er verließ den württembergischen Kirchendienst und gab alles Recht auf Wiederanstellung und einstige Pensionierung preis. Und wie Blumhardt sich nicht mit Fleisch und Blut besprochen hatte, so bewies das Komitee sogleich denselben Glaubensmut. Es liegt etwas von der Franckeschen kirchlichen Glaubensgewißheit und Zuversicht darin, wenn wir hören, daß man 1816 ein eignes Haus als Missionshaus kaufte, das „Panthier", für 27 000 alte Franken. Das war zweimal soviel, als die Gesamteinnahmen eines Jahres.

Am 26. August 1816 wurde die Missionsschule im eignen Heim mit sieben Zöglingen eröffnet. Die ersten Zöglinge waren: die Württemberger Dürr, Dreher, Irion und Winckler, die Schweizer Müller und Knecht und der Kurländer Vormeister. Dazu kam als einziger Theologe Christoph Burckhardt. Die andren Brüder waren Bauern, Seiler, Schuhmacher, Schreiber, Weber und Handschuhmacher. Der Aufnahme ging eine genaue Prüfung vorauf. Die Zöglinge sollten nach ihrer Ausbildung „von den schon lange mit glücklichem Erfolg arbeitenden englischen und holländischen Missionsgesellschaften als Verbreiter einer wohltätigen Zivilisation und als Verkündiger des Evangeliums des Friedens nach verschiedenen Gegenden der heidnischen Welt versendet werden".

Es ist von Interesse, die Hausordnung kennen zu lernen, welche jeder unterschreiben mußte, der in der Missionsschule Aufnahme fand. 1. Gott ist ein Gott der Ordnung. Soll eine Verbindung von Menschen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke ihm wohlgefallen und seiner segnenden Gnade teilhaftig werden, so kann dies nur auf dem Wege der Ordnung geschehen. 2. Unsre Missionsschule hat mehr als einen Verbindlichkeitsgrund vor sich, ein Bild der Ordnung Gottes im Kreise unsrer Mitmenschen zu sein. Jeder einzelne Zögling soll die Liebe zur Ordnung und Gesetzmäßigkeit nicht durch Zwang von außen lernen, sondern er soll den inneren Trieb dazu haben und in das äußere Leben übertragen. 3. Unsere Missionsschule soll dennoch nicht der Herrschaft des eisernen Zwanges, sondern dem heiteren Reich der göttlichen Freiheit angehören. Dies heilige Gesetz der Freiheit der Kinder Gottes muß jeder unsrer Zöglinge schon mitbringen, er muß sich selbst ein Gesetz sein. 4. Mit dem Augenblick des Übertritts in den eigentlichen Missionsdienst haben unsre Zöglinge in der Regel für ihr tägliches Tun und Lassen nur ihrem unsichtbaren und überall nahen Herrn und Meister Rechenschaft zu geben. Wer in dieser Prüfungszeit sich nicht selbst ein Gesetz ist, sondern der hölzernen Krücken der Gebote und Verbote, der Ermahnung und Bestrafung bedarf, der hat sich selbst aus unsrem Kreis ausgeschlossen. 5. Also vorerst nicht Menschengebote; diese haben sich die Vorsteher der Anstalt als notwendige Grenzpfähle und Umzäunungen mißbrauchter Geistesfreiheit vorbehalten, sondern allein Gesetz Gottes, in der Sprache Jesu Christi und der heiligen Apostel.

I. Freuet euch in dem Herrn allewege. Eure Gelindigkeit lasset kund sein allen Menschen. Der Herr ist nahe, sorget nichts, sondern in allen Dingen lasset euer Bitten in Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden. Und der Friede Gottes, welcher höher ist, als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu. Phil. 4, 4—7.

II. Lieben Brüder, was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach! Phil. 4, 8.

III. Übe dich selbst, aber in der Gottseligkeit (in dieser Interpunktion im Original), denn die leibliche Übung ist wenig nütze, aber die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. 1. Tim. 4, 7 und 8.

IV. Fliehe die Lüste der Jugend, jage aber nach der Gerechtigkeit, dem Glauben, der Liebe, dem Frieden mit allen denen, die den Herrn anrufen mit reinem Herzen. Aller törichten Fragen entschlage dich. 2. Tim. 2, 22.

V. Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen in aller Weisheit, lehret und ermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern, singet und spielet dem Herrn in eurem Herzen, und alles, was ihr tut mit Worten oder mit Werken, das tut alles in dem Namen des Herrn Jesu und danket Gott und dem Vater durch ihn. Kol. 3, 16. 17.

VI. Kaufet die Zeit aus, denn wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen. 2. Thess. 3, 10. (So im Original.)

VII. Prüfet alles und das Gute behaltet, meidet allen bösen Schein. 1. Theß. 5, 21—22.

VIII. Wir bitten euch aber, lieben Brüder, daß ihr erkennet, die an euch arbeiten und euch vorstehen in dem Herrn und euch ermahnen; habt sie desto lieber um ihres Werkes willen und seid friedsam mit ihnen. 1. Theß. 5, 12. 13.

IX. So ermahne ich euch, daß ihr wandelt, wie sich's gebühret eurem Beruf, darinnen ihr berufen seid, mit aller Demut und Sanftmut und Geduld und vertrage einer den andern in der Liebe. (Eph. 4, 1—2.) Denn daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt. Und die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht, sie stellet sich nicht ungebärdig, sie suchet nicht das ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden. 1. Kor. 13, 4—5.

X. Ist nun bei euch Ermahnung in Christo, ist Trost der Liebe, ist Gemeinschaft des Geistes, ist herzliche Liebe und Barmherzigkeit, so erfüllet meine Freude, daß ihr eines Sinnes seid, gleiche Liebe habet, einmütig und einhellig seid, nichts tut durch Zank oder eitle Ehre, sondern durch Demut achtet euch untereinander einer den andern höher denn sich selbst, und ein jeglicher sehe nicht auf das seine, sondern auf das, das des andern ist. Phil. 2, 1—4.

XI. Er aber, der Gott des Friedens, heilige euch durch und durch, und euer Geist ganz, samt der Seele und Leib, müsse behalten werden unsträflich auf die Zukunft unsres Herrn Jesu Christi, getreu ist, der da rufet, welcher wird es auch tun. 1. Theß. 5, 23—24.

Dies ist die Hausordnung, welche durch ihre biblische Schlichtheit erfreut. 1820 wurde ein ausgedehntes Gebäude an der Leonhardtstraße als Missionshaus eingeweiht, da das kleine Haus zum Panthier bald überfüllt war.

Es waren gewöhnlich gegen vierzig Zöglinge. Diese führten ein einförmiges, anstrengendes Leben im Missionshause. Von morgens fünf Uhr im Sommer oder sechs Uhr im Winter, bis abends zehn Uhr hieß es arbeiten; die Erholungspausen waren kurz, die persönlichen Freiheiten beschränkt. Eine Zeit lang war sogar das Rauchen verboten, doch wurde dies Verbot aufgehoben, als dem „Direktor“ Blumhardt eine Klage zu Ohren kam, „unsre Väter legen uns eine Last auf, die sie selber nicht tragen mögen.“ Vier bis fünf Jahre blieben die Brüder in dem Hause: und das Zusammenleben in dem immerhin noch engen Raum übte sie in Demut und Selbstverleugnung: „Da wird der Rost an einem heruntergetan,“ so äußert sich der eine, beim Rückblick auf seine Seminarzeit in Basel, und ein andrer schreibt: „Stelle dir vor: ein wahrhaft brüderliches Verhältnis mit vierzig Jünglingen aus verschiedenen Ländern, Ständen, Meinungen und Gewohnheiten heraus von dem Herrn zu seinem besonderen Dienst zusammengeführt! In solcher Verwicklung ist das einzig zum Ziel führende: Einfalt des Herzens und des Sinnes.“

Dem Inspektor, der die Zöglinge mit „du“ und „Bruder“ anredete (wobei es freilich vorkam, daß einmal die Anrede eines Zöglings: „Bruder Blumhardt“ und „du“ sanft abgelehnt werden mußte!), standen in den ersten Jahren Geistliche und Kandidaten Basels als Hilfslehrer zur Seite. Nachher berief man Theologen mit fester Anstellung. Die meisten waren Württemberger, zum teil Männer, die nachmals einen bedeutenden Ruf hatten. So Christoph Blumhardt, nachmals in Bad Boll und Heinrich Staudt, nachmals Pfarrer in Kornthal, wo die Regierung denen, die sich aus Unzufriedenheit mit Neuerungen in Liturgie und Gesangbuch, von der Landeskirche losgesagt, gestattet hatte, eine Gemeinde zu gründen, die nach apostolischem Vorbilde eingerichtet, eine eigentümliche kirchliche und bürgerliche Verfassung erhielt.

Blumhardt hatte den Unterricht an der Missionsschule als dreijährigen Kursus gedacht. Hauptsache ist das Bibelstudium, daneben holländische und englische Sprache, theoretische und praktische Theologie, Philosophie und Realien. Aber als man sich gezwungen sah, auch Lateinisch und Griechisch aufzunehmen, weil die englische Kirchen-Missionsgesellschaft, mit der man in Verbindung trat, diese Viersprachenkenntnis von ihren Missionaren verlangte, wurde der Kursus auf vier bis fünf Jahre ausgedehnt. Die Bibel wurde in den Ursprachen: Hebräisch und Griechisch gelesen; Englisch wurde als Weltsprache, die dem Missionar hilft, fast überall sich verständlich machen zu können, getrieben. Außerdem hörten die Zöglinge einige Vorlesungen an der Universität bei dem Professor der Theologie, Hagenbach, und bei dem, zugleich der Zöglinge wegen, nach Basel berufenen Professor Beck.

Man sieht, es war ein weites Feld, dessen Anbau es galt. Und die Basler Missionsschule unterschied sich auch in der Art, wie sie ihre Zöglinge für ihren Missionsberuf ausbildete, bedeutsam von anderen derartigen Unternehmungen. Die alte Dänisch-Hallesche Mission hatte nur akademisch gebildete Theologen ausgesandt. Aber ihre Mission verfiel, als der Rationalismus in die theologische Fakultät zu Halle eindrang, die Brüdergemeinde dagegen hatte fast nur Laienbrüder ausgesendet, nach dem Grundsatz, für den Missionsdienst genüge lebendiges persönliches Christentum. Basel schlug den richtigen mittleren Weg ein — dem Vorbild Jänickes in Berlin folgend — und forderte persönliches Christentum *und* eine besondere Berufsbildung. Und dieser Weg ist von den nachher entstehenden Missionsgesellschaften entweder sogleich oder allmählich als der einzig richtige erkannt worden. Denn, wenn es auch einen Augenblick so scheinen kann, als wären *das* Missionare im idealen Sinn, von denen man, wie von Petrus und Johannes (Apostelg. 4, 13.) wisse, „daß es ungelehrte Leute und Laien sind, und der Geist Gottes allein durch sie wirkt,“ so zeugen doch die Briefe von allen ausgesandten Missionaren davon, wie wohltätig und nötig für sie eine wissenschaftliche Bildung sei.

Aber was wurde nun aus einem jungen Mann, wenn er seine vier bis fünf Jahre in der Basler Missionsschule hinter sich hatte?

Selbst konnte die Missionsschule Missionare nicht aussenden; es fehlte ihr dazu jede Erfahrung und jeder unmittelbare Verkehr mit heidnischen Ländern.

Die Basler Handelswelt war in vielfacher Geschäftsverbindung mit Holland. Alle Tage sah man unterhalb der ehrwürdigen Rheinbrücke Handelsgüter von Holland ankommen und den Rhein hinabgehen. Der Rhein war die Haupthandelsstraße Deutschlands und Hollands, sollte er nicht auch eine Missionsstraße werden können? In Rotterdam bestand seit 1797 die Niederländische Missionsgesellschaft, mit dem apostolischen Glaubensbekenntnis als seiner Bekenntnisgrundlage, und 1817 ersuchten die Rotterdamer die Basler Missionsschule, zwei Zöglinge auf ihre Kosten und für ihren Dienst auszubilden. Schon 1818 verabschiedeten sich Müller und Bormeister von Basel, um in dem holländischen Missionsseminar zu Berkel ihre weitere Ausbildung zu empfangen. Im ganzen sind es aber nur sieben geworden, die im Dienst der niederländischen Missionsgesellschaft aus Basel zu den Heiden gegangen sind, der hervorragendste war Joh. Jakob Bär, dem eine segens- und opferreiche Wirksamkeit auf verschiedenen Inseln von Holländisch-Indien vergönnt war.

Die Knüpfung einer andern Verbindung wurde fruchtbarer. 1799 war die englische Kirchenmissionsgesellschaft entstanden, welche bis 1815 nur deutsche Missionare ausgesandt hatte, die meisten Jänickes Schüler. Was war natürlicher, als daß Steinkopf, der ehemalige Sekretär der Christentumsgesellschaft, der nach England gegangen war, den Wunsch hegte, nicht bloß Jünglinge aus Jänickes, sondern auch solche aus der Basler Missionsschule von der Missionsgesellschaft ausgesandt zu sehen, der er so nahe stand. Als dann die Engländer um ein paar literarisch gebildete Jünglinge aus der Basler Schule behufs Aussendung derselben baten, entschloß man sich in Basel, die alten Sprachen in den Lehrplan einzufügen, um den Anforderungen der aussendenden Gesellschaft zu genügen.

So traten noch im Jahre 1818 die beiden Erstlinge, Jetter und Dürr, in die Dienste der englischen Kirchenmissionsgesellschaft, und ihnen sind bis in die Mitte der fünfziger Jahre noch 86 andre junge Männer nachgefolgt. Die meisten pflegten ihre Studien in dem Missionsseminar zu Islington, im nördlichen Teile Londons gelegen, zu vollenden, um dann nach den verschiedenen Arbeitsfeldern der Gesellschaft auszuziehen. Besonders viel Basler Brüder wurden für das todbringende Westafrika bestimmt, und *sie* gingen immer gern, wenn sich nicht genug Engländer hierzu fanden. Bedeutende Männer sind unter diesen Baslern, die in englischen Diensten gestanden haben. So S. W. Kölle, der Verfasser eines Meisterwerkes über afrikanische Sprachen, Johannes Rebmann, der in Ostafrika Jahrzehnte lang auf einsamen Posten stand, Krapf und Samuel Gobat, der spätere Bischof von Jerusalem, mit ihrer treuen und mühevollen Arbeit in Abessinien, Schaffter in Tinnevelli; Pfander, Hörnle und Leupold in Nordindien, Weitbrecht in der Nähe von Calcutta; Kißling in Neuseeland.

Leider mußte *eine* Forderung der Engländer schwere Bedenken bei den Leitern und Freunden der Basler Missionsschule, wie bei den Jünglingen selbst,

die sich in englische Dienste begaben, erregen: Der Basler Missionszögling empfing in Stuttgart oder Lörrach die Ordination, und die Engländer taten so, als sei nichts geschehen, und verlangten, daß er sich von dem Bischof der anglikanischen Kirche noch einmal ordinieren lassen müsse. Nicht alle konnten sich zu der Weitherzigkeit hindurchringen, daß sie sagten, „wenn nur Christus den Heiden gepredigt wird," das ist die Hauptsache; Beck und Barth (von dem wir bald hören werden) erklärten es für eine Schmach der Deutschen, daß sie sich wegen englischen Geldes in solche Knechtschaft begeben hätten. Als der englischen Kirche aus ihrer eigenen Mitte Missionare erstanden, löste sich übrigens die Verbindung zwischen Basel und London von selbst.

Auch in den Dienst der 1795 entstandenen Londoner Missionsgesellschaft (independentisch) sind einige Basler Brüder getreten — aber die Zeit kam, daß man höhere Ziele ins Auge fassen konnte, nämlich „nicht mehr bloß fromme deutsche Jünglinge zu Lehrern der blinden Heiden auszubilden, sondern sie auch selber in die Heidenwelt auszusenden."



5. Kapitel.

„Der Frühling naht mit Brausen."

Die Entstehung der Missionsgesellschaften.

A. Der nichtdeutschen: Niederländische, englische Baptisten, „Londoner", englische Kirchenmissionsgesellschaft.

Zweimal schon ist die niederländische Missionsgesellschaft uns begegnet: sieben Schüler Jänickes und einige Basler Missionare hat sie ausgesandt.

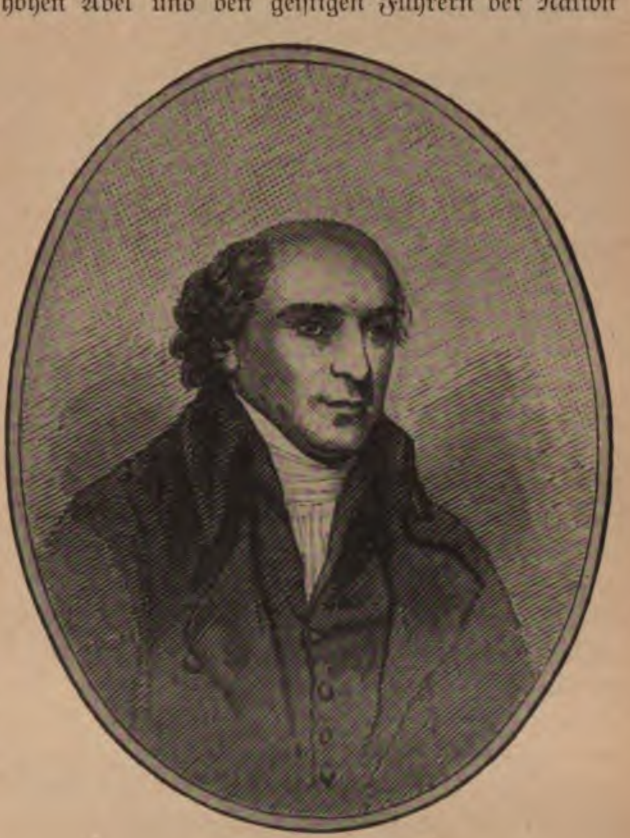
Es muß anerkannt werden, daß die holländischen Reformierten die ersten Protestanten gewesen sind, welche überseeische Mission getrieben haben. Anfangs wollten sie freilich nur die Papisten, welche sie in ihren, den Spaniern und Portugiesen abgenommenen Kolonien vorfanden, „zu gut reformierten Untertanen machen," und dabei ging es sehr äußerlich zu. Die Kinder wurden für den Schulbesuch und die Bekehrten für den Übertritt bezahlt, daher der Spottname „Reischristen", doch waren unter den von der ostindischen Handelskompagnie ausgesandten Predigern einige apostolische Männer, wie Kaspar Wiltens, der 1610 in Amsterdam ordiniert wurde, „um Christum den Gekreuzigten in so fernen Landen unter heidnischen Menschen zu verkündigen," Justus Heurnius, den man den ersten Missionsarzt nennen konnte. Aber mit der Handelskompagnie verfiel auch die Mission; auch in Holland trat der Rationalismus seine Herrschaft an, und die Kolonialregierung begünstigte sogar den Mohammedanismus auf Kosten des Christentums. Immerhin waren aber 1758 noch 21 Missionsprediger im holländischen Indien und 1774 schrieben „einige Freunde der Religion" in Holland einen Preis aus für die beste Schrift über die Art, wie eine Gesellschaft zur Glaubensverbreitung gegründet werden könnte. Drei Schriften liefen ein, aber einen praktischen Erfolg gab es nicht. Da kam ein Aufruf von der 1795 entstandenen Londoner Missionsgesellschaft, den Theodor van der Kemp, der spätere Apostel von Südafrika, ins Holländische übersetzte, und die Antwort war, daß am 19. Dezember 1797 in Rotterdam die erste niederländische Missionsgesellschaft gegründet wurde („Nederlandsche Zendelinggenootschap vor voortplanting en bevordering van het christendom onder de heidenen").

Anfangs traten die Missionare in den Dienst andrer Gesellschaften, so van der Kemp in den Dienst der Londoner Mission. 1816 wurde ein Seminar in Berkel gegründet, das 1828 nach Rotterdam verlegt wurde. 1813 ging Kam als erster Missionar der Gesellschaft nach Ostindien, wo nur noch ein einziger holländischer Prediger übrig war, und zwar nach Amboina. Er wird mit Recht der Apostel der Molukken genannt. Die besten Missionare erhielt die Gesellschaft anfangs aus Deutschland, so daß einer der „Inspektoren" den Grundsatz aufstellen konnte: „Unsre Mission gedeiht am besten mit deutschen Missionaren, englischem Geld und holländischer Bildung." Nach einem kurzen Versuch in Surinam hat diese Gesellschaft ausschließlich auf dem indischen Archipel gearbeitet, soweit er in den Händen Hollands war.

Wie für die Basler Missionsschule, so auch für die erste niederländische Missionsgesellschaft, war der zündende Funke aus England herübergeflogen. Das muß ja ein gewaltiges Feuer gewesen sein, das drüben der Heiland angezündet, und von dem er so gern will, daß es brenne in aller Welt! Sehen wir uns diesen Herd etwas näher an. Hatte die seit 1649 bestehende „Korporation für Förderung und Verbreitung des Evangeliums von Jesu Christo in Neu-England", oder die seit 1698 bestehende „Gesellschaft zur Förderumg christlicher Erkenntnis", oder die seit 1701 bestehende „Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums in fremden Ländern" in England ähnliche Werke Jesu Christi getan wie Francke in Halle und Zinzendorf in Herrnhut? Hatten sich diese Missionsgesellschaften durch den Geist oder vielmehr die Geist- und Leblosigkeit des Rationalismus, der in England so gut herrschte, wie bei uns, hindurchgerettet? Hatte sich jenseits des Kanals eine zweite Brüdergemeinde „von der Welt und ihrem Geist unbefleckt erhalten?"

Nein, das alles war nicht der Fall: Der zündende Funke kam wo anders her. Wie sich das deutsche Missionsleben aus den Kreisen des Pietismus heraus allmählich entwickelt hat, so hat auch das neue englische Missionsleben seine Wurzeln und seinen Nährboden in einer mächtigen religiösen Erweckung, in dem Methodismus, der in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts England bis in die Tiefen des Volkslebens ergriff und erneuerte. Wir können hier nicht näher auf John Wesley, den Vater des Methodismus, eingehen, wie er, an Zinzendorf erinnernd, als Oxforder Student einen Verein gründete zur Förderung seiner Mitglieder im wahren Christentum durch Lesen gottseliger Schriften, oftmaligen Genuß des heiligen Abendmahls, Gebetsgemeinschaft, Armen- und Krankenbesuche; wie er nach Georgien in Nordamerika ging, um die dortigen Kolonisten geistlich zu versorgen und die Indianer zu bekehren, wie er auf dieser Reise einige auswandernde Herrnhuter Familien kennen lernte mit David Nitschmann an der Spitze, wie er Spangenberg und Zinzendorf kennen lernte und ganz als Herrnhuter lebte, wie er und sein Bruder nebst Whitefield in den englischen Städten im Freien predigten, da ihnen die Kirchen verboten wurden, unter gewaltigem Zulauf und mit unerhörter Wirkung, Bußprediger voll heiligen Ernstes — das alles kann der Leser ausführlich dargestellt finden in „Öhninger, Geschichte des Christentums".

Der Methodismus hatte zu der Zeit, von der wir reden, für das kirchliche Leben Englands besonders dadurch eine so große Bedeutung gewonnen, daß Wesley bis an sein Ende an seiner Zugehörigkeit zur großen englischen Staatskirche zähe festgehalten hatte, so daß die Ströme des Lebens, die von ihm und seinen Mitarbeitern ausgingen, direkt dieser Kirche, die dreiviertel des englischen Volkes umfaßte, zu gute kamen. Um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts war nun die Zeit gekommen, wo diese Lebensströme sich in den höchsten Schichten der Gesellschaft, unter dem hohen Adel und den geistigen Führern der Nation auszubreiten begannen. In dieser Zeit setzt die Missionsbewegung ein — denn die allgemeine religiöse Bewegung erhielt durch allerlei äußere Umstände, wie durch Cooks epochemachende Reisen und andre geographische Entdeckungen ihr eigentümliches missionseifriges und missionstätiges Gepräge.



William Carey.

Die Baptistenmissionsgesellschaft hat das Verdienst, tatsächlich nun den ersten Anstoß zum Aufschwung zu geben, den das Missionswesen im neunzehnten Jahrhundert genommen, und hier ist es besonders ein Name, dessen Träger der lebendige Mittelpunkt der heiligen Sache war: William Carey, geboren 1761 in Paulerspury bei Northampton, eines Webers und Küsters Sohn. Die Armut seiner Eltern nötigten ihn, Schuhmacher zu werden, und in diesem Handwerk blieb er vom 16. bis 28. Lebensjahr. Einmal ergriff ihn eine Predigt über Hebr. 13, 13 gewaltig: „So lasset uns nun zu ihm hinausgehen außer dem Lager und seine Schmach tragen," und er beschloß, Jesu nachzufolgen, trotz Spott und Hohn. Zugleich lockerten sich ihm aber auch die Bande, die ihn mit der englischen Staatskirche verknüpften: bei „Lager" mußte er immer an die Staatskirche denken. Er wurde 1783 Baptist. Auf Zureden seiner Freunde versuchte er zu predigen, und als dies gelang, studierte der Dreiundzwanzigjährige lateinisch, griechisch und hebräisch. Und die Sprachenbegabung

des Jünglings war so groß, daß er nicht bloß diese drei Sprachen, sondern auch noch holländisch und französisch lernte. Die Zeiten, in denen er Schuhe verfertigte und flickte, waren seine Lernstunden. 1785 wurde er zum Baptistenprediger berufen. Zehn Pfund Sterling, die ihm seine Gemeinde Moulton für das Jahr auszahlte, waren nicht viel. Durch Schulehalten verdiente er sich nebenbei etwas. Hier beim Unterricht in der Bibelkunde und Geographie wurde in ihm der Missionsgedanke immer mehr lebendig. Mit brennendem Eifer las er Cooks Entdeckungen. Aus einzelnen Papierstreifen hatte sich Carey eine große Weltkarte gemacht und mit einer Feder die Namen der bekanntesten Völker, nebst allerlei Bemerkungen über ihre Religion, Lebensart, Land und andres eingetragen. Der Versuch, in Northampton bei der Versammlung der Baptistenprediger mit einem Aufruf zur Missionstätigkeit durchzudringen, mißlang. 1786 nun nahm Carey seine Zuflucht zur Presse und stellte eine schriftliche genaue Untersuchung der Frage an, „ob nicht der den Aposteln gegebene Befehl, in aller Welt zu lehren, noch heute als verpflichtend angesehen werden müsse, da ihm doch die große Verheißung folge!" Das ist Careys berühmte „Enquiry-Untersuchung".

Er widerlegt hierin die fünf angeblichen Hindernisse der Mission: Die große Entfernung der Heidenvölker, ihre Barbarei, die Gefahr, von ihnen getötet zu werden, die Schwierigkeit des Lebensunterhalts und die fremden, unbekannten Sprachen. Aber, sagt Carey, die Entfernungen werden überwunden! „Die Inseln harren auf mich!" spricht der Herr Jes. 60, 9. Wilde Sitten haben auch die alten und die mittelalterlichen Missionare nicht abgeschreckt. Lebensgefahr ist zu erwarten, aber Paulus und Barnabas gaben ihr Leben dem Herrn, und manche Gefahr scheint größer als sie ist. Als Gottesdiener muß der Missionar auf mancherlei Bequemlichkeiten verzichten — und die fremden Sprachen müssen mit großer Geduld, Mut und Nachsicht gegen die Eingebornen erst erforscht und dann gelernt werden. Arbeitend, reisend, bei Tag und Nacht, müssen sodann die Missionare die armen Heiden unterrichten und unablässig für sie beten.

In dem Baptistenprediger A. Fuller fand Carey einen treuen, begeisterten und verständnisvollen Genossen. Ausdrücklich sei erwähnt, daß Carey auch aus der seit 1790 erscheinenden Missionszeitschrift der Brüdergemeinde mächtigen Antrieb zur Heidenmission geschöpft hat.

Am 31. Mai 1792 war wieder eine große Baptistenpredigerversammlung zu Northampton. Carey hielt eine ergreifende Predigt über Jes. 54, 2 u. 3 mit folgender Einteilung: 1. Erwartet große Dinge von Gott; 2. Versucht große Dinge für Gott. Eben wollten die Geistlichen nach Beendigung des Gottesdienstes wieder auseinandergehen, da ergriff Carey Fullers Arm und sagte flehenden Blicks: „Wollt ihr nach dem allem wieder heimgehen, ohne irgend etwas zu tun?" Da kam wenigstens ein Beschluß zu stande, auf der nächsten Versammlung eine Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden zu bilden. Und das geschah wirklich am 20. Oktober 1792, „die (Partikular) Baptistengesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden" wurde gegründet. Geld sollte durch Unterschriften gesammelt

werden. Der Vorstand bestand aus Ryland (der einst Carey baptistisch getauft hatte), Hogg, Carey, Sutcliff und Fuller.

Aber nicht bloß Carey und seinen Komiteemitgliedern waren die Augen darüber aufgegangen, daß der größte Teil der evangelischen Christenheit an einem der Kerngedanken der Heiligen Schrift und an einem der deutlichsten Befehle des Heilandes bisher vorübergegangen war. Das eifrige Bibellesen in jenen Zeiten



Prediger Haweis.

der durch den Methodismus wieder erwachten ersten Liebe öffnete immer mehr Christen die Augen, und der Missionsgedanke lag Ende des neunzehnten Jahrhunderts in England sozusagen in der Luft. Das zeigte sich ganz auffallend bei Gründung der Londoner Missionsgesellschaft.

Während bei der baptistischen Mission der erste Anstoß noch von einer einzelnen machtvollen Persönlichkeit ausgegangen war, sucht man bei der 1795 ins Leben tretenden Missionsgesellschaft vergebens nach einem einzelnen Gründer.

Wenn man durchaus einen Namen nennen soll, so könnte man allenfalls den Prediger Haweis in Aldwinkle nennen, der die Seele der großen Londoner Septemberversammlungen im Jahr 1795 war, wo er die zündende Predigt über Mark. 16, 15—16 hielt: Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur.“ Folgende Gedanken seien aus dieser Predigt hervorgehoben: In der Einleitung beklagt er die Missionsversäumnisse der evangelischen Christenheit. „Es gibt zwar schon eingerichtete Missionsgesellschaften (vergleiche Seite 21), um das Evangelium auszubreiten und religiöse Erkenntnis zu befördern, und sie haben Fonds, Hunderttausende, die zu diesem Zweck bestimmt sind; aber nimmt man die durch sie verteilten Bücher aus, was ist bis jetzt wirklich durch sie geschehen? Wo sind denn ihre Apostel? Der dänischen Mission haben sie eine Beihilfe von Geld bewilligt, aber in welchem Lande wird die Stimme, werden die Leiden ihrer Missionare gehört? Wo sind die Neubekehrten, die als Frucht ihrer Arbeit erscheinen? Belebt von einer brünstigen Begierde nach Menschenseelen, die ebenso teuer als wir erkauft sind, sehnen wir uns danach, ihnen dasselbe Evangelium mitzuteilen, das wir angenommen haben! 1. Wohin sollen wir gehen? In alle Welt, zu allen Menschen, die ohne Christum sind; es ist eine Frechheit, zu behaupten, das Menschengeschlecht könne ebensogut ohne Christum bestehen. Nach Afrika, wo die verfinsterten Seelen vom Teufel nach seinem Willen gefangen geführt werden; nach Indien, wo ich unter den zehn Millionen Untertanen der ostindischen Kompagnie noch von keinem einzigen Missionar gehört; nach China, wo unter den 400 Millionen keine einzige Seele ist, die den wahren Gott kennt; die Inseln, welche das indische Meer füllen, stellen eine fürchterliche Leere dar; nach Neuholland, jetzt dem Aufbewahrungsort unsrer Auswürflinge, nach Neuseeland und allen Inseln der Südsee zu den verwahrlosten Schößlingen einer üppigen oder gefallenen Natur! Wir wollen die mährischen Brüder uns nicht beschämen lassen! 2. Wen sollen wir senden? Männer, denen Gottes Geist Zeugnis gibt, daß sie Gottes Kinder sind; Männer mit einem guten natürlichen Verstand, wohlbelesen in der Bibel, voll Glaubens und heiligen Geistes, und kämen sie aus der Schmiede oder einer andern Werkstätte. 3. Was hat der Missionar zu predigen? Das reine unverfälschte kräftige Evangelium von Christo. Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Schwachen. Ohne die Predigt vom Kreuz Christi würde ein Missionar in einem heidnischen Lande nichts ausrichten. 4. Was soll solche Mission ausrichten? Die Lehren des Glaubens werden zur Gnade des Glaubens führen. Wer glaubt, wird selig werden. Nicht zum Zorn hat Gott irgend ein Volk gesetzt, sondern um die Seligkeit zu erlangen durch unsern Herrn Jesum Christum.“

„Ich hoffe,“ sagt er zum Schluß, „daß viele sagen werden, hier bin ich, Herr, sende mich! Ich hege die Zuversicht, daß nichts fehlen wird, um eine zahlreiche Mission zu veranstalten. Denn das Silber und Gold sind dein!“

Der erste sichtbare Zusammenschluß gleichgestimmter Seelen fand am 4. November 1794 in Bakers Kaffeehaus dicht an der Londoner Börse statt. Acht Geistliche beschlossen, ein Komitee zu bilden, das die einleitenden Schritte

zu den Septemberversammlungen von 1795 tat. Und diese Septembertage, die den eigentlichen Anfang der Londoner Missionsgesellschaft bilden, müssen auf die kirchlichen Kreise Englands damals einen unauslöschlichen Eindruck gemacht haben. London war schon vor hundert Jahren eine mächtige Stadt und ein schwerbeweglicher Koloß. Aber in jenen Tagen war es, als hätte man an seinem Lebensnerv gerührt. So große Volksversammlungen, solch einen Zusammenschluß von Geistlichen aus allen Kirchengemeinschaften und Sekten hatte man noch nie gesehen! So konnte man auch gleich im ersten Jahre dreißig Missionare aussenden, und die erste Jahreseinnahme belief sich auf 220 000 Mark. Grundsätzlich wurden alle konfessionellen Schranken beiseite geschoben. Die fünf Redner, die den ausziehenden Missionaren ein Abschiedswort zu sagen hatten, gehörten fünf verschiedenen Kirchenabteilungen an, und diejenigen aus den Heiden, welche Gott in die Nachfolge seines Sohnes berufen wird, können eine Form kirchlicher Ordnungen annehmen, welche sie für „dem Wort Gottes am entsprechendsten halten" sagte einer der Gründer der Gesellschaft ausdrücklich. Außer Haweis seien noch Love und Hardcastle genannt, letzterer war der erste Schatzmeister der Gesellschaft, ein frommer Mann, gern überall dabei, wo die köstliche Perle gehandelt wurde. Sein Kontor, dicht an der Londoner Brücke, wurde auch die Geburtsstätte der so berühmt gewordenen Britischen und ausländischen Bibelgesellschaft, dieser unschätzbaren Bundesgenossin der Mission.

Wie wir schon erwähnten, kamen die Ströme des Lebens, welche von J. Wesley und seinen Genossen ausgingen, auch der englischen Staatskirche zu gute, von der er sich nie getrennt hat. Zwar sagten sich Tausende und Hunderttausende von ihr los, und die Staatskirche sah auf die verschiedenen Methodistengemeinden, als auf abtrünnige Untertanen, aber so wie die römische Kirche durch die Reformation, trotz ihrer Feindschaft gegen dieselbe, doch in vielen Beziehungen mit reformiert wurde, so konnte sich die englische Staatskirche nicht dem Einfluß des Methodismus ganz verschließen: Eine frische, evangelische Bewegung lebte in ihr auf, welche sie wieder zum Jungbrunnen des Evangeliums zurückführte, und anstatt auf anglikanische Riten, Ordination und Kirchenordnung, begann sie wieder den Nachdruck auf die evangelischen Grundlehren: Buße, Rechtfertigung und Heiligung zu legen. Dieser frische, evangelische Zug in der englischen Staatskirche ist dann auch der Vater der dritten großen Missionsgesellschaft geworden, der Englischen Kirchenmissionsgesellschaft, deren Gründungstag der 12. April 1799 ist.

Hervorragende Vorkämpfer der evangelischen Bewegung in der Staatskirche wie Newton, Venn, Scott, Woold schlossen sich mit Männern zusammen, welche mehr allgemein menschenfreundliche Interessen und Ziele für die Bewohner der englischen Kolonien verfolgten. Wilberforce, der bekannte unermüdliche Vorkämpfer für die Sklavenemancipation, war ihr Haupt. Ihm zur Seite stand Grant, vordem lange Zeit ein hoher Beamter der ostindischen Kompagnie in Kalkutta. Nach London zurückgekehrt und einer der Direktoren der Kompagnie geworden wurde die sittliche und religiöse Hebung Indiens sein vornehmstes

Lebensziel. Bei der Versammlung im Gasthof Castle and Falcon, in welcher die Gründung einer Missionsgesellschaft im Anschluß an die evangelische Partei in der Staatskirche beschlossen wurde, führte der Pfarrer von Clapham, John Venn, den Vorsitz. Dieser spielte mit dem ersten Missionssekretär Scott, in der ersten Zeit, die führende Rolle. Die Erschienenen, sechzehn Geistliche und neun Laien, wurden die ersten Mitglieder der Gesellschaft. „Evangelisches Christentum ist die Hauptsache, nicht anglikanisches Kirchentum," damit bezeichnet die englische Kirchenmissionsgesellschaft ihre Abgrenzung gegen die hochkirchlichen Gesellschaften; „aber doch sind wir eine kirchliche Missionsgesellschaft, die die Vorzüge der anglikanischen Kirche nicht verkennt und ihre Kirche liebt und deren Mitglieder sie zur Mitarbeit aufruft," damit grenzt sie sich gegen die independentischen Missionsgesellschaften, wie z. B. gegen die Londoner Missionsgesellschaften ab, die ja immer mehr und mehr zu einer Missionsgesellschaft geworden ist, deren Mitarbeiter außerhalb der anglikanischen Kirche stehen.

Aber die Häupter der Staatskirche standen der Neugründung ziemlich mißtrauisch gegenüber. Der Erzbischof von Canterbury z. B., dem man den Prospekt der Gesellschaft eingeschickt hatte, ließ Jahr und Tag auf Antwort warten. Endlich erlangte Wilberforce eine Antwort, die ziemlich freundlich gehalten war. Aber erst 1841 ist nach langen Verhandlungen der Erzbischof von Canterbury als Mitglied beigetreten — heute sind oft alle Bischöfe der anglikanischen Kirche Mitglieder.

Übrigens konnte man auch nach jener freundlichen Antwort des Erzbischofs nicht sogleich ans Werk gehen — es waren keine Missionare da und melden taten sich auch keine. So wandte man sich an Jänicke in Berlin und an Blumhardt in Basel, wie uns bekannt ist. Erst seit 1807 stellen sich englische Missionare ein.

Das war das heilige Feuer, das der Herr in England angezündet. Kehren wir nun wieder nach Basel zurück zur Missionsschule.

Die ersten Jahre des Bestehens der Basler Missionsschule waren Teuerungsjahre, aber immer wurde für ihr tägliches Brot gesorgt. Es entstanden Hilfsvereine. Den ersten riefen die Väter der nachmaligen Basler Missionsinspektoren, Hoffmann und Josenhans, in Leonberg i. W. ins Leben. Ein zweiter Hilfsverein entstand in Stuttgart. Zu einem Mittelpunkt des Missionslebens wurde Korntal, in Tübingen entstand ein Verein unter den Studenten; im Elsaß gründete der Direktor des theologischen Studienstifts, Krafft, einen Hilfsverein, in der Schweiz ließen Bern, Zürich, Schaffhausen, St. Gallen nicht lange auf sich warten. Hiezu kamen noch viele andre. Zum Teil waren es Hilfsvereine ausschließlich für Basel, zum Teil unterstützten sie auch andre Missionen, wie die Brüdergemeinde und Jänickes Missionsschule. Meistens verpflichteten sie sich, die Ausbildungskosten für einen oder mehrere Missionszöglinge aufzubringen. Über die anvertrauten Gelder legte man in den ersten Jahren keine öffentliche Rechenschaft ab, aber die Freunde und Hilfsvereine hatten jederzeit die Erlaubnis, die Rechnungsbücher einzusehen. Das Aufbringen des nötigen Geldes sollte ganz der

freien christlichen Liebe anheimgestellt bleiben. Man verwarf das Beitreiben der Gaben durch besondere Agenten und kam darum doch nicht zu kurz.

Im Jahre 1821 gab sich die Basler Mission eine Verfassung, nachdem sie den Entwurf dazu den Freunden und Hilfsvereinen vorgelegt hatte. In dieser Verfassung wurde ihr offizieller Name genannt: Basler Missionsgesellschaft.

B. Der deutschen: zu Basel, Barmen, Berlin.

Das Wort zu „Basel" sollte nur die Stelle bezeichnen, wo zur Zeit die Geschäftsführung ihren Standort habe. Das Komitee ist die geschäftsführende Behörde, aber es bildet nicht allein die Missionsgesellschaft, vielmehr bilden diese die Freunde, Wohltäter und Hilfsvereine und zwar nicht bloß auf dem Papier. Denn z. B. dem Stuttgarter Hilfsverein legte Blumhardt alle wichtigen Wünsche und Pläne zur Begutachtung vor, und ebenso hörte man z. B. stets gern auf Dr. Barths Rat, früher Pfarrer von Möttlingen und nachher Begründer des Calwer Verlagsvereins.

Großen Fleiß wendete man auf, das Missionsinteresse in der Heimat zu wecken und zu pflegen. So besuchten die Zöglinge und ausziehenden Missionare die Missionsfreunde, und schon 1816 rief Blumhardt „das Magazin für die neueste Geschichte der evangelischen Missions- und Bibelgesellschaften" ins Leben, das seit 1820 in einem der vier Quartalshefte den Jahresbericht der Basler Gesellschaft enthielt. Oft waren die Reisebeschreibungen der Missionare mit Kupfer und Karten einzelner Missionsgebiete rc. geschmückt. Das Basler Missionsmagazin hat für die Belebung des Missionssinnes in Deutschland Großes geleistet; überall, wo man dem Aufkommen des heimatlichen Missionslebens nachspürt, trifft man auf diese Zeitschrift. Für die französisch sprechenden Missionsfreunde in Frankreich und der französischen Schweiz entstand schon 1819 in Genf ein „Magasin évangelique", welches jetzt das Organ der Pariser Missionsgesellschaft ist. Der Stuttgarter Hilfsverein trat mit den „Nachrichten aus der Heidenwelt" hervor, 1828 Dr. Barth mit seinem „Calwer Missionsblatt", den „Evangelischen Heidenboten" redigierte Blumhardt. Dieser reiste auch sehr viel, um mit dem lebendigen Wort für die Mission zu werben, und so zahlreich gingen die durch Schrift und Wort gesäten Samenkörner auf, daß man an die Möglichkeit dachte, die Basler zu einer allgemeinen deutschen Mission auszugestalten. In mehr als vierzig Städten Deutschlands hat Blumhardt diesen weit ausschauenden Plan in Vorträgen entwickelt. Aber das blieb ein schöner Traum, und Blumhardt war zuerst recht niedergeschlagen. Doch erweisen sich auch hier Gottes Gedanken höher als Menschengedanken und seine Wege höher als unsre Wege: gerade die Teilung der Missionsfreunde in verschiedene Gesellschaften war für die Weckung und Vertiefung des Missionsinteresses sehr fruchtbar. Blumhardts Saat ging dennoch auf, nur anders als er gedacht: Die Entstehung der Rheinischen Missionsgesellschaft in Barmen, die der Norddeutschen in Hamburg-Bremen, waren eine fast unmittelbare Frucht seiner Bemühungen. Auch die Berliner und Leipziger und Pariser Mission verdanken mittelbar Blumhardt ihre Entstehung. Ja

es gibt, Berlin III ausgenommen, keine einzige unter den großen kontinentalen Missionsgesellschaften, die nicht in nachweisbarem Zusammenhange mit der von Basel ausgegangenen Bewegung gestanden hätte.

Aus dem allen geht schon hervor, wie weitherzig, im besten Sinne des Wortes, die Basler Mission war, gegen das Sonderbekenntnis innerhalb der evangelischen Christenheit. War sie doch entstanden aus dem Zusammenwirken lutherischer Württemberger und reformierter Basler. Ja gegenüber dem Rationalismus schlossen sich damals nicht nur lutherische und reformierte Christen zusammen, selbst gläubige Katholiken vereinigten sich mit ihnen in der Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe zu dem Herrn Christus. Es wurde auch später in einem Jahresbericht von Blumhardt ausdrücklich ausgesprochen, „das Missionsleben mußte notwendig schon in der Quelle getrübt werden, wenn bei Missionsunternehmungen die theologischen Unterscheidungslehren mit verpflanzt und verbreitet werden; man solle doch nicht aus dem Schoß der Kirche den unseligen Zunder der Zwietracht in die arme Heidenwelt hinüberwerfen."

Obwohl auf den Versammlungen und in den Stunden der Pietisten erwachsen, suchte man nun überall die Öffentlichkeit. Schon 1821 wurde in Basel das erste öffentliche Missionsfest in der Martinskirche gefeiert. In Stuttgart und Tübingen machte man den ersten Anfang mit öffentlich in der Kirche stattfindenden Missionsstunden, wobei meistens die Missionsnachrichten nur vorgelesen wurden. Eigentliche Missionsfeste wurden zu der Zeit nur erst in den Kirchen von Leonberg, Kornthal und Calw gefeiert; später auch in Stuttgart und Zürich.

Nicht ohne Kampf hat sich die Basler Mission in ihrem eigentümlichen Leben in der Heimat entwickelt. Wir dürfen nicht vergessen, daß die rationalistische Kirche und die Kinder der Welt mit gleicher Verachtung auf die Missionssache überhaupt sahen; aber auch aus den Reihen der eignen Gesinnungsgenossen erhob sich eine Kritik, die ihr, weil zum Teil berechtigt, zum Segen gereichte.

Wir erwähnten schon Becks und Barths Entrüstung über die Art, wie die Basler sich die Verachtung ihrer Ordination seitens der englischen Kirchenmission gefallen ließen, aber Beck mißfiel daneben auch die ganze Blumhardtsche Weise, von der Mission und den Heiden zu reden. Beck nannte sie eine schwungvolle Schönfärberei und scheute sich nicht, einmal auf einem Missionsfest vor der Festgemeinde, zu deren peinlichster Verwunderung, das alles auszusprechen. Er schoß ja weit über das Ziel hinaus, und war zu einem guten Teil ungerecht und kurzsichtig, aber Kritik schadet einem nie. Man weiß dann, vor was für Abwegen man sich zu hüten hat. Und tatsächlich war Blumhardts Rede etwas wortreich, und tatsächlich suchte er sich lieber anzuschmiegen und Hindernisse zu umgehen; aber bei dem allen war er doch eine Kraft von Gottes Gnaden. Sanft und selig ist er 1838 unter dem Gesang der Zöglinge und Spittlers Gebet entschlafen. Sein Vater, der fromme Schuhmacher in Stuttgart, hatte ihn 1800 sterbend gesegnet: „Dich wird der Heiland mit seinen Gaben also ausrüsten, daß du einst ein gesegnetes Werkzeug seiner Gnade unter den Heiden sein wirst." Das war er auch wirklich geworden.

Als man 1820 das Ziel ins Auge faßte, selber fromme deutsche Jünglinge in die Heidenwelt auszusenden, dachte man auch schon an bestimmte Länder, nämlich an die Gegenden zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meer, nördlich und südlich vom Kaukasus. Um dem Rationalismus zu entgehen, waren nämlich 1816 viele schwäbische Familien mit Schweizer- und deutschen Kolonisten nach Grusien, in den genannten Gegenden gelegen, ausgewandert und hatten sich dort unter russischem Schutz in sieben Dörfern angesiedelt. Wenn man ihnen Missionare sendete, so hoffte Blumhardt, werde man von den deutschen Kolonien aus nicht nur die erstorbenen Kirchen des Morgenlandes, die griechische, armenische, russische neubeleben, sondern auch zu den Mohammedanern und Heiden der anstoßenden Länder vordringen können. Man hatte auch Leute dazu, diesen Plan zu verwirklichen. Da war der ehemalige russische Graf Felician Zaremba, Doktor der Philosophie und bereits in Petersburg beim Reichskollegium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, der, plötzlich bekehrt, sich der glänzenden Laufbahn entzogen hatte und mit der Mission bekannt geworden, in die Basler Missionsschule eingetreten war. Er mit noch einem andern, Dittrich, gingen von Basel nach Petersburg, um die kaiserliche Erlaubnis zur Anlegung von Missionskolonien zu erwirken. Sie erhielten sie unter mancherlei Einschränkungen und Bedingungen. Eine Reihe von Brüdern ist ihnen nachgesandt worden und sie alle haben treulich gearbeitet, als Pastoren der deutschen Kolonie, als Evangelisten der armenischen Kirche, als Missionare unter den Mohammedanern und Heiden, aber Gott hatte die Türen noch nicht aufgetan. Von 1822 bis 1835 hat die Missionsarbeit am Kaukasus gewährt, war aber ohne sichtbare Früchte geblieben. Durch einen Ukas führte Kaiser Nikolaus auf Drängen der armenischen Geistlichkeit das Ende der Kaukasusmission herbei.



Missionar Zaremba.

Noch kürzer und trauriger ist die Geschichte der Basler Mission in Liberia. An der früher sogenannten Pfefferküste (Westafrika) hatte sich ein eigentümlicher Staat gebildet. In Amerika freigewordene Sklaven, die, von den Weißen gemieden, ein trauriges Leben führten, hatte eine amerikanische Kolonisationsgesellschaft 1823 am Vorgebirge Mesurado angesiedelt. Unter mancherlei Kämpfen mit den Eingebornen entstand die Stadt Monrovia; die ganze Ansiedlung erhielt den Namen Liberia. Ihr Prediger Ashmun schrieb Aufrufe an die verschiedenen Missionsgesellschaften Europas und Amerikas, die Vey- und Bassastämme der Nachbarschaft baten: „Kommt herüber und helft uns." Fünf Brüder sandte Basel 1827 hin, aber schon 1832 hatte das ganze Missionsunternehmen sein



Das Missionshaus zu Basel.

Ende erreicht: mehrere Brüder starben am Fieber, Krankheit nötigte die andern, allmählich wieder heimzukehren — zum erstenmal mußten auch die deutschen Pietisten die zügellose oberflächliche Christlichkeit dieser amerikanischen Neger in Liberia kennen lernen, die als Baptisten von solchem Dünkel erfüllt waren, daß sie den Deutschen nicht einmal ihre Kanzel einräumen wollten!

1827 wurden vier Basler Brüder nach der Goldküste abgeordnet, wo elf Gräber herrnhutischer Brüder einzig und allein noch daran erinnerten, daß dort die Brüdergemeinde im achtzehnten Jahrhundert einen Missionsversuch gewagt. Aber schon im achten Monat ihres afrikanischen Aufenthalts wurden drei von ihnen hinweggerafft. Drei Brüder wurden ihnen nachgesandt: der eine, ein Arzt, starb nach wenigen Monaten, er war nur gekommen, um das Grab des letzten

von den vier ersten zu sehen; bald darauf starb einer seiner Begleiter; Andreas Riis blieb ganz allein. Man sandte ihm zwei Brüder nach; 1838 waren diese gestorben, Riis stand zum zweitenmal allein! Dann kehrte auch er zurück!

Außerdem hat die Basler Missionsgesellschaft in der ersten Periode ihres Bestehens unter Blumhardt ein Missionswerk in Ostindien begonnen, wovon wir später noch hören werden. Als Blumhardt starb, war Indien das einzige Missionsfeld der Basler. Pfarrer Staudt verglich auf einem Stuttgarter Missionsfest die Basler Mission in ihrer damaligen Lage nicht unzutreffend mit einer Mutter von vier Kindern. „Das Erstgeborne, die kaukasische Mission, befinde sich in der Gefangenschaft, das zweite Kind liege in Liberia begraben; das dritte, die Mission an der Goldküste, schwebe zwischen Leben und Sterben; das vierte Kind, die ostindische Mission, blühe lieblich auf."

Wenn wir nun auf die Rheinische Missionsgesellschaft in Barmen zu sprechen kommen, so müssen wir, um ihre Entstehung und Art zu verstehen, in Gedanken zurück bis zum Jahre 1799, und hinüber nach der Nachbarstadt Elberfeld. Am 3. Juni 1799 wurde die Elberfelder Missionsgesellschaft gegründet. Gibt's denn auch eine Elberfelder Missionsgesellschaft? werden die meisten Leser fragen. Wir kennen die Barmer oder Rheinische, aber von einer Elberfelder haben wir noch nichts gehört. Und doch existiert sie noch heute als älteste der sogenannten Stammgesellschaften, durch deren Zusammenschluß die Rheinische Missionsgesellschaft 1828 entstand. Noch heute wird sie unter dem Namen „Elberfelder Missionsgesellschaft" in den Jahresberichten der Rheinischen Missionsgesellschaft aufgeführt, und ihre Direktoren halten noch heute ihre regelmäßigen monatlichen Sitzungen ab. Mit andren Worten: Wir haben in der Elberfelder Missionsgesellschaft einen der ältesten Missionsvereine unsres deutschen Vaterlandes vor uns, die erste Quelle, die im Lauf der späteren Jahrzehnte mit vielen andren zu einem immer mächtiger anschwellenden Strome vereint, die heutige Rheinische Missionsgesellschaft ins Leben rief. Und diese Quelle ist noch heute nicht versiegt! Über 27 000 Mark hat 1898/99 die Elberfelder Missionsgesellschaft an die Kasse der Rheinischen abgeführt, und zu ihrem hundertjährigen Geburtstag hat sie der Rheinischen Mission ein Erholungshaus für heimgekehrte Missionare geschenkt, zu dem ein Elberfelder Stadtverordneter einen prächtig gelegenen Bauplatz im Werte von 15 000 Mark gestiftet hat.

Wie kam es, daß die Elberfelder Missionsgesellschaft gegründet wurde? Es ging nach dem Worte unsres Herrn: „der Wind wehet, wo er will und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt." Wenn Gottes Winde wehen, dann ist es selige Zeit! Für Süddeutschland wehte im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, wie wir schon wissen, Gottes Odem vom schweizerischen Boden herüber. In jener Zeit, wo das Eis des Vernunftglaubens den Acker der Kirche bedeckte, wirkten die Gedanken der „Christentumsgesellschaft" wie Südwind, unter dessen erwärmendem Hauch vielerorts die harte Kruste zu schmelzen begann. Auch in Elberfeld verspürte man dieses Frühlingswehen. Auch hier bildete sich nach dem Vorbilde

der Christentumsgesellschaft ein Verein, der anfänglich nur unter dem Namen „Unsere Gesellschaft" bestand, und eigentlich erst 1827 bei der behördlichen Genehmigung seiner Statuten unter dem Namen „Elberfelder Missionsgesellschaft" erscheint. Es war am 3. Juni 1799, als in dem Hause des ehrwürdigen Johannes Ball neun Männer zusammentraten, um sich der still durch das Land gehenden Bewegung anzuschließen. Es waren: Prediger Weber, H. Peltzer, Stahlschmidt, Platzhoff, Ball, Müller, Diederichs, Altgelt, Hünninghaus. Die Einrichtung dieser Gemeinschaft war der der Christentumsgesellschaft ganz gleichartig; doch ist bemerkenswert, daß schon bei der ersten Zusammenkunft beschlossen wurde: „Es sollen gleich nach dem ersten Gebet die eingelaufenen Berichte der Mission vorgelesen und das nötigste, was geantwortet werden müsse, abgehandelt werden." — „Auch sollen Gaben für die Mission unter den Heiden sowohl, als auch dafür gesammelt werden, was in unsrer Gegend für die Ausbreitung des Reiches Christi gewirkt werden könne." So war also vom ersten Anfang an die Heidenbekehrung das hauptsächlichste Ziel für die Bestrebungen des kleinen Vereins. Es lag in den trüben und verworrenen Zeitverhältnissen, daß man die neue Gesellschaft in engen Grenzen halten und möglichst in der Verborgenheit wirken wollte. Die Mitgliederzahl sollte zwölf nicht übersteigen und strenge Verschwiegenheit über alles, was zur Veröffentlichung nicht geeignet sei, sollte bewahrt werden. Die Versammlungen hatten einen gar traulichen und geistlichen Charakter. Jeden ersten Montag im Monat, abends acht Uhr, kamen die lieben Alten zusammen und begannen mit Gebet; dann wurden die Briefe von christlichen Freunden vorgelesen. Dann beriet man die Antwort, zahlte die eingegangenen Beträge ein und erquickte sich an Unterredungen über allerlei geistliche Dinge. Unter Gebet trennte man sich und ging in Frieden nach Hause. Ein Teilnehmer an jenen ersten Versammlungen schreibt: „Es waren jedesmal Festtage, auf die sich das ganze Haus rüstete und freute. In jenen Tagen tiefster Erniedrigung und des Umsturzes aller Reiche dieser Welt sammelten sich die Mitglieder, meist trübe, und



Herm. Pelter.

gedrückt, um den einfachen Tisch; aber fröhlich und erquickt verließen sie in später Abendstunde das Gemach, denn sie hatten sich erquickt an dem Reich, dessen Herrlichkeit ihnen aus den großen Taten Gottes in der Heidenwelt entgegenstrahlte."

An selbständige Unternehmungen dachte man bei der traurigen Lage der Verhältnisse durchaus nicht. Man schloß sich an die Londoner Missionsgesellschaft an, und schon in der zweiten Sitzung konnten die Freunde die Summe von 254 Talern an den Schatzmeister abliefern. Mit den Freunden der Ausbreitung des Evangeliums in der näheren und weiteren Umgebung Elberfelds traten die „Direktoren" durch die Herausgabe kleinerer Druckschriften in Verbindung. So erschienen in zwanglosen Heften „die Nachrichten von der Ausbreitung des Reiches Jesu", zu denen der ehrwürdige H. Peltzer, nachdem er in seinem 66. Lebensjahre noch die englische Sprache gelernt hatte, den Stoff aus englischen Missionszeitschriften lieferte. Außerdem ließ der Verein von Zeit zu Zeit kleine Traktate ausgehen, welche Erzählungen, Reden und Lieder deutschen Ursprungs enthielten. Außerdem übernahm die Gesellschaft die Aufgabe der Bibelverbreitung.



Konsistorialrat E. F. Ball,
Redakteur des Barmer Missionsblattes von 1826 an.

So hielten es die Väter bis 1815. Es macht einen wunderbaren Eindruck, die Protokolle aus jener Zeit zu lesen. Die Welt war erfüllt von Krieg und Kriegsgeschrei. Aber die Wogen der Zeit drangen nicht bis in die Versammlungen dieser Friedenskinder. Als Reich auf Reich unter dem Fußtritt des Korsen dahinsank, blickten sie um so inbrünstiger nach dem einzigen Reich, das unbeweglich ist. In das schreckliche Jahr 1806 traten sie mit der Bemerkung ein, „die Gesellschaft erinnert sich mit dankbarem Herzen der vielen und großen Wohltaten, deren sie der Herr gewürdigt hat seit ihrem Bestehen. Sie erkennt seine schonende Güte, womit er sie bei allen Mängeln trug, und bewundert, daß noch keins der Mitglieder durch den Tod vermißt wird, und daß es dem Herrn gefallen hat, sie zu einem Werkzeug des Segens zu gebrauchen."

Als das Jahr 1815 der Welt wieder Frieden brachte, gab man die Verbreitung von Bibeln und Traktaten an die seit 1814 bestehende Bergische Bibelgesellschaft

und an die Wupperthaler Traktatgesellschaft ab und widmete sich einzig dem Missionswerk. Drei Jünglinge konnten sie in die Jänickesche und in die Basler Missionsschule schicken, und der Lesezirkel ihrer Missionsschule umfaßte 93 Gemeinden des westlichen Deutschlands. Vorübergehend ist die Elberfelder Missionsgesellschaft in die Bahnen der Judenmission hineingeführt worden, doch war diese Zeit 1818 bis 1828 eine Zeit ebenso schmerzlicher Enttäuschungen wie schöner Hoffnungen. Da führte der Herr die Gesellschaft endgültig in die Pfade der Heidenmission zurück.

Auch in Barmen, der Schwesterstadt Elberfelds, hatte sich eine Zahl verborgener Freunde des Reiches Gottes zusammengefunden und um den Hilfsprediger Leipolt in Wichlinghausen gesammelt, ohne daß es jedoch zur Bildung eines besonderen Vereins gekommen wäre. Als aber 1818 Blumhardt nach Barmen gekommen war und einen tiefgreifenden Vortrag über die Missionssache gehalten hatte, da gründete man in Barmen einen Hilfsverein für Basel. Aber unter der tatkräftigen Leitung von Männern wie Lehrer Roßkoff, Kaufmann Siebel, Pastoren Leipolt und Sander wuchs der junge Verein bald mächtig empor. Schon 1826 gab er unter Redaktion des nachmaligen Konsistorialrates E. F. Ball das Barmer Missionsblatt heraus, das im zweiten Jahre seines Erscheinens in 12000 Exemplaren verbreitet wurde; gleichzeitig gründete er eine Missionsschule, in der junge Handwerker zur Aufnahme in die größeren Anstalten von Berlin und Basel vorbereitet wurden. Und dann verwandelte sich bald diese Missionspräparandenanstalt in ein Missionsseminar. Der Oberlehrer Richter vom Schullehrerseminar in Halberstadt wurde zum Leiter desselben berufen — und schnell war die Zeit gekommen, daß der Barmer Verein sich fragen mußte: „Die Zöglinge sind genügend für den Missionsberuf vorbereitet, wohin mit ihnen?"


Peter Diederichs.

Das war 1828, gerade als die Elberfelder die Judenmission aufgaben! So fügte es sich ganz von selbst, daß Barmen und Elberfeld ihre beiderseitigen Kräfte und Mittel vereinigten. Daß die Diasporaarbeit der Brüdergemeinde dem Entstehen der Basler Missionsgesellschaft den Boden bereitet hat, soll hier nicht vergessen sein. Eine dritte Gesellschaft, die sich in Köln gebildet hatte, trat auch noch hinzu, und am 28. September 1828 traten diese drei Gesellschaften zu einem Bunde zusammen unter dem Namen: **„Vereinigte Rheinische Missionsgesellschaft."** 1829 schloß sich auch noch Wesel an, und gleichzeitig wurden die ersten vier Missionare nach Südafrika ausgesandt.

Die Bilder zweier hochverdienter Männer sieht der Leser hier bei der Entstehungsgeschichte der Rheinischen Missionsgesellschaft: Der eine ist der ehrwürdige Hermann Peltzer, der achtzehn Jahre lang, 1799—1817, den Vorsitz in der Elberfelder Gesellschaft führte und noch als 83jähriger Greis die Missionsblätter herausgab, und der Lederhändler Peter Diederichs, ein tiefgegründeter, im innigen Verkehr mit dem Herrn stehender Geist, eigenartig in Anschauungs- und Ausdrucksweise. Er wäre am liebsten selbst Missionar geworden, aber als dies seiner häuslichen Verhältnisse wegen nicht möglich war, sagte er: „Wenn mich der Herr Jesus nicht als Fuhrmann brauchen kann, so will ich wenigstens Karrenbinder werden." Als er im Sterben lag, sagte er zu seinen weinenden Angehörigen: „Was weint ihr? Ich ziehe ja nur ein Stockwerk höher!" Aus seinen Kreisen ist recht eigentlich der Gedanke der Gründung der Elberfelder Missionsgesellschaft hervorgegangen. Am längsten hat dem Vorstand dieser Gesellschaft der ehrwürdige August Frickenhaus angehört, nämlich von 1828 bis 1889, also 61 Jahre!



August Frickenhaus,
Mitglied des Vorstandes der Rheinischen Missionsgesellschaft
von 1828—1889.

Wenn wir die Basler und die Rheinische Mission, jede in ihrer Eigenart verstehen wollen, so müssen wir an die ganze Art der rheinischen Kirchenverfassung denken, bei welcher seit alten Zeiten christlich gesinnten Laien weit mehr Mitwirkung in kirchlichen Dingen gestattet war, als in andern Ländern. Die Württemberger sind gewohnt, in kirchlichen Dingen sich regieren zu lassen vom Konsistorium. So ist es ihnen auch nichts Ungewohntes, wenn in der Mission das Missionskomitee in Basel alles dirigiert und die Hilfsvereine nur die Aufgabe haben, das Werk mit treuer Fürbitte zu unterstützen: Beiträge zu sammeln, Missionsblätter zu verbreiten, Liebe zu dem Werk zu wecken und Arbeiter für dasselbe zu werben. Dadurch, daß die Komiteemitglieder größtenteils Schweizer sind, hat die Schweiz ihren Anteil an der Leitung des Ganzen. Anders lag die Sache am Niederrhein. Dort wollten die an kirchliche Selbständigkeit gewöhnten Hilfsvereine nicht nur Beiträge sammeln und Missionszöglinge werben, sondern auch mitraten bei der Aussendung von Missionaren und bei der

Leitung des Werks. So ist es begreiflich, daß sie nicht Hilfsvereine für Basel bleiben wollten, sondern sich zu einer eignen Missionsgesellschaft vereinigten. Die leitende Behörde dieser Gesellschaft aber sollte nicht, wie in Basel, ein sich selbst ergänzendes Komitee sein, sondern eine Deputation, zu welcher die verschiedenen Vereine ein Mitglied wählen durften. Die Hilfsgesellschaften, welche sich den vier Stammgesellschaften Elberfeld, Barmen, Köln, Wesel anschlossen, genießen mit diesen gleiche Freiheit und Rechte.



Das Missionshaus zu Barmen.

Die Berliner Mission I.

Wir sahen, wie Vater Jänicke, Prediger an der Bethlehemskirche in Berlin, einsam als ein Simeon in der von moderner Aufklärung trunkenen preußischen Hauptstadt stand. Aber er durfte in Frieden heimfahren, nachdem er gesehen hatte, wie ein neuer Tag anbrach für diejenigen, welche das wahre Licht suchten und nicht aus Finsternis Licht machen und aus Licht Finsternis. Nicht durch Professoren und Prediger, nicht durch Religionsedikte der Regierung, war der alte Glaube wiederhergestellt worden, Gott der Herr selbst hatte dem preußischen und dem gesamten deutschen Volke gewaltig gepredigt durch die Drangsale der Napoleonischen Kriege. Es hatte wieder beten gelernt, und in den Befreiungskriegen war offenbar geworden, daß Gott Gebete erhört und helfen kann, wenn alle Menschenhilfe zu Schanden geworden ist.

Die Befreiungskriege hatten eine heilige Begeisterung und eine Opferwilligkeit für den Dienst des Vaterlandes geweckt, durch welche der geistlose und trostlose Rationalismus aus dem Felde geschlagen wurde. Doch war er im nördlichen Deutschland zu tief eingewurzelt, als daß die Rückkehr zum alten Glauben die herrschende Richtung geworden wäre. Die Mehrzahl der Theologen sammelte sich um die Schleiermachersche Vermittlungstheologie, andre fielen der

Lehre des Philosophen Hegel zu und kamen noch weiter vom Glauben der Kirche ab. So blieb es jahrzehntelang in der großen Stadt bei einem kleinen Häuflein, von dem man erwarten konnte, daß es für die Bekehrung der Heiden ein Herz habe. Professor August Neander, ein kindlich frommer Mann von großer Gelehrsamkeit, Lehrer der Kirchengeschichte, bekam 1823 durch die Berichte der Londoner Missionsgesellschaft und durch Gespräche mit dem frommen Assessor Lecoq eine so lebendige Anregung für die Mission, daß er einen Aufruf zu milden Beisteuern für die evangelische Mission unter den Heiden erließ. Er fand damit großen Anklang, und eine Anzahl von Professoren und Geistlichen Berlins und der Umgegend erklärten sich bereit, solche Beiträge zu sammeln und entgegenzunehmen. Im Februar 1824 traten in dem Hause des Professor Hollweg zehn Männer zusammen, um die Statuten zu einer Missionsgesellschaft zu entwerfen. Außer Neander waren darunter der junge Professor Tholuck und der Hofprediger Strauß. Die Hälfte der Mitglieder waren Juristen. Die Statuten erhielten im Mai 1824 die königliche Bestätigung. Die ersten Beiträge ergaben die Summe von 1102 Talern und wurden auf die Brüdergemeinde, das Jänickesche Institut, das Hallesche und auf Basel verteilt.

Die ersten Missionsaspiranten, welche sich meldeten, wurden nicht an Jänickes Institut überwiesen, das durch seinen Schwiegersohn bereits in Verfall geraten war, sondern sie wurden nach Basel gesandt. Aber Berlin wollte doch nicht bloß eine Hilfsgesellschaft für Basel bleiben, hatte es doch bereits eine Anzahl von eigenen Zweigvereinen bekommen, und so faßte man bald den Plan, eine eigene Missionsschule zu errichten. Dieselbe wurde dann auch 1829 eröffnet. Die Zöglinge sollten eine Ausbildung bekommen, „im ganzen derjenigen ähnlich, wie die zum Predigtamt bestimmten jungen Leute bei uns erhalten, nur mit Weglassung oder geringerer Berücksichtigung solcher Disziplinen, deren Nutzen bei den Predigern unter den Heiden zurücktritt.“ Es war also im wesentlichen derselbe Unterricht wie im Basler Missionshaus, nur daß die Zöglinge mehrere Jahre lang nicht zusammen wohnten. Von Anfang an war das Bestreben der Gesellschaft, mit einer möglichst großen Anzahl von Hilfsvereinen in feste Verbindung zu treten, um doch stets auf einen festen Stamm von einkommenden Missionsgaben rechnen zu können. Das Musterstatut für diese Hilfsvereine wurde im Jahresbericht von 1827 mitgeteilt und ist seitdem unverändert in jedem Jahresbericht wieder abgedruckt worden.

Durch welche Schwierigkeiten sich das Missionswerk hindurchzuarbeiten hatte, ist daran zu ersehen, daß in den ersten Jahren die Erlaubnis zum Gebrauch der Kirchen für Missionsfeste und Missionsstunden teils ganz versagt, teils nur mit größter Mühe erreicht wurde. Die Erlaubnis zur Abhaltung des ersten Missionsfestes in Berlin, in der Dreifaltigkeitskirche am 19. Oktober 1831, wurde durch königliche Kabinettsordre erlangt. Allmählich aber errang sich die Missionssache eine solche Teilnahme, daß die Missionsvereine die Sammelpunkte für die Gläubigen, und die Missionsfeste recht eigentlich christliche Volksfeste wurden. Die Geldbeiträge und die Meldungen zum Missionsdienste mehrten sich — aber ach,

wie sollten die Missionsaspiranten genügend beaufsichtigt werden, wenn sie ferner in der Stadt zerstreut zur Miete wohnen mußten und in einer Mietswohnung unterrichtet wurden? Der Wunsch, ein eigenes Missionshaus zu besitzen, wurde immer dringender. Aber woher die Kosten nehmen? — Der Herr wußte Rat. — Zwei „ungenannte" Missionsfreunde (der eine: Unteroffizier Häusler, der andre: Lederhändler Seiffert) begannen zu dem Zweck i. J. 1834 Gaben zu sammeln. Ende 1835 konnten sie bereits 2210 Taler abliefern. Jetzt wurde eine Baukommission gewählt. Dieselbe erließ einen Aufruf an die evangelische Christenheit: wie Israel die Stiftshütte gebaut habe, so möge sie doch ein Missionshaus bauen! Und die christliche Liebe antwortete. Es liefen ein u. a. aus Dresden ungenannt 500 Taler, ein silberner Löffel von einer Witwe, ein Trauring, ein Diamantring, von einem Armen 5 Sg., von einem Dienstmädchen 2½ Sg., von einem Kinde 1 Sg. ꝛc. Die Überschrift über dem Hause: „Erbaut aus den freiwilligen Beiträgen" hat ihr Recht und ihre Geschichte. Als 5627 Taler zusammen waren und die Gesellschaft 1837 durch Kabinettsordre die Rechte einer „Moralischen Person" erlangt hatte, kaufte die Baukommission ein Grundstück und erließ einen neuen Aufruf. Abermals strömten die Gaben herbei und am 13. September 1838 konnte der Vorsteher der Baukommission dem Vorstand des Hauses die Schlüssel übergeben zu dem vollendeten Missionshause, Sebastianstraße 25.

Der erste Missionsdirektor war Heller, der aber, wie auch sein Nachfolger, der Prediger Zeller aus Zürich, nur kurze Zeit diese Stellung inne hatte. Es seien hier gleich die Direktoren genannt, welche bis auf die Gegenwart das Werk leiteten: Schüttge, Blech, Mühlmann, Wallmann, Wangemann, Gensichen.

Achtzehn bis zwanzig junge Leute waren in der ersten Zeit als Missionszöglinge im Hause, heute sind es etwa vierundvierzig. Die Eintretenden dürfen nicht unter zwanzig und nicht über vierundzwanzig Jahre alt sein. Besondere Vorkenntnisse sind nicht erforderlich, eine gute Volksschulbildung genügt. Unterrichtet wird auf dem Seminar, außer in deutsch, Weltgeschichte und Geographie, in der lateinischen, griechischen, hebräischen und englischen Sprache. Die theologische Ausbildung umfaßt: Auslegung der Heiligen Schrift, die größtenteils im Urtext gelesen wird, Kirchengeschichte, Dogmatik, Ethik, Homiletik, Katechetik und Liturgik. Hinzu kommen Missionsgeschichte und Missionsmethodik, für den obersten Jahrgang auch theoretischer und ärztlicher Unterricht. Nebenher geht Unterricht im Gesang und Geigenspiel, sowie praktische Unterweisung in mehreren Handwerken, wofür Werkstätten im Hause vorhanden sind. Der wissenschaftliche Unterricht am Seminar wird vom Direktor und drei Inspektoren erteilt. Nach viereinhalbjähriger Ausbildung legen die Zöglinge ein Examen ab vor einer Kommission, die aus einem Kommissar des Konsistoriums, dem Missionsdirektor und einem geistlichen Mitgliede des Missionskomitees besteht. Dann folgt eine mehrwöchentliche praktisch-ärztliche Ausbildung in einem Krankenhause, und ein Kursus in einer Volksschule. Nach Ablauf des fünften Jahres erfolgt die Aussendung. Draußen haben die jungen Leute nach zwei Jahren vor ihrer Synode ein zweites Examen abzulegen, bei welchem das Hauptgewicht auf die Kenntnis der betreffen-

den Eingebornen= und Regierungssprache gelegt wird. Nach bestandenem Examen verfügt das Konsistorium der Provinz Brandenburg, auf Antrag, die Ordination, welche der vorgesetzte Superintendent vollzieht. Nun erst dürfen sich die Missionare verheiraten.

Die Oberleitung des Missionswerks liegt in den Händen eines Komitees von unbestimmter Mitgliederzahl. In der ersten Zeit war das Auseinandergehen der Meinungen im Komitee um so schwerer zu vermeiden, als man ein Gebiet betreten hatte, auf welchem die Erfahrungen erst durch Opfer gewonnen werden konnten, und man durch Schaden klug werden mußte.

Schon in den ersten Anfängen wurde es schwer, sich über das Maß und das Ziel der Ausbildung zu verständigen, die man den Missionszöglingen geben wollte. Hierüber kam es zu ernsten Differenzen im Komitee. Leider wurde aus der Differenz eine wirkliche Scheidung, als es dem teuren Vater Goßner dünken wollte, es würde im Missionshause zu viel studiert und regiert und würde da mit Menschengedanken eingegriffen, wo der heilige Geist alles ganz unmittelbar und allein ausrichten müsse. Da eine Einigung nicht erzielt wurde, schied der alte teure Goßner 1836, und mit ihm der alte Vater Elsner aus dem Komitee. Diese Meinungsverschiedenheit unter den Komiteemitgliedern blieb den Zöglingen nicht verborgen und spiegelte sich in dem Kreise der zuerst ausgesandten in solcher Stärke ab, daß man genötigt war, einige von denselben, nicht lange nachdem sie ihre Arbeit in Afrika in Angriff genommen hatten, wegen Widersetzlichkeit zu entlassen.

Tiefer noch drohten die Kämpfe in das innere Leben der heimischen Missionsgemeinde einzuschneiden, die sich um die Bedeutung der Bekenntnisgrundlage für die Ausbildung der Missionare und für die Lebensgestaltung der Missionsgemeinden draußen bewegten.

Das christliche Leben im östlichen Deutschland ist anders geartet als im westlichen. Es findet sich im östlichen weniger selbständiges Leben im Volk, dafür werden die kirchlichen Formen und Bekenntnisse mehr besprochen und häufiger als Scheidewand aufgestellt als im Westen. Die preußische Union zwischen der lutherischen und reformierten Kirche war in bester Absicht von König Friedrich Wilhelm III. aufgerichtet. Aber, zuerst wenigstens, verschärfte sie den Gegensatz, statt ihn aufzuheben. Die Hauptträger der Union, die Vermittlungstheologen aus der Schule Schleiermachers, waren vielfach in philosophischen Voraussetzungen befangen und beugten sich nicht dem einfachen, göttlichen Wort. Dazu verstanden sie das Volk nicht recht, das in Sachen des Glaubens ein Entwederoder will, aber keine Vermittlungen und Verhandlungen zwischen Glauben und Unglauben.

Nach dem Vorbild des mutigen Zeugen Claus Harms, Predigers in Kiel, der 1817, beim Reformationsjubiläum, 95 Thesen gegen die herrschende Zeitrichtung ausgehen ließ, glaubten viele nur dann festen Grund unter den Füßen zu finden, wenn sie sich auf den Boden des lutherischen Bekenntnisses stellten. Und wer demgemäß predigte, der war ein volkstümlicher Prediger. Die reformierte Kirche kannten viele gar nicht aus eigener Anschauung, denn die einzelnen refor=

der Christentumsgesellschaft ein Verein, der anfänglich nur unter dem Namen „Unsere Gesellschaft“ bestand, und eigentlich erst 1827 bei der behördlichen Genehmigung seiner Statuten unter dem Namen „Elberfelder Missionsgesellschaft“ erscheint. Es war am 3. Juni 1799, als in dem Hause des ehrwürdigen Johannes Ball neun Männer zusammentraten, um sich der still durch das Land gehenden Bewegung anzuschließen. Es waren: Prediger Weber, H. Peltzer, Stahlschmidt, Platzhoff, Ball, Müller, Diederichs, Altgelt, Hünninghaus. Die Einrichtung dieser Gemeinschaft war der der Christentumsgesellschaft ganz gleichartig; doch ist bemerkenswert, daß schon bei der ersten Zusammenkunft beschlossen wurde: „Es sollen gleich nach dem ersten Gebet die eingelaufenen Berichte der Mission vorgelesen und das nötigste, was geantwortet werden müsse, abgehandelt werden.“ — „Auch sollen Gaben für die Mission unter den Heiden sowohl, als auch dafür gesammelt werden, was in unsrer Gegend für die Ausbreitung des Reiches Christi gewirkt werden könne.“ So war also vom ersten Anfang an die Heidenbekehrung das hauptsächlichste Ziel für die Bestrebungen des kleinen Vereins. Es lag in den trüben und verworrenen Zeitverhältnissen, daß man die neue Gesellschaft in engen Grenzen halten und möglichst in der Verborgenheit wirken wollte. Die Mitgliederzahl sollte zwölf nicht übersteigen und strenge Verschwiegenheit über alles, was zur Veröffentlichung nicht geeignet sei, sollte bewahrt werden. Die Versammlungen hatten einen gar traulichen und geistlichen Charakter. Jeden ersten Montag im Monat, abends acht Uhr, kamen die lieben Alten zusammen und begannen mit Gebet; dann wurden die Briefe von christlichen Freunden vorgelesen. Dann beriet man die Antwort, zahlte die eingegangenen Beträge ein und erquickte sich an Unterredungen über allerlei geistliche Dinge. Unter Gebet trennte man sich und ging in Frieden nach Hause. Ein Teilnehmer an jenen ersten Versammlungen schreibt: „Es waren jedesmal Festtage, auf die sich das ganze Haus rüstete und freute. In jenen Tagen tiefster Erniedrigung und des Umsturzes aller Reiche dieser Welt sammelten sich die Mitglieder, meist trübe, und



Herm. Peltzer.

gedrückt, um den einfachen Tisch; aber fröhlich und erquickt verließen sie in später Abendstunde das Gemach, denn sie hatten sich erquickt an dem Reich, dessen Herrlichkeit ihnen aus den großen Taten Gottes in der Heidenwelt entgegenstrahlte."

An selbständige Unternehmungen dachte man bei der traurigen Lage der Verhältnisse durchaus nicht. Man schloß sich an die Londoner Missionsgesellschaft an, und schon in der zweiten Sitzung konnten die Freunde die Summe von 254 Talern an den Schatzmeister abliefern. Mit den Freunden der Ausbreitung des Evangeliums in der näheren und weiteren Umgebung Elberfelds traten die „Direktoren" durch die Herausgabe kleinerer Druckschriften in Verbindung. So erschienen in zwanglosen Heften „die Nachrichten von der Ausbreitung des Reiches Jesu", zu denen der ehrwürdige H. Peltzer, nachdem er in seinem 66. Lebensjahre noch die englische Sprache gelernt hatte, den Stoff aus englischen Missionszeitschriften lieferte. Außerdem ließ der Verein von Zeit zu Zeit kleine Traktate ausgehen, welche Erzählungen, Reden und Lieder deutschen Ursprungs enthielten. Außerdem übernahm die Gesellschaft die Aufgabe der Bibelverbreitung.



Konsistorialrat E. F. Ball,
Redakteur des Barmer Missionsblattes von 1826 an.

So hielten es die Väter bis 1815. Es macht einen wunderbaren Eindruck, die Protokolle aus jener Zeit zu lesen. Die Welt war erfüllt von Krieg und Kriegsgeschrei. Aber die Wogen der Zeit drangen nicht bis in die Versammlungen dieser Friedenskinder. Als Reich auf Reich unter dem Fußtritt des Korsen dahinsank, blickten sie um so inbrünstiger nach dem einzigen Reich, das unbeweglich ist. In das schreckliche Jahr 1806 traten sie mit der Bemerkung ein, „die Gesellschaft erinnert sich mit dankbarem Herzen der vielen und großen Wohltaten, deren sie der Herr gewürdigt hat seit ihrem Bestehen. Sie erkennt seine schonende Güte, womit er sie bei allen Mängeln trug, und bewundert, daß noch keins der Mitglieder durch den Tod vermißt wird, und daß es dem Herrn gefallen hat, sie zu einem Werkzeug des Segens zu gebrauchen."

Als das Jahr 1815 der Welt wieder Frieden brachte, gab man die Verbreitung von Bibeln und Traktaten an die seit 1814 bestehende Bergische Bibelgesellschaft

und an die Wupperthaler Traktatgesellschaft ab und widmete sich einzig dem Missionswerk. Drei Jünglinge konnten sie in die Jänickesche und in die Basler Missionsschule schicken, und der Lesezirkel ihrer Missionsschule umfaßte 93 Gemeinden des westlichen Deutschlands. Vorübergehend ist die Elberfelder Missionsgesellschaft in die Bahnen der Judenmission hineingeführt worden, doch war diese Zeit 1818 bis 1828 eine Zeit ebenso schmerzlicher Enttäuschungen wie schöner Hoffnungen. Da führte der Herr die Gesellschaft endgültig in die Pfade der Heidenmission zurück.

Auch in Barmen, der Schwesterstadt Elberfelds, hatte sich eine Zahl verborgener Freunde des Reiches Gottes zusammengefunden und um den Hilfsprediger Leipolt in Wichlinghausen gesammelt, ohne daß es jedoch zur Bildung eines besonderen Vereins gekommen wäre. Als aber 1818 Blumhardt nach Barmen gekommen war und einen tiefgreifenden Vortrag über die Missionssache gehalten hatte, da gründete man in Barmen einen Hilfsverein für Basel. Aber unter der tatkräftigen Leitung von Männern wie Lehrer Roßkoff, Kaufmann Siebel, Pastoren Leipolt und Sander wuchs der junge Verein bald mächtig empor. Schon 1826 gab er unter Redaktion des nachmaligen Konsistorialrates E. F. Ball das Barmer Missionsblatt heraus, das im zweiten Jahre seines Erscheinens in 12000 Exemplaren verbreitet wurde; gleichzeitig gründete er eine Missionsschule, in der junge Handwerker zur Aufnahme in die größeren Anstalten von Berlin und Basel vorbereitet wurden. Und dann verwandelte sich bald diese Missionspräparandenanstalt in ein Missionsseminar. Der Oberlehrer Richter vom Schullehrerseminar in Halberstadt wurde zum Leiter desselben berufen — und schnell war die Zeit gekommen, daß der Barmer Verein sich fragen mußte: „Die Zöglinge sind genügend für den Missionsberuf vorbereitet, wohin mit ihnen?"


Peter Diederichs.

Das war 1828, gerade als die Elberfelder die Judenmission aufgaben! So fügte es sich ganz von selbst, daß Barmen und Elberfeld ihre beiderseitigen Kräfte und Mittel vereinigten. Daß die Diasporaarbeit der Brüdergemeinde dem Entstehen der Basler Missionsgesellschaft den Boden bereitet hat, soll hier nicht vergessen sein. Eine dritte Gesellschaft, die sich in Köln gebildet hatte, trat auch noch hinzu, und am 28. September 1828 traten diese drei Gesellschaften zu einem Bunde zusammen unter dem Namen: **„Vereinigte Rheinische Missionsgesellschaft."** 1829 schloß sich auch noch Wesel an, und gleichzeitig wurden die ersten vier Missionare nach Südafrika ausgesandt.

Die Bilder zweier hochverdienter Männer sieht der Leser hier bei der Entstehungsgeschichte der Rheinischen Missionsgesellschaft: Der eine ist der ehrwürdige Hermann Peltzer, der achtzehn Jahre lang, 1799—1817, den Vorsitz in der Elberfelder Gesellschaft führte und noch als 83jähriger Greis die Missionsblätter herausgab, und der Lederhändler Peter Diederichs, ein tiefgegründeter, im innigen Verkehr mit dem Herrn stehender Geist, eigenartig in Anschauungs- und Ausdrucksweise. Er wäre am liebsten selbst Missionar geworden, aber als dies seiner häuslichen Verhältnisse wegen nicht möglich war, sagte er: „Wenn mich der Herr Jesus nicht als Fuhrmann brauchen kann, so will ich wenigstens Karrenbinder werden." Als er im Sterben lag, sagte er zu seinen weinenden Angehörigen: „Was weint ihr? Ich ziehe ja nur ein Stockwerk höher!" Aus seinen Kreisen ist recht eigentlich der Gedanke der Gründung der Elberfelder Missionsgesellschaft hervorgegangen. Am längsten hat dem Vorstand dieser Gesellschaft der ehrwürdige August Frickenhaus angehört, nämlich von 1828 bis 1889, also 61 Jahre!



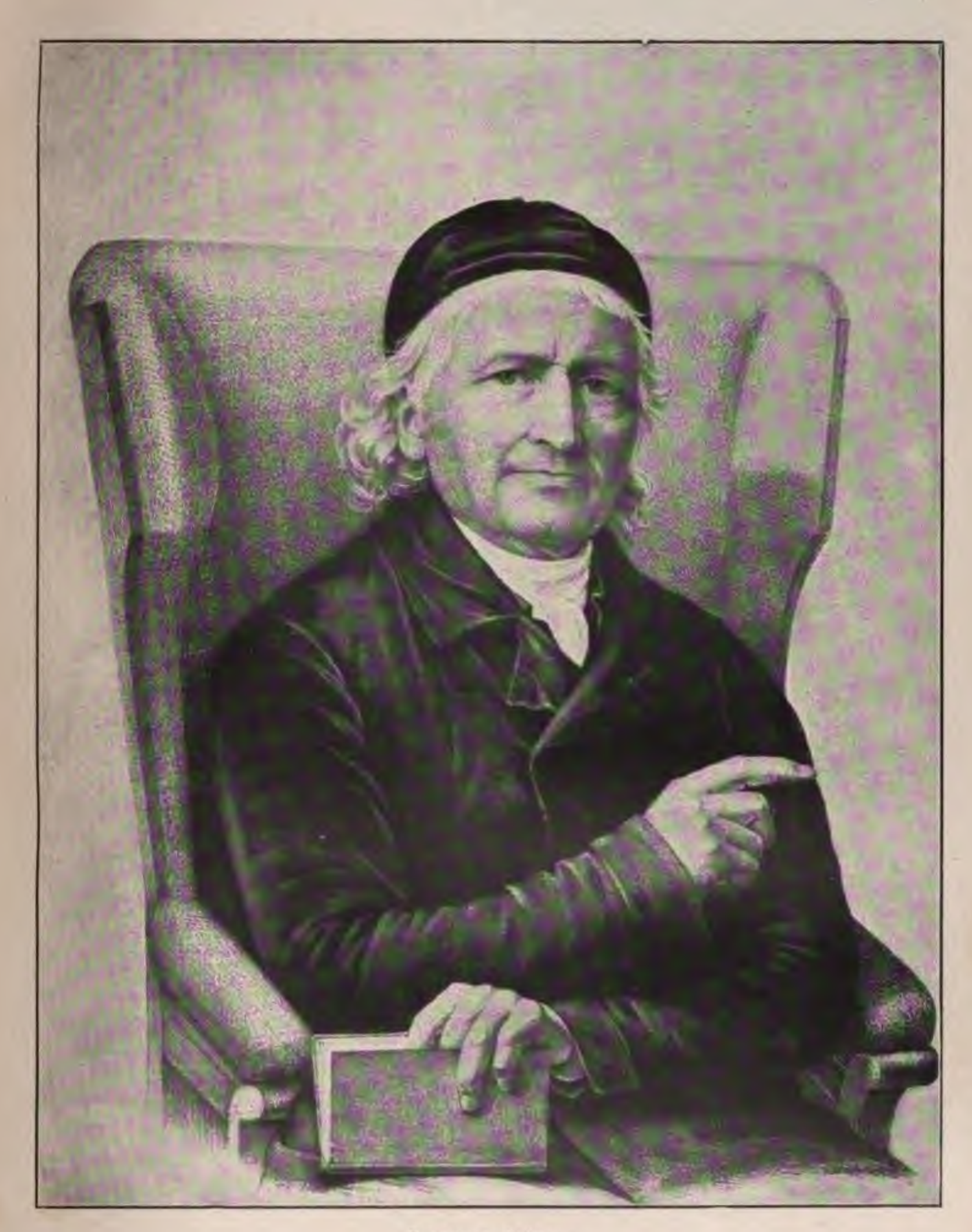
August Frickenhaus,
Mitglied des Vorstandes der Rheinischen Missionsgesellschaft
von 1828—1889.

Wenn wir die Basler und die Rheinische Mission, jede in ihrer Eigenart verstehen wollen, so müssen wir an die ganze Art der rheinischen Kirchenverfassung denken, bei welcher seit alten Zeiten christlich gesinnten Laien weit mehr Mitwirkung in kirchlichen Dingen gestattet war, als in andern Ländern. Die Württemberger sind gewohnt, in kirchlichen Dingen sich regieren zu lassen vom Konsistorium. So ist es ihnen auch nichts Ungewohntes, wenn in der Mission das Missionskomitee in Basel alles dirigiert und die Hilfsvereine nur die Aufgabe haben, das Werk mit treuer Fürbitte zu unterstützen: Beiträge zu sammeln, Missionsblätter zu verbreiten, Liebe zu dem Werk zu wecken und Arbeiter für dasselbe zu werben. Dadurch, daß die Komiteemitglieder größtenteils Schweizer sind, hat die Schweiz ihren Anteil an der Leitung des Ganzen. Anders lag die Sache am Niederrhein. Dort wollten die an kirchliche Selbständigkeit gewöhnten Hilfsvereine nicht nur Beiträge sammeln und Missionszöglinge werben, sondern auch mitraten bei der Aussendung von Missionaren und bei der

Den Kindern und Kranken wandte er sein Herz ganz besonders zu. Eine Kinderbewahranstalt nach der andern entstand, die noch heute seinen Namen führen; für die Kranken gründete er das Elisabethkrankenhaus in der Lützowstraße. 1831 wurde Goßner zum Eintritt in das Berliner Missionskomitee aufgefordert und folgte diesem Ruf mit Freuden. Bei der Aussendung der ersten Missionare nach Südafrika 1833 hielt er die Festpredigt in der Dreifaltigkeitskirche. Im folgenden Jahre gründete er das Missionsblatt: „Die Biene auf dem Missionsfelde.“ In der eben erwähnten, gewaltigen Predigt sagte Goßner: „Ich behaupte, evangelische Missionen oder die Predigt des Evangeliums unter allen Völkern und zu allen Zeiten, und also die Sendung evangelischer Prediger zu allen Völkern und zu allen Zeiten, ist zur Fortpflanzung des Christentums, zur Beseligung der Völker, unsrer Mitmenschen und miterlösten Brüder, das unerläßlichste, in der Natur des Christentums gegründete und zugleich das allererfreulichste und gesegnetste Geschäft, die heiligste und wichtigste Aufgabe, die jeder evangelische Christ zu der seinigen, die ganze evangelische Kirche zu der ihrigen machen sollte“ — ein Satz, welcher gelten wird, bis der letzte Heide das Wort von Christo wird gehört haben.

Leider bewährten sich die ersten Missionare, welche die Berliner Gesellschaft nach Südafrika ausgesandt hatte, nicht in allen Stücken. Es kam zu Zank und Zwietracht zwischen ihnen, und die Wurzeln dieser Uneinigkeit lagen noch in der Zeit, da sie als Zöglinge in Berlin zusammengewohnt hatten. Goßner suchte die Ursache darin, daß die ganze Art der Ausbildung, wie sie in Berlin betrieben würde, die jungen Leute nur aufgeblasen mache. Eine so umfangreiche wissenschaftliche Ausbildung sei nicht nötig für Missionare, welche unter einem rohen Volke wirken sollten. Auch mit dem Bau des Missionshauses und dem ganzen Verwaltungsapparat, der viel Geld koste und wenig nütze, war Goßner nicht einverstanden.

Da die Berliner nicht nachgaben, trat Goßner 1836 aus dem Komitee aus. Seine Absicht war, alle seine Kräfte an die Arbeiten der inneren Mission zu setzen. Allein schon im Dezember desselben Jahres meldeten sich bei ihm sechs junge Leute, welchen sich bald noch sechs andre zugesellten, und sprachen ihm den Wunsch aus, von ihm zu Missionaren ausgebildet zu werden. Einer war darunter, zu dem Goßner vor Jahren in einer Ansprache an Jünglinge, mit dem Finger auf ihn weisend, ohne ihn zu kennen, gesagt hatte: „Du da, mit der blauen Weste, du mußt Missionar werden!“ Goßner war nicht der Mann, einem so deutlichen Fingerzeig Gottes zu widerstreben. Von Herzen freute er sich über diese Weihnachtsbescherung und begann mit einigen Freunden bald frisch und fröhlich den Unterricht. Die angehenden Missionare waren meist Handwerker. Sie blieben bei ihren Meistern und diese bewilligten ihnen zu dem Unterricht bei Goßner einige Freistunden. Als Goßner 1837 die ersten abgeordnet hatte, damit sie mit einem schottisch-presbyterianischen Geistlichen nach Australien gingen, waren schon wieder andre Jünglinge da, welche von Goßner zu Missionaren ausgebildet zu werden wünschten. Goßner wollte, daß die Missionare so



Johannes Goßner.

viel als möglich ihren Lebensunterhalt durch ihrer Hände Arbeit verdienten. So apostolisch diese ganze Art gedacht war, der Erfolg hat doch den Erwartungen nicht entsprochen. Eine große Anzahl von Missionaren hat Goßner im Lauf von 22 Jahren ausgesandt (141!). Aber da die meisten von Berlin aus keine weitere Unterstützung auf ihrem Arbeitsfeld zu erwarten hatten, so mußten sie entweder ein Handelsgeschäft, ein Gewerbe, eine Landwirtschaft übernehmen, oder sich an eine englische, schottische oder niederländische Missionsgesellschaft, oder an einzelne Wohltäter anschließen. Manche sind überhaupt zu keiner Arbeit unter den Heiden gekommen.

Nur an einem Punkt, auf einem Gebiet, entstand durch Goßners Zöglinge ein lebenskräftiges, reichgesegnetes Werk, das jetzt noch den Namen Goßners trägt, nämlich unter den Kols in Vorderindien, in den Bergen, westlich von Kalkutta. Nach Weihnachten 1844 waren vier Goßner-Missionare nach Kalkutta gekommen. Sie sollten von hier nach Hinterindien weiter gehen. Aber ein Krieg hielt sie zurück. Da fielen ihnen eines Tages die fast nackten Leute auf, die in Kalkutta durch Reinigen der Abzugskanäle und durch Straßenkehren ihr kümmerliches Brot verdienten. Die hochmütigen Hindus behandelten sie wie Ausgestoßene. Auf ihr Fragen erhielten die Missionare die Antwort, ihre Heimat läge gegen Abend, in einem waldigen Berglande, aber auch dort seien sie nur Unterdrückte und Knechte. So gab es Gott den Missionaren ins Herz, zu den Kols zu ziehen, und im Herbst 1845 schlugen sie in Randhi ihr Zelt auf, dort wo jetzt unter weitschattenden Bäumen eine Steinpyramide steht, mit einem Kreuz auf der Spitze, die als einzigen Schmuck die Worte trägt: „Goßners Mission 1845—1895."

Freilich, fünf Jahre lang schienen die Brüder vergeblich zu arbeiten. Mutlos schrieben sie nach Berlin: „Wir haben die Erde aufgerissen und gesät, aber Frucht will sich nicht zeigen." Goßner aber antwortete: „Ob die Kols sich bekehren oder nicht, das sei euch gleich! Wollen sie das Wort nicht annehmen zum Segen, so mögen sie es zum Gericht hören. Ihr aber betet und arbeitet fort; wir hier wollen auch beten." Und siehe, 1850 wurden die ersten vier Kols getauft. Als Goßner das hörte, rief er triumphierend aus: „Die Kols müssen wir alle kriegen. Der Teufel soll keine Gräte behalten, als etwa die der Heiland wegwirft, weil sie faule Fische sind und nichts taugen." Als 1857 der furchtbare Militäraufstand in Indien ausbrach, bestanden die Kolsgemeinden schon aus 700 Seelen, und diese dienten im englischen Heer gegen ihre Unterdrücker, die Hindu, so daß auch die Engländer großes Interesse für diese Mission gewannen und sie reichlich durch Beiträge unterstützten.

Bis in sein 85. Lebensjahr, d. h. bis zu seinem Heimgang, hatte Goßner die Mission selbst geleitet. Allerdings hatte er auf Verlangen des Konsistoriums einen Missionsverein bilden müssen. Aber tatsächlich lag die Arbeit ganz in seinen Händen, wie ihm denn auch der Generalsuperintendent Büchsel am stillen Sonnabend 1858, als man ihn ins Grab legte, nachgerufen hat: „Er hat mehr gearbeitet denn sie alle!" Doch das ist zugleich die Schattenseite von Missionen,

die nicht von einer Gesellschaft, sondern von einem einzelnen Glaubensmann geleitet werden: „Wer wird nach seinem Tode das Werk weiterführen?"

Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft wäre bereit gewesen, Goßners Mission zu übernehmen. Aber da traten 1858 in Berlin etliche Männer zusammen, darunter Generalsuperintendent Büchsel und Hofprediger Hoffmann, welche sagten, es wäre doch eine Schande für die deutsche evangelische Christenheit, wenn dieses so sichtbar gesegnete Werk nicht von Deutschen fortgeführt werde. Ein Komitee trat zusammen, die Goßnersche Mission wurde eine Missionsgesellschaft wie andere, und das Werk ging mehrere Jahre lang überraschend vorwärts, sodaß bald 30 000 Kolschristen gesammelt waren.

Aber da gab es Zerwürfnisse zwischen dem Missionsinspektor und einem Teil der alten, von Goßner ausgebildeten Missionare, sodaß diese austraten und sich nicht an die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft, sondern an die hochkirchliche (englische) Ausbreitungsgesellschaft anschlossen — sie ließen sich vom Bischof von Kalkutta noch einmal ordinieren. Die Ausbreitungsgesellschaft suchte nun die Kolschristen zu sich herüberzuziehen, doch gelang dies nur bei einem kleinen Teil. Außer den Anglikanern haben noch die Jesuiten in der Kolsmission geerntet, wo sie nicht gesät. Der Name Goßner mußte ihnen wohl besonders verhaßt sein, da er sie an einen Abfall von Rom erinnerte. Leicht fanden sie bei den Kols Eingang, indem sie ihnen Beistand gegen ihre Herren, die Hindu, versprachen und sich sehr nachsichtig gegen die Trunksucht und die heidnischen Tänze zeigten.

Goßners Grundsätze wurden zum Teil in der Goßnerschen Missionsgesellschaft Berlin II allmählich aufgegeben. So wurde 1890/91 in dem freundlichen Vororte Friedenau bei Berlin ein größeres Missionshaus erbaut. Auch werden jetzt alle, auch die unstudierten Missionare, gründlich vorbereitet. Es wäre aber auch wirklich kein Schade, wenn sich möglichst viele gläubige Theologen zum Missionsdienst meldeten. (Vergl. S. 142.)

Die Norddeutsche Missionsgesellschaft.

In den Jahren 1819—1821 entstanden Missionsvereine in Bremen, Lübeck und Hamburg, welche Missionare in Basel ausbilden ließen, bald darauf auch im Hannoverschen. Vorher schon war in Ostfriesland, jener Grenzprovinz, wo den Reformierten Holländisch und den Lutheranern Deutsch gepredigt wurde, die Vereinigung „Vom Senfkorn" gegründet worden, welche nach Rotterdam und an Jänicke nach Berlin Missionsbeiträge sandte und sich mit der Christentumsgesellschaft in Basel in Verbindung setzte.

Natürlich spottete man anfänglich über alle diese Toren. „Die vom Senfkorn," so meinten die klugen Leute, „könnten nur in Ostfriesland noch sich finden; da sei die Kultur noch nicht hingekommen." Und an manchen Orten waren die Missionsfreunde äußerst vorsichtig, den Spott zu vermeiden. Man versuchte die Sache womöglich bei verschlossenen Türen zu treiben. Es war damals nicht bloß der große Haufe der Mission ungünstig, sondern auch die, welche in Kirche

und Staat Gewalt hatten. Es liest sich heute sehr merkwürdig, welche Schwierigkeiten unsre Väter hatten, wenn sie in den öffentlichen Blättern von der Missionssache etwas bekannt machen wollten, bei ihren Sammlungen, bei ihren Festen. Als in Hamburg in eine Zeitung die Notiz gesandt wurde, daß der Missionar Wolf, ein Altonaer, den der Hamburger Verein in Basel hatte ausbilden lassen, nun nach Westafrika gehe, „seinen schwarzen Brüdern das Evangelium von Christo zu verkünden," fand der Zeitungsredakteur das nicht passend, strich die Worte und setzte dafür „um dort seinen wichtigen, mit so vielen Schwierigkeiten verknüpften Wirkungskreis anzutreten". Auch fanden es die Zeitungsredakteure nicht erlaubt, daß die Missionsstunden neben den öffentlichen Gottesdiensten angekündigt wurden. In Bremen bat man, bei dem Missionsfest die Kirche und Kanzel gebrauchen zu dürfen. Es wurde abgeschlagen. Dann könne jeder kommen, lautete die Antwort; man würde dann dahin kommen, daß auch Konzerte in der Kirche gegeben würden. Dasselbe erfuhr man an vielen Orten. Der Celler Verein bat wiederholt das Ministerium um die Kirche für sein Fest. Er wurde abschlägig beschieden. Im Jahresbericht der Norddeutschen Missionsgesellschaft von 1839 wird daran erinnert, daß „in mehreren deutschen Ländern ohne den geringsten Nachteil für Staat und Kirche" jährliche kirchliche Missionsfeste gefeiert würden und daß sich berühmte Theologen dafür ausgesprochen hätten. „Indessen," so heißt es dann, „wollen wir uns gern bescheiden, daß das königliche Ministerium von seinem höheren Standpunkt aus sehen, was wir nicht sehen, und gern vertrauen, daß seiner Weisheit und Fürsorge der rechte Zeitpunkt der Abhilfe nicht entgehen werde."

Die norddeutschen Vereine standen zunächst jeder für sich. Sie hatten aber das Bedürfnis, miteinander Fühlung zu bekommen. Die wenigen, welche damals nach Gottes Wort und Heil fragten, schlossen sich eng aneinander, so schwer es auch damals war, zusammenzukommen. Die Männer, welche an den verschiedenen Orten für Gottes Reich erwärmt waren, kannten sich meist persönlich. Im Jahre 1834 kam der Bibel- und Missionsverein zu Stade diesem Bedürfnis nach Gemeinschaft entgegen, indem er die hannoverschen und hanseatischen Vereine einlud, an seiner Generalversammlung teilzunehmen. Von Bremen kamen Treviranus und Mallet, von Hamburg zwei junge Theologen, Pehmöller und Dr. Morath. Der eine von diesen letztgenannten faßte den Entschluß, selbst Missionar zu werden, fragte aber bei den norddeutschen Missionsfreunden an, ob er nicht von ihnen ausgesandt werden und mit ihnen in Verbindung bleiben könnte. So versammelten sich Deputierte von sämtlichen norddeutschen Vereinen am 9. April 1836 im St. Nikolaikirchensaal zu Hamburg und kamen nach fast zweitägiger Verhandlung zu dem Beschluß, die Missionsvereine in Stade, Bremen, Hamburg, Lauenburg, Ritzebüttel, Lehe und Bremerhaven zu einer Norddeutschen Missionsgesellschaft zusammenzuschließen, die sämtliche Vereine Norddeutschlands zum Beitritt einladen solle. Dreizehn Vereine haben sich in den folgenden Jahren angeschlossen. Männer wie Ludwig Mallet, der geistvolle und liebewarme Prediger in Bremen, haben durch ihr Zeugnis viele neue Freunde

gewonnen, überhaupt wehte in der Vereinigung der rechte Geist. Aber sehr bald stellte sich ein Hindernis heraus. Die Leitung des ganzen lag nicht in einer Hand. Hundert Fragen, die ein Missionsdirektor oder eine Missionsleitung zu entscheiden hat, wurden von allen entschieden. Es kann bei einem Bau nicht gut gehen, wenn statt eines Baumeisters dreizehn ihre Weisheit vortragen. Dazu kam noch eine zweite Schwierigkeit. Die Missionsgesellschaft setzte sich aus reformierten und lutherischen Glaubensgenossen zusammen. In § 2 der Statuten hieß es: „Die Missionsgesellschaft will die bestehenden Verhältnisse der beiden Schwesterkirchen in keiner Weise beeinträchtigen, hält sich aber in Hinsicht auf die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden an die Anweisung des Herrn Matth. 28, 18—20, in der Überzeugung, daß der bei uns geschichtlich entstandene Konfessionsunterschied nicht in die Heidenwelt zu verpflanzen ist, sondern daß sich, durch die Predigt des Evangeliums unter der Leitung des Herrn und seines Geistes unter den Heiden, die Kirche eigentümlich gestalten wird.“ Dieser Paragraph genügte bald manchen Freunden nicht mehr, und obgleich die Reformierten als Zusatzparagraphen annahmen, daß die Missionsgesellschaft bei ihrer Missionstätigkeit die Augsburgsche Konfession von 1530 zu Grunde legt, trennten sich dennoch die Mecklenburger und Hannoveraner von der Norddeutschen Missionsgesellschaft.

Auch an den Schwierigkeiten, welche die 1837 begründete Hamburger Missionsschule unter dem Inspektor und Vorsteher J. Hartwig Brauer bereitete, haben konfessionelle Meinungsverschiedenheiten Schuld. 1848 siedelte die Schule nach Bremen über. Sie war aber schon am Sterben. Und als Harms die Missionare für die Norddeutsche Missionsgesellschaft eine Zeit lang in Hermannsburg ausgebildet hatte und 1850 den Vertrag kündigte, war die Gesellschaft ohne Missionsschule! Tüchtige Männer sind dennoch aus dieser Schule hervorgegangen, zwei sind nach Ostindien, sechs nach Neuseeland, sechs nach Westafrika gegangen, und Namen wie Wolf, Riemenschneider und Wohlers haben einen guten Klang.

In Bremen waren die eifrigsten Träger der Norddeutschen Mission. Unter schweren Erfahrungen, wie sie nicht oft eine Missionsgesellschaft durchzumachen hat, haben die reformierten Pastoren Treviranus, Mallet und Müller, die Familie Vietor, auch die kaufmännischen Mitglieder derselben, mit unermüdlicher Treue und Aufopferung das Werk fortgesetzt. So war es das natürlichste, daß 1850 die Leitung der Gesellschaft nach Bremen verlegt wurde. Aber die dortigen Freunde machten zur Bedingung, daß die Verfassung abgeändert werde und das Komitee dieselbe Vollmacht bekomme wie in Basel und Berlin. Da keine Missionsschule mehr bestand, nahm man das Anerbieten Basels an, daß Basel an Bremen die Missionare abgibt, wofür Bremen die Ausbildungskosten ersetzt. Basel harmonierte in seinen kirchlichen Grundsätzen ganz mit Bremen, auch hatte Bremen in Westafrika sein Arbeitsfeld dicht neben Basel, so daß mancher gegenseitiger Verkehr zwischen den Missionen bestehen konnte. Und doch war das Verhältnis nicht recht befriedigend. Die Missionare waren



Pastor Mallet.

Süddeutsche und Schweizer, und die Missionsgesellschaft hieß die Norddeutsche. Die Missionare wurden der norddeutschen Missionsgemeinde sehr wenig bekannt.



Missionshaus in Bremen.

Deswegen fing Bremen an, die Missionsaspiranten selbst aufzunehmen und sie in Basel ausbilden zu lassen. Von den Arbeitsfeldern der Norddeutschen Mission ist das Telugugebiet in Ostindien bald wieder aufgegeben worden, nach Neu-

seeland wurde kein Missionar mehr gesandt, als nicht mehr viel Arbeit unter den Maori war, so blieb als das einzige Missionsfeld die Sklavenküste in Westafrika. Von 1850—1862 hat die Norddeutsche Missionsgesellschaft keinen Inspektor gehabt, 1862—1900 war ihr Inspektor D. F. M. Zahn, jetzt ist's A. W. Schreiber. Zahn starb am 5. März 1900.

Die Leipziger lutherische Mission.

Als in Schlesien die lutherische Separation begonnen hatte (Alt-Lutheraner), erwachte auch in Kirchen, die nicht der Gefahr einer preußischen Union ausgesetzt waren, das Mitgefühl mit den lutherischen Brüdern, welche aus Liebe zu ihren alten kirchlichen Ordnungen Amt und Brot drangaben. Die Bekenntnisfreudigkeit und Leidenswilligkeit der Lutheraner erregte die Bewunderung vieler Glaubensgenossen. Der geistvolle und eifrige bayrische Pfarrer Wilhelm Löhe in Neuendettelsau schrieb ein Buch „Drei Bücher von der Kirche". Er führte hierin aus, der Herr der Kirche könne es doch nicht zugelassen haben, daß keine der bestehenden Kirchen die Wahrheit habe, irgend eine müsse sie doch haben. Man solle nur die Bekenntnisschriften der katholischen, der lutherischen und der reformierten Kirche gewissenhaft daraufhin untersuchen, welche am meisten mit der Heiligen Schrift übereinstimmen. Man werde finden, daß dies bei der lutherischen der Fall sei. Sie habe die Wahrheit, sie sei die einigende Mitte der Konfessionen und die Kirche der Zukunft.

Wenn nun solche Grundsätze auf die Mission angewendet wurden, so konnten die Lutheraner mit unierten und reformierten Missionsfreunden nicht mehr zusammenarbeiten. So wurde denn auch den Freunden der Basler und der Norddeutschen Missionsgesellschaft zum Vorwurf gemacht, daß sie als Lutheraner ihr lutherisches Bekenntnis verleugneten. Auch fanden die strengen Lutheraner an der Praxis der Missionare manches auszusetzen. Die Missionare der Brüdergemeinde und des Pietismus waren darauf aus, zunächst einzelne Seelen für den Herrn Christus zu gewinnen, aus Leuten lebendigen Glaubens Gemeinden zu sammeln. Aus großen Scharen von Getauften, bei denen das Heidentum noch nicht innerlich überwunden war, machten sie sich nichts — gerade das Gegenteil von der Missionspraxis der römischen Kirche. Auf die kirchlichen Formen, in denen der Missionar aufgewachsen sei, kam es den Missionsgesellschaften weniger an. Die streng lutherischen Missionsfreunde aber betonten als Ziel der Missionstätigkeit die Bekehrung der Völker, nicht die der einzelnen Seelen und waren dafür, den zur Taufe zuzulassen, der den Glauben zu bekennen bereit sei. Natürlich müsse der Missionar Lutheraner sein.

Es ist jedoch bereits hier darauf hinzuweisen, daß einerseits andre Missionsgesellschaften viel von dem, was an diesen lutherischen Grundsätzen Gesundes war, für sich angenommen, anderseits die Lutheraner vieles gemildert haben, was die Gefahr einer toten Orthodoxie mit sich brachte.

Im Königreich Sachsen hat die entschieden lutherische Richtung in der Mission zuerst Boden gefunden. Die dortigen Missionsfreunde hatten die Mission

der Brüdergemeinde und die Basler Mission unterstützt. Ein hervorragender Basler Missionar, Dittrich, der 1822 mit Zaremba die Mission in Südrußland begründete, war aus Sachsen. Der sächsische Missionsverein hatte in Dresden seinen Sitz. Hier ließ sich der seines Amtes entsetzte Breslauer Professor Scheibel nieder und trat in das Dresdner Missionskomitee ein. Kein Wunder, daß durch den Einfluß des Unionsgegners allmählich die streng lutherische Strömung im Dresdner Komitee immer stärker wurde. Eine eigne sächsische Missionsschule trat 1832 ins Leben, und zwar in Grünberg, drei Stunden von Dresden, wo Pastor Blüher, Professor Scheibel und der originelle, aus dem köstlichen Buch „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" von Kügelgen bekannte Pastor Roller die Missionszöglinge unterrichtete. Noch sagte sich der Dresdner Missionsverein nicht von der Basler Missionsgesellschaft los. Aber als 1836 die drei letzten Zöglinge des ehemals Jänickeschen Instituts in Berlin sich nach Dresden wandten, weil sie als Lutheraner sich nicht in die Dienste der englischen Ausbreitungsgesellschaft stellen wollten, so trat auf Anregung des Superintendenten Dr. Rudelbach eine eigne evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft ins Leben, und Prediger v. Wermelskirch wurde zum Direktor des Missionsseminars in Dresden ernannt. Auch hier darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Dresdner Mission in ihrem Entstehen auf den Schultern der Dresdner Brüderunität ruht.

Ihr erstes Arbeitsfeld in Südaustralien haben die Dresdner bald wieder aufgegeben, weil der englische Bischof in Australien verlangte, jeder Eingeborne, der Christ geworden sei, müsse in die englische Kirche eintreten.

1838 traten die Dresdner mit der dänischen Mission in Verbindung, um die von der Halleschen Mission begründeten Stationen unter dem Tamilvolk in Ostindien neu zu beleben. Die meisten Stationen waren in die Hände der englischen Ausbreitungsgesellschaft übergegangen, aber in Trankebar stand noch der dänische Prediger Knudsen, der den Dresdner Missionar Cordes 1841 freundlich aufnahm. Als Trankebar 1845 von Dänemark an England verkauft wurde, setzte die Gemeinde in Trankebar es durch, daß sie nicht einer englischen, sondern der Dresdner Missionsgesellschaft übertragen wurde. Das Recht der dänischen Regierung, Missionare nach Trankebar zu senden, fiel an die Dresdner Gesellschaft.

Inzwischen war der Mann in die Dresdner Direktion eingetreten, der der lutherischen Missionsgesellschaft recht eigentlich erst das Gepräge aufgedrückt hat, der reichbegabte Karl Graul. Er drang darauf, daß der Sitz der Mission nach Leipzig verlegt werde. Leipzig bot durch seine Universität den Missionaren für ihre theologische Ausbildung weit mehr Hilfsmittel als Dresden, und darauf legte Graul größeren Wert, als auf die Teilnahme christlich erwärmter Bauern und Handwerker, wie man sie in Dresden und Umgegend gehabt hatte. 1847 geschah die Übersiedlung. Die Missionsfreunde in Bayern und Hannover, entschiedene Lutheraner in Preußen, Freunde in Schweden und Rußland hielten zu Leipzig.

Die reine Lehre der lutherischen Kirche ist nach Graul vor allen Dingen den Heiden zu bringen und zwar an der Hand des kleinen lutherischen Katechis-

mus, der den faßlichsten und zweckmäßigsten Lehrgang für jeden Katechumenenunterricht darstellt. In der Trankebargemeinde hatten die alten Missionare den Kastenunterschied bestehen lassen, „der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe," aber Graul machte aus der Not eine Tugend und suchte mit viel Scharfsinn zu beweisen, daß es nicht nötig sei, mit dem Übertritt zum Christentum das Aufgeben der Kastenunterschiede zu verlangen. Er vergleicht die Kastenunterschiede mit den Standesunterschieden bei uns — aber dieser Vergleich trifft eben nicht zu! Im übrigen liegt es dem Verfasser fern, ein absprechendes Urteil über die Praxis der Leipziger Mission in der Kastenfrage fällen zu wollen. Die Kaste in Indien gibt, wie eine Sphinx, der Mission Rätsel um Rätsel auf, und der Ödipus,



Das Missionshaus in Leipzig.

der sie durch seine Lösung zwingt, sich in den Abgrund zu stürzen, soll noch kommen.

Dr. Graul hat von 1849—52 die indischen Gemeinden besucht und dabei auch Palästina und Ägypten bereist. Er hat seine Reise in einem fünfbändigen Werk beschrieben, auch hat er in seiner Bibliotheca Tamulica für die wissenschaftliche Erforschung südindischer Sprache, Literatur, Sitte und Religion sehr Bedeutendes geleistet.

Sein Nachfolger, Direktor Hardeland, 1861—1891, hat mit milderem Geist die Anschauungen der lutherischen Mission verfochten. Der Erfolg der Leipziger Mission war eine Zeitlang ein sehr rascher. Es wurden nicht nur Heiden getauft, sondern auch Christen von andern Gesellschaften aufgenommen, aber es wird nicht bestritten werden können, daß das Fortbestehen der Kaste in

der Leipziger Mission ein stärkerer Anziehungspunkt für viele gewesen ist, als die reine Lehre der lutherischen Kirche.

Später sind die Missionsfelder unter den Dschaggaleuten am Kilimandjaro und den Wakamba in Afrika zu dem indischen Missionsfelde hinzugekommen. Dr. v. Schwartz ist der jetzige Direktor.

Ludwig Harms.

„Nächstdem, daß ich ein Christ bin, bin ich ein Lüneburger mit Leib und Seele, und kein Land der Welt geht mir über die Lüneburger Heide. Und nächstdem, daß ich ein Lüneburger bin, bin ich ein Hermannsburger, und Hermannsburg ist mir das schönste und lieblichste Dorf auf der Heide.“ Der so gesprochen hat, war ein echter deutscher Mann im edelsten Sinne des Wortes. Seit Luther und August Hermann Francke haben wenige gelebt, sind wenige gewesen wie Ludwig Harms. Harms ist von vielen mißverstanden worden und seine Absichten sind vielfach verkannt worden, auch hat sich mancher von seinem Charakter abgestoßen gefühlt, aber wer ihn in seinem eigenen Hause, inmitten seiner Leute gesehen hat, der hat den Eindruck mitgenommen, daß er ein ganzer Mann gewesen ist, in dessen Herz kein Arg und keine Heuchelei war. Wir versetzen uns nun in die Mitte der fünfziger Jahre. Die Eisenbahn hat uns bis Celle geführt. Hier besteigen wir den Wagen, um Harms in Hermannsburg einen Besuch zu machen. So weit das Auge reicht, nichts als Sandflächen mit Heidekraut bedeckt. Und doch, welchen Zauber birgt für den Wanderer dieser klassische Boden der altdeutschen Geschichte! Da taucht aus einer Vertiefung eine Gruppe uralter Eichen auf, hoch und vollkräftig; im Schatten der Bäume birgt sich das Heidehaus mit den doppelten Pferdeköpfen am Giebel. Dann kommen wieder lange Strecken, wo kein lebendes Wesen uns begegnet, nur Heidschnucken (kleine Schafe) sehen wir, die ihrer dürftigen Weide nachziehen.

Überall Stille und Einsamkeit — ein tiefer Zug des Ernstes liegt über der weiten Landschaft, schon neigt sich die Sonne zum Untergang, da zeichnen sich am abendlichen Horizonte die Umrisse eines Dorfes ab: Hermannsburg. Bald ist's erreicht. Eine kurze Rast in der Herberge und dann zieht's uns hin nach der Pfarre, um den Mann kennen zu lernen, durch den Hermannsburg weltbekannt geworden ist.

„Es wird wohl zu spät sein, heute noch den Herrn Pastor zu sprechen?“ — „Er ist eben beim Tee im Wohnzimmer, treten Sie nur ein.“ Auf unser Anklopfen ruft eine tiefe Männerstimme „Herein“. Am Ende des geräumigen Zimmers um einen runden Tisch sitzen zwei Frauen und ein Mann beim Tee. Die Frauen, von denen die eine die Mutter, die andre die Tochter zu sein scheint, begrüßen uns aufs Freundlichste, der Mann aber, eine lange, hagere Gestalt mit bleichem Angesicht, wendet sich nicht einmal um, sondern blickt unverwandt in seine Tasse. Erst als die Mutter sagt: „Louis, dreh dich doch mal um, es ist Besuch da,“ tönt ein ernstes, kaltes „guten Abend“ uns entgegen.

Es vergeht eine Viertelstunde und noch eine, und Harms tut den Mund nicht auf. Wir fragen uns wohl in der Stille, ob das wirklich Harms ist, oder ob sich erst die Tür auftun und der Leben und Liebe glühende Pastor von Hermannsburg erst eintreten wird. Und doch war dies Herz nicht kalt, das uns vielleicht zuerst so teilnahmslos erschien. Harms barg sich gegen die große Zudringlichkeit von Fremden zuerst in der Burg kalter Zurückhaltung, um zu sehen, mit wem er es zu tun habe. Aber wenn er Zutrauen fassen konnte mit welcher Wärme und Liebesfülle erschloß er dann dem neuen Freunde, sein Herz!



Das Pfarrhaus in Hermannsburg.

Um neun Uhr begab sich Harms in seine Studierstube; es war die Zeit, welche er der seelsorgerlichen Besprechung mit einzelnen Gemeindegliedern widmete, und jeden Abend stand die Diele (der Hausflur) voller Leute, welche den Pastor sprechen, oder sich zum Abendmahl anmelden wollten. Nach zehn kam er wieder in die gemeinsame Stube zur Hausandacht: mit der Bibel in der einen, mit dem Licht in der andern Hand, die Pfeife im Munde, so trat er ein. Man singt einige Liederverse, dann steht alles auf; eine der Frauen tritt heran und hält das Licht empor über die Bibel, aus welcher Harms liest. Nach dem Vorlesen, wenn alle wieder sitzen, erklärt er den Abschnitt, Vers für Vers, die Augen auf das Buch geheftet, als lese er beständig daraus, aber Geist und Feuer sprühte in diesem Herzen und lauter Lebensquellen strömten aus seiner Tiefe.



Altes Missionshaus in Hermannsburg.

Während nun im Dorfe alles ruht, brennt im Studierstübchen die Lampe fort. Denn nun besorgt Harms erst seine ausgedehnte Korrespondenz, schreibt er sein Missionsblatt, bereitet er seine Predigten vor, folgt er den wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiet der Theologie. Um acht Uhr morgens ist wieder Hausandacht, dann hält Harms Schule! Um dem Mangel an tüchtigen Lehrern im Lüneburgschen abzuhelfen, bildet Harms befähigte junge Leute aus seiner Gemeinde zu solchen heran. Sechs Stunden widmet er ihnen täglich. Gegen fünf Uhr abends geht er ins Dorf, die Mütze auf dem Kopf, die lange Pfeife im Munde. Wie ein Vater wandelt er unter seinen Kindern; in der großen Gemeinde von 3000 Seelen vergeht kein Tag ohne Arbeit für den Seelsorger; da sind Kranke zu besuchen und mit Gebet und Sakrament zu trösten, hier ist einem geprüften Elternpaar mit Rat und Tat beizustehen. Bei keinem Besuche des Pastors fehlen die teilnehmenden Freunde und Nachbarn.

Während Harms unterrichtet, machen wir einen Besuch im Missionshause. Das Liebeswerk der Hermannsburger Mission stammt ganz aus dem Herzen der Gemeinde, deren Namen es trägt. Ludwig Harms' Vater war lange Jahre hindurch Pastor in Hermannsburg. Er war ein ehrbarer, rechtschaffener Mann, der aber in der Zeit des Rationalismus aufgewachsen, seine Gemeinde nicht zum lebendigen Glauben führte, wiewohl er große Ehrfurcht vor Gottes Wort hatte, und seine Kinder mit sittlichem Ernst erzog. Der junge Ludwig verließ das elterliche Haus, um das Gymnasium zu beziehen und später in Göttingen Theologie zu studieren. Mit großer Treue lag er seinen Studien ob, namentlich zog ihn die Geschichte sehr an. Seine Lust war's, auf der herrlichen Bibliothek tagelang zu sitzen und alte Chroniken, besonders die Kirchengeschichte seines lieben Lüneburger Landes zu studieren. Durch sein Studieren wurde Harms, ohne Zutun einer Person, tief in das Wesen der Schrift und die Lehre der Kirche eingeführt. Besonders das Studium von Luthers Werken war von entscheidendem Einfluß auf seine ganze Glaubens- und Lebensrichtung. Einen Teil seiner Kandidatenjahre brachte er als Hauslehrer in Lauenburg zu, wo er bereits für die Mission das größte Interesse zeigte. Später war er Hauslehrer in Lüneburg. Schon da erregten sein Wesen, seine Gespräche mit den Leuten und einzelne Predigten, die er hielt, ungewöhnliches Aufsehen. 1845 kam Harms zu seinem Vater nach Hermannsburg als Hilfsprediger und wurde drei Jahre später bei dessen Tode zum Nachfolger gewählt. Schon in den ersten Monaten seines Vikarlebens entstand durch seine Predigten eine Bewegung in der Gemeinde: bald war kein Haus mehr, wo nicht das Evangelium eine Macht über den Unglauben gewonnen hatte. Harms kannte seine Leute und verstand es wie wenige, zu dem Volke zu reden, aus dessen Mitte er hervorgegangen war. Dadurch aber gerade, daß er in einer Gemeinde, die ihn als Knaben hatte spielen und aufwachsen sehen, einen so durchgreifenden Einfluß ausgeübt hat, hat er bewiesen, welch eine Geistesmacht in ihm lebte. Den Glauben der Väter hat er verkündigt, anknüpfend an die herrliche Tradition einer tausendjährigen Geschichte seines lieben Hermannsburg, das zur Zeit Karls des Großen schon eine Stätte



L. Harms.

christlicher Missionstätigkeit unter den heidnischen Ostfalen ringsum gewesen und in der Reformationszeit früh ein treues Zeugnis für die Wahrheit abgelegt hat. Diese Überlieferungen wußte Harms wieder lebendig zu machen und zwar in originellster, lebensvollster Weise.

Aus diesem Lebensherd mußte bald in brennender Liebestätigkeit eine helle Flamme auflodern, und das geschah in der Gründung des Hermannsburger Missionswerks.

Noch bei Lebzeiten des Vaters kamen allsonntäglich die von der ergreifenden Predigt des Sohnes angeregten Gemeindeglieder auf seine Stube, um weiter zu forschen nach der neuen Lehre, die er brachte. Er selbst erzählte in seiner unnachahmlichen Weise, wie sein Vater an den Sonntag Nachmittagen an der Haustür gestanden, um die Leute, welche sorgten, ihre Liebe zu dem jungen Vikar möchte den alten Vater beleidigen, herzlich zu ermutigen, doch den Sohn zu besuchen.

So geschah es, daß in einer Pfingstzeit, wo in den Predigten viel von der Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden vorgekommen war, die Fragen entstanden: „Was ist das, ein Heide? — Was ist die Mission?“ Dies wurde mit großem Eifer von den treuherzigen Lüneburger Bauersleuten besprochen. Das Wort „Heide“ ist dort ein Schimpfname für einen groben, gottlosen Menschen. Daß es noch andre Heiden gäbe, das hatten sie nicht gewußt. Bald regten sich in ihrem mitleidsvollen Herzen die andern Fragen: „Womit kann den unglücklichen Heiden geholfen werden, und was können wir dabei tun?“ „Beten für ihre Bekehrung und beitragen, daß Missionare hinausgehen und ihnen das Evangelium predigen können!“ lautete die einfache Antwort des Pastors. Dies erschien allen so selbstverständlich, daß von der Zeit an aus den meisten Häusern reiche Missionsgaben herbeigebracht wurden. Dabei blieb es aber nicht, sondern bald erwachte in manchem Jünglingsherzen der Wunsch, selber zu gehen und den Heiden zu helfen. Aus ihrer Zahl wählte Harms zwölf der befähigtsten aus, und mit Hilfe seines Bruders unterrichtete er vier Jahre lang diese Missionszöglinge mit aufopfernder Treue. Daß ein solches Unternehmen mit bedeutenden Kosten verknüpft ist, weiß jeder. Aber Harms besaß sehr viel Vertrauen auf Gott, dem Silber und Gold gehören, und es ist unglaublich, wieviel Gaben ihm von nah und fern zuströmten, ohne daß er je ein Wort der Bitte verlauten ließ. Er dankte Gott immer wieder, daß er „ungebettelt“ stets das Nötige erhielt. Ein Haus wurde gekauft und eingerichtet. Dazu kam bald das Geschenk eines großen Bauerngutes, dessen Anbau aber auch manche Mühe verursachte. Außer den zwölf Missionszöglingen, die als Prediger und Katecheten unter den Heiden wirken sollten, wohnten noch einige andre junge Leute im Missionshause, die ihnen als Kolonisten beigesellt werden sollten, um ihnen bei der äußeren Arbeit Hilfe zu leisten. Dieser Gedanke war auch angeregt worden durch einige verabschiedete Matrosen der ehemaligen deutschen Flotte, welche das Los der armen Neger zu erleichtern wünschten.

Sie kamen nach Hermannsburg und trugen ihre Dienste dem Pastor an, der ihnen eine Prüfungszeit auferlegte, um sie kennen zu lernen. So entstand ohne sein Zutun der Plan, gleich zur Predigt des Evangeliums den Heiden auch das Beispiel eines gesitteten Gemeindelebens zu geben, durch Errichtung eines christlichen Dorfes, als Mittelpunkt der ganzen Missionsniederlassung. Es ist das erste Mal, daß eine Missionsgesellschaft diesen Gedanken ins Leben treten ließ. Dem Beispiel der christlichen Seeleute folgend, meldeten sich bald andre junge Leute in großer Zahl. Die Harms geeignet schienen, wurden in allen Arbeiten geübt, die zur Errichtung der künftigen Kolonie nötig erschienen. Und so nahte die Zeit, wo die wohlvorbereiteten Missionare ausgesendet werden sollten. Wohin? — Das war längst beschlossen; nach Afrika, zu den Kindern Hams, diesen elendesten unter den Menschen, die sich nach Erlösung sehnen. Rings um West- und Südafrika waren bereits Missionsversuche gemacht worden, aber in Ostafrika herrschte noch dichteste Finsternis. Dort leben die Galla, die freien Neger, nach Aussage der Reisenden die begabtesten unter den Neger-



Missionshof, Hermannsburg.

stämmen. Für sie hatte Harms eine besondre Vorliebe gefaßt. Er nannte diese hochgewachsenen, kriegerischen Leute oft „die Germanen Afrikas". Zu ihnen wollte er seine Zöglinge senden. Aber wie? — Diese ansehnliche Zahl Reisender, samt allem, was zur Errichtung einer Kolonie gehört, auf einem Kauffahrteischiff überfahren zu lassen, mit der Aussicht, alle vier Jahre den hohen Frachtpreis zahlen zu müssen, war ein schwieriges Unternehmen. „Aber warum bauen Sie nicht selber ein Schiff?" fragte einer der treuen Matrosen, „mit zwei Reisen haben Sie die Kosten des Baues eingebracht und besitzen dann für alle Zukunft ein eigenes Missionsschiff!"

Dieser Gedanke schlug ein, und was man früher für unmöglich gehalten hätte, Bauern aus der Lüneburger Heide ließen aus eigenen Mitteln ein Schiff bauen, das ganz der Mission gewidmet ist. Am 27. September 1853 wurde in Harburg zum Staunen aller Hafenleute eine schöne, kupferbeschlagene Brigg, „Candace" genannt, feierlich eingeweiht, Harms und viele Hermannsburger und Lüneburger Leute waren per Extrazug dazu nach Harburg gefahren. Für

die, welche nicht mitgekonnt hatten, wurde ein zwei Fuß langes Modell der „Candace“ nach Hermannsburg mitgebracht. Auf der Pfarre stand es zur Besichtigung. Da erhob ein Mütterchen plötzlich ihre Stimme und sagte verwundert: „Und auf diesem Dinge sollen unsre Missionare fahren? Doch bei Gott ist kein Ding unmöglich!“ Wie hatte die vorbeigeschossen und doch mitten ins Schwarze getroffen!

Am 23. November 1853 lichtete die „Candace“ zum ersten Male die Anker, um die ersten sechzehn Hermannsburger über das weite Weltmeer zu tragen. Wer das Glück gehabt hat, einem der Gottesdienste beizuwohnen, die



Kirche in Hermannsburg, Natal.

Harms im Hamburger Hafen hielt, so oft ihn die „Candace“ verließ, der wird es nie vergessen, wie ergreifend es war, den Pastor aus der Heide unter seinen scheidenden Kindern zu sehen, wie sie alle niederknieten zum Gebet und wie ihnen der Vater den Segen mitgab zum Nimmerwiedersehen auf Erden!

Der Versuch, unter den Gallas sich anzusiedeln, mißlang, aber auf Rat des Missionars Rebmann, den sie in Ostafrika trafen, wandten sie sich von Port Natal aus zu den Zulukaffern, unter welchen sie die erste Station, die sie anlegten, im Andenken an die teure Heimat Hermannsburg nannten. Später gingen andre Hermannsburger zu den Betschuanen, andre nach Ostindien, Neuseeland und Australien.

Das Missionswerk wuchs; bald betrugen die jährlichen Kosten desselben über 40 000 Taler, eine eigene Druckerei wurde eingerichtet, 1862 wurde ein zweites Missionshaus neben dem alten gebaut, bald zählte der Haushalt mit den Angestellten über siebzig Personen — und von all diesen Wundern, die in so kurzer Zeit vor den Augen der christlichen Welt entstanden, merkte man als Besucher in Hermannsburg wenig. Selten sprach der Pastor von der Mission, sein ganzes Leben schien ganz der pastoralen Amtstätigkeit gewidmet. Während durch sein Werk die Kirche sich nach außen aufs Herrlichste ausbreitete, wachte er, im Kleinsten treu, über die Herde, die in der Heimat zu weiden ihm befohlen war.



Friedhof in Hermannsburg, Natal.

Ein Sonntag in Hermannsburg läßt uns in diese Amtsarbeit Harms' hineinsehen. Eine Stunde schon vor Beginn des Gottesdienstes war die Kirche voll. Als es zusammenläutete, war kein Stehplatz mehr zu bekommen. Der tausendstimmige Gesang durchbrauste die Kirche. Nach der Liturgie folgte die Verlesung eines Schriftabschnittes, dem der Pastor eine bündige Erklärung beifügte, während die Gemeinde in ihren Bibeln dem Texte folgte. Diesen Vorgottesdienst beschloß ein Gebet auf den Knieen. Dann bestieg Harms die Kanzel und hielt die eigentliche Predigt, so frisch, so durchdacht, so aus einem Guß, daß man sie ganz beschreiben müßte, um ein Bild davon zu geben. Es mag wohl größere Redner gegeben haben, die in schönerer Sprache die ewige Wahrheit verkündigten, aber so alle Saiten des Gemüts anzuschlagen, hat

keiner besser verstanden, wie Harms. So ernst der erste Teil, so trostreich war der zweite, so triumphierend der dritte, der mit einem wahren Hohenlied der Christenfreude schloß. Auf die Predigt folgte die Abendmahlsfeier — allsonntäglich — bei welcher die ganze Gemeinde zugegen blieb und an der sie sich mit Gesang und Gebet beteiligte.

Als der Gottesdienst zu Ende war, waren vier volle Stunden um; so lange hatte Harms beinahe ohne Aufhören gesprochen. Und doch war dies erst der Anfang seines sonntäglichen Amtes. Nicht lange, und es läutete schon wieder zur Nachmittagskirche. Wieder war fast die ganze Gemeinde im Gotteshause versammelt. Die Bewohner der Filiale bringen ihr Essen mit und sitzen in der



Missionshaus, Hermannsburg.

Zwischenstunde gruppenweise in den Höfen und Gärten und auf den Dielen der gastfreien Hermannsburger.

Beim Nachmittagsgottesdienst war das ganze Schiff mit der Jugend besetzt, die bis zum zwanzigsten Jahre treulichst die Christenlehre besuchte. Harms ging unter ihnen umher und katechisierte Kleine und Große in meisterhafter Weise und so anregend, daß keinem die Zeit zu lang wurde. Ein Gebet, das er unter der Kinderschar knieend sprach, beschloß diesen Gottesdienst um fünf Uhr.

Aber kaum hatte der Pastor einen Augenblick ausgeruht, so füllte sich der ganze Hausflur des Pfarrhauses mit Leuten. In einfachem Hausrock trat Harms heraus. Ein Bauersmann hielt ihm die plattdeutsche Bibel hin, ein andrer hielt

jüm dat Evangelium wegnahm un hedd't de Heiden gäwen. Na jüm sünd de Christen an de Reeg kamen, alleen de Christen sind kold un satt. Se willt nix mehr van'n Heiland wäten, darm kamt se ok an de Reeg, dat jümt dat Evangelium nahmen un de Heiden gäwen ward."

„Hewwt ji nu den Herrn inne Kark, int Hart un int Hus, denn sünd ji Goddskinner un künnt allens mit den Herrn lien un drägen, wat he ju upleggt. Dat swarste Krüz ward ju nich to swer un de surste Arbeit nich to sur. Sökt den Herrn Christum nich mank de Stern un nich mank de Steen, nich inne Böm un nich upn Bün, sondern in Woord un Sakrament un denn hewwt ji öm inne Kark, int Hart un int Hus. Sökt jü den Herrn Christum anners wo, so sünd ji Swarmgeister un findt öm narrens. Darm schickt wi ok us Mischonars jümmer twee un twee, paar wis, dat se Gods Woord un Sakrament bi sick hewwt, dat de een de Paster is un de anner de Gemeen. De Welt awer weet nix von dat wat nod is. Se makt de Hauptsak tor Nebensak un de Nebensak tor Hauptsak. Dat Himmlische is är de Nebensak un dat Irdische de Hauptsak. To verwunnern ist't, awer wahr ist't. Ick segg ju: Gat narrens hen wo ji den Herrn Christum nich finnen un behalten künnt, un wenn ji ok dat Geld mit'n Bessen tohopen fegen künnt. Läwer will ick il Brot äten min Läwen lang, als Christum missen un sin rein Woord un Sakrament; ja, leewer starwen. Amen."



Th. Harms.

Es zeigte sich, daß der Harmssche Missionsgrundsatz, eine größere Anzahl von Missionaren und Kolonisten mit einem Male auszusenden, auch seine Schwierigkeiten hat. Es ging wie im Anfang der Londoner Mission auf Tahiti: Des Volks war noch zu viel. Es brachen ärgerliche Schwierigkeiten unter den Missionaren aus und sie konnten auch durch die Einsetzung eines Superinten-



Pastor Jensen.

denten in Afrika nicht gehoben werden. Bei den für die Menge der rasch nach einander ausgesandten Missionare unzulänglichen Beiträge aus der Heimat waren die Missionare vielfach genötigt, durch den Handel etwas zu erwerben und mehrere wurden ihrem Beruf entfremdet. Doch die Kraft des Glaubens und des Gebetes, von welcher das Werk in der Heimat getragen wurde, ließ die treuen Arbeiter nicht verzagen, auch unter den Kriegsnöten nicht, denen sie namentlich im Kaffernland ausgesetzt waren.

Auf Ludwig Harms folgte sein Bruder Theodor. Ihn stellte Gott der Herr nach seinem Rat vor die schwierige Frage, wie man gleicherweise, als Pastor der Landeskirche, einer neuen Kirchenordnung sich fügen, und als Missionsdirektor dadurch nicht die Gewissen der Missionare und Heidenchristen verwirren könne. Die alte Trauordnung wurde durch das Zivilstandsgesetz aufgehoben. Alle gesetzlich zulässigen Wege, um eine Ausnahmestellung zu erlangen, wurden von Hermannsburg aus versucht: umsonst! Theodor Harms konnte nicht anders, er mußte bei seiner Bitte bleiben — er verlor sein Amt, der größte Teil seiner Gemeinde blieb ihm treu — und so kam es zur Separation von der Hannoverschen Landeskirche. Innerhalb der Freikirche aber entwickelte sich über die Lehre von der Kirche und ihrem Amt eine Spaltung, welche nach seinem Tode zur Trennung führte. Diese Schwierigkeiten trieben die Hermannsburger Mission in engere Gemeinschaft mit den gleichgesinnten, bekenntnis- und missionstreuen Kreisen der Landeskirche und führten zu einer Vereinbarung zwischen Landeskonsistorium und Missionsleitung. Aber auf der andren Seite führten sie zur Trennung der schrofferen freikirchlichen Kreise — die ihrerseits auch Gegenmissionen errichteten.

Von der Hermannsburger Mission wurde 1887—89 eine Generalvisitation der Mission in Afrika abgehalten und gleichzeitig (1887) ein Kondirektorat eingerichtet, welches 1887—90 von Pastor Öpke, dann von Pastor Haccius bekleidet wurde, der zuvor mit Egmont Harms in Afrika visitierte. Seit 1896 ist Direktor Egmont Harms dauernd in Afrika (jetzt ist er in Hermannsburg, wird aber nach dem Friedensschluß zwischen Buren und Engländern sofort dorthin zurückkehren) und hat dort die Leitung der Mission in Händen. Die übrige Leitung (in der Heimat, für Indien und Persien) hat Pastor Haccius in Hermannsburg.

Die neueren deutschen Missionsgesellschaften.

Wie in der katholischen Kirche des Mittelalters immer neue Möndsorden entstanden, teils weil man an den schon bestehenden dies und jenes auszusetzen hatte, teils weil eine besonders ausgeprägte Persönlichkeit sich nicht in die alten Regeln finden konnte und doch von einem tiefen, religiösen Trieb beseelt war, so hat auch in der evangelischen Kirche, teils die Kritik über die bisherigen Missionsmethoden, teils der religiöse Tätigkeitstrieb einzelner, scharf ausgeprägter Persönlichkeiten zur Bildung neuer Missionsgesellschaften geführt. In manchen Ländern fehlte noch ein Missionsherd, und die Begründung eines solchen hatte eine hocherfreuliche Belebung des Missionssinnes in dem betreffenden Lande zur Folge.

Die Breklumer Missionsanstalt.

Schleswig-Holstein ist durch Lage und Geschichte von den deutschen Nachbarländern etwas isoliert. Hier hoffte der feurige Pastor Jensen in Breklum durch Gründung einer Missionsschule den heimatlichen Missionssinn neu zu beleben. Angefacht war das Missionsinteresse schon früher durch den geistvollen Klaus Harms in Kiel (seine 95 Thesen, „daß es mit der Vernunftreligion nichts ist"), und tüchtige Kräfte waren in andre Missionen eingetreten, wie Dame, Riis und Rasmus Schmidt. Eifrig gepflegt war der Missionssinn durch Bischof Koopmann und Konsistorialrat Versmann, bis Pastor Jensen im Gedanken an die „Jesulosen Seelen" zur Gründung einer eigenen Gesellschaft schritt. Am 10. April 1877 wurde das neue Missionshaus zu Breklum, nördlich von Husum, eingeweiht. 1881 wurden die ersten vier Missionare ordiniert, zwei davon wurden an die niederländische holländische Mission abgetreten und gingen nach Sumatra, zwei gingen nach Indien und fanden ihr Arbeitsfeld im Telugu- und Odiyavolk auf der Ostküste Vorderindiens in der Mitte zwischen der Hermannsburger Mission im Süden und der Goßnerschen Mission im Norden. Seit 1894 trägt der Inspektor der Breklumer Missionsanstalt, Pastor Bahnsen, durch seine glaubenswarmen, erwecklichen Predigten und durch sechs verschiedene, periodisch erscheinende Missionsblätter, in unermüdlicher Arbeit, Verständnis und Liebe zur Mission in immer weitere Kreise. Die Liebesgaben für die Mission, welche die Breklumer Mission vereinnahmt hat, sind von 1881—1901 von 36700 Mark auf 125000 Mark gestiegen. Das Missionshaus — ein Bauernhof — wurde 1898 umgebaut und vergrößert. Der Grundstein zu dem Neubau wurde durch Prinz Julius von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg gelegt. Leider ist Pastor Jensen im vorigen Jahre gestorben.

Die Neukirchener Missionsanstalt.

Inmitten der von alters her reformierten Grafschaft Moers am Niederrhein, nicht weit von der holländischen Grenze, hatte in Neukirchen der weitbekannte Bibeltheologe Pastor Andreas Bräm fast vier Jahrzehnte in reichem Segen gewirkt. Anfang 1873 erhielt er als Emeritus seinen bisherigen Hilfsprediger Ludwig Doll zum Nachfolger. Dieser war ein Mann von weitherziger Bruderliebe, voll kindlich einfältigen, blind wagenden Glaubens, ein gesegneter Erweckungsprediger. In einer schweren Zeit — er war schon als junger Mann vielfach kränklich — gelobte er dem Herrn, etwas besondres für die Mission zu tun, wenn er wieder gesund würde. Im Jahre 1877 hielt der bekannte Georg Müller aus Bristol in verschiedenen Städten am Niederrhein Vorträge mit Mitteilungen über die von ihm begründete und geleitete große Waisenanstalt und die mit ihr verbundene umfangreiche Tätigkeit der inneren und äußeren Mission. Er zeigte, wie Gott solch ein großes Werk erhalten kann, ohne daß man Menschen



Missionshaus in Breklum.

um Gaben bitten und Schulden machen muß. Müllers Worte machten auf Doll den tiefsten Eindruck.

Auch er hatte in der von Bräm begründeten und von ihm sehr geschätzten Neukirchener Erziehungsanstalt erfahren, wie schwer es oft ist, für ein Waisenkind Unterkunft zu finden, wenn kein Pflegegeld bezahlt werden kann, auch er hatte darüber geseufzt, daß Gläubige in den Verlegenheiten des täglichen Lebens oft so wenig Glauben beweisen. Und nun mußte er gar von Freunden hören, ein Werk, wie das in Bristol, könne wohl in England bestehen, nicht aber in Deutschland, wo die Christen wenig Reichtümer besäßen. Das schmerzte ihn tief und ließ ihm keine Ruhe. Nach einem Jahr machte er mit einem Hauseltern-paar aus Gütersloh und zwei Waisenkindern in einigen gemieteten Zimmern den Anfang zu einem Werk nach Bristoler Muster.

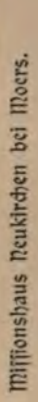
Als 1880 zu einem eigenen Waisenhause der Grundstein gelegt wurde, sprach Doll zuerst einen Gedanken öffentlich aus, den er in der Stille schon lange gehegt hatte: er wollte eine Missionsanstalt nach gleichen Grundlinien wie die Waisenanstalt gründen. Er glaubte, der Herr sei reich genug, um neben der benachbarten Barmer Mission noch eine in Neukirchen daneben zu erhalten. So wurde im Jahre 1882 ein früheres Wirtshaus mitten im Dorf das Missionshaus, und im Beisein Georg Müllers wurde es eingeweiht. Der Unterricht begann mit elf Zöglingen. Da rief der Herr Pastor Doll schon 1883 heim; er starb, 36 Jahre alt, in der kindlichen Zuversicht, daß der Herr das Werk nicht untergehen lassen werde. Inspektor Stursberg übernahm die Oberleitung der Waisen- und Missionsanstalt. Diese nimmt Brüder verschiedener kirchlicher und freikirchlicher Richtung auf, alles Bitten um Gaben von Menschen wird grundsätzlich vermieden, die Ausgaben richten sich nach den Einnahmen. Kein Missionsverein, keine Missionsgesellschaft stützt die Anstalt — aber sie hat einen weiten Kreis zerstreuter Freunde und Freundinnen, meist Leser des Neukirchener Missionsblattes „Der Missions- und Heidenbote", die treue Fürbitte tun und in Gottes Hand das Werkzeug sind, daß zur rechten Zeit das Nötige da ist. Auch solchen Brüdern wird Aufnahme gewährt, welche für die innere Mission, insbesondere zum Evangelistendienst, ausgebildet zu werden begehren. Die Missionsfelder dieser Anstalt liegen in Java und Britisch Ostafrika.

Frauenvereine.

Daß es eine echt christlich-weibliche Pflicht ist, daß Frauen den Frauen das Evangelium vermitteln, diese Erkenntnis und ihre Betätigung war unter den englischen und amerikanischen Frauen schon länger vorhanden, aber auf dem europäischen Festlande kam es erst im Jahre 1842 zur Gründung eines Missionsfrauenvereins. Im Hause der Frau Minister Eichhorn in Berlin trat am 10. November 1842 der „Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande" ins Leben. 125 Millionen weiblicher Bevölkerung sind allein in Vorderindien vorhanden. Von diesen mögen Frauen aus den unteren Klassen auf ihren Arbeitswegen gelegentlich einen Missionar predigen hören; den



Pastor Doll, Neukirchen.



Missionshaus Neukirchen bei Moers.

Frauen der höheren Stände, zumeist auch der mittleren Klassen, ist die Teilnahme an öffentlichen Versammlungen verwehrt — sie leben in den Zenanas, den Frauengemächern, in strenger Abgeschlossenheit. Bleiben aber die indischen Frauen in ihrer großen Gesamtheit vom Christentum unberührt, so erwachsen immer von neuem heidnische Generationen.

In London entstand 1834 der erste Frauenverein, der unverheiratete Lehrerinnen aussenden wollte zur Verbreitung des Evangeliums unter Frauen und Kindern aller Stände in den verschiedensten Ländern. Ähnliche Vereine entstanden weiterhin in England und Schottland; Dr. Hoffmann, Missionsinspektor in Basel, regte durch einen Aufruf die Frauen in der Schweiz und in Deutschland an. Als gleichzeitig mit diesem Aufruf Dr. Schmidt, der Gefährte von Rhenius, der achtzehn Jahre als Missionar in Ostindien gearbeitet hatte, im Jahre 1842 in Berlin Vorträge über die Not und Verkommenheit der indischen Frauen hielt, wurde ein Fräulein von Stein, welches bereits einen Frauen- und Jungfrauenverein leitete, mächtig davon ergriffen. Mit den Näharbeiten dieses Vereins hatte sie der Berliner Missionsgesellschaft gedient, nun setzte sie ein Zirkular in Umlauf, um einen Verein nach dem Muster des Londoner zu gründen. So traten denn zehn Missionsfreundinnen zusammen zur Bildung des Morgenländischen Frauenvereins. Frau Minister Eichhorn wurde die Vorsitzende, Pastor Kuntze-Berlin der geistliche Beistand. Noch in demselben Jahre erhielten die Statuten des Vereins die staatliche Genehmigung. Schon nach vier Jahren hatten sich 35 Hilfsvereine gebildet, welche ihre Geldbeiträge und weiblichen Arbeiten dem Hauptverein einsandten. Ein Versuch, eine Missionslehrerin auszusenden, im Jahre 1846, scheiterte an deren Kränklichkeit. So beschränkte sich der Verein vorerst auf Handreichungen bei verschiedenen Missionsgesellschaften, auf Erziehung von Pflegekindern, Unterstützung von Mädchenschulen ꝛc. Auch übernahm er die Aussendungskosten von Missionarsbräuten der Berliner Gesellschaft. Das erste Pflegekind des Vereins wurde 1846 in Ghazipur, wo damals die Berliner Mission arbeitete, übernommen; als diese 1848 das indische Arbeitsfeld aufgab, kam das Kind nach Sigra bei Benares, wo Württemberger im Dienst der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft tätig waren. Dadurch fand die erste Berührung des Frauenvereins mit deutschen Arbeitern in englischen Gesellschaften statt. Eine zweite knüpfte sich mit Missionar Dröses 1851 an, welche aus Berlin gebürtig, nach Ghazipur abgeordnet, später in Bhagulpur wirkten. In beiden Orten sind bis auf die neueste Zeit Pflegekinder unterhalten worden. Als 1847 die erste evangelische Schule in Palästina eröffnet wurde, und zwar von dem Londoner Frauenverein, sorgte der Berliner mit für die Anstellung einer zweiten Lehrerin. Die erste Sendbotin des Vereins nach dem Hauptfeld der Frauenmission, Indien, ist die Württembergerin Luise Ellwanger, welche 1857 nach Sigra in Ostindien geschickt wurde. Hier arbeitete sie mit ihren schwäbischen Landsleuten, Missionar Däubles, im Dienst der englischen Kirchenmissionsgesellschaft, bis sie 1863 mit ihnen nach Sikandra bei Agra an das dortige Waisenhaus versetzt wurde. Hier fanden die von Berlin gesandten Lehrerinnen fortan

ihr hauptsächlichstes Arbeitsfeld. Auf eignem Arbeitsgebiet, im Anschluß an die Goßnermission wirkte als erste selbständige Sendbotin des Vereins Christine Belz in Muzafferpur, von 1863 an, der sich 1866 die ersten Zenanas öffneten. Seit 1857 sind 23 Lehrerinnen ausgesandt worden; dreizehn stehen noch in der Arbeit. Denjenigen unter den Missionsfreunden, welche die Missionstätigkeit der evangelischen Deutschen am liebsten ganz auf die deutschen Kolonien beschränkt sähen, ist der Anschluß der Lehrerinnen aus dem Morgenländischen Frauenverein in eine englische Missionsgesellschaft, und die fast gänzliche Beschränkung der Arbeit auf Britisch-Indien, anstößig. Doch soll nicht unterlassen werden, hier Schwester Pilz zu nennen, welche Vorsteherin des Waisenhauses Talita Kumi in Jerusalem ist. Auch hat der Verein im Anschluß an Berlin I im Herbst 1900 eine Lehrerin



Das Findelhaus Bethesda auf Hongkong.

in die Gegend von Hongkong gesandt. Desgleichen ist im Herbst 1901, auch im Anschluß an Berlin I eine Lehrerin nach Tsingtau abgeordnet worden.

Der Berliner Frauenverein für China.

„Diese werden kommen aus dem Lande Sinim" heißt es Jes. 49, 12. und im 15. Verse: „kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen". Sinim, das sind die Chinesen, und die Chinesenmütter können tatsächlich ihrer kleinen Töchter vergessen, daß sie sich derselben nicht erbarmen — aus Aberglauben. In der Kantonprovinz werden, gering angeschlagen, alljährlich etliche Tausend neugeborene Mägdlein ums Leben gebracht. Dieser Notstand ist so schreiend, daß die Mission an ihm nicht vorübergehen konnte. Schon seit vielen Jahrzenten hatte die katholische Mission die Gründung von Findelhäusern betrieben, und selbst die heidnischen kaiserlichen Behörden hatten Findelhäuser bauen lassen, da die Gesetze gegen das

Mädchenaussetzen nicht befolgt wurden — aber das Los der im heidnischen Findelhaus aufgezogenen Chinesenmädchen ist meist das der Schande! Lieber tot! Als Dr. Gützlaff 1850 nach Europa kam, um für die Millionen unsterblicher Seelen in China überall lebendige Teilnahme zu erwecken, nahm er Herberge bei Pastor Knak-Berlin im böhmischen Pfarrhause, wo ihn einst Vater Jänicke aufgenommen und zu Jesu geführt hatte. Hier gelang es ihm, Frau Pastor Knak dazu zu bewegen, das Amt einer Vorsteherin „des Frauenmissionsvereins für China" zu übernehmen. Derselbe wurde am 5. Juni 1850 im Betsaal des böhmischen Pfarrhauses gegründet. Pastor Knak trat mit einigen andern Männern dem Frauenkomitee zur Seite. In vielen Städten bildeten sich Hilfsvereine, und



Schwester Math. Grotefend mit ihrer Schule.

Gott schenkte dem Werke aller Orten viele Freunde, so außer in Deutschland in Holland, England, in der Schweiz und besonders auf Honkong selbst, unter den dortigen Chinesen. Auf Hongkong sind z. B. 1885 bei einer Weihnachtskollekte für das Werk 1400 Dollar eingekommen.

Als 1850 der von Gützlaff gestiftete Männerverein für China seinen ersten Missionar Neumann aussandte, nahm der Frauenverein Frau Neumann zu seiner ersten Sendbotin an, mit dem Auftrag, arme, ausgesetzte Chinesenmädchen aufzunehmen, und sie leiblich und geistlich zu pflegen. Damals fuhr man noch um das Kap er guten Hoffnung herum nach China, die Reise dauerte über ein halbes Jahr!

Die ersten Jahre brachten dem jungen Verein schwere Sorgen. Frau Neuiann hatte vierzehn Kinder aufgenommen (Mietswohnung), da wurde sie krank;

die ihr nachgesandte Pflegerin, Julie Poser, starb nach anderthalbjähriger Anwesenheit; von zwei neuen Arbeiterinnen starb eine binnen Jahresfrist; Neumanns mußten krankheitshalber nach Hause. Doch die Chinamissionare Göcking und Hanspach mahnten zum Ausharren. 1857 langte die Familie Ladendorff, Vater, Mutter und erwachsene Tochter, auf Hongkong an. Auf Morrison-hill wurde ein großes Haus gemietet; sechzehn Findelkinder waren da, die Zahl vermehrte sich stetig. Als die Wohnung 1861 gekündigt wurde, schritt man mutig zum Bau eines eigenen Findelhauses. Bis auf 5000 Taler wurde die Bausumme (mit Bauplatz) von 24000 Talern in kurzer Zeit aufgebracht. Am 1. Juli 1861 wurde das Haus in deutscher, englischer und chinesischer Sprache geweiht. Mit der Lehrdiakonisse Amalie Heidsiek kam ein armes Chinesenmädchen, Atow, das Knaks in Berlin aufgezogen hatten (1859 getauft) in das neue Haus. Als die ältesten Findelkinder ins Konfirmationsalter eintraten, sah man ein, daß das Findelhaus einen besondren Seelsorger haben müsse. Und wunderbar! Zur rechten Zeit schenkte die edle Frau von Veltheim dem Verein 16000 Taler zur Anstellung eines Pfarrers am Findelhaus Bethesda! Am 19. Mai 1867 begann als solcher der frühere Rektor in Hornburg, E. Klitzke, seine Arbeit; bald trat er mit der Schwester Leesemann in den Ehestand, und die Hauseltern waren da. Hoch am Berge gelegen, der die Stadt Viktoria überschaut, ist das Findelhaus seitdem eine Stätte gründlicher Arbeit und fröhlichen Treibens: Zur Unterhaltung der Schule, wenn diese etwas leistet, gibt die englische Regierung eine Beihilfe, und die Prüfungen fallen fast immer gut aus. Im Garten oder in der großen Veranda des Hauses tummeln sich die Kinder fröhlich umher, Gesang und Harfenton erklingen vom Morgen bis zum Abend. Fröhlich sind die Geburtstagsfeiern, tränenreich die Abschiedsfeiern, erhebend besonders die Weihnachtsfeiern. Zu den sonntäglichen Gottesdiensten kommen Gäste aus vieler Herren Ländern — die Seeoffiziere und Matrosen von den im Hafen liegenden Schiffen. Viele schon von den chinesischen Mädchen, die im Findelhaus ihre Erziehung genossen, sind an christliche Chinesen verheiratet und dienen an ihrem Teile dazu, daß Chinas Licht kommt, und aller Heiden Trost.

Klitzke starb 1881, sein Nachfolger wurde Pastor Hartmann aus Oldendorf. Unter Hartmanns Nachfolger schlossen sich die Deutschen in Hongkong zu einer selbständigen Kirchen- und Schulgemeinde zusammen und beriefen den Direktor und Hausvater des Findelhauses zu ihrem Pastor und Rektor. Seit 1900 ist Missionar Zimmerling Leiter des Findelhauses. Auch die Begründer des Vereins, Pastor und Frau Pastor Knak, sind gestorben, 1900 auch der Nachfolger, J. Knak. Fräulein von Buddenbrock ist jetzt Vorsteherin der beiden eben beschriebenen Frauen-Missionsvereine.

Der Jerusalemsverein.

Es gehört zu den Rätseln der göttlichen Vorsehung, daß das Licht des Evangeliums durch Sendboten erst wieder dort hingebracht werden muß, von wo es ausgegangen ist: nach Palästina, dem Lande der Erlösung, der Geburtsstätte

des Christentums. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts haben Deutsche und Engländer diese Aufgabe in Angriff genommen.

Anstoß und Möglichkeit zum Missionswerk im heiligen Lande gab die Gründung des preußisch-englischen Bistums zu St. Jakob in Jerusalem, und besonders die Ernennung des Bischofs Gobat durch den König von Preußen. Dieses evangelische Bistum ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Missionsgeschichte des Orients. Als 1840 Mehemed Ali, der ägyptische Usurpator, Syrien mit seinen Kriegerscharen überschwemmte, erklärten ihm England und Österreich den Krieg, eroberten Saida, Beirut und Ptolemaïs und zwangen die ägyptische Armee zum Rückzug. Durch diesen Erfolg war die Befreiung Jerusalems, wofür die Kreuzfahrer einst die größten Opfer gebracht hatten, in die Hände der christlichen Mächte gelegt. Lebhafte Wünsche und Hoffnungen erwachten unter den Christen Englands und Deutschlands. Sollte nicht jetzt ein christliches Reich im heiligen Lande hergestellt werden können, oder nicht wenigstens ein halbselbständiger Staat unter Oberhoheit des türkischen Sultans? Aber aus diesen schönen Wünschen wurde nichts.

Allein *eine* Frucht hatten diese Ereignisse doch. Den evangelischen Christen im heiligen Lande sollte wenigstens ein entsprechender Schutz gewährt werden, wie den griechischen durch Rußland, und den römischen durch Frankreich. Ein evangelisches Bistum in Jerusalem, unter dem Schirm Englands und Preußens, sollte den Evangelischen ähnliche Vorteile gewähren. Friedrich Wilhelm IV. wollte aus dem Bistum eine Evangelisationsmacht ersten Ranges machen, und zwar der Evangelisation nicht nur unter den Heiden, sondern auch unter den Juden, und auch die große *englische Juden*-Missionsgesellschaft hatte sich Jerusalem zu ihrem Hauptquartier ausersehen. Friedrich Wilhelm IV. sandte den ihm geistesverwandten Ritter Bunsen nach England, um mit der Königin und ihren Ministern über die Gründung eines gemeinsamen englisch-deutschen Bistums zu verhandeln. England sollte zuerst eine geeignete Person für das Amt auswählen, in Zukunft sollten dann beide Mächte sich in der Ernennung abwechseln. Aber ein nach englischem Ritus ordinierter sollte es immer sein. Der erste Bischof, über dessen Person man sich einigte, war ein getaufter Jude, Salomo Alexander aus Preußisch-Posen. Aber er starb bald. Nun fiel die Wahl auf Samuel Gobat. Dieser, von Geburt Franzose, durch Erziehung und Verheiratung Deutscher, lange Jahre im Dienst der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft stehend, war im Abend- und Morgenland wohlbekannt, und sein Name hatte einen guten Klang. Lange Jahre war er in Abessinien gereist. So wurde Gobat in London zum Bischof geweiht und hielt am 30. Dezember 1846 seinen feierlichen Einzug in Jerusalem.

Die ersten Deutschen, welche als Verbündete dem Bischof in seinen Bestrebungen zur Seite traten, waren die Brüder der Pilgermission von St. Chrischona bei Basel, und die Kaiserswerther Diakonissen. Fast gleichzeitig, im Jahr 1852, trat der Jerusalemsverein zu Berlin ins Leben.

Neben ihm stehen jetzt in der Arbeit im heiligen Lande: der Rheinisch-Westfälische Diakonissenverein in Kaiserswerth, das Kuratorium für das Syrische

Waisenhaus in Köln, die Brüderunität in Berthelsdorf, der Johanniterorden, das Komitee für das Kinderhospital Marienstift und das Kuratorium der evangelischen Jerusalemsstiftung, das 1889, nach Gobats Tod, durch den König von Preußen als kirchenregimentliche Behörde für Jerusalem geschaffen worden war.

Aber von allen diesen Bundesgenossen unterscheidet sich der Jerusalems-Verein dadurch, daß er seine Tätigkeit allein den Unternehmungen „im Bereich des evangelischen Bistums zu Jerusalem“ zuwenden will und dadurch, daß er eine umfassendere Aufgabe sich gestellt hat als die kirchliche Versorgung der deutschen Gemeinde in Jerusalem. § 1 seiner Statuten lautet: „Die Vertretung der deutsch-evangelischen Kirche im heiligen Lande durch Sammlungen von Beiträgen zu befördern und für die innere und äußere Mission unter den Eingeborenen jener Gebiete und den daselbst ansässigen und reisenden Deutschen in den bereits gegründeten und noch zu gründenden Pfarren, Schulen, Krankenanstalten und Hospizen tätig zu sein.“

Anfangs war der Verein nur ein Unterstützungsverein für alles, was in Jerusalem und anderswo im Orient an evangelischen Einrichtungen entstand, aber die selbständige Arbeit hat die unterstützende Tätigkeit bald weit überflügelt. Der Verein hat drei eigene Missionsstationen im heiligen Lande, Bethlehem, Betdjala und Hebron. Neben dieser direkten Arbeit an der arabischen Bevölkerung hat der Jerusalemsverein die kirchliche Versorgung der im heiligen Lande außerhalb von Jerusalem wohnenden Deutschen übernommen.

Es ist eine Fügung Gottes, daß sich von allen ausländischen Völkern die Deutschen am zahlreichsten in Palästina niedergelassen haben und die deutsche Sprache von allen fremden Sprachen am meisten dort gesprochen wird. Die Einwanderung von Deutschen in Palästina ist nicht infolge kaufmännischer oder gewerblicher Spekulation, sondern fast ausschließlich aus religiösen Beweggründen erfolgt. Das gilt nicht nur von den Deutschen, welche die deutsche evangelische Gemeinde in Jerusalem bilden, sondern auch von den übrigen deutschen Ansiedlungen im Lande. Die Ackerbaukolonien der württembergischen „Tempelgesellschaft“ bei Jerusalem, Jaffa, Haifa und Sarona, sind gegründet worden, um das tausendjährige Reich in Palästina anzubahnen. Aus den württembergischen Pietistenkreisen hervorgegangen, sind diese Kolonisten einige Jahre nach ihrer Ansiedlung durch Verwerfung der Gottheit Christi, der Trinität und der kirchlichen Versöhnungslehre, durch Abschaffung von Taufe und Abendmahl, auf einen Standpunkt geraten, der es unmöglich macht, sie als Bundesgenossen in religiösen Dingen anzusehen. Aber eine kleine Anzahl hat den alten Bibelglauben bewahrt und in der Folgezeit den Weg zur evangelischen Kirche zurückgefunden. So hat der Jerusalemsverein in Haifa am Fuß des Karmel und in Jaffa (Joppe) kleine Gemeinden von evangelischen Deutschen gebildet.

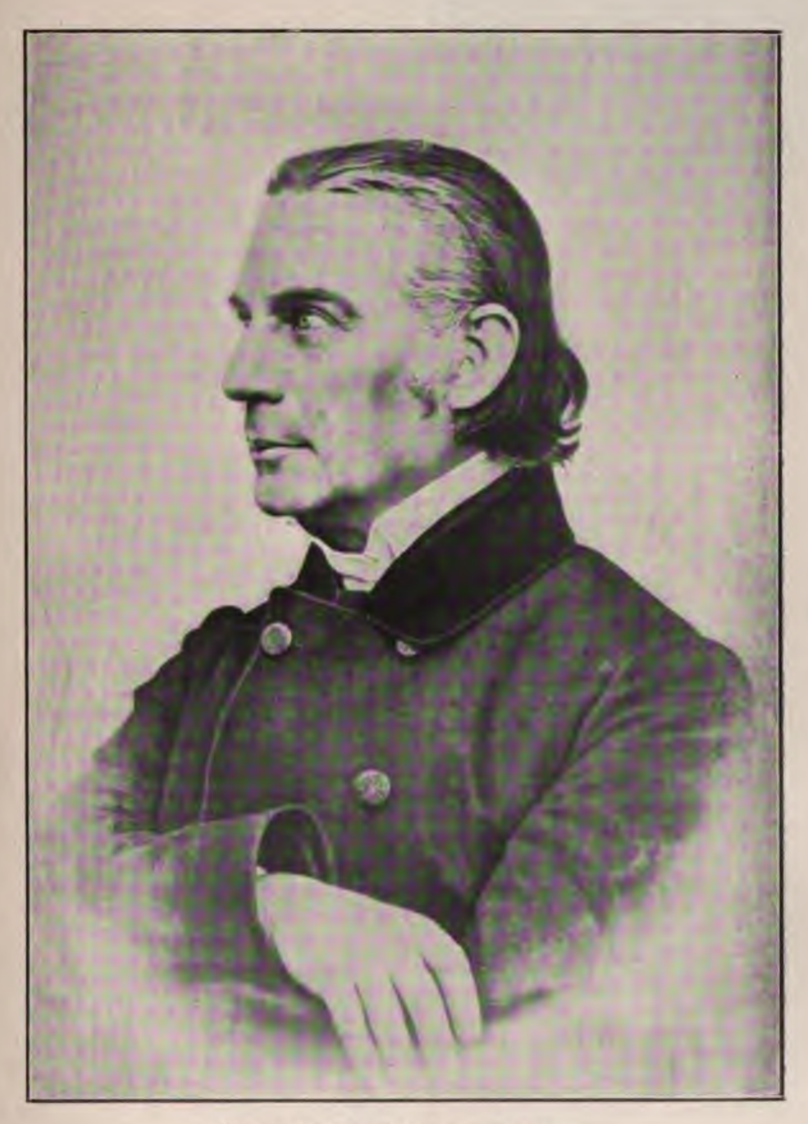
Der Jerusalemsverein hat rund 8000 Mitglieder und dreizehn Zweigvereine. Der Vorsitzende ist Graf von Zieten-Schwerin, Schriftführer Prediger Lic. D. Weser; das Vereinsorgan, „Neueste Nachrichten aus dem Morgenlande“, gibt Pastor Schlicht in Rudow heraus.

Der Allgemeine evangelische protestantische Missionsverein.

Im Jahre 1876 hatte eine holländische Gesellschaft eine Preisaufgabe gestellt: „Die christliche Mission, ihre prinzipielle Berechtigung und praktische Durchführung.“ Pfarrer Buß in Glarus hat den Preis bekommen. Er hatte über den Mangel an Missionserfolgen unter den Kulturvölkern, Indern, Chinesen, Japanern nachgedacht und war zu der Überzeugung gekommen, der Mangel rühre von der pietistischen, dogmatischen Art der Evangelisation her, wie sie die Missionen bisher alle geübt hatten. Diese Art sei wohl für die unkultivierten Völker die richtige, aber nicht für Kulturvölker. Außerdem hoffte er mit seinem freieren Standpunkt in der Heimat auch solche Kreise für die Mission zu interessieren, welche derselben bis jetzt feindlich oder gleichgültig gegenübergestanden hatten. Die Missionare unter den Indern, Chinesen und Japanern sollten sich mit Vorträgen über die Vorzüge des Christentums rc. mehr an die höheren Stände des Volkes wenden; wenn diese gewonnen seien, werde bald das ganze Land christlich geworden sein.

Es vergingen noch mehrere Jahre, bis die freiere theologische Richtung in Deutschland wirklich Hand an das Werk legte, um die Grundsätze, die Buß ausgesprochen, praktisch durchzuführen. 1883 wurde in Frankfurt a. M. der Allgemeine evangelische protestantische Missionsverein gegründet, und 1885 ging der erste Missionar desselben, Pfarrer Spinner, nach Japan. Er hatte zunächst die Aufgabe, die Deutschen in Japan, die alle der Kirche entfremdet waren, zu einer Gemeinde zu sammeln. Als er aber seine Arbeit unter den Heiden anfing, sah er als aufrichtiger, von wahrer Missionsliebe beseelter Mann bald ein, daß sich vieles in der Praxis ganz anders ausnimmt, als man es daheim in Büchern lesen kann und als man es sich am Studiertisch zurechtlegt. Auch eine andre Missionsmethode macht die Kulturvölker nicht empfänglicher für das Christentum, wenn die Herzen verschlossen sind gegen die Wahrheit. Die Predigt von Christo, dem Gekreuzigten, den Juden ein Ärgernis und den Heiden eine Torheit, hat seit dem ersten Heidenapostel Paulus die einzige Verheißung. Sie allein greift durch, zerschlägt das Herz und baut ein neues auf den Trümmern — jede andre zieht wohl zunächst an und scheint von glänzenden Erfolgen gekrönt zu sein, aber „der Bau steht auf Sand“.

Als 1868, nach Beseitigung des Schogunats, „des japanischen Hausmeiertums“, dem Einströmen westlicher Zivilisation in Japan kein Halt mehr geboten werden konnte, und die Periode der Erleuchtung, „Meiji“, anbrach, dauerte es nicht lange, und das uralte Verbot des Christentums verschwand in Japan von den öffentlichen Anschlagtafeln. Ungehindert durften die seit 1859 sich mühenden amerikanischen und englischen Missionare in Japan arbeiten, und in diesen Frühling ohnegleichen, wo die Japaner stürmisch nach dem Christentum verlangten, kam Spinner 1885 hinein. Bald sandte der Verein einen zweiten: Schmiedel, einen dritten: Munzinger, eine Missionarin, Auguste Dierks, hinaus, — da erfolgte, 1889, völlig unerwartet, der Rückschlag. Japanisches Christen=



Pfarrer Wilhelm Löhe, Neuendettelsau.

tum fand allenfalls noch Boden, aber amerikanisches oder englisches oder deutsches Christentum stieß auf fast unüberwindliche Abneigung. Doch bewegt sich das Missionswerk nach dem chinesisch-japanischen Kriege im ganzen wieder in aufsteigender Linie. „Gott weiß es," schreibt der Allgemeine evangelische protestantische Missionsverein, „wir betreiben unsere Missionsarbeit nicht im Gegensatz, sondern in der Gemeinschaft der Liebe zu dem einen Herrn der Kirche, neben und mit den älteren Missionsgesellschaften", und Männer wie der jüngst entschlafene Dr. theol. Faber, der aus dem Dienst der Rheinischen Mission in den des Allgemeinen evangelischen protestantischen Missionsvereins übergegangen war und in Kiautschau gestanden hatte, der erste Kenner der chinesischen Literatur, sowie Missionar Kranz in China, bürgen für die Wahrheit obigen Wortes. Der Großherzog von Weimar hat das Protektorat über den Verein übernommen, er hat auch Dr. Spinner, als er aus Japan zurückkehrte, zum Oberhofprediger ernannt.

Die evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika. Berlin III.

Ein anderes Ereignis schien dem Missionswerk ganz besonders förderlich zu werden, und hat auch wirklich zu einer gewissen Anerkennung der Missionsarbeit in gebildeten Kreisen geführt, wie sie in Deutschland bisher fremd war: die Erwerbung von deutschen Kolonien. „Deutsche Missionare für unsere neuen deutschen Landsleute, die uns von allen Heiden am nächsten stehen!" Das wurde die Parole. So gründete Pastor Diestelkamp in Berlin eine eigene Missionsgesellschaft 1886. Dieselbe hatte in den ersten Jahren unter vielen Schwankungen zu leiden und konnte darum zu keiner recht aufblühenden Arbeit kommen. Dies wurde erst anders, als Pastor von Bodelschwingh 1890 in den Vorstand eintrat und allmählich die geistige Leitung übernahm. Durch ihn hat die ganze Mission ihren jetzigen Charakter erhalten. Berlin III sendet als Missionare bisher nur Theologen aus, neben welchen als Laienbrüder Diakonen aus der Anstalt Bethel-Bielefeld stehen. Auch die Theologen werden zu ihrem Missionsberuf in Bethel vorgebildet. Sie arbeiten außer in der „Hauptstadt" von Deutschostafrika, Dar-es-Salaam, hauptsächlich in den beiden Landschaften Usaramo und Usambara. Der Erfolg zeigt ein erfreuliches Wachstum. Missionsinspektoren sind Lic. Trittelvitz und Pastor Michaelis.

Gleichzeitig entstand durch Pfarrer Ittameier in Reichenschwand die Gesellschaft für evangelisch-lutherische Mission in Ostafrika (Hersbrucker Missionsgesellschaft), welche bis 1891 fünf Missionare und eine Missionarswitwe nach dem Lande der Wakamba gesandt hat. Aber das von ihnen besetzte Land fiel bei der Teilung an England. 1892 löste sich die Gesellschaft auf und trat ihre Stationen, sowie ihr Kapital von 67000 Mark an die lutherische Mission in Leipzig ab.

Die Gesellschaft für innere und äußere Mission im Sinne der lutherischen Kirche in Bayern (Neuendettelsau).

Dem Pastor Fr. Wynecken in Nordamerika, der bei Fort Wayne im Staate Indiana als Reiseprediger tätig war, ging die Not der evangelischen Deutschen durchs Herz, welche, nach Nordamerika ausgewandert, in den Wäldern und Prärieen wie Schafe ohne Hirten gingen. Sein Hilferuf an die evangelische Christenheit Deutschlands ging besonders dem geistesmächtigen, liebeglühenden Pfarrer Löhe nahe, und dieser beschloß, persönlich Kräfte zur Pastorierung der Deutschen in Amerika auszubilden. 1842 wurden die beiden Erstlinge ausgesandt. „Mögt Ihr die beiden ersten Schwalben sein, die einen reichen Frühling verkündigen!" Löhe hatte diese ersten zunächst zu Schullehrern ausgebildet, aber der Predigermangel in Nordamerika nötigte sie dort, den Schullehrerberuf mit dem Predigtamt zu vertauschen. In den nächsten Jahren folgte diesen beiden ersten Nothelfern auch eine Anzahl akademisch gebildeter Männer. Anfangs standen Löhes Sendlinge in kirchlicher Gemeinschaft mit den Synoden von Ohio und Michigan, sie lösten aber bald diese Verbindungen aus konfessionellen Gründen und suchten, nach Löhes Weisung, Fühlung mit den ausgewanderten sächsischen Lutheranern im Staate Missouri, unter welchen der geistig bedeutendste, Pastor, später Professor, C. F. W. Walther von St. Louis war. Es kam auch ein Zusammenschluß zustande, und so entstand im Jahre 1847 die Synode von Missouri, die sich schnell vermehrte und ausbreitete. Unterdessen war in Fort Wayne durch Löhe und Dr. Sihler, einen Dresdener Sendling, ein praktisches Predigerseminar entstanden, das von ersterem durch bewährte Schüler (zu diesem Zweck hatte ein Freund Löhes, Kandidat Fr. Bauer in Nürnberg eine Missionsvorbereitungsanstalt errichtet), Büchern und Geldmitteln reichlich unterstützt wurde. Als im Laufe der vierziger Jahre unter dem Landvolk im bayrischen Franken zahlreiche Familien nach Nordamerika auswanderten, sorgte Löhe dafür, daß sie sich in der neuen Heimat nicht zerstreuten, indem er in Michigan am Saginawflusse eine Reihe von lutherischen Kolonien gründete, von welchen aus auch unter den heidnischen Indianern Mission getrieben werden sollte, und eine Zeitlang auch getrieben wurde. Aber im Jahr 1853 sah sich die Gesellschaft für innere Mission, mit Löhe an der Spitze, veranlaßt, die Verbindung mit der Synode vom Missouri zu lösen und eine neue Missionswirksamkeit unter den zerstreuten lutherischen Glaubensgenossen im Staate Jowa zu begründen, und es entstand so im Jahre 1854 durch Sendlinge von Neuendettelsau die lutherische Synode von Jowa u. a. St., die sich unter vielen Nöten und Kämpfen langsam erweiterte und ausbreitete. Die Vorbereitungsanstalt war unterdessen im Jahre 1853 von Nürnberg nach Neuendettelsau verlegt und in ein Missionsseminar verwandelt worden, dem der schon erwähnte Kandidat Fr. Bauer als Inspektor in die zwanzig Jahre mit großem Geschick und treuer Hingebung vorstand und aus welchem der Synode von Jowa eine Menge von Pastoren gesandt wurde.



Missionshaus Neuendettelsau.

Die Synode besaß jedoch auch von Anfang an ein eigenes Prediger=seminar, welches von der erwähnten Gesellschaft mit Schülern und Geldmitteln unterstützt wurde und heute noch unterstützt wird. In Neuendettelsau wurden unter Inspektor Bauer, dem 1874 Inspektor J. Deinzer folgte, in den Jahren 1867 und 1870 Löhe selbst, zwei Missionshäuser erbaut. Er starb 1872, durfte sich noch des Aufblühens der Jowasynode und des Gedeihens der Missions=anstalt erfreuen. Die Synode hat sich über zwanzig Staaten ausgedehnt und zählt jetzt über 450 Pastoren.



Missionsgebäude der deutschen China-Allianzmission in Barmen.

1875 eröffnete sich den Neuendettelsauern unerwartet ein neues Arbeits-feld in Australien, unter den dorthin in die Nähe von Adelaide ausgewanderten preußischen Lutheranern, welche später mit andern Gemeinden die Immanuel=synode in Südaustralien gründeten. Die Immanuelsynode trieb unter den Schwarzen Australiens auch Heidenmission, und es wurden ihr von Neuen=dettelsau sowohl Pastoren als auch Missionare zugesandt. Auf Neuguinea aber und im Nordosten Australiens betreibt die Gesellschaft für innere und äußere Mission in Bayern seit 1886 eine selbständige Missionsarbeit, von der wir im zweiten Teil noch mehr hören werden.

Die Zeit muß es lehren, ob es wohlgetan war, mehrere neue kleinere Missionsgesellschaften zu gründen, anstatt die Mission in den Kolonien den schon

bestehenden großen zu übertragen, die mehr Erfahrung haben. Leicht werden die neuen Missionsfreunde des Gebens müde, und das Werk bleibt an den alten hängen.

Und doch müssen wir bis zum Jahre 1901 noch sieben Missionsanstalten aufzählen, welche noch nach den letztgenannten entstanden sind. 1. Die deutsche China-Allianzmission in Barmen, gegründet 1889, auf Anregen des Leiters der China-Inlandmission, Hudson Taylor in London, und des schwedischen Evangelisten Franson. Das Komitee setzt sich aus Männern der Landeskirche, der Baptisten und der freien Gemeinde zusammen. Bei Aussendung der Boten legt die Missionsgesellschaft den Schwerpunkt darauf, daß der zu Sendende schon in der Heimat vom Herrn als Werkzeug zur Seelenbekehrung gebraucht worden



Deutsches Blindenheim in Tsau-kwong in Hongkong. (Schwester E. Postler.)

ist, weniger auf Gelehrsamkeit. „Die Wiederkunft des Herrn ist nahe.“ In Taylors Missionshaus in London lernen sie englisch und auf den Stationen der China-Inlandmission chinesisch. Dann arbeiten sie selbständig.

2. „Die deutsche Blindenmission in China“ in Hildesheim. 1890 trat der erste Frauenverein für China in Hildesheim ins Leben. Er fertigte zum besten blinder Mädchen in China, deren Los meist das der Schande ist, Handarbeiten an. 1892 wurde auf Hongkong ein Blindenheim gegründet, zuerst in einer Mietswohnung; dann schenkte die Königin von England in Kaulun — zu Hongkong gehörig — ein Grundstück, zum Aufbau eines eignen Blindenasyls. Vorsteher des Vereins ist Pastor Bartels in Hildesheim.

3. Die Missionsgesellschaft der deutschen Baptisten in Berlin 1898. In Kamerun hatten die englischen Baptisten die Pionierarbeit getan.

Dann wurde Kamerun deutsch, und die Basler übernahmen deren Arbeit. Da hielten es die deutschen Baptisten für eine Ehrenpflicht, ihrerseits Missionare zu den schon bestehenden Baptistengemeinden zu senden. Neun Gemeinden hatten sich von den Baslern separiert, ohne sich den auf den Plan getretenen deutschen Baptistenmissionaren anzuschließen. Doch ist dies in neuester Zeit geschehen, so daß die deutschen Baptisten in Kamerun nunmehr neun selbständige Gemeinden und fünfzig Missionsstationen haben.

4. Die Mission der evangelisch-lutherischen Freikirche in Hannover 1892. Ein Teil der freikirchlichen Mitglieder der Hermannnsburger Mission (s. o.) sagte sich 1892 von dieser Mission los. Dasselbe tat eine Anzahl Hermannsburger Missionare in Südafrika — und die Separierten in der Heimat sorgen jetzt für die in Afrika.

5. Ferner hat die Brüderanstalt St. Chrischona bei Basel, die ihre ehemalige selbständige Mission in Abessinien und unter den Galla nicht hatte fortsetzen können, Anschluß an die englische China-Inlandmission gesucht, durch die sie seit 1895 fünf Brüder hat aussenden lassen, auch in Hamburg hat 6. die China-Inlandmission einen deutschen Zweig, der zuerst in Kiel enstanden war.

Das neueste, erst in der Entstehung begriffene Unternehmen ist 7. die Sudan-Pioniermission in Eisenach 1900. Sie will durch Übersetzungsarbeiten der Heiligen Schrift, Schulen, Evangelisation, Kolportage und dergleichen, auf Christianisierung des Sudan hinwirken. In Assuan am ersten Nilkatarakt ist eine Knaben- und Mädchenschule unter Leitung eines ägyptischen, christlichen Ehepaars eingerichtet. Der hannoversche Philologe Kumm, Schwiegersohn des bekannten englischen Missionsmannes Dr. Grattan Guineß hat das Unternehmen angeregt. Pastor Ziemendorf in Wiesbaden ist Präsident des 1900 begründeten Komitees, und Pastor Damman in Essen ist Schriftführer.

Die übrigen wichtigsten Missionsgesellschaften außerhalb Deutschlands. Wir kommen zunächst auf die **Niederlande.** Die Rotterdamer Missionsgesellschaft, gegründet 1797, ist uns schon bekannt, und die Namen der von ihr ausgesandten Boten, wie Riedel und Schwarz auf Celebes haben einen guten Klang. Aber um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wurde in der niederländisch-reformierten Kirche die liberale theologische Richtung so mächtig, daß auch einige Missionare und Vorsteher der Rotterdamer Missionsgesellschaft von ihr stark beeinflußt wurden. Damit unzufrieden, trennten sich viele Missionsfreunde von der Gesellschaft und gründeten verschiedene kleinere Missionsvereine, welche selbständig Missionare aussandten — auch hierin echte Blutsverwandte der Deutschen —! Einzelne Prediger, wie Witteveen in Ermelo, Heldring, der geistige Vater der Magdalenen-Asyle und Arbeiterkolonien, bildeten Missionare aus. Goßner hat öfter an Heldring Zöglinge geschickt, die bei ihm holländisch lernen sollten, um dann in holländische Kolonien ausgesandt zu werden. Später ist Heldring dem 1859 gegründeten Utrechter Sendungsverein bei-

getreten, der außer der neuen Rotterdamer Gesellschaft die bedeutendste unter den niederländischen Missionsgesellschaften positiver Richtung sein wird. Die Zersplitterung der Kräfte ist dem Werke nicht förderlich gewesen.

Dänemark hat in der Missionsgeschichte einen unverdient guten Klang. Mehrere dänische Könige haben wohl die Mission gefördert, aber in der dänischen Kirche hat es lange an rechtem Missionssinn gefehlt. „Welche Pflichten legen uns unsre Kolonien auf?" Diese Fragen scheinen sich die christlichen Dänen damals überhaupt nicht gestellt zu haben. Die berühmte Trankebarsche Mission wurde zwar von einem Dänenkönig 1705 gegründet und unterstützt, aber die Arbeiter waren fast lauter deutsche Pietisten. Die Missionstätigkeit des Thomas von Westen, in Finnland, fand kaum, die Egedes in Grönland, nur teilweise Beachtung. Wenn ein dänischer Christ sich gedrungen fühlte, dem Befehl seines Heilandes zu folgen und unter die Heiden zu gehen, dann trat er bei der Brüdergemeinde und den Baslern in Dienst. Mit Basel besonders stand denn auch der Begründer der dänischen Missionsgesellschaft, Pastor Rönne, in Verbindung, ja, diese 1821 gegründete Gesellschaft war zuerst Basler Hilfsverein. Rönne war den Baslern behilflich, Stationen in Dänisch-Westafrika anzulegen. Auch sorgte er dafür, daß in Grönland, wo die dänische Kirche einige Prediger stationiert hielt, solche Männer einen Platz fanden, die ein Herz für die Mission hatten. 1868, unter Dr. Kalkar, bekam die dänische Missionsgesellschaft eine straffere Organisation. Man hatte schon 1862 eine eigene Missionsschule errichtet (jetzt in Herning), danach traten die über 460 Kreisvereine unter sich und mit der Direktion in nähere Verbindung. Eine mystische Richtung in der dänischen Christenheit, welche von dem Bischof Grundwig herrührt, hat noch mehrere dänische Missionsvereine ins Leben gerufen, unter welchen wohl die von Probst Bloche gegründete „Griechisch-dänische Missionsgesellschaft" am merkwürdigsten ist, welche mit der griechisch-katholischen Kirche freundschaftliche Beziehungen anknüpfen wollte, um dann mit ihr gemeinsam an den Mohammedanern zu arbeiten. Der Versuch hat zu keinem Resultat geführt.

Wir schließen hier sogleich Schweden und Norwegen an, weil die Missionsbewegungen hier zum Teil mit der dänischen in Zusammenhang stehen. Die **Schweden** hatten schon im sechzehnten Jahrhundert unter den Lappen, später unter den Indianern Nordamerikas missioniert, dann hatten sie den Herrnhutern und Hallensern junge Leute zur Aussendung gestellt. 1835 entstand in Stockholm die „Schwedische Missionsgesellschaft", welche aber nur mehrere andre Missionsgesellschaften unterstützt hat. Da entschloß sich 1861 die einige Jahre früher für innere Mission gegründete „Evangelische Vaterlandsstiftung", welche eine wirkliche, selbständige, schwedische Heidenmission zu haben wünschte, zur Errichtung einer Missionsschule in Johannelund vor Stockholm und sandte 1865 die ersten Missionare nach Ostafrika. Diese Mission in Abessinien hat viele Wechselfälle erlebt, doch ist es allmählich vorwärts gegangen, wenn auch die Arbeit mehr Evangelisierungs- als Missionsarbeit ist. Auch unter den Boranni-Galla hat die Vaterlandsstiftung seit mehreren Jahren eine Mission.

Inzwischen war es aber auch zu einer „Staatskirchlichen selbständigen Mission“ gekommen. 1868 beschloß die Landessynode, „die Heidenmission als eine allgemeine kirchliche Angelegenheit zu ordnen“. Der Erzbischof und sechs von der Synode gewählte Mitglieder sollten die „Missionsdirektion der schwedischen Kirche“ bilden. 1876 sandte sie ihren ersten Missionar nach dem Zululand. In demselben Jahre unterwarf sich die alte schwedische Missionsgesellschaft diesem Synodalbeschluß, aber die Vaterlandsstiftung hat es nie getan. Doch kam es innerhalb derselben 1878 zu einer Spaltung; ein Teil der Mitglieder, denen der Standpunkt zu streng war, trat aus und bildete den „Schwedischen Missionsbund“, der über 300 Hilfsvereine hat und Missionare nach Rußland und dem Kongo sendet.

Die Missionsbewegung in **Norwegen** hängt mit der in Dänemark zusammen, mit dem es ja bis 1814 politisch vereinigt war. Bis 1841 gab es nur eine Anzahl von Missionsvereinen in Norwegen. 1842 gelang es dem einundsiebzigjährigen Färber Hougvaldstad in Stavanger, einem Freunde des berühmten Laienpredigers Hauge, diese Vereine zu einer Norwegischen Missionsgesellschaft zu vereinigen. 1866 wurde Schreuder, der 1844 als Kandidat zu den Zulus gesandt worden war, zum Missionsbischof ernannt. 1867 begann die Gesellschaft ihr gesegnetes Werk auf Madagaskar. Aber auch in der norwegischen Mission entstand eine Spaltung: Bischof Schreuder trat aus, weil ihm das Komitee nicht hochkirchlich genug war und führte seine Arbeit unter den Zulus selbständig weiter, bis sich eine kleine Missionsgesellschaft für *diese* seine Arbeit gründete. Auch gibt es noch norwegische Missionsvereine für Ostafrika, China und Japan, welche selbständig Missionare aussenden.

In **Frankreich** schien zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts der Protestantismus ausgerottet zu sein, und doch hatte die Kirche der Wüste den edlen Samen forterhalten, und die Stürme der Revolution konnten ihn nicht wegfegen. Im Lauf der Zeit bekam die evangelische Kirche in Frankreich sogar völlige Freiheit, und wo sich größere Gemeinden vorfanden, Unterstützung vom Staat. Es wäre unnatürlich gewesen, hätte in dieser Kirche der Tränensaat, sich keine Teilnahme an der Freudenernte der Mission, in die so viele andre Kirchen einzutreten anfingen, gefunden. Am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts schon unterstützten zahlreiche kleine Vereine in Frankreich die Basler Arbeit, und am 4. November 1828 traten lutherische, reformierte und freikirchliche Kreise zusammen und gründeten die *Pariser evangelische Missionsgesellschaft*. Die Leitung der Gesellschaft und des Missionshauses übernahm zuerst Pastor Galland, dann Grandpierre 1826—55. Der Basler Inspektor Blumhardt riet den Franzosen dringend, eine selbständige Arbeit anzufangen, und 1829 zogen die ersten Missionare unter Dr. Philipp nach Südafrika zum Basutokönig Moschesch. Gott hat sein Ja und Amen zu dieser Missionsarbeit gesprochen. Überhaupt ist die Pariser Missionsgesellschaft auf das Erfreulichste emporgeblüht: Ihre Boten arbeiten am Sambesi, am Senegal und Kongo, in Tahiti und der Loyalitätsinsel Mare, vor allem aber auf Madagaskar, wo die Pariser aufs Tatkräftigste

einsprangen, als die Insel französische Kolonie geworden war (seit 1895) und die französischen Jesuitenmissionare das ganze evangelische Missionswerk in Frage stellten, mit der Parole, die sie unter den eingeschüchterten Madagassen ausgaben: „ein getreuer und gehorsamer Untertan Frankreichs sein und ein Katolik sein, ist nicht von einander zu trennen.“ Wir werden noch von den Pariser Missionaren am Sambesi und auf Madagaskar im zweiten Teil dieses Buches hören.

In der französischen Schweiz hatte sich, teils durch Basel, teils durch Paris angeregt, 1826 eine eigene Missionsgesellschaft mit Missionsschule aufgetan, aus der zwei Indianermissionare hervorgingen, aber meist unterstützten die Lausanner nur andere Missionsgesellschaften. Die Missionsgesellschaft in Lausanne ging 1857 ein, aber 1879 entstand in der Waadtländischen Freikirche, die nach dem Muster der freien schottischen Kirche mit großer Opferwilligkeit ihr heimisches Kirchenwesen eingerichtet hatte, eine selbständige Mission, „Mission Romande,“ deren Missionare unter den Wagwamba in Nordtransvaal arbeiten.

Schottland. Ein großes Ereignis des Jahres 1900 ist die am 31. Oktober 1900 feierlich vollzogene Vereinigung der freien schottischen und der uniert-presbyterianischen Kirche, deren ausgedehnte Missionen nun auch unter der einheitlichen Leitung der vereinigten freien Kirche von Schottland stehen werden. Vom 18.—26. Mai 1893 feierte die schottische Freikirche ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Diese Kirche genießt die ungeteilte Hochachtung aller Missionsfreunde wegen der großartigen Ausdehnung ihres Missionsbetriebs und der mustergültigen Eingliederung ihrer Missionstätigkeit in den Gesamtorganismus des kirchlichen Lebens.

Am 18. Mai 1843 hatten 474 Geistliche Schottlands mit einem Schlage auf Amt, Gehalt, Kirchen, Gemeinden und Ehren um des Gewissens willen verzichtet, sie wollten sich die Einmischung des Staates in kirchliche Dinge auf Kosten der Oberherrschaft Jesu Christi nicht gefallen lassen. Sie konstituierten sich als selbständige Freikirche. Man staunt, wenn man die Summe hört, die durch die Opferfreudigkeit der Gemeinden, welche sich den aus der Staatskirche ausgetretenen Pastoren anschlossen, während der 50 Jahre, 1843—93, aufgebracht worden sind: 70 Millionen für den Bau von Kirchen und Pfarrhäusern, 190 Millionen für die Besoldung der Pastoren, 30 Millionen für Schulen, Seminare und Universitäten. Das Gesamteinkommen war 470 Millionen Mark. Nun gehört ein Drittel von den vier Millionen Schotten der Freikirche an, 340 000 davon sind Kommunikanten, folglich hat jeder Erwachsene über 27 Mark pro Jahr für kirchliche Zwecke beigesteuert! Eine ähnliche Gebefreudigkeit kann kaum aus irgend einem Teil der Welt angeführt werden! Entsprechend hoch sind die Missionsbeiträge: über vier Mark jährlich pro Person! Als sich 1843 die Freikirche von der Staatskirche trennte, machten die Missionare, die die staatskirchliche Mission seit 1829, vornehmlich in Indien hatten, die Scheidung mit: Dr. Duff an der Spitze, der in Kalkutta seit 1829 der Begründer der Missionsarbeit geworden ist, namentlich durch höhere Erziehung in Gymnasien, die er einrichtete. Allmählich nur konnte die schottische Staatskirche die Lücke

wieder ausfüllen. Sie arbeitet in den großen Städten Indiens, in China und Ostafrika, wo sie im Nyassalande die herrliche Kirche von Blantyre gebaut hat, deren Bild wir im zweiten Teile bringen. Aber mit der Freikirche kann sie sich nicht messen. Diese arbeitet in Indien, im Kaffernland, Natal, Nyassaland, auf den Neuen Hebriden, in Arabien und Syrien.

In England hat sich das bei der vorletzten Jahrhundertwende auflohende Missionsfeuer als kein Strohfeuer erwiesen. Schon im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts haben die großen englischen Missionsgesellschaften in einem Maße im Vordergrund des öffentlichen Lebens und Interesses gestanden, wie unsere deutschen Gesellschaften heute noch nicht! Aber es wirkten auch verschiedene Ereignisse zusammen, dem englischen Leben eine Missionsrichtung zu geben: die Gründung des englisch-indischen Schulwesens durch Dr. Duff, die Beseitigung der Sklaverei in sämtlichen britischen Kolonien 1834 — die Mission wurde immer populärer. Dann kam der Sepoy-Aufstand in Indien 1857. Vielleicht hat kein Ereignis seit dem Napoleonischen Krieg die englische Nation tiefer erschüttert — es müßte denn der Burenkrieg sein, der auch der Königin nun das Herz gebrochen hat — als dieser, wie ein Blitz aus heiterem Himmel ausgebrochene Aufstand, der Indien, das Juwel in Englands Krone, in Gefahr brachte. Alles, was christlichen Geist und sittliches Gefühl in England hatte, faßte damals den Entschluß, an Indien wieder gut zu machen, was bis dahin versäumt war. Von diesem Jahre an nimmt Indien in den Herzen aller großen englischen Missionsgesellschaften den ersten Platz ein. Ferner: Livingstones Tod und Stanleys Entdeckungen. Auf Jahrzehnte hinaus hat Livingstone Zentralafrika seinen Landsleuten auf Herz und Gewissen gelegt. Und endlich das diamantene Regierungsjubiläum der englischen Königin 1897. „Die Viktorische Ära" hieß es, „hat England den vierten Teil der Welt zu Füßen



Dr. Duff.

gelegt, damit das christliche England den unterworfenen Völkern das Evangelium bringe." Immer wieder ist die Mission in England von einer neuen Flutwelle nationaler Begeisterung auf die Höhen des öffentlichen Lebens zurückgeführt worden und wird von den Sympathien der ganzen Nation getragen. Es ergeht der englischen Kirche ähnlich wie unsrer Brüdergemeinde: die Mission ist der Brunnquell ewiger Jugend für sie, ja viele kleinere Kirchengemeinschaften Englands leben überhaupt von der Mission.

Wir müssen uns darauf beschränken, die wichtigsten englischen Missionsgesellschaften in aller Kürze zu charakterisieren. Die hochkirchliche Missionsgesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums blickte 1901 auf ein zweihundertjähriges Bestehen zurück. Präsident ist immer der Erzbischof von Canterbury. Sie versorgt die englischen Kolonisten auf der ganzen Welt mit Geistlichen (ein Viertel ihrer Einnahmen), und treibt Heidenmission (drei Viertel der Einnahmen) ebenfalls fast auf der ganzen Erde. Die auf Livingstones Anregen gegründete Universitätenmission, zu der sich hochkirchliche Angehörige der Universitäten Oxford, Cambridge, Dublin und Durham zusammengeschlossen haben, arbeitet in Sansibar und im Nyassagebiet. Die Kirchenmissionsgesellschaft (C. M. S.), die größte aller evangelischen Missionsgesellschaften, zeichnet sich vor allen andern englischen Missionsgesellschaften aus durch Weitherzigkeit und Verträglichkeit, durch Takt und vornehme Gesinnung, durch Eifer und Weisheit. Ihr Geist steht dem der deutschen Missionen am nächsten. Drei wichtige Einrichtungen hat die C. M. S., mit denen sie das Missionsleben in der Heimat fördert: 1. die Bearbeitung der in Distrikte eingeteilten Wohnorte der zu gewinnenden Missionsfreunde, durch Missions-Reiseprediger, 2. die Zusammenfassung derer, die wirklich für die Mission etwas tun wollen, und zwar nicht bloß geben und beten, sondern auch neue Missionsarbeiter werben (der Verein der Ährenleser), und 3. die Sonderung der Mitarbeiter in einzelne Klassen; Kinder in den Sonntagsschulen, Jünglinge in den Jünglings-, Jungfrauen in den Jungfrauenvereinen treiben Missionsarbeit.

Die Baptisten-Missionsgesellschaft hat zuerst ihre Missionare nach Indien geschickt, wo sie die Heilige Schrift nach und nach in 44 Sprachen übersetzten und schon 1818 eine großartig angelegte Lehranstalt gründeten. Seit 1814 arbeiten ihre Missionare auch in Westindien, 1840 in Kamerun, 1859 in China, 1873 am Kongo. In Australien und Neuseeland haben sie sechs Tochtergesellschaften.

Die 1816 gegründete Wesleyanische Missionsgesellschaft hat in Arbeit genommen die Missionsfelder: Westindien, Südafrika, Westafrika, Polynesien, Indien, Westafrika, Mittelamerika, China. Die Presbyterianische Missionsgesellschaft, gegründet 1836, arbeitet mit 48 Sendboten in Indien, China und Marokko. Eine reiche, gesegnete Geschichte weist die Londoner Missionsgesellschaft auf, welche mit der Südsee als Arbeitsfeld anfing, wo John Williams, der Apostel der Südsee, wirkte, dessen Namen jeder kennt, der überhaupt etwas von Mission gehört hat. Auch van der Kemp, der Apostel der Kaffern, und

Livingstone, der „Forscher, Reisende, Menschenfreund und Missionar", wie auf seinem Grabsteine steht, haben dieser Gesellschaft angehört. Unter den Buriäten in Sibirien, in China und Westindien, in Südamerika, in Britisch-Guayana und in Ostafrika und Neuguinea stehen ihre Sendboten, und in Madagaskar weist ihre Geschichte Blätter auf, die mit dem Blut von Märtyrern geschrieben sind. —

Zweiundvierzig Missionsgesellschaften kann man in England, vierzehn in Schottland zählen — am bekanntesten bei uns ist, außer den kurz beschriebenen, noch die von Hudson Taylor 1865 begründete China-Inlandmission, die von Bibelchristen aller Länder, von Schweden, Norwegern, Amerikanern, Australiern und Deutschen unterstützt wird. Wie der Name sagt, hat sie es hauptsächlich auf die inneren Provinzen Chinas abgesehen und wünscht, nach Art der Apostel, vornehmlich durch Reisepredigt zu wirken. Der Leser wird im zweiten Teil dieses Buches von Hudson Taylor Ausführlicheres hören.

An **amerikanischen** Missionsgesellschaften weisen die Verzeichnisse bis zu 66 auf, auch hier ist also die äußerste Beschränkung nötig, um nicht von der Fülle erdrückt zu werden.

Der American Board (sprich Bōrd) entstand 1810 auf die Anregung hin, welche von vier Studenten des Andover Collegs kam. Man gedachte zunächst nur sich der Londoner Missionsgesellschaft anzuschließen, da aber die Einnahmen auf 54 000 Mark stiegen, sandte man jene vier selbständig nach Indien. Am bekanntesten ist hier der eine, Judson, „der Apostel von Barma," geworden. Außer der Mission in Ceylon und unter den Indianern Nordamerikas, in Syrien und Armenien, auf dem indischen Archipel und in Süd- und Westafrika, auf Mikronesien und in Japan hat die Mission auf Hawaï am meisten von sich reden gemacht, wo der Grundsatz des Board, die heidenchristlichen Gemeinden möglichst bald selbständig zu machen und sich selbst zu überlassen, zu traurigen Folgen führte. „Eine Zeit lang glauben sie, aber in der Anfechtung fallen sie ab."

Die amerikanischen Baptisten arbeiten seit 1816 unter den Karenen in Hinterindien, seit 1840 im Tugelaland in Indien, seit 1842 in China, seit 1873 in Japan, seit 1884 am Kongo, weit von der Küste. 20 kleinere baptistische Missionsgesellschaften bezw. Vereine stehen mit ihnen in Verbindung.

Die dritte Gruppe der amerikanischen Missionsgesellschaften bilden die verschiedenen presbyterianischen, die vierte die methodistischen, die fünfte und sechste die deutsche lutherische Generalsynode und das, 1866 von dieser getrennte, Generalkonzil. —

Doch wer kann die Gesellschaften alle aufzählen! Zwei Drittel der sämtlichen Missionsgesellschaften der Erde sind englische und amerikanische, aber auch Australien und Indien, Afrika und die Südsee haben selbständig aussendende Missionen. Welch eine Wendung durch Gottes Führung! Vor 100 Jahren waren es höchstens ein paar Dutzend Missionsgesellschaften, aber heute: „weithin wogt das weiße Feld" von den reifen Garben und denen, die sie mit Freuden

einbringen. Vor hundert Jahren mögen nicht mehr als eine halbe Million Missionsgaben aufgebracht worden sein pro Jahr, heute sind es über 55 Millionen Mark. Vor 100 Jahren zirka 120 Missionare, heute über 6000 Missionare, dazu über 4000 unverheiratete Missionarinnen; vor 100 Jahren zirka 70000 Heidenchristen, heute über 4 Millionen! Von der größten Bedeutung für die Missionsgesellschaften sind von Anfang an die Bibelgesellschaften gewesen, und die englischen und amerikanischen Missionare in Indien, China und Japan z. B. könnten sich ihre Arbeit gar nicht denken ohne die Einrichtung, daß „Bibelfrauen" mit dem Worte Gottes in der Hand ihre Bundesgenossinnen sind: nun, die britische und ausländische Bibelgesellschaft hat seit 1896 27 neue Sprachen und Dialekte, in die Teile der Bibel übersetzt sind, in ihren Katalog aufnehmen können, so daß jetzt Bibel oder Bibelteile fast in so viel Sprachen übersetzt vorliegen, als das Jahr Tage hat. Lobet den Herrn täglich! Lobet ihn in allen Zungen und Sprachen!



Dr. W. Hoffmann, Inspektor, Basel.

Kehren wir zur Geschichte der deutschen Mission zurück: Wie gnädig hat Gott der Herr zu der Saat seinen Früh- und Spatregen gegeben! Der berühmte englische Kanzelredner Pierson hat als Thema in einer seiner berühmtesten Missionspredigten: „Gott hinter dem Missionswerk" und beweist dies an den Teilen: Sein ist der Plan und die Vorbereitung; sein ist die Berufung der Arbeiter; sein ist die Ausführung des Werkes; sein ist der Erfolg! Jede Missionsgesellschaft wird diesem Bekenntnis zustimmen! Und ebenso dem andern: „Aus der Enge in die Weite, aus der Tiefe in die Höh' führt der Heiland seine Leute, daß man seine Wunder seh'!"

Wir können hier nicht die Entwicklung der einzelnen deutschen Missionsgesellschaften Schritt für Schritt verfolgen; einzelne Namen nur können wir nennen, von Männern, die Gott sich zu seinen Arbeitern berufen hat an den Seelen und dem Geist der Jünglinge in den Missionshäusern, und die zugleich durch ihre Namen an das Wachstum des Werkes erinnern.

Denken wir zuerst wieder an die Basler Mission: Es sind große charakteristische Perioden, die an sich die Namen der Inspektoren knüpfen: Wilhelm Hoffmann, 1839—1850, Joseph Josenhans, 1850—1879, Otto Schott und seit 1885 Theodor Öhler. Hoffmann hat am Schluß seiner Wirksamkeit die Bedeutung derselben in folgendes Urteil zusammengefaßt: „Ich glaube, der Herr hat mich seiner Zeit hieher getan, um in dem Bildungswesen der Zöglinge diejenige Änderung zu veranlassen, die eine andre Zeit als die erste erfordert; ferner, um das Komitee vom Kapitalisieren zur Errichtung von Stationen zu drängen, um es in seine richtige Stellung als wirklich regierende Behörde zu bringen, und endlich, um mit der Mission mehr in die Öffentlichkeit hinauszutreten." Mehr als zehn Stationen sind unter Hoffmann allein in Indien angelegt worden. Als auf der Goldküste in einem Jahrzehnt acht Missionare ins Grab gesunken waren und der letzte, Riis, zurückkehrte, war Hoffmann soeben in Basel eingetreten. Sogleich faßte Hoffmann den Plan einer Kolonistenmission auf der Goldküste: sechs Negerfamilien aus Westindien siedelten sich mit drei Missionaren in Akropong an, in dänischem Gebiet. Als Gützlaff aus China in der Heimat seine liebeglühenden Missionspredigten hielt, konnte auch Hoffmann nicht widerstehen, und die Basler Missionsleitung ließ sich bestimmen, daß der Schwede Hamberg und der Schwabe Lechler 1846 nach China gesandt wurden. 120 Zöglinge sind in den elf Jahren von Hoffmanns Inspektorat nach verschiedenen Missionsgebieten ausgesandt worden. Im Missionshause griff er mit fester Hand in die Zügel: Einmal stellte er, mit der Uhr in der Hand, einen Zögling vor die Wahl, sich zu fügen, oder die Entlassung zu gewärtigen, nachdem er stundenlang auf ihn eingeredet. Bei aller Zucht waltete doch ein Geist im Missionshause, der dem einzelnen gestattete, sich frei zu entwickeln. Hoffmann war heiteren Gemüts und die Brüder hingen an ihm. Er war für anregenden Unterricht vorzüglich begabt, und als er es für notwendig erkannte, daß eine Voranstalt gegründet werden müßte, in welcher die Zöglinge während eines zweijährigen Kursus zeigen mußten, ob sie sich für die Aufnahme ins Missionsseminar eigneten, hat er diese Gründung durchgesetzt. Das Erscheinen der von ihm verfaßten Werbeschrift „Die evangelische Missionsgesellschaft zu Basel im Jahre 1842, eine Bekanntmachung an alle evangelische Christen" bedeutet den ersten Vorstoß, die Mission in die kirchliche Öffentlichkeit einzuführen. Das Missionsmagazin wurde unter seiner Leitung inhaltreicher und interessanter, auch eine Missionsweltkarte gab er 1844 mit einigen Lehrern am Missionshause zusammen heraus. Die kirchlichen Missionsfeste, besonders in Württemberg, kamen in schwunghafte Aufnahme: 5000 Teilnehmer hatte das erste Stuttgarter Missionsfest im Jahre 1843. Hoffmann besuchte soviel Feste als nur irgend möglich, Zaremba stand ihm stets als Mitberichterstatter zur Seite, daneben andre heimgekehrte Missionare. Als er 1847 bedenklich erkrankt war, konnte er seine frühere Kraft nicht wieder erlangen und drängte selbst darauf, einen Nachfolger zu suchen. Er selbst ist noch zwanzig Jahre Hofprediger und Mitglied des preußischen Kirchenregiments in Berlin gewesen. Josenhans wurde sein Nachfolger. Charakteristisch ist folgende Beschreibung

der Perioden des Basler Missionslebens: Beschaut man sich die Basler Mission unter Blumhardt, so ist's als betrete man einen Stunden- oder Versammlungssaal: Der Inspektor sitzt am Harmonium und spielt gefühlvoll die Missionsweise als ein Glaubenslied der Stillen im Lande. In der zweiten Periode gewahrt



Inspektor J. Josenhans.

man Hoffmann an der Orgelbank: er hat alle Register gezogen und läßt das Missionslied als Choral durch die Kirchenhallen brausen, und die Kirche füllt sich mit verwunderten und lauschenden Leuten. Jetzt naht der dritte Inspektor, ein Dirigent, bereit, ein ganzes, großes Orchester zu leiten. Sein Auge ruht auf

allen, sein Ohr hört jeden Mißton, und zuweilen schlägt sein Dirigentenstock aufs Pult; aber es ist ein großes Tonwerk, daran sie sich mühen; man ahnt ein herrliches Finale. Der Dirigent ist Josenhans. Er ist der Organisator und Gesetzgeber der Basler Mission geworden, der er während der dreißig Jahre, 1849 bis 1879, sein persönliches Gepräge aufgedrückt hat. 1860 ist unter ihm das neue Missionshaus in Basel errichtet worden. In sieben Monaten, von Oktober 1851 bis April 1852, hat er die Stationen in Indien visitiert; eine genaue und einheitliche Organisation der Mission in Indien war die segensreiche Frucht; einheitliche Gottesdienstordnung in der Basler Missionskirche war das erste; Schaffung von Presbyterien für die Gemeinden das zweite; die Pflege des Missionsschulwesens das dritte, und viertens suchte er den Gemeinden durch Missionsindustrie einen festen Halt zu geben. Josenhans erhob die Katechistenschule in Mangalur zum Predigerseminar, das der ganzen Basler Mission in Indien ihre eingeborenen Prediger heranbilden sollte. Weil der Abstand zwischen Predigerseminar und Gemeindeschule zu groß war, begründete er in jedem Distrikt eine Mittelschule, an die Mittelschulen schloß er Lehrerseminare an. Unter den Gewerben, die die Basler Mission in dieser Zeit auf ihrem indischen Gebiet mit Erfolg eingeführt hat, sind die bedeutendsten die Buchdruckerei, Buchbinderei und Weberei, Ziegelbrennerei und Tischlerei. Eine eigne Missionshandlungsgesellschaft entstand 1859. Alle diese Einrichtungen haben sich meist als segensreich bewährt. Die Ausbreitung und den Ausbau der Basler Mission auf der Goldküste können wir nur streifen: Auch hier richtete sich fortan das Bestreben darauf, Christendörfer anzulegen mit vollständiger Gemeindeorganisation, das Sklavenhalten seitens christlich gewordener Herren grundsätzlich abzuschaffen, und das Schulwesen zu organisieren. Aus dieser Periode muß erwähnt werden das heldenmütige Ausharren der Missionare in dem Todeslande der Goldküste, wo von den 1872—78 ausgesandten 57 Europäern 16 vor dem dritten, weitere 9 vor dem neunten Jahr ihres Aufenthalts dort starben. Einer, Zimmermann, schwebte neun Monate lang in Todesgefahr. Seine Rückkehr war bereits beschlossen. Aber ein Brief aus der Heimat, von den Hilfsvereinsabgeordneten, ein Missionar müsse auf seinem Posten ausharren, auch wenn er den Tod vor Augen habe, bestimmte ihn, zu bleiben. In vier Monaten war er gesund. Erst 1876 starb er mit dem Ausruf: „Lebenswasser! o wie will ich trinken!" In diese Periode fällt auch Missionar Christallers Bibelübersetzung und die Demütigung der kriegslustigen Asante durch die Engländer, in China der frühe Tod des einen Pioniermissionars Hamberg, 1854, und die Taipingrebellion. Am 4. Juli 1860 wurde das neue Basler Missionshaus eingeweiht, dessen Errichtung eine großartige Schenkung des Basler Wohltäters Merian ermöglicht hatte. „Mit Götzenbildern soll es sich füllen, die die Heiden ausliefern, aber auch mit Männern, die zu Missionaren ausgebildet werden sollen," sagte Josenhans bei der Einweihung. Die Voranstalt, als solche, wurde aufgehoben, und statt dessen richtete man sechs aufeinanderfolgende Jahreskurse ein. Hauptlehrer und Haupterzieher war Josenhans,

der die jungen Leute bildete wie der Töpfer den Ton. Er durchschaute einen Menschen in wenigen Minuten oft bis ins Innerste. Er verstand es, eine Missionsbegeisterung zu erwecken, daß niemand davor zurückschreckte, sich auf einen noch so gefährlichen Posten senden zu lassen. In fürsorgendster Liebe nahm er sich dabei seiner Leute an: Gesundheitsstationen wurden in Indien und Afrika angelegt, für die Missionarswitwen, die Invaliden und Kinder wurde gesorgt. Tief geschmerzt hat Josenhans das Aufkommen der Pilgermission zu St. Chrischona bei Basel, die von keinem andern als dem Begründer der Basler Mission, Spittler, ins Leben gerufen worden war. 1840 war Spittler daran gegangen, einfache Leute für den Evangelistendienst in der Heimat auszubilden, namentlich auch in katholischen Gebieten. Als aber Spittler einige junge Leute nach Abessinien als Missionare senden wollte, sah Josenhans darin eine Konkurrenz mit der Basler Mission. Spittler hat dann versprochen, sich auf die innere Mission zu beschränken, aber er hat sein Versprechen nicht gehalten. So wurden die früher eng verbundenen Freunde nach und nach einander entfremdet. 1879 hielt Josenhans seine Abschiedspredigt. Ein stiller kranker Mann starb er 1884.



Inspektor O. Schott, Basel.

Sein Nachfolger, der württembergische Theologe Otto Schott, hat das Amt nur bis 1884 geführt, dann trat er in den Kirchendienst zurück. Schotts Mitarbeiter war der Theologe Praetorius, Spezialinspektor für Afrika. Leider hat er nur kurze Zeit der Basler Mission mit seinen ausgezeichneten Gaben dienen können; er starb früh. Er konnte sich nicht mit dem Betrieb der Basler Mission, wie er unter Josenhans feste Gestalt gewonnen hatte, befreunden und hielt es für seine Aufgabe, die Verbindung von Missionen, Industrie und Handlung umzugestalten und die Missionare für die direkt geistliche Wirksamkeit freier zu

machen. Sein Verdienst ist es, daß auch in Basel die ärztliche und die Frauenmission eingebürgert wurde — er hat wenigstens den Anstoß gegeben. Theodor Öhler, der jetzige Inspektor, hat ihm Folge gegeben. Wir wollen hier auf die ärztliche Mission, als auf einen in der deutschen Mission bisher noch unbekannten Zweig, einen Augenblick eingehen: Es lag nahe, daß gerade die Basler darüber nachdenken mußten, ob sie nicht ihren Missionaren auf der Goldküste und in dem von den englischen Baptisten übernommenen deutschen Kolonialgebiet Kamerun Schutz gegen das Klima verschaffen könnten. Aber der Missionsarzt soll sich auch der armen Heiden in ihren leiblichen Krankheiten annehmen, in welchen ihre Zauberer und Priester sie quälen, anstatt ihnen zu helfen: Zu den im Leiden offenen Heidenherzen wird dann das Evangelium den Weg finden, das derselbe Mann predigt, der die Krankheit heilt.



Inspektor J. Praetorius, Basel.

Zunächst sandte man 1882 Dr. Mähly aus nach den afrikanischen Stationen, um dieselben in Bezug auf ihre gesunde oder gesundheitsschädliche Einrichtung zu inspizieren, und um die wichtigsten Klimakrankheiten zu erforschen. 1884 kehrte er heim und legte dem Basler Komitee eine Reihe von Anträgen und Ratschlägen vor, deren Befolgung für die Missionare schon von Segen gewesen ist. Drei Ärzte hat nun die Basler Mission schon nach Afrika gesandt: Dr. Fisch 1885, Dr. Eckhardt 1887, der aber schon 1893 dahingerafft wurde, und Dr. Hey 1894. Nach Indien 1886 Dr. Liebendörfer, dem 1896 Dr. Stockes folgte, als Liebendörfer krank aus Kalikut in die Heimat zurückkehren mußte. Auf dem chinesischen Missionsgebiet begründete 1893 Dr. Wittenberg die ärztliche Mission. Diese ärztliche Mission ist an der Basler Mission der jüngste Zweig eines mehr denn achtzigjährigen Baumes. Vergl.: Eppler, Geschichte der Basler Mission.

Unter den Inspektoren der Rheinischen Mission, seit ihrem Bestehen, sei desjenigen gedacht, der von allen am längsten im Amt gewesen ist, Dr. Fabri fast so lange als seine beiden Vorgänger Richter und Wallmann zusammen, nämlich 1857 bis 1884. In so langer Dienstzeit durfte er die Arbeit bedeutend wachsen sehen. Als er sein Amt antrat, hatte die Gesellschaft auf drei Missionsgebieten 29 Stationen, 35 Missionare und 6600 Christen, als Fabri sein Amt

niederlegte, waren es 47 Stationen, 64 Missionare und 26 000 Christen geworden! (Heute 125 ordinierte europäische Missionare, 83 000 Christen, 93 Hauptstationen!) Man hatte an Auberlen als an Wallmanns Nachfolger gedacht, als der ablehnte, ließ sich Fabri erbitten. Sein freier Geist und die Begabung, freie Durchblicke zu geben, ist der Rheinischen Missionsgesellschaft sehr zu Gute gekommen. Fabri sah ein, der bisherige Studiengang der Missionszöglinge genüge nicht, und setzte es durch, daß diesen eine erweiterte Bildung gegeben wurde. Josenhans aus Basel half ihm den Lehrplan entwerfen. Als Fabri das Amt antrat, lag die Gefahr vor, daß die Ravensbergischen Missionsfreunde sich aus konfessionellen Gründen von der Rheinischen Missionsgesellschaft trennten: Fabris Art und weise Rücksichtnahme hat diesen Riß verhütet. Unter ihm ist auch das neue stattliche Missionshaus entstanden. Fabris weitschauender Geist erkannte den Segen, der von einer Einigung der verschiedenen Missionsgesellschaften ausgehen müsse: so ist er der Gründer der sogenannten kontinentalen Missionskonferenz geworden, die in Bremen ihre Sitzungen abzuhalten pflegt. Fabris hauptliterarische Tätigkeit lag auf kolonialem Gebiet. Er war ein Mann, dem nichts Menschliches und nichts Christliches fremd war. Sein Wahlspruch war: „Ein Christ ist ein Mensch, der warten kann!" Sein Nachfolger, der jetzige Direktor Dr. Schreiber, ist 1900 von einer Visitationsreise zurückgekommen, des Lobes und Dankes voll für das, was er hat sehen dürfen. Weithin wogt das weiße Erntefeld!



Missionsinspektor Dr. Fabri.

Unter Dr. Schreiber nahm die Rheinische Mission auch in den achtziger Jahren, den wie die Basler, ganz neuen Arbeitszweig einer ärztlichen Mission in ihre Tätigkeit auf und zwar infolge einer Denkschrift, die ihr von Missionar Dietrich in Tungkun (China) im Jahre 1887 vorgelegt worden war. Dietrich hatte

beständig etliche Patienten auf der Station. Er hoffte, durch eine Kollekte bei Europäern und Chinesen in China selbst, die Mittel zum Bau eines einfachen Hospitals zusammenzubringen, und erbot sich, bis zur Aussendung eines studierten Arztes, die Arbeit selbst zu tun. Die Rheinische Missionsgesellschaft schlug in Gottes Namen ein, die Kollekte Dietrichs hatte guten Erfolg, ein presbyterianischer Christ, Dr. Mack, der in Tungkun praktizierte, trat Dietrich vorläufig zur Seite — von April 1888 bis Ende des Jahres stellten sich 4100 Patienten ein! Zwei Jahre später, im Mai 1890, trat dann der erste Rheinische Missionsarzt Dr. Kühne aus Genf sein Amt in Tungkun an. Wir hören von Tungkun noch im zweiten Teil dieses Buches. Jetzt hat die Rheinische Mission vier Missionsärzte in ihren Diensten (zwei auf Sumatra).



Missionsinspektor Wallmann.

Auch von den Direktoren der Berliner Mission I sei hier nur Wallmanns und Wangemanns gedacht. Wallmann, der 1857 eintrat, nachdem er bereits neun Jahre als Inspektor der Rheinischen Mission gewirkt hatte, hat im Berliner Missionshaus diejenige Haus-, Lehr- und Lebensordnung festgestellt, welche, mit nur geringen Änderungen, bis heute Bestand und Geltung hat. Er muß ein Mann gewesen sein, den seine Zöglinge wie einen Vater liebten. „Als Missionar Knothe," so heißt es in der Geschichte der Berliner Mission, „von Pretoria in Transvaal aus zur Anlegung einer neuen Missionsstation angeregt wurde, beschlossen die Brüder des Transvaalbezirks, weil sie wußten, daß in der Kasse der Missionsgesellschaft wieder einmal Ebbe sei, auf gemeinsame Gefahr und unter Aufbringung der Kosten, den Platz zu kaufen und ihn zum dankbaren Gedenken an unsern seligen Wallmann, ihren unvergeßlichen und für

sie immer noch unterweisenden Lehrer und Leiter, Wallmannstal zu nennen," und an einer andern Stelle: „Ich war gestorben," so träumte Missionar Procesky (Südafrika), „und als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in einem weiten Raum, wie in einer Kirche. Aber es war, als ob alle Säulen Leben hätten. Ich war in der Vorhalle des Himmels, und es waren mehrere Männer da, einen erkannte ich: es war mein unvergeßlicher Lehrer, der selige Inspektor Wallmann." In der Regel sind es einzelne machtvolle Persönlichkeiten, welche einer Entwicklungsperiode ihren Stempel aufdrücken. So ist es zu erklären, daß man ein gut Stück der inneren Geschichte einer Missionsgesellschaft erzählt, wenn man das Leben ihrer hervorragenden Leiter erzählt. So kennzeichnet Wallmann die Periode der Jugendfrische der Berliner Missionsgesellschaft, Wangemann ihren Eintritt in die Vollkraft des Mannesalters.



Missionsdirektor D. Wangemann.

Als 47jähriger trat Wangemann das Direktoramt an. Er hatte eine harte Jugend hinter sich. Von Hause aus arm, voll Begabung und eisernen Fleißes, hatte er sich emporgearbeitet, war Hauslehrer, Pfarrer und Seminardirektor geworden. Die Kämpfe der altlutherischen Separation, in seiner ersten Gemeinde in Wollin, hatten ihn in eine große schriftstellerische Tätigkeit hineingedrängt, die ihn bald zu einem Vorkämpfer der lutherischen Sache innerhalb der preußischen Landeskirche machte. Nachher als Missionsdirektor ist er als Missionsschriftsteller von keinem Missionsdirektor übertroffen worden. 1865 berief das Berliner Komitee Wangemann, der Seminardirektor in Kammin war, als Missionsdirektor. Seine Mission war damals noch klein: 15 Stationen in Südafrika mit zirka 1200 Heidenchristen.



Missionshaus der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft.

Volle 29 Jahre ist er Direktor gewesen. Die drei wichtigsten Ereignisse in Wangemanns Direktorat sind die beiden afrikanischen Reisen, 1866—67 und 1884—85, und der Bau des neuen Missionshauses, Georgenkirch- und Friedensstraßenecke. Auf seiner ersten Reise richtete Wangemann Superintendenturen ein und schloß Stationen und Gemeinden zu Synoden zusammen; auf der zweiten Reise konnte er sich von der Zweckmäßigkeit dieser Einrichtungen überzeugen. Diese zweite Reise hat freilich die Kraft des Sechsundsechzigjährigen gebrochen. Beim Bau eines neuen Missionshauses, der unumgänglich nötig geworden war, handelte es sich um 200000 Mark, die durch außerordentliche Gaben gedeckt werden mußten — und als am 2. November 1873 das Haus eingeweiht wurde, war alles bis auf den letzten Heller bezahlt. „Not hat es geboren, Liebe hat es gebaut, Gnade hat es vollendet," so durfte Wangemann in seiner Weihrede rühmen.

Ferner hat Wangemann die heimatliche Missionsgemeinde organisiert. Er suchte die lose nebeneinander bestehenden Hilfsvereine zu Gruppen, die Gruppen zu Provinzialverbänden zusammenzuschließen. Der Vorsitzende eines Provinzialverbandes erhielt Sitz und Stimme im Komitee. Leider läßt der Zustand der meisten Hilfsvereine jetzt viel zu wünschen übrig; ist in ihnen kein Leben, dann hilft auch der noch so großartig angelegte Aufbau auf ihnen wenig.

Unter Wangemann kam auch das chinesische Arbeitsfeld und das in Deutsch-Ostafrika zu dem bisher einzigen von Südafrika hinzu. Die meisten Chinavereine, welche sich infolge von Gützlaffs Werben gebildet hatten, waren nicht lebensfähig — die Begeisterung ließ nach — nur schwer entschloß sich Wangemann, mit dem chinesischen Missionsfeld neue, unübersehbare Aufgaben zu übernehmen, aber er hat es doch getan, 1882, und Berlin I hat es nicht zu bereuen gehabt. Über Bitten und Erwarten schnell aber hat sich die Mission entfaltet, die 1891 unter Merenskys kundiger Leitung im Norden des Nyassa unter dem Kondevolk begründet worden war. Wangemann ist im östlichen Deutschland ohne Zweifel einer der größten Missionsmänner unsres Jahrhunderts gewesen. Sein Nachfolger ist Direktor Gensichen, welcher September 1899 bis Oktober 1901 eine Visitationsreise nach Süd- und Deutsch-Ostafrika ausführte. Diese wurde durch den Krieg insofern beeinträchtigt, als dem Direktor Transvaal verschlossen blieb. Auf den übrigen Missionsgebieten konnte er ungestört visitieren. In der Zeit von dem plötzlichen Heimgange Wangemanns (18. Juni 1894) bis zur Einführung des neuen Direktors (2. April 1895) führte der von den Zöglingen kindlich geliebte, kindlich fromme D. Kratzenstein die Direktoratsgeschäfte, während der Visitationsreise (1899—1901) Missionsinspektor Wendland.

Auch der Goßnerschen Mission Berlin II hat's Gott geschenkt, daß ein Missionsmann ersten Ranges über ein Menschenalter, seit 1871 an ihrer Spitze stehen konnte. Professor D. Plath, unter dem das alte Missionshaus in der Potsdamerstraße verkauft wurde — die Grundstücke und Häuser stiegen seit 1870 ungeheuer im Preise in diesem Stadtviertel Berlins. Seit 1889 ist der Sitz der Mission in Friedenau bei Berlin.



Missionsdirektor Gensichen.



Missionsinspektor Kratzenstein.

„Durch so viel Angst und Plagen,
Durch Zittern und durch Zagen

ist's mit dieser Mission gegangen: Hungersnot, Seuche, Hungersnot

„Das ist der ewige Gesang,
Den unser ganzes Leben lang
Uns heiser jede Stunde singt"

und D. Plath hat alle diese Sorgen, nachdem er sich auf mehreren Inspektionsreisen durch Indien die Anschauung davon geholt, ein Menschenalter getragen; aber die Mission unter den Kols hat der Herr gesegnet! Wir hören noch davon im zweiten Teil. Am 10. Juli 1901 ist D. Plath gestorben. Sein Nachfolger ist der bisherige Missionsinspektor Pastor Kausch geworden.



Missionsinspektor Prof. D. Plath, † 10. Juli 1901.

Der Missionsinspektor aber, welcher von allen am längsten bis jetzt im Dienst einer Missionsgesellschaft gewesen ist, war der jüngst verstorbene Dr. Zahn von der Norddeutschen Missionsgesellschaft in Bremen. Er hat 38 Jahre lang mit einer bewunderungswürdigen Treue im Kleinen, mit „Geduld und Glauben der Heiligen" auf seinem Posten gestanden, ein geistlicher Vater den seiner Leitung unterstellten Brüdern und Schwestern, ohne Bitterkeit und Neid beim Anblick der schnell aufblühenden und populär werdenden Hermannsburger Nachbarmissionsgesellschaft, ohne Murren bei den Prüfungen die Gott der eignen auf ihrem Arbeitsfeld in Westafrika auferlegte.

Damit nehmen wir von den Missionsgesellschaften vorläufig Abschied. Die Missionsgesellschaften sind ja die Herde, auf denen das heilige Feuer des Missionsgeistes brennt, aber wahrlich, man braucht nicht Inspektor einer Missionsgesell-

schaft zu sein, braucht nicht im Hause selbst zu sein, um dies heilige Feuer zu schüren: „Der Wind bläset, wo er will."

Sieben Namen seien genannt, deren Träger, ein jeglicher in seiner Weise, Bundesgenossen der Berufsmissionsarbeiter in der Heimat waren, oder noch sind, um an dem heiligen Netz, das der Herr ausgeworfen, ziehen zu helfen: Barth und Gundert, Knak, Görke und Volkening, Warneck und Grundemann.

Barth. 1817 sitzt in Tübingen im Stift ein Student. Er treibt Philosophie und alte Sprachen, lernt spanisch, englisch, italienisch, arabisch, studiert den Talmud, sitzt und malt sein Symbolum: ein Schiff mit gespannten Segeln und der Umschrift: „odi tranquillitatem", d. i.: „Ich hasse die Ruhe," daneben gibt er Privatunterricht, um seiner Mutter den Zuschuß zu ersparen. Dann schreibt er ein Büchlein „Eines in allem und alles in Einem," predigt als Achtzehnjähriger in gedrängt voller Kirche, besucht die „Stunden" der Schuhmacher und Schneider und diskutiert mit ihnen theosophische Fragen, läßt in Wien einen Band Gedichte erscheinen, zieht das Schwert für die angefochtenen Pietisten, reist als rufender Herold für die Heidenmission in Süddeutschland umher, und wird mit dem Zeugnis der theologischen Fakultät entlassen: „In die Irrtümer des Mystizismus verfallen." Nachdem Barth in Möttlingen Pfarrer gewesen war, finden wir ihn in dem alten Reichsstädtlein Calw wieder. In seinem Hause sind Schätze und Merkwürdigkeiten aus allen Weltteilen aufgespeichert: Götzen aus Indien, vergiftete Pfeile aus Neuseeland, Geflechte und Tintenfässer aus Persien, Tassen und Eßstäbe aus China, Vögel und Schlangen aus Afrika, Schiffsmodelle und Felle der Eskimo. Auf dem Schreibtische liegen Briefe aus allen Weltteilen, von Königen und Handwerkern, von Philosophen und Missionaren,


Missionsinspektor D. theol. Zahn.

bis zu den Kinderbriefen herab: dort die Calwer Missionsblätter mit ihren Holzschnitten, hier die gelben, roten und grünen Hefte: die Jugendblätter mit ihren schönen Erzählungen und Rätseln, dort die 157. Auflage seiner biblischen Geschichte, die in 67 Sprachen bereits übersetzt war.

Seine Predigten und Reden durchzog neben dem schneidendsten Ernst ein frischer fröhlicher Humor. Man ließ ihn meist zuletzt reden bei Versammlungen. Aber wenn er dann im Sammetkäppchen hinaufstieg, dann wurden auch die Schläfrigsten wieder wach.



Dr. C. G. Barth.

Die Ehren, die Barth erfahren, hätten andre vielleicht hochmütig gemacht, er senkte das Haupt, wie volle Ähren tun. War doch Barth Besitzer der großen Verdienstmedaillen für Kunst und Wissenschaft von Württemberg und Preußen, ordentliches Mitglied der Berliner statistischen Gesellschaft, korrespondierendes Mitglied der mathematisch-physikalischen Akademie zu München, Ehrenmitglied des württembergischen Naturforschervereins, Ritter des Ordens der württembergischen Krone, des bayrischen Ordens vom heiligen Michael, des russischen St. Annenordens, des schwedischen Nordsterns, des österreichischen Franz Josephordens, des preußischen roten Adlerordens, des badischen Ordens vom Zähringer Löwen, des sächsischen Albrechtordens, Komtur des niederländischen Ordens von der Eichenkrone u. s. w.

Er war ein Mann mit der Wünschelrute, der überall das Gold zu finden wußte und sich nicht an dem Sandhaufen stieß, unter dem es lag. Ihm ging's um die Einigungs- und Hauptpunkte. Darum konnte er auch mit Leuten aus allen Kirchen, Sekten und Denominationen verkehren. Alle fanden irgend etwas Verwandtes an ihm und glaubten, er sei ihr Mann. Man hat ihm das ver-

dacht. Aber er hielt an seiner Mahnung fest: „Streitet nicht auf dem Wege und achtet den nicht gering, der vielleicht, ohne daß ihr es wißt, den goldnen Becher in den Säcken führt. Säet getrost euren Samen, bis er in das Sternbild der Wage tritt und die ewige Gerechtigkeit richtet, was hier verborgen war."

Es war das nicht Mangel an Energie und Bestimmtheit, es war Hoheit und Freiheit der Gesinnung. Sein Sehnen ging nach dem Kommen des Reiches Gottes in aller Welt. Wie oft fuhr er mit der Hand über den selbstgefertigten großen Globus, auf welchem er jede neugegründete Missionsstation mit einer Stecknadel bezeichnet hatte, um zu sehen, wieviel Raum noch sei, und die merkwürdige Uhr mit ihren vier Zifferblättern, von denen jedes die Tageszeiten der weit auseinandergelegenen Hauptmissionsstationen in den vier Weltteilen anzeigte, trieb ihn zur großen Reichsbitte: Dein Reich komme! Er ruht seit 1862 in seiner Mutter Grab in Möttlingen.



Dr. H. Gundert.

Als Nachfolger Dr. Barths ist Dr. **Gundert** zu bezeichnen, der, nach mehr als zwanzigjähriger Arbeit in Ostindien, über dreißig Jahre noch in der Heimat für die Mission tätig sein durfte und zwar nicht bloß für die Mission einer einzelnen Gesellschaft. Er las, wie Dr. Barth, die verschiedenen deutschen, englischen, französischen 2c. Missionsblätter, und berichtete darüber in den von ihm herausgegebenen Blättern, bei Missionsfesten und auf Konferenzen. Er war, durch den Tod seiner heißgeliebten Mutter innerlich gedrängt, Missionar geworden, hatte 1859 zur Erholung nach der Heimat zurückkehren müssen, wo er allmählich Dr. Barth „unter die Arme griff", wie er dies im buchstäblichen Sinne 1859 bei einem Basler Missionsfest getan, als Dr. Barth ohnmächtig zu werden drohte. Als Barth 1862 starb, war Gundert bereits in alle seine Arbeiten eingetreten. Einen großen Zuwachs an Arbeit bekam Gundert dadurch, daß ihm 1865 auch die Redaktion des Basler Missionsmagazines übertragen

wurde, doch hat er diese nur bis 1875 geführt. Er besuchte, wie Dr. Barth, regelmäßig die Basler Feste. Bei seinen Festreden entfaltete er zwar nicht eine so populäre Beredsamkeit wie Barth, aber er konnte aus dem reichen Schatze seiner Kenntnisse auf allen Missionsgebieten Altes und Neues hervorlangen, das oft nur brockenweise hingeworfen, den Zuhörern tiefen Eindruck machte. Zur Bremer Missionskonferenz wurde Gundert regelmäßig eingeladen und war ein allseitig geschätztes Mitglied. 1893 ist er gestorben. Jedem Pastor, wie überhaupt jedem Missionsfreunde, der sich gründlich über die Mission informieren wollte, ist Gunderts Namen bekannt, denn sein Buch: „Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten“ ist ihm dabei unentbehrlich gewesen.

Indem wir von diesen beiden süddeutschen Missionsmännern scheiden, mögen noch zwei Missionslieder Barths, aus der reichen Fülle, die er der Missionsgemeinde dargeboten hat, ein bekannteres, von ihm aus dem Englischen übersetztes, und ein unbekannteres hier ihre Stelle finden:

1.

Von Grönlands eis'gen Zinken,
Chinas Korallenstrand,
Wo Ophirs Quellen blinken,
Fortströmend gold'nen Sand,
Von manchem alten Ufer,
Von manchem Palmenland
Erschallt das Flehn der Rufer:
„Löst unsrer Blindheit Band!“

2.

Gewürzte Düfte weben
Sanft über Ceylons Flur;
Es glänzt Natur und Leben;
Schlecht sind die Menschen nur.
Umsonst sind Gottes Gaben
So reichlich ausgestreut;
Die blinden Heiden haben
Sich Holz und Stein geweiht.

3.

Und wir mit Licht im Herzen
Mit Weisheit aus den Höh'n,
Wir könnten es verschmerzen
Daß sie im Finstern gehn?
Nein, nein, das Heil im Sohne
Sei laut und froh bezeugt,
Bis sich vor Christi Throne
Der fernste Volksstamm beugt!

4.

Ihr Wasser sollt es tragen,
Ihr Winde führt es hin,
Bis seine Strahlenwagen
Von Pol zu Pole ziehn,
Bis der versöhnten Erde
Das Lamm, der Sünder Freund,
Der Herr und Hirt der Herde
In Herrlichkeit erscheint.

1.

Schlagt an die Sichel, Brüder,
Weiß ist das Erntefeld,
Schallt laut, ihr Erntelieder,
Hin durch die weite Welt.
Kurz ist die Erntezeit,
Die Tage sind zu zählen,
Laßt's nicht an Schnittern fehlen
Und macht euch schnell bereit!

2.

Die Nationen fragen:
Wo ist das wahre Heil?
Die Südseeinseln tragen
Die Götzen unters Beil,
Auch Chinas Mauer bricht,
Der Buddha muß sich beugen
Und tausend Stimmen zeugen
Vom Heil und vom Gericht.

3.

O steh zu deinen Pflichten,
Du träge Christenheit,
Den Auftrag zu verrichten,
Den dir der Herr gebeut,
Hab auf die Zeichen acht!
Willst du noch länger warten,
Bis Gott auch deinen Garten
Zur öden Wüste macht?

4.
Von allen Seiten mahnet
Dich Gottes Hand zur Eil,
Die Wege sind gebahnet
Auch wo sie noch so steil.
Horch, wie die Heiden schrei'n!
Zeit ist's, dich aufzuraffen
Und ihnen Hilf' zu schaffen,
Schnell bricht die Nacht herein.

5.
Wohlauf! zieht aus, ihr Brüder,
Hinaus ins Erntefeld,
Bis vor dem Throne nieder
Die Garben sind gestellt.
Bald, bald kommt Gottes Sohn,
Dann rauschen alle Meere
Dem großen Herrn zur Ehre
Und mit Ihm kommt Sein Lohn.

Görcke, Knak und Volkening.

Öfter schon haben wir zwischen süddeutschem und norddeutschem Missionsleben unterscheiden müssen. So wie der Herr der Mission den Gemeinden in Süddeutschland in Barth und Gundert zwei Männer gegeben hat, von denen Ströme lebendigen Wassers flossen, die sich in tausende von Bächlein teilten — alle die Besucher der Basler Missionsfeste, und alle die Leser der Calwer Missionsschriften kamen unter ihren Einfluß — so hat er die norddeutschen Gemeinden ungefähr zur gleichen Zeit (etwas später) mit zwei Missionsherolden begnadigt, welche in demselben Geist wie Barth und Gundert, und doch in ganz eigener Weise ein Missionsleben zu entfachen wußten, auf das viele Pastoren der Gegenwart, an die eigenen Gemeinden denkend, mit Staunen und Seufzen schauen. Das volkstümlichste, besuchteste und gesegnete Missionsfest in ganz Pommern war seit den vierziger Jahren das zu Zarben, wo Moritz Görcke seit 1839 Pastor war. Alle Jahre, wenn die Heuernte vorüber war und der Roggen noch nicht reif war, rüstete man in Görckes Gemeinde auf das geistliche Erntefest. Die ersten Jahre hatte man das Missionsfest in der Kirche gefeiert, aber bald konnte sie die Menge der Hörer nicht mehr fassen; aber seit 1845 zog man mit Sang und Klang, mit Gesangverein und Posaunenchor mitten ins Dorf, auf den großen Platz unter den beiden Ulmenbäumen, unter den Girlanden hindurch, die, mit Sprüchen geschmückt, sich quer über die Straße zogen. Altar und Kanzel war höchst primitiv, und doch würdig und schön: drei Querbalken auf die Erde gelegt, zwei Scheunentorflügel darüber, drei Wagenleitern als Brüstung nach drei Seiten, die Wagenleitern mit Laken und Tischtüchern behängt und dann ein verhangener, mit Blumen geschmückter Tisch als Altar darauf; hinter dem Altar auf ähnliche Art wieder eine Erhöhung mit dem festlich geschmückten Schulkatheder darauf — und die Kanzel war fertig. Ringsum Bänke vor diesem Aufbau — und wenn das Fest begann, dann saßen und standen oft bis 3000 Hörer Kopf an Kopf, viele, die zehn Meilen weit gereist waren, um sich der seligen Gemeinschaft zu freuen. Meist waren es Bauers- und Büdnersleute, etwa zwanzig Pastoren fanden sich ein. Vier von ihnen mußten gewöhnlich das Wort nehmen, wenn es nötig war, trat der Festvater selbst ein. Als Berichterstatter sah er am liebsten einen Missionar, der als Augenzeuge redete, und mancher Missionar hat es nachher in der Ferne gefühlt, wie die Zarbener Missionsfreunde betende Hände für sie aufgehoben ohne Unterlaß!

Aber Görcke ließ es nicht bloß an sich kommen, er reiste selber unermüdlich durch Pommern und Brandenburg, um auf Missionsfesten das heilige Feuer anzuzünden, von dem der Heiland gesagt, „was wollte ich lieber, denn es brennete schon." Als die Berliner Missionsgesellschaft bei ihm anfragte, ob er nicht als Reiseprediger gänzlich in den Missionsdienst eintreten wollte, hat er geantwortet: „das bin ich eigentlich schon; am 6. Januar predigte ich auf dem Missionsfest in Rehmer, am dritten Ostertage in Greifenberg, am dritten Pfingsttage in Drosedow, am vierten in Regenwalde, am 29. Mai in Berlin, am 3. Juni in Luckenwalde, am 4. in Fiddichow, am 5. in Pyritz, am 6. ebendaselbst, am 7. in Strohsdorf. Auf diese Art haben wir hier viele Missionsprediger." Am 6. März 1883 ist er selig heimgegangen unter den Worten: „ich will nach Hause zu meinem allerliebsten Heiland."

Görckes Art war pommerisch derb und geradezu, und doch voll unendlicher Gemütstiefe und Liebe, die nicht das ihre sucht. Er redete so, daß es der schlichteste Mann verstehen konnte. Wenn er auf seine Missionsfeste in Zarben zu sprechen kam in seinen Berichten, dann geschah dies nicht selten in Reimen, von denen manche wohlgelungen sind. Ein Beispiel von Görckes populärer Art zu predigen: Beim Passieren eines Dorfes auf der Reise zum Missionsfest erkennt Görcke einen Büdner, namens Adam, der auch zum Feste reiste. „Lebt denn der alte Adam noch?" „Ja, leben tut Vater noch, aber die Wirtschaft hat er abgegeben," war die Antwort. Nachher predigte Görcke über den alten Adam in uns: „leben tut er noch, aber die Wirtschaft hat er abgegeben!"

Der aber Görcke in Zarben zur Veranstaltung des ersten Missionsfestes gedrängt hat, das war sein Schwager, Gustav Knak, der Pastor an der Bethlehemskirche in Berlin. Wir haben schon von ihm gehört beim Frauenverein für China, wo er die Seele der ganzen Hongkonger Findelhaussache war; jetzt haben wir es mit ihm zu tun als Freiwerber für das Heer unsers Seelenherzogs Jesus Christus. Auch er konnte, wie Görcke, mit St. Paulus sagen: „ich habe oft gereiset!" Seine beiden letzten großen Missionspredigtreisen in Westfalen, die er als Greis noch gehalten hat, lassen einen Rückschluß machen auf seine Leistungsfähigkeit in früheren Jahren. Sechs Stunden von einer Kreisstadt entfernt kommt er, von einem Missionsfest her, abends in derselben an, predigt am andern Morgen in der größten Kirche vor wohl tausend, nachmittags in einer kleineren und reist dann mit noch einem jungen Pastor auf dessen Dorf, wo er auf der Tenne eines westfälischen Bauernhauses vor Hunderten eine Bibel- und Missionsstunde hält, um dann in ebendemselben Hause im engen Kämmerlein sich auszuruhen. Am andern Morgen geht's weiter: auf Landwegen mit tiefen Geleisen unter harten Stößen in die Berge hinein zum Missionsfest. Die Kirche ist zu klein; im großen Bauernhause daneben haben sich die versammelt, die nicht mehr hinein konnten; an beiden Stellen wird gepredigt. Nachmittag noch zwei Predigten! Am nächsten Morgen geht's dann auf dem Ackerwagen weiter, hernach mit einem raschen Jagdwagen in vier Stunden zu einem neuen Missionsfeste — wahrlich, „die auf

den Herrn harren, die kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, wandeln und nicht müde werden!" Knak war nämlich nicht bloß ein großer Prediger, sondern auch ein großer Beter; er wollte weiter nichts, als ein Handlanger seines Gottes sein, und holte sich von ihm dazu reichlich und täglich Kraft und Zuversicht, aber er nahm auch in seiner großen Liebe nahe und ferne Freunde hinter den Vorhang mit ins Allerheiligste hinein, sie seinem und ihrem Herrn befehlend. Man hat gesagt: „Knak hatte bloß eine Predigt, die er überall wiederholte, aber diese war gut!" Es war die schlichte Predigt, ohne Menschenkunst und Menschenweisheit, von Christo dem Gekreuzigten. „Laßt mich gehen, laßt mich gehen, daß ich Jesum möge sehen," dieses Knaksche Lied drückt so recht den Grundton seiner einen großen durchschlagenden Predigt aus; es hat eine ungeheure Verbreitung gefunden, und viele heidenchristliche Gemeinden auf den Missionsfeldern der Erde singen es schon längst in ihrer Sprache zur allbekannten Melodie. Am 27. Juli 1878 wurde es bei Knak ganzer Ernst mit dem „laßt mich gehen". Er war, als er den Tag seines Lebens sich neigen fühlte, um nicht im einsamen Pfarrhaus in Berlin sterben zu müssen (er war Witwer und die Kinder waren nicht mehr daheim), nach Dünnow in Pommern zu seiner ältesten Tochter in deren Pfarrhaus geführt, wo er sanft und selig entschlafen ist.

Dem Schreiber dieses, dem es vergönnt war, auf anstrengender Missionspredigtreise in Pommern ein Stündchen im Dünnower Pfarrhause zu rasten, wird es unvergeßlich sein, als die Pastorsleute ihn nachher fragten: „Wissen Sie auch, wo Sie geruht haben? In Knaks Sterbezimmer!"

Wir bringen hier noch zwei Görckesche Missionslieder, die zur Charakterisierung des Mannes und seines Zarbener Missionsfestes dienen; das eine wurde oft auf dem Gang nach dem Festplatz, das andre beim Scheiden vom Fest gesungen:

Ein Lied auf dem Wege zum Missionsfest zu singen.

Von Moritz Görcke.

Mel.: Schönster Herr Jesu.

1.

Kommt, lieben Gäste!
Kommt zum Heidenfeste!
Zieht hinauf mit Sang und Klang,
Jesum zu ehren, Jesum zu hören
Und ihm zu bringen Preis und Dank!

2.

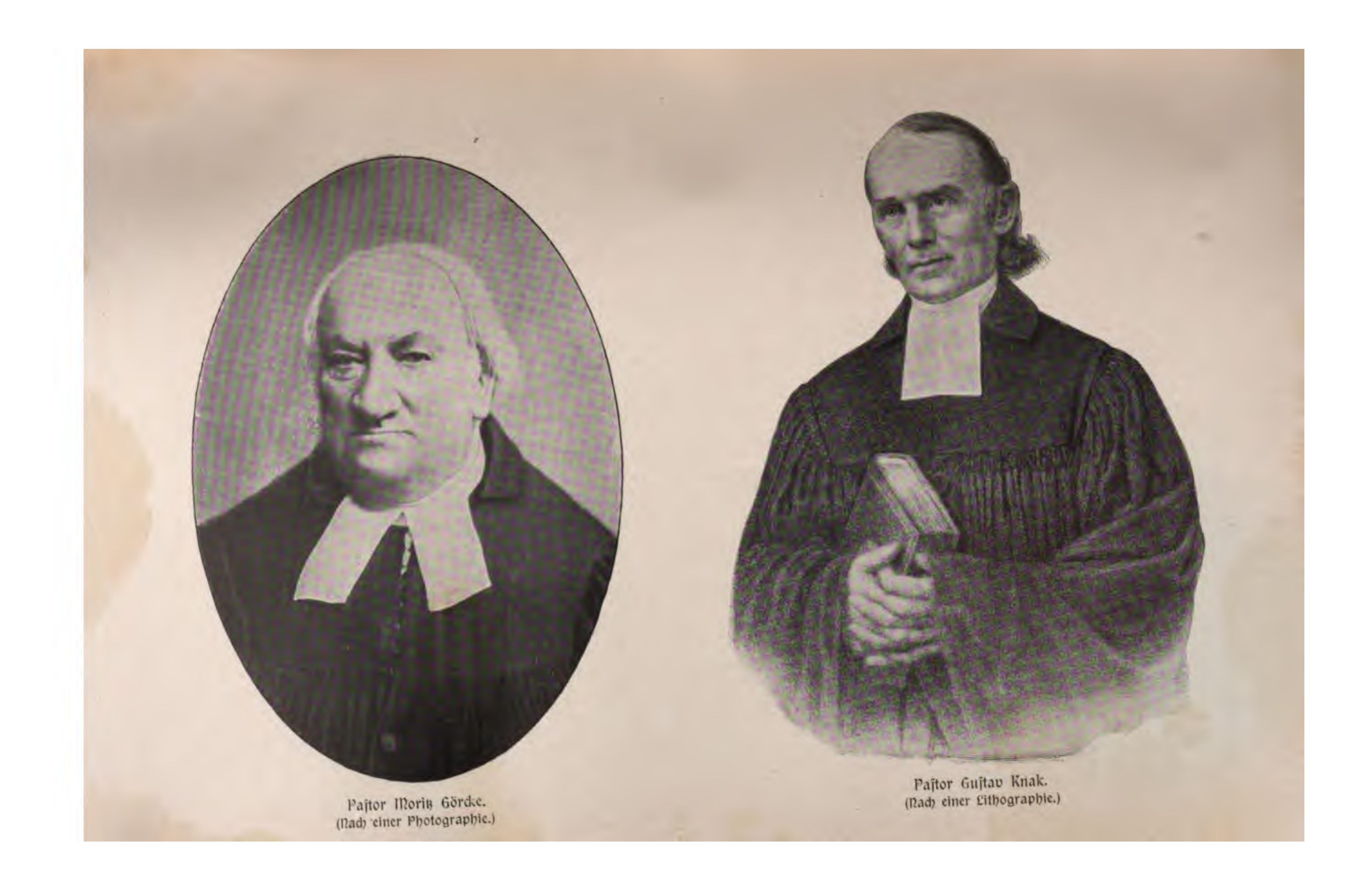
Kommt! Seine Boten
Wecken die Toten
Durch des Worts Posaunenschall.
Wissen zu trösten Alle Erlösten
Und richten auf vom tiefem Fall.

3.

Kommt! Viele Brüder
Finden dort wir wieder,
Alt und jung von nah und fern,
Dürsten nach Segen, Nach Gnadenregen
Von dem geliebten teuren Herrn.

4.

Kommt! Auch der Heiland
Kommt zum Fest wie weiland,
Da er noch auf Erden war,
Ist nicht zu sehen, Hört unser Flehen
Und seine Nähe fühlt die Schar.



Pastor Moritz Görcke.
(Nach einer Photographie.)

Pastor Gustav Knak.
(Nach einer Lithographie.)

5.

Kommt! Laßt mit Flehen
Uns zum Feste gehen,
Daß uns Jesus gnädig sei;
Daß er mög' laben Mit seinen Gaben
Alles, was ihm im Herzen treu.

6.

Kommt doch mit Freuden!
Jesus wird uns weiden,
Denn er ist ein guter Hirt.
Die ihm vertrauen, Die werden schauen.
Daß es an nichts uns mangeln wird.

Mel.: Wachet auf! ruft uns die Stimme.

1.

Herr, du hast uns reich gesegnet
Und bist so freundlich uns begegnet,
Daß wir dein Nahesein gespürt;
Ja, du führtest uns zusammen
Und hast der Bruderliebe Flammen
Mit deinem Odem angeschürt!
Drum wallet unser Herz
In Sehnsucht himmelwärts,
Dir zu danken.
Denn du bist's wert,
Daß man dich ehrt
Und sich in deinem Dienst verzehrt.

2.

Doch da wir jetzt wieder scheiden,
Nachdem du uns getränkt mit Freuden,
Und auch gestärkt den schwachen Mut.
So bitten wir dich noch zum Ende.
Daß deine heil'gen Jesushände
Besprengen uns mit deinem Blut,
Und daß du fort und fort
Wollst bleiben unser Hort,
Unsre Liebe,
Bis du uns einst,
Wenn du erscheinst,
In Ewigkeit um dich vereinst.

Göcke und Knak sind zwei Werkzeuge Gottes gewesen, durch welche Er eine Erweckung der Missionsliebe in weiten Kreisen geschenkt hat. Und so bekannt wie Knak und Göcke im Osten ist ein andrer Name im Westen: Joh. Heinr. Volkening, „der Pietistengeneral," der gefeierte und geliebte Prediger auf den Missionsfesten zu Bünde in Westfalen. Klaus Harms' Thesen (S. 83) hatten einst dem jungen Jenenser Studenten Volkening das innerste Herz getroffen und den schon lange Suchenden Jesu in die Arme geführt. Diesen einzigen Erretter und Seligmacher hat er von da ab seinen Mitsündern mit brennendem Herzen und feuriger Zunge gepriesen, als Pfarrer von Schnathorst seit 1823, als Pastor in Gütersloh seit 1826, in Jöllenbeck seit 1838. „Gerettet sein bringt wahren Rettersinn." Dieser Ausspruch Volkenings ist zugleich eine Charakteristik seiner selbst. Es kann hier nicht auf seine Predigt eingegangen werden — von nah und fern strömten allmählich die Menschen in die Kirche von „Jülmke", wie Jöllenbeck im Volksmunde heißt, auch nicht auf seine sonstige Arbeit in der Gemeinde — als Seelsorger und Pfleger der Jugend steht er vorbildlich da, und bei allen Jünglingsfesten im Ravensberger Lande war er's, den man um das Festwort bat. Unter Volkenings Einfluß kamen die Missionsfeste mehr und mehr in Aufnahme. In der Regel war er der Schlußredner: „He binnt den Sack tau", sagten die Leute und freuten sich, wenn sie Volkenings hohe Gestalt die Kanzeltreppe hinaufsteigen sahen. König Friedrich Wilhelm IV. hätte gerne „den Papst von Westfalen", wie er ihn scherzweise nannte, nach Berlin gezogen, aber Volkening ist seiner Landgemeinde treu geblieben. Noch als Emeritus bei seinem Sohne versandte er jährlich an 20000 Exemplare seiner kleinen Missionsharfe und schrieb hunderte von seelsorgerlichen Briefen dazu. Am 25. Juli 1877 ist er gestorben. Bei seinem Begräbnis sagte ein alter Bauer, der vier Meilen weit hergekommen war: „Vor einundvertig

Johren hät he min Harte packt!" Einen Begriff von den Missionsfesten, wie sie sich allmählich in Westfalen einbürgerten, bekommt man, wenn man hört, daß das Bündener Missionsfest z. B. 5000 Mark Kollekte bringt. Seit man von so gesegneten Missionsfesten gehört, kam das Verlangen, auch ein solches in der eigenen Gemeinde zu haben, und um nur noch zwei norddeutsche Namen zu nennen, dem Vorgang der beiden Pastoren Licht in Zühlsdorf und Straube in Falkenhagen, folgte ein Pastor nach dem anderen. Heute sind die Gemeinden zu suchen, in deren Mitte, oder doch in deren erreichbarer Nachbarschaft, noch kein Missionsfest gefeiert worden wäre.

Aber freilich, die Missionsfeste sind kein Universalmittel, das heilige Liebesfeuer Christi und den Gehorsam gegen seinen Abschiedsbefehl hervorzubringen: „Gehet hin in alle Welt und machet alle Völker zu meinen Jüngern ꝛc." Nicht als ob es den Festpredigern und den Pastoren, die in aller Treue ihre Missionsstunden halten, an dem Geist und dem Glauben fehlte, der eines Knak und Görcke Zunge feurig machte, aber es waren eben Erweckungszeiten, die der Herr damals heraufgeführt hatte, und „geringere Tage" sind wieder darauf gefolgt. Doch soll das niemanden mutlos und träge machen. Unser Herr hat das Evangelium nicht bloß mit der köstlichen Perle verglichen, die jemand findet, sondern auch mit dem Sauerteig, der die drei Scheffel Mehl allmählich durchdringt. Wenn Knaks und Görckes Missionsfeste solchen Zeiten glichen, „da das Himmelreich Gewalt leidet" und die Hörer es an sich rissen, so sind die jetzigen Missionspredigtreisen und Missionsfeste Tage und Wochen der Vermengung des Mehls mit dem Missionssauerteige — aber vergeblich ist die Arbeit wahrlich nicht! Schreiber dieses ist mit Dr. Grundemann acht Jahre hintereinander zwischen Ostern und Pfingsten in den verschiedensten Gegenden der Mark Brandenburg auf Missionspredigtreisen gewesen, aber noch auf keiner einzigen waren wir im Zweifel darüber, ob Gott nicht seinen Segen darauf gelegt habe!

Wenn aber unsre jetzige Zeit der Missionsarbeit in der Heimat der Vermengung des Mehls mit dem Sauerteige gleicht, so ist es offenbar von großer Wichtigkeit, daß diese Vermengung recht gründlich geschehe — und dazu kann noch manches andre, außer Missionsfesten und Predigtreisen, helfen.

Es war ein überaus glücklicher Gedanke, als Dr. Warneck 1879 mit der Begründung der Missionskonferenz in der Provinz Sachsen hervortrat. Unstreitig kam er damit einem wirklichen Bedürfnis entgegen, nämlich daß „die Männer, die in erster Linie an der Weckung und Pflege des Missionsinteresses in der Heimat beteiligt sind, sei es zu ihrer eigenen Anregung, sei es zur Förderung allgemeinen Verständnisses der Missionssache zu einer besonderen Gemeinschaft sich zusammenschließen, welche sich die Aufgabe stellt, zur Belebung dieses Interesses die nötigen Mittel zu suchen und darzureichen, sowie die nötigen persönlichen Kräfte in Bewegung zu setzen." Die hier gemeinten deutschen Missionskonferenzen unterscheiden sich natürlich von denjenigen „Missionskonferenzen", welche von den Vertretern der verschiedenen Missionsgesellschaften beschickt, über die in der Missionspraxis zu befolgenden Grundsätze u. a. sich verständigen. Solche Missionskonferenz ist die, welche 1888 in London, 1900 in New-York

getagt hat: „die Welt-Missionskonferenz," solche ist die „Kontinentale Missionskonferenz" in Bremen (zuletzt 1897 tagend), die „Nordische Missionskonferenz" (zuletzt 1897 in Stockholm); wieder andrer Art sind die Missionarskonferenzen eines größeren Missionsgebiets, wie z. B. in Kalkutta Der Zweck der deutschen Missionskonferenzen, von denen hier die Rede ist, ist der: Kenntnis und Verständnis der Mission überhaupt zu fördern und zu pflegen, und durch die Hebung des gesamten Missionslebens indirekt jeder in ihrem Kreise vertretenen Missionsgesellschaft zu dienen. Auch ist die Missionskonferenz kein Sammelverein; Missionsarbeiter zu erziehen, ist ihr Zweck.



Professor D. G. Warneck.

Unter unerwartet großer Beteiligung der Geistlichen, der theologischen Fakultät der Universität Halle und hervorragender Laien fand 1879 die Begründung der Missionskonferenz der Provinz Sachsen statt. Dr. Warneck, jetzt noch die Seele der Konferenz, hatte, damals noch Pastor in Rothenschirmbach, in Verbindung mit gleichgesinnten Freunden einen Aufruf erlassen zur Steigerung des Missionslebens und der Missionsleistungen der Provinz, in der die Wiege der Reformation (Wittenberg) und der Heidenmission (Halle) gestanden. Der Wille zum praktischen Missionshandeln, vor allem bei den Geistlichen, sei zu stärken Die Konferenz hat sich schnell auf das Herrlichste entfaltet; ihr Hauptschwerpunkt liegt in der Jahresversammlung, die regelmäßig gegen tausend Teilnehmer vereinigt. Am Abend des Haupttages ist immer eine öffentliche Missionsversammlung für das große Publikum, die sich auch großer Teilnahme erfreut. Der Missionsgottesdienst vor dieser Abendversammlung in der großen Marktkirche ist immer bis auf den letzten Kirchplatz besucht. Die Konferenz hat

in jeder Superintendentur der Provinz einen Missionsagenten. Diese Agenten (Pastoren) haben gelegentlich der Hauptversammlung am Abend zuvor oder hernach ihre besonderen Beratungen, Gegenstände betreffend, die den Betrieb der Mission in der Heimat angehen. Auf der Hauptversammlung sind es meist missions-theoretische und -geschichtliche Themata. Auch eine studentische Missionsversammlung und eine solche der Provinzialhilfsvereinsvertreter für die Berliner Mission I und II und III stehen mit der Jahresversammlung in Verbindung. Angeregt durch die Hallesche Konferenz hatte Dr. Grundemann, Pastor zu Mörz, 1882 einen eingehenden Plan für eine solche in der Provinz Brandenburg ausgearbeitet, und 1883 konstituierte sich die Konferenz definitiv unter Annahme der Statuten. Bis 1897 wurden die Jahresversammlungen in Berlin oder einer der größeren Provinzialstädte gehalten, seit 1898 in Berlin, wegen des an die Konferenz sich schließenden Missionslehrkursus im Missionshause. (Für Pastoren.) Während auf der sächsischen Konferenz das wissenschaftliche Element etwas stark in den Vordergrund tritt, ist die Brandenburgische mehr auf Popularisierung der Mission bedacht. Die Konferenz hat die kleinen „Missionsbilder mit Versen" für Kinder herausgegeben, die in mehr als einer halben Million verbreitet sind. Auch die dreizehn Hefte „Dornen und Ähren vom Missionsfelde", „Vater Christliebs Abendunterhaltungen über die Heidenmission" sind populäre Missionsschriften. Die Konferenz gibt ein Jahrbüchlein heraus, seit 1899 in Verbindung mit den übrigen nordostdeutschen Konferenzen, gewährt auch Reisestipendien an Mitglieder, um dieselben in die Bekanntschaft mit andren, auch ausländischen, Missionsgesellschaften einzuführen. Missionspredigtreisen werden von der Konferenz sehr gepflegt — und überall, bei den Vorträgen auf den Hauptversammlungen, bei der Abfassung der Missionsschriften, bei dem Lesen der „Kollegs" in den Missionarslehrkursen, beim Reisen als Missionsprediger steht Dr. Grundemann in der ersten Reihe, ist er der Vorarbeiter in schier unverwüstlicher jugendlicher Arbeitskraft. Er hat den Missionsarbeitern und Missionsfreunden die „Missionsbibliothek" gegeben, eine gänzliche Umarbeitung des Burkhardtschen vierbändigen Werkes, er hat ihnen den großen und kleinen Missionsatlas gegeben, der bei allen in- und ausländischen Missionsgesellschaften in hohem Ansehen steht und die „Missionsgeographische Statistik" ist seine neueste Gabe an die Studenten. In Nordamerika hat er den Rothäuten gepredigt, er hat die indischen Missionsgemeinden besucht, Griechenlands Himmel hat ihm einst als Kandidaten gelacht — wenn der Dichter singt „Der holden Kunst gehört mein Leben", so gehört das Leben des Mannes, der nun schon fast vierzig Jahre der Reichsgottesarbeit unter den Heiden dient, von der Zeit an, da er in Gotha seine fachmännischen kartographischen Studien machte, der Mission. Eine immer größer werdende Schar von Pastoren, nicht bloß in der Provinz Brandenburg, die entweder im Missionslehrkursus zu seinen Füßen gesessen und sein „ceterum censeo" gehört, „lesen Sie Ihre Missionsblätter," oder die mit ihm sonst in Verbindung gekommen, danken ihm den Antrieb zur persönlichen Mitarbeit an dem großen Werke der Mission. Die theologische Doktorwürde, die

ihm die Fakultät in Berlin verlieh, ist ein Zeichen von der Wertung seiner Bedeutung.

An die Missionskonferenz der Provinz Sachsen und Brandenburg schließen sich folgende, im Lauf der Jahre entstandenen Konferenzen an: 3. die im Herzogtum Braunschweig, 4. in der Provinz Schlesien, 5. die Bayrische Missionskonferenz, 6. die in der Provinz Pommern, 7. die Thüringische (Dr. Kurze), 8. die im Königreich Sachsen, 9. die in der Provinz Ostpreußen, 10. in der Provinz Posen, 11. in Westpreußen, 12. in der Provinz Starkenburg (Großherzogtum Hessen), 13. im Konsistorialbezirk Wiesbaden, 14. in Schleswig-Holstein, 15. in der Provinz Hessen, 16. im westlichen Thüringen, 17. die Ostfriesische, 18. die Horber (in Württemberg), 19. die Niederrheinische Missionskonferenz.



„Ein Christ ist ein Mensch, der warten kann!"
R. Grundemann.

D. R. Grundemann.

Bei den meisten dieser nach und nach entstandenen Konferenzen haben Dr. Warneck oder Dr. Grundemann gleichsam eine Patenstelle, sei es, daß sie die Gründung mitanregten oder bei der Eröffnungsversammlung oder auch sonst Vorträge hielten.

Die eifrigen Bestrebungen der Missionskonferenzen haben nicht wenig dazu beigetragen, die Mission auch an den Universitäten „hoffähig" zu machen — damit meine ich nicht nur, daß auch die Studenten anfingen, sich für die Mission zu interessieren und in ihren Dienst zu treten, sondern, daß die Professoren die Mission als Wissenschaft anzuerkennen anfingen.

Auch das erstere ist etwas sehr bemerkenswertes, endlich Erreichtes; denn die Studenten Deutschlands standen hierin bisher kläglich hinter ihren amerikanischen und englischen Kommilitonen zurück. Im Winter 1884/85 beschlossen

sieben junge Engländer, meist Studenten, unter ihnen der beste Cricketspieler und der beste Ruderer, auf eine glänzende Laufbahn und ein behagliches Leben daheim zu verzichten und als Missionare nach China zu gehen. Vor ihrer Abreise besuchten sie die Universitäten in England und Schottland, überall unter den Studenten den Missionseifer und das religiöse Leben fördernd. Auch in Nordamerika war unter den Studenten eine religiöse Bewegung entstanden 1877, (schon einmal 1810 hatte eine solche zur Gründung des American Board geführt), 21 Studenten traten zusammen mit dem Entschluß, Missionare werden zu wollen — 1886/87 besuchten sich die englischen und amerikanischen Studenten gegenseitig — zwei Studentenmissionsvereine entstanden, die 1894 zum erstenmal zusammen tagten, und 1896 fand in Liverpool eine studentische Missionskonferenz statt, die sich ausdrücklich international nannte: 1032 Mitglieder waren es aus England, Schottland, Irland, 6—7000 aus Amerika, deren jedes die Formel unterschrieben hatte „Es ist mein Vorsatz, wenn Gott es gestattet, Missionar zu werden". Genau nach dem Muster des englischen Bundes hat sich nun auch 1896 in Deutschland ein „Freiwilliger Studentenmissionsbund" gebildet, dessen Mitglieder die eben erwähnte Erklärung abgeben, aber es steht freilich die Beteiligung der Studenten in Deutschland noch in keinem Verhältnis zu der ihrer englischen und amerikanischen Kommilitonen —. Es ist merkwürdig; das, worüber schon der alte Justinian von Welz klagt in seinem Missionsaufruf von 1664, ist heute noch buchstäblich zutreffend: „Ist es recht, daß wir allerorten so viel studiosos theologiae haben und geben ihnen nicht Anlaß, daß sie anderwärts in dem geistlichen Weinberg Jesu Christi arbeiten helfen? Lassen sie viel lieber drei bis sechs und mehr Jahre auf einen Pfarrdienst warten, oder gar Schulmeister werden!"

Vielleicht, daß die Aufnahme der Missionswissenschaft, als einer besonderen Disziplin (auf sieben Universitäten Deutschlands wurde im Wintersemester 1901/1902 über Mission gelesen: in Berlin, Erlangen, Göttingen, Halle, Königsberg, Marburg und Leipzig), das letzte Vorurteil der deutschen Studenten gegen den Missionsberuf beseitigt!

Im Jahre 1889 schrieb Dr. Warneck: „Selbstverständlich muß die Missionsgeschichte immer einen integrierenden Abschnitt der allgemeinen Kirchengeschichte bilden; aber weil dieser Abschnitt im Ebenmaß gehalten werden muß zu dem Ganzen der Kirchengeschichte, so muß mindestens mit demselben Recht, mit welchem sich die Dogmengeschichte als eine selbständige Disziplin aus ihr herausgesetzt hat, auch die Mission, als Geschichte der Ausbreitung des Christentums, die Stellung einer selbständigen, historischen Disziplin beanspruchen. Die Missionsgeschichte, deren riesenhaftes Quellenmaterial bis jetzt kaum auch nur in einzelnen Partien kritisch gesichtet und wissenschaftlich verarbeitet ist, liegt vor uns als ein großes zu bearbeitendes Feld. Es ist nur eine Frage der Zeit, daß die Missionsgeschichte den ihr gebührenden Rang einer selbständigen kirchenhistorischen Disziplin einnehmen wird."

Jetzt ist Dr. Warneck seit einigen Jahren schon Dozent der Missionswissenschaft an der Universität Halle. Man möchte freudig ausrufen: „welch eine

Wendung durch Gottes Führung!" Vor 120 Jahren meinten damalige Theologieprofessoren in Deutschland, als ihnen der Ostfriesische Missionsverein und seine Bestrebungen bekannt wurde, die Prediger in jenem abgelegenen Weltwinkel schienen hinter der Kultur zurückgeblieben zu sein und wüßten wohl nicht mehr viel von Theologie, und jetzt sind Missionsfachleute Kollegen der Universitätsprofessoren! Man kann sagen, an der Person und dem Leben Professor Dr. Warnecks kann man die Entwicklung der evangelischen Missionsbewegung in der deutschen Heimat wie in einem Spiegel schauen: er, vom Landpastor zum Doktor der Theologie zum Universitätsprofessor —, sie, aus der weltabgeschiedenen Unbekanntheit und dem Aschenbrödeltum herausgezogen und auf hohen Leuchter gestellt — nicht auf den Leuchter der Welt, denn ihre Knechtsgestalt wird die evangelische Heidenmission wenigstens immer bewahren — aber auf den Leuchter christlichen Lebens und Strebens, auf den hohen Platz, den sie verdient. Und daß dies geschehen ist, daran hat Professor Dr. Warneck das Hauptverdienst. Alle seine Schriften über Mission sind Meisterwerke, von dem Buch: „Die Mission im Lichte der Bibel" an bis zu dem Werk „Missionslehre", der ersten wissenschaftlichen Missionslehre überhaupt, und seine „Allgemeine Missionszeitschrift" gilt als die beste Missionszeitschrift der Welt. Mit allen diesen Werken hat er für die Heidenmission geworben wie kaum einer zuvor, und bei den außerdeutschen Missionsgesellschaften und Missionsarbeitern ist sein Name so bekannt wie bei uns. Gott schenke der Missionswissenschaft, und dem Missionsleben überhaupt, Männer, die einst sein Werk in seinem Geist fortsetzen —.

Auf dem Marktplatz zu Bremen steht ein uraltes steinernes Standbild. Es ist zu Ehren des Riesen Roland gesetzt, des Schildträgers Karls des Großen. Zwischen den Füßen des Riesen sieht man einen elenden winzigen Krüppel, welcher der Stadt einst einen großen Dienst geleistet hat. Eine edle Gräfin hatte Bremen soviel Areal als Weideland versprochen, als jener Krüppel an einem Tage von Sonnenaufgang bis zu ihrem Niedergang auf Händen und Füßen umkriechen werde. Und siehe, obwohl viele dem Krüppel bei seiner schweren Arbeit mit Achselzucken zugesehen hatten: am Abend hatte er doch ein weit größeres Stück Land gewonnen, als sich's alle hatten träumen lassen. Von der Welt wird die Heidenmission vielfach immer noch als ein elender Krüppel angesehen. Obwohl sie ein gewaltiges Werk treibt — sie will ja nichts andres als die ganze Welt für den Himmel gewinnen — wird sie doch von der Welt verachtet. Aber die Verächter kennen das nicht, „was sie getrost verlachen!"

Vor 100 Jahren 70000 Heidenchristen und heute über 4 Millionen 7000! Das redet eine gar deutliche Sprache! Die Mission ist eine Macht im Leben der Kirche geworden. Vom 21. April bis 1. Mai 1900 tagte in New-York die Weltmissionskonferenz, welche nach ihrem gewaltigen Umfang, ihrem Verlauf und durch die auf ihr abgelegten Zeugnisse für das evangelische Missionswerk, ein herrliches Zeichen der Zeit ist. Die Konferenz war ein Schritt vorwärts in dem Sinne unseres Heilands, der für die Seinen gebetet hat, daß sie alle eins seien, wie der Vater in ihm ist und er im Vater. Die Konferenz bestand

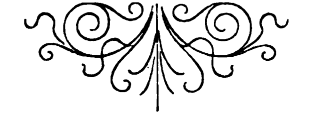
aus 2800 Teilnehmern, die mit 150 evangelischen Missionsgesellschaften oder Missionsvereinen in Verbindung standen. 360 Missionare waren anwesend und zirka 16000 Menschen strömten in New-York täglich zusammen, um von den großen Taten Gottes zu hören — und oft ist auch etwas von den feurigen Zungen und dem Feuergeist des Pfingsttages bei dieser größten aller bisherigen Konferenzen zu spüren gewesen. In 700 Kirchen sind Missionsansprachen gehalten worden, Männer, die die höchsten Stellen in Amerika im Staat bekleiden, haben an den Versammlungen teil genommen. General Harrison, der frühere Präsident der Vereinigten Staaten, war Vorsitzender der Konferenz, Mac Kinley, der derzeitige Präsident, begrüßte die Versammlung, der Oberbürgermeister von New-York tat dasselbe, frühere Gesandte in fremden Ländern waren Konferenzmitglieder. Ein Gleichnis aus der Rede Harrisons sei erwähnt, weil es für unsern Missionsausblick wichtig ist: „Während unserer Kämpfe mit den Südstaaten wurde lange im Busch marschiert und gefochten. Manchmal sah ein Kommandeur nur die Hälfte seines Regiments, während die Truppen, die ihn zur Linken und zur Rechten unterstützten, ganz im Verborgenen blieben. Eines Tages aber brach man durch den Busch in offenes Gelände und die ganze Armee wurde sichtbar. Auf allen Seiten erschienen die Truppenkörper und über allen wehte dieselbe Fahne, welche die Armee zu einer Armee machte. Ein brausender Jubelruf ging durch die ganze Linie, und jeder Kämpfer faßte seine Waffe fester und beschleunigte seinen Schritt. Was das offene Gelände für jene Armee tat, möge diese Weltmissionskonferenz für die Kirche tun." Und Mr. Roosevelt, damals Oberbürgermeister von New-York, der die Missionsarbeit unter den Indianern im Westen aus eigener Anschauung kennen gelernt, sagte: „Als ich zurückkam, habe ich gewünscht, meine Erfahrungen denen mitzuteilen, welche von der Erfolglosigkeit der Heidenmission sprechen. Wenn diese Leute nur den zehnten Teil der Arbeit wirklich kennten, die da draußen geleistet wird und geleistet ist, so würden sie erkennen, daß es keine wirksamere Arbeit gibt, die Zivilisation zu befördern, als die Arbeit, welche die Männer und Frauen tun, welche ihr Leben der Aufgabe geweiht haben, das Evangelium von Christo den Menschen zu verkündigen."

Immer weitere Kreise wird die Mission in ihren Dienst ziehen, im Siegeslauf wird sie die Welt erobern. Daran zweifeln wollen, wäre Unglauben. Der Flut wird die Hochflut folgen, bis alle Dämme niedergelegt sind! Aber „seid nüchtern und wachet!"

Wahrlich, sind die Aufgaben des vergangenen Jahrhunderts nicht klein gewesen, größer noch werden die des kommenden sein; erforderte die Arbeit bis jetzt schon Kraft, die der Zukunft wird die Anstrengung aller Kräfte erfordern. Daß es bei solchem Kämpfen und Ringen von einem Sieg zum andern gehen wird, ohne herbe Enttäuschungen, bittere Niederlagen und tiefe Demütigungen, das zu glauben gibt uns weder die Erfahrung der Vergangenheit, noch das Wort Gottes ein Recht. Ein Kampf wird es sein mit dem Kreuz für das Kreuz, aber auch unter dem Kreuz.

Der Herr hat seinen Jüngern keine anderen Mittel, sein Reich zu bauen, gegeben, als die geistlichen und unsichtbaren: Wort und Sakrament, aber: „alle Dinge sind möglich dem, der da glaubet!" Das Schwert des Geistes mit der Glaubenshand geführt, behält den Sieg. Und „wo Glaube, da Liebe".

Geschlossene Massen stehen der Heidenmission auf den Arbeitsfeldern entgegen, dem gegenüber gilt es auch auf unsrer Seite Einigkeit und nicht Zersplitterung. Einigkeit, nicht Uniformität. Hat doch der Herr jeder Missionsgesellschaft ihr besonderes Pfund verliehen, und das Wuchern damit ist ihre Aufgabe, und dies Zusammenwirken aller darin, unsre Stärke. Eine unumgänglich notwendige Bedingung dazu, die Kämpfe der Zukunft sieghaft zu bestehen, ist die Einheit der Liebe bei unbefangener Anerkennung der von Gott selbst gewirkten Unterschiede: „Getrennt marschieren und vereint schlagen!"



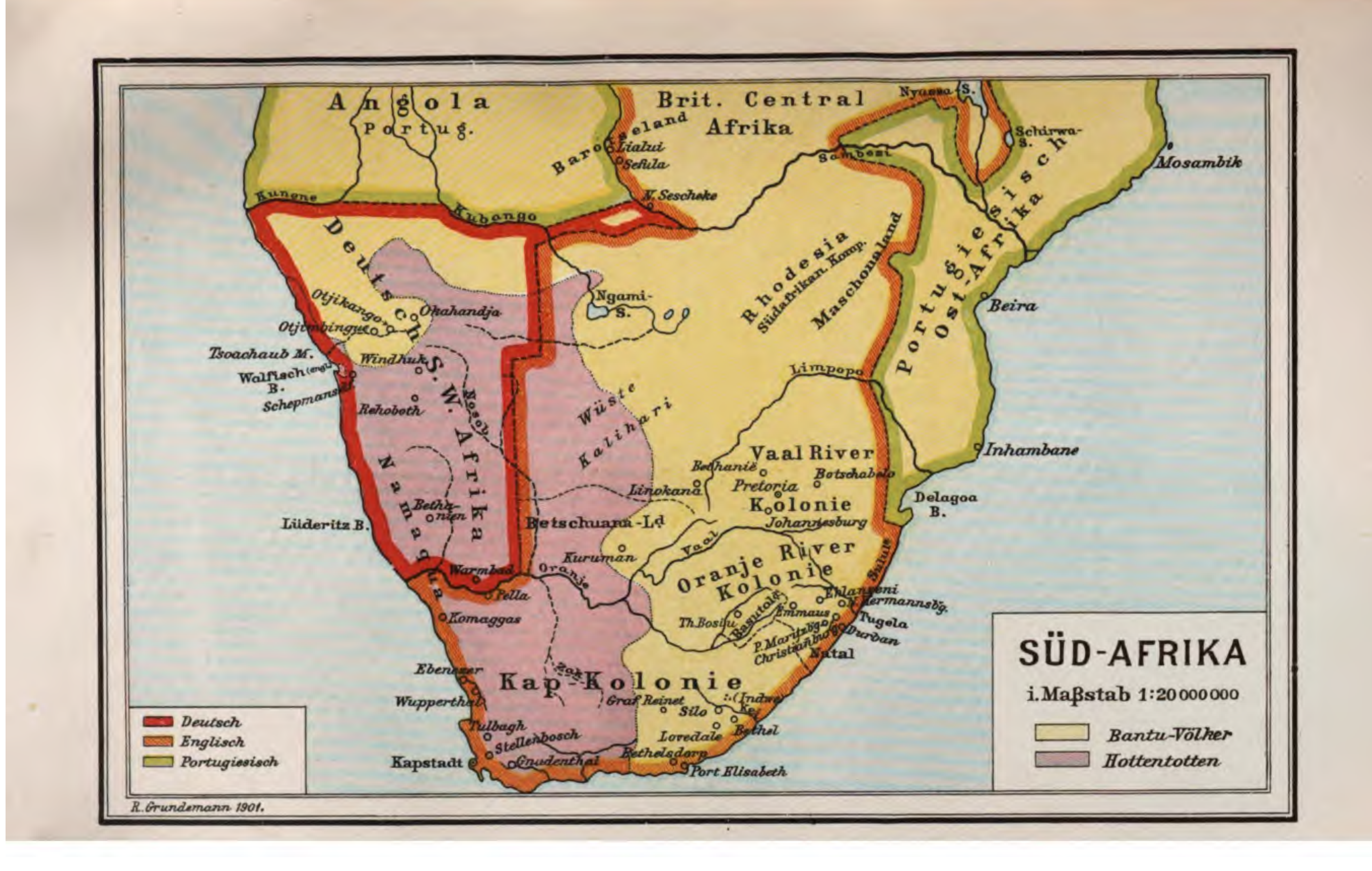
II. Teil.

Die Missionsfelder.

Das neunzehnte Jahrhundert war ein Missionsjahrhundert, das zwanzigste wird erst recht eins werden. Die Missionsarbeit ist aus den Kinder- und Jünglingsjahren in das Mannesalter eingetreten: und der Mann hat die größten Aufgaben zu lösen und die gewaltigsten Kämpfe zu bestehen. Ist bisher der Kampf der Mission gegen die Macht der Finsternis mehr einem Guerillakrieg ähnlich gewesen, so wird er sich immer mehr und mehr ausleben zum Entscheidungskampf auf der ganzen Linie und zwar nach vier Seiten hin: gegen den Islam, den Buddhismus, die Religionen der Naturvölker und gegen die katholische Kirche.

Aber der Kampf wird mit dem Siege des Evangeliums enden, und für diese Hoffnung und Gewißheit hat uns der Heiland, der Herr der Mission, reichlichen Grund gegeben. Auf wie vielen Missionsfeldern, da der Winter mit seinem Tod nicht weichen zu können schien, hat es doch Frühling werden müssen! Und nicht nur dies. Im Jahre 1900 konnte den Missionsfreunden ein Ereignis von ganz besonderer Wichtigkeit mitgeteilt werden: Die Brüdergemeinde hat ihre Missionare aus Grönland zurückgezogen und ihre Gemeinden dort der Pflege der dänischen Staatskirche überwiesen — weil die eigentliche Missionstätigkeit dort ihren Abschluß erreicht hat. Ebenso hat die Brüdergemeinde ihr Missionsgebiet in Westindien zu einer Missionsprovinz mit synodaler Verfassung erheben können, die also der Generalsynode der Brüdergemeinde angegliedert ist — der erste Hahnenschrei, der den Tag verkündigt, da das Evangelium allen Völkern gepredigt ist!

Nicht als ob wir uns unbedachten und verfrühten Erwartungen hingäben. Gepredigt, das heißt gründlich gepredigt und nicht nur mit einem einmaligen Regen befeuchtet! Manche nichtdeutsche Missionsgesellschaft hat auch viel zu früh ihre Missionare von dem Missionsfelde abberufen und die heidenchristlichen Gemeinden selbständig gemacht, und sie hat es bitter bereut, wie der amerikanische Board auf den Südseeinseln und die Londoner Missionsgesellschaft auf Madagaskar. Und wenn jemand sagt: „Nun gibt es bald kein Volk mehr, zu dem


SÜD-AFRIKA
i. Maßstab 1:20000000
Bantu-Völker
Hottentotten
Deutsch
Englisch
Portugiesisch
Angola
Portug.
Brit. Central Afrika
Barotseland
Lialui
Sefula
Sescheke
Kunene
Kubango
Sambesi
Nyassa S.
Schirwa-S.
Mosambik
Portugiesisch Ost-Afrika
Beira
Inhambane
Delagoa B.
Rhodesia
Südafrikan. Komp.
Maschonaland
Ngami-S.
Limpopo
Deutsch S. W. Afrika
Otjikango
Okahandja
Otjimbingue
Tsoachaub M.
Windhuk
Walfisch B.
Schepmansdorf
Rehoboth
Nosob
Namaqua
Bethanien
Lüderitz B.
Warmbad
Wüste Kalihari
Betschuana-Ld
Linokana
Kuruman
Oranje
Vaal River Kolonie
Bethanië
Pretoria
Botschabelo
Johannesburg
Vaal
Oranje River Kolonie
Th. Bosiu
Basutoland
Emmaus
P. Maritzburg
Christianenburg
Durban
Tugela
Hermannsbg.
Natal
Pella
Komaggas
Kap-Kolonie
Zak
Ebenezer
Wupperthal
Tulbagh
Stellenbosch
Kapstadt
Gnadenthal
Graaf Reinet
Silo
Loredale
Bethel
Bethelsdorp
Port Elisabeth
Kei
R. Grundemann 1901.

die Kunde des Evangeliums noch nicht gedrungen ist,“ so kennt er die Missionsgeschichte nicht, und ein Blick auf unsere Karte belehrt ihn eines besseren. Die Karten, welche den zweiten Teil dieses Buches eröffnen, lassen den Leser selber urteilen! In China hat das Morgenrot der Sonne, „die uns Christen lachet,“ zu leuchten angefangen, in Afrika sind die Randgebiete von der Sonne beschienen, vom Süden her scheint hier der Tag anzubrechen, und ab und zu durchbrechen im Innern einzelne Strahlen den trüben Nebel, „der der Täler Gründe drückt,“ selbst von Indien sagt ein erfahrener Missionar, er glaube, daß etwas über die Hälfte seiner Bewohner noch nicht oder kaum den Namen Jesu gehört.

Aber auch in unabsehbare Fernen den Abschluß der Missionstätigkeit hinauszuschieben darf uns nicht in den Sinn kommen. Zwei Rechnungen seien angeführt, die auf den ersten Blick dem platten Verstande sehr einleuchten und unanfechtbar erscheinen, und doch sind sie falsch, „denn es muß geistlich gerichtet sein!“ Man sagt: In 100 Jahren (seit dem Erwachen des Missionslebens vor 100 Jahren) sind etwa vier Millionen Heiden bekehrt; zirka 1000 Millionen Heiden und Mohammedaner sind noch vorhanden, also sind noch 25000 Jahre Missionsarbeit nötig, bis alle Heiden in die Kirche Christi eingegangen sind! Wäre diese Berechnung richtig, dann müßte es 42000 Jahre gedauert haben, bis die etwa 120 Millionen zählende Bevölkerung des alten römischen Reiches christlich geworden wäre, selbst wenn wir die Zahl der Christen am Ende des ersten Jahrhunderts auf 200000 berechnen! Tatsächlich sind aber dazu nur 500 Jahre erforderlich gewesen. Das kommt daher, daß der langsam gehende Anfangserfolg einer Mission einem Kapitale gleicht, bei dem Zins zu Zins geschlagen wird! Ebenso jämmerlich scheitert das andre, scheinbar unwiderlegliche Rechenexempel: Lehrsatz: „Die jährliche Vermehrung der Heiden und Mohammedaner durch Geburten ist viel größer, als die Zahl der aus ihnen durch Bekehrung gewonnenen Christen. Nimmt man die heidnische Bevölkerung Asiens und Afrikas auf 920 Millionen an, so beträgt ihr jährlicher Zuwachs zwölf pro Tausend, also über elf Millionen. Die jährliche Vermehrung der eingebornen Christen infolge der Missionsarbeit werde nun etwa auf 60000 angenommen (was viel zu niedrig ist!): So sind — das ist die Schlußfolgerung — 183 Jahre notwendig, um auch nur der Vermehrung der nichtchristlichen Bevölkerung eines einzigen Jahres gleichzukommen! Auf jeden gewonnenen Christen kommen jährlich 183 Nichtchristen mehr! „Die Mission gleicht also einer Schildkröte, die mit einem Eisenbahnzug um die Wette läuft; je länger der Wettlauf dauert, um so weiter bleibt sie zurück.“

Wie merkwürdig, daß dann überhaupt das römische Reich christianisiert werden konnte: Zur Zeit Konstantins waren sechs Millionen Christen im Reich; nach der obigen Rechnung durften es dann aber erst höchstens 800000 sein! Am Ende des sechsten Jahrhunderts war der größte Teil des Römerreichs christlich, nach obiger Rechnung hätte dies erst im Jahre 42000 der Fall sein können, und auch das nur dann, wenn die Bevölkerungsziffer nicht gewachsen wäre. Die Schildkröte hat den Eisenbahnzug doch eingeholt, ja überholt! (Warneck.)

Ein Beispiel nur aus der modernen Missionsgeschichte: In China gab es evangelische eingeborene Christen:

1857	1867	1877	1887	1900
zirka 2000	zirka 14800	zirka 39000	zirka 95000	zirka 205000.

„Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden," dies apostolische Wort gilt von allen denen, die geistliche Dinge anders als geistlich richten wollen. Wenn schon bei der Berechnung der Geschwindigkeit des natürlichen Lichts alle Vorstellungskraft aufhört, obgleich doch feste und unwandelbare Gesetze hiebei obwalten, so hört bei dem „mache dich auf, werde Licht, dein Licht kommt" alle Berechnung, alle Vorstellung und alles Gesetz auf, denn der Herr hat seine Eile und seine Weile. Aber kommen wird sein und dein Licht, o Erde!

Beginnen wir nun auf unsrem Rundgang durch die Missionsfelder der Erde mit dem Erdteil, der von alters her den Namen des dunkeln trägt, mit Afrika.



7. Kapitel.

Afrika.

Einleitung.

Vor zehn Jahren schrieb Henry Drummond in seinem Buch „Innerafrika“: „Drei Afrika kennt unsre Zeit, drei ganz verschiedene Gebiete — Nordafrika, wohin wir unsre Kranken schicken; Südafrika, wohin die Leute gehen, um reich zu werden, und Mittelafrika, das Ziel der Forschung und Abenteuer. Das erste, das alte Afrika des heiligen Augustinus und der Karthager vor ihm, ist aus der Weltgeschichte bekannt; über das zweite, das Afrika der Zulu und Diamanten, haben zwei Allerweltslehrmeister, Krieg und Geldmarkt, uns aufgeklärt; das dritte aber, das Afrika Livingstones und Stanleys, war bis jetzt auf der Landkarte, wie in unsrer Vorstellung, nur ein leerer Raum: ein stumm-beredtes Zeugnis, wie lange dieser geheimnisvolle Weltteil sich in Dunkel gehüllt hat.“ Diese Gliederung in Nord-, Zentral- und Südafrika wird ja wohl immer beibehalten werden, und bis jetzt sind es ja auch noch fast drei von einander geschiedene Länder — aber schon jetzt hat sich das Bild, das Drummond zeichnete, verschoben, und wer weiß, wie es sich in weiteren zehn Jahren noch ganz anders verschoben haben wird, wenn die gewaltigen Verkehrsadern der Eisenbahnen durch ganz Afrika pulsieren, wenn Kairo von der Kapstadt im durchgehenden Schlafwagen in wenigen Tagen und Nächten zu erreichen sein wird. Wenn dies Englands Zukunftsplan ist, dann tritt Frankreich mit einem andren Riesenprojekt im eigenen Interesse, dem Rivalen zur Seite. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um eine Eisenbahn quer durch die Sahara, von Marseille nach dem Tschadsee, der in der Mitte des gesamten französischen Besitztums in Afrika liegt. Diese Bahn würde die Tropenbewohner in sechs Tagen nach Paris, in sechseinhalb Tagen nach Brüssel und London und umgekehrt befördern. Die Schwarzen von Zentralsudan sind arbeitsam, und Geld hat hier hohen Wert. Eine große Zahl würde alljährlich nach Tunis und Algier kommen, um dort Arbeit zu suchen und zu finden und dann in die Heimat zurückzukehren; verlassen doch über 10 000 Schwarze jährlich ihre Heimat, um auf den Goldfeldern Transvaals und in den Diamantengruben Kimberleys zu arbeiten, und, nachdem sie einige Ersparnisse gemacht, wieder nach Hause zurückzukehren! Der 1894 gestorbene Pioniermissionar Good schrieb von

den Negerstämmen jenseits des Urwaldes zwischen dem Gabungebiet, südlich von Kamerun an der Westküste und dem Inneren, daß ein gewaltiger Zug nach der Küste, nach der unbekannten modernen Welt, in ihnen sich bemerkbar mache — wir könnten noch andre Beispiele von solcher Völkervermischung in Afrika anführen, wie z. B. die Einwanderung der Inder in Südafrika — alles aber wird dazu dienen müssen, daß der Verbreitung des Evangeliums Vorschub geleistet wird, denn so spricht der Herr durch Haggai: „Es ist noch ein Kleines, daß ich Himmel und Erde bewegen werde, ja, alle Völker will ich bewegen."

Inzwischen aber arbeitet die Mission in treuer, stiller Arbeit weiter, steckt einen Zeltpflock nach dem andern zu größerem Umkreis ein und spannt die Seile aus. Wie herrlich, wenn die Zwischenräume zwischen den Missionsstationen immer kleiner werden und man sich die Hand reichen wird: „Die Arbeit ist getan!"

Es kann nun nicht daran gedacht werden, auch mit nur annähernder Vollständigkeit die Maschen des Netzes aufzuzählen, das bis jetzt in dem weiten Meer der Heidenvölker schwimmt, ja nicht einmal auf alle Partien dieses Netzes, auf die Arbeit sämtlicher Missionsgesellschaften der Welt kann auch nur annähernd eingegangen werden — der Raum würde mangeln und der Blick würde sich verwirren. Damit der Leser einen Begriff bekomme, von welcher Art das Gesamtbild sonst sein würde, setze ich eine Aufzählung nur derjenigen Missionsgebiete her, welche den nachteiligen Folgen des unseligen südafrikanischen Krieges zwischen den Buren und Engländern ausgesetzt waren:

A. In Natal und Zululand arbeiten 1. der American Board mit 10 Missionaren und 16 organisierten Gemeinden. 2. Die Wesleyaner (Methodisten) auf 17 Stationen. 3. Die Norweger auf 3 Stationen. 4. Berlin I auf 6 Stationen mit 8 Missionaren. 5. Die englische Hochkirche auf 9 Stationen. 6. Die Hermannsburger auf 20 Stationen mit 23 Missionaren. 7. Die schottische Freikirche auf 4 Stationen. 8. Die schwedische Kirchenmission auf 5 Stationen. 9. Die Quäkermission. 10. Die allgemeine südafrikanische Missionsgesellschaft auf 4 Stationen. B. Im Basutoland: 1. Die Pariser Mission auf 17 Stationen und 152 Außenposten. 2. Die englische Hochkirche auf 4 Stationen. C. In Kaffraria mit Pondoland (südlich von Natal): 1. Die Kongregationalunion in 11 Gemeinden. 2. Die schottische Freikirche auf 10 Stationen. 3. Die schottischen unierten Presbyterianer auf 9 Stationen. 4. Die Wesleyaner in 67 Gemeinden. 5. Die Brüdergemeinde auf 7 Stationen. 6. Berlin I auf 5 Stationen. 7. Die englische Hochkirche auf 25 Stationen. 8. Die primitiven Methodisten auf 1 Station. 9. Die allgemeine Südafrikamission auf 3 Stationen. D. Britisch-Zentralafrika (westlich und nordwestlich von den beiden Burenrepubliken): 1. Die Wesleyaner. 2. Die Londoner Mission. 3. Die holländisch reformierte Kirche. 4. Die allgemeine Südafrikamission. 5. Die englische Hochkirche. 6. Die Hermannsburger. 7. Berlin I auf 2 Stationen. 8. Der American Board. E. In der Kapkolonie: 1. Die Londoner. 2. Die Wesleyaner. 3. Die primitiven Methodisten. 4. Berlin I auf 7 Stationen. 5. Die englische Hochkirche. 6. Die schottische Freikirche. 7. Die unierten Presbyterianer. 8. Die Brüdergemeinde. 9. Die allgemeine

Südafrikamission. 10. Die rheinische Mission. F. In Transvaal: 1. Die Hermannsburger (20 Missionare). 2. Berlin I auf 27 Stationen. 3. Die Wesleyaner auf 25 Stationen. 4. Das anglikanische Bistum Pretoria. 5. Die holländisch reformierte Kirche. 6. Die allgemeine südafrikanische Mission. G. Im Oranje-Freistaat: 1. Die Wesleyaner. 2. Berlin I auf 8 Stationen. 3. Das anglikanische Bistum Bloemfontein. 4. Die primitiven Methodisten. 5. Die holländisch reformierte Kirche.

Die Zahl der farbigen Christen in Südafrika beläuft sich auf zirka 560000!

Wir beschränken uns, indem wir nun auf Südafrika als Missionsfeld eingehen, auf die Arbeit der vier für Südafrika wichtigsten Missionsgesellschaften: Berlin I, Hermannsburg, Paris und Barmen. Zuvor aber werfen wir einen Blick auf die beiden Pioniermissionare Georg Schmidt und van der Kemp.

Weiter und weiter hatten die portugiesischen Seehelden des fünfzehnten Jahrhunderts die afrikanische Küste nach Süden verfolgt. 1486 hatte Bartholomeo Diaz die Südspitze Afrikas umschifft und 1497 hatte Vasco de Gama ebenfalls Südafrika umfahren und Indien erreicht. Seit der Zeit war die Tafelbai Ausruhestation der portugiesischen Indienfahrer. Ein Jahrhundert war vergangen; Portugals Seemacht war am Verblühen, Holland und England fingen an, kühner ihre Flaggen zu zeigen. Bald faßte man in Holland den Plan, an der Tafelbai ein Fort zu gründen, und am 6. April 1652, als die letzten Schimmer des Abendrots an den Rändern des Tafelbergs erloschen, landeten hier 100 Kolonisten unter der Führung des Schiffsarztes Jan van Riebeek. Am andern Morgen zeichneten sich vor dem Blick der Ankömmlinge die Formen der mächtigen Felsbildungen gegen den Morgenhimmel ab: Zur Linken die Teufelsspitze, dann der Tafelberg, dann der Löwenberg. Dichte Wälder bedeckten den Fuß der Berge, von dem sich eine grüne Ebene bis zum Strande hinzog, der nach Norden zu in weiße Sanddünen überging. Das ist die Umgebung, in der jetzt die stolze Kapstadt ihre Türme und Prachtbauten und weiß getünchten Häuser zeigt.

Man baute das Fort, legte Gärten an und grenzte das Land drei Meilen um das Fort mit einer Hecke ab. Freilich konnten die Hottentotten, die Bewohner jener Gegend, das Recht nicht einsehen, mit dem man ihnen ihre besten Weidegründe abnahm, aber Macht geht vor Recht, und Gewehre und Kanonen wirken mehr als Pfeile. Die Ottentoos, wie sie in den ältesten Berichten heißen, Koikoin, wie sie sich selber nannten, führten in den zahlreichen einzelnen Stämmen besondre Namen. Ihre äußere Erscheinung ist abschreckend häßlich; fast dreieckiges Gesicht, flache Nase mit weiten Löchern, weit auseinanderstehende Augen, gelblich-graue Haut, schwarzes, in kleinen Büscheln wie Pfefferkörner zusammengeballtes Haar; klein von Statur sind sie, schmutzig, mit einem schmierigen Schaffell bekleidet. Ihre Dörfer werden Kraale genannt und bestehen aus einem Kreis von backofenförmigen Hütten, in deren Mitte ein abgezäunter Platz für die Herden sich befindet, von deren Fleisch und Milch sie leben. Ihre Religion:

Aberglaube und Zauberei; ihre Sprache kam den Europäern vor wie das Geschrei der Truthähne oder das Gekreisch der Eulen — die eigentümlichen Schnalzlaute gaben dazu Veranlassung.

Im Jahre 1672 wurde der ganze Kapdistrikt bis zu den Bergen von Hottentots Holland gegen Waren im angeblichen Wert von 114 Gulden den Hottentotten abgekauft.

Einen höchst wichtigen Zuwachs erhielt die Kolonie in den Jahren 1685 bis 1688 durch französische Protestanten, die nach Aufhebung des Ediktes von Nantes um des Glaubens willen ihr Vaterland verließen. 300 Personen waren es, denen man fünf bis sechs Meilen von der Kapstadt Wohnplätze anwies (Stellenbosch und de Paarl). Mit der Zeit folgten neue Scharen aus Frankreich, so daß die französische Bevölkerung zuletzt auf 4000 angewachsen war, die von vier Geistlichen bedient wurden. Aber die Holländer unterdrückten die französische Sprache soviel als möglich. Holländische Ansiedler folgten wieder, — und mit der Zeit waren alle fruchtbaren Plätze an den Quellen besetzt. Wo sonst die Hottentotten ihre Herden weideten, entstand ein Bauernhof nach dem andern, alle in gemessener Entfernung von einander, damit ausreichender Platz für Ackerbau und Viehzucht sei. Boer (spr. Buhr) wurde der Name dieser weißen Ansiedler. Nach einer Feststellung neuesten Datums deuten 68 % der Namen auf holländische Abstammung, 12 % auf französische, 12,5 % auf schottische, 3,5 % auf deutsche, 3,5 % auf skandinavische, italienische und sonstige Abkunft. Die beiden großen Generale Joubert und Cronje sind französischer Abstammung, Präsident Krüger deutscher. Das holländische Element hat zwar die übrigen aufgesogen, wenigstens soweit es die Sprache betrifft, doch ist der Einfluß der anderen Nationen nicht unbedeutend. Um hier sogleich über die sogenannten „Afrikander“ zu reden, so unterscheiden sie sich von den übrigen Boeren durch die Eigentümlichkeit, daß sie sich der englischen Kultur mehr aufgeschlossen haben, und zwar gerade in der Absicht, um die Boeren englischer Abkunft zu bewegen, daß sie gemeinsame Sache mit ihnen machen gegenüber dem Mutterland in Europa. Die übrigen Boeren dagegen fürchten von dem Eindringen englischer Gewohnheiten eine Schwächung ihres Volkscharakters. Aber in der Stunde der Gefahr hat sich das Blut nie verleugnet. Man darf, etwa durch den Klang des Namens verführt, die Boeren nicht in eine Linie stellen mit unsern Bauern, wir haben in den Boeren vielmehr ein Volk von Eroberern vor uns, welches sich zwischen den Hottentotten und Bantus eingenistet hat, ähnlich wie die Normannen im elften Jahrhundert unter den Angelsachsen. Sie besorgen ihren Grund und Boden, der manchmal zwei- bis dreitausend Hektar umfaßt, auf dem sie ihr Vieh züchten. Im übrigen geben sie sich der Jagd hin, sind tüchtige Reiter und vorzügliche Schützen. Sie zeichnen sich durch vorzüglichen Scharfsinn aus. Ihr Rücken ist zu gerade, um sich leicht unter ein Joch zu beugen, welcher Art es auch sei. Die Boeren sind vortreffliche Politiker. Sie haben alle ihre Zeitung, die sie nicht lesen, sondern studieren. Ihre Organisation ist durchaus demokratisch. Ihre Religion ist die Seele dieses freien Staats-



Taufhandlung im Kaffernland. (Brüdergemeinde.)

…ens auch nun ihre unablässigen. Besonders das Alte Testament hat … Bewußtsein erfüllt von dem hohen Wert, den ein lebendiger Glau… die Kraft und Festigkeit eines Volkes. Ihren Kriegsrat eröffnen … …ber, und Davids Psalmen sind ihre Schlachtgesänge. Ihr christliches S… …r, und durch den Alkohol sind sie nie geschwächt worden.



Georg Schmidt, erster Missionar unter den Hottentotten.
(Nach dem Gemälde im Brüderunitäts-Archiv zu Herrnhut.)

Die Zeit wird lehren, daß die notgedrungene Kapitulation, mit … jüngster Krieg gegen England nun geendigt hat, noch keineswegs der S… ihrer Geschichte ist!

Doch zurück zum Anfang der Kapkolonie. Leider hielten die Boeren den Alkohol von den Nachbarvölkern nicht ebenso fern wie von sich selbst, und die Erwerbung von Land- und Herdenbesitz artete in Raubzüge aus. Die Hottentotten wurden Bettler und Räuber ihrerseits. Die Boeren achteten sie kaum als Menschen: zwarte schepsels, het zwarte vee, de zwarte goederen (schwarze Kreaturen, Vieh, Ware) nannte man sie. Die Erbitterung wurde immer größer, die entlegenen Bauernhöfe wurden immer unsicherer. 1774 begannen die berüchtigten Kommandos, zu denen die Boeren unter militärischer Leitung aufgeboten wurden, um auf Streifzügen alle Hottentotten, die sich nicht sofort unterwarfen, zu erschießen. Viele zogen sich in die Einöden zurück, der Hunger aber trieb die meisten wieder zu den Boeren, deren Hörige sie wurden und denen sie fast die ganze Arbeit tun mußten, wobei die Peitsche von Rhinozeroshaut nachhalf!



Zwei christliche Hottentotten (Südafrika).

Aber auch der Boer konnte nicht immer die Zeit mit Nichtstun zubringen.



Gnadenthal, Südafrika (Brüdergemeinde).

Wenn der Regen ausblieb und die Dürre eintrat, wenn die Heuschrecken das, was auf den Äckern gewachsen war, mit Stumpf und Stiel auffraßen, oder die

Antilopenherden unermeßlichen Schaden angerichtet, dann hieß es: reisen! Weideplätze suchen! Der mit 20—22 Ochsen bespannte Wagen, von dessen Vordersitz die Peitsche das vorderste Paar erreicht, wurde seine Wohnung, und Sorgen seine Begleiter.

Auf den Gedanken, den Hottentotten das Evangelium zugänglich zu machen, kamen die Boeren überhaupt nicht. An einem Himmelfahrtstage vor ihrem Gottesdienst haben sie einst eine große Schar derselben betrunken gemacht, um dann für die eigene Person im Himmelfahrtsevangelium wieder den unverstandenen Missionsbefehl des Heilandes anzuhören! Aber von Holländern ist dennoch der erste Anstoß zur Mission unter den Hottentotten gekommen. 1736 forderten zwei fromme Amsterdamer Männer, welche durch Ziegenbalgs Reise-



Gebirgspartie bei Gnadenthal, Südafrika (Brüdergemeinde).

berichte über das Elend der Hottentotten am Kap gehört, die Brüdergemeinde auf, einen Missionar dorthin zu senden. Diese sandte Georg Schmidt, einen Mann, der schon um seines Glaubens willen viel von den Katholiken erlitten hatte, nach Amsterdam, und 1737 kam er in der Kapstadt an. Etliche fromme Männer nahmen ihn auf, die meisten verspotteten ihn. Auf einer kleinen Militärstation, zehn Meilen östlich von der Stadt, siedelte er sich an. Doch ging er schon nach einem Jahr von dort fort, weil der Einfluß der Soldaten auf die Katechumenen äußerst nachteilig war. So baute er sich zwei Meilen weiter im Baviaanskloof (Affenthal) an. 18 Hottentotten waren ihm schon gefolgt. Als er 1742 schriftlich die Ordination erhielt, hatte er schon 59 Schüler, von denen einer, Willem, später sein Gehilfe wurde.

Auf der Reise von der Kapstadt, von wo er sich seine Ordination geholt, nach Baviaanskloof zurück, taufte er Willem als Erstling, wie einst Philippus den Kämmerer aus dem Mohrenlande, bald darauf noch zwei andere. Diese Taufen erregten in der Kapstadt großes Aufsehen. Die Geistlichen setzten es durch, daß Schmidt weiteres Taufen verboten wurde. Auch die übrigen Kolonisten verleumdeten Schmidt und seine kleine Herde in Briefen nach Holland, und reizten die Hottentotten gegen ihren Lehrer auf. Vergeblich versuchte er, sich die Erlaubnis zum Taufen wiederzuverschaffen. Unter Weinen und Klagen seiner Gemeinde hielt er seine letzte Predigt über Pauli Abschied (Apostg. 20), ließ ihnen sein Neues Testament zurück und reiste ab.


Missionar van der Kemp unter den Kaffern.

Er hat seine Hottentotten nie wiedergesehen, aber er hat sie auch nie vergessen! Unter Gebet für sie ist er 1785 gestorben. Und sie haben ihn auch nicht vergessen. 1786 sahen einige Missionare auf ihrer Fahrt nach Ostindien am Kap eine von Schmidt getaufte Frau, die ihre Bibel als ihr Kleinod hielt und sehnliches Verlangen nach einem weißen Lehrer aussprach. Aber es kam keiner. Schmidt hatte in Baviaanskloof einen Birnbaum gepflanzt, der wuchs alle Jahre weiter und trug Blüten und Früchte, aber Schmidts kleine Gemeinde zerstreute sich. Da trat die Brüdergemeinde ein. Die Brüdergemeinde vergißt ihre angefangenen Missionen nicht! 1792 landeten drei ihrer Glaubensboten an der Kapstadt; „durch böse Gerüchte und gute Gerüchte" bei den Boeren ging es hindurch. Aber Schmidts Birnbaum fanden sie noch, ja sogar bei einem alten Mütterchen Schmidts Neues Testament, mit einem Schaffell umwickelt, und eine andere Frau konnte sogar daraus vorlesen. 1793 hielten die Missionare vor 19 Hottentotten



Kraalpredigt an christliche und bekränzte, heidnische Kaffern. (Brüdergemeinde.)

unter Schmidts Birnbaum ihre erste Predigt. Bald konnte die Schule mit 24 Erwachsenen eröffnet werden. Noch einmal versuchten die Boeren die Missionare zu vertreiben, eine mit 3000 Namen bedeckte Petition verlangte ihre Ausweisung — aber der Plan mißlang, und im Dezember 1793 konnte das erste Kirchlein in Baviaanskloof eingeweiht werden. Als 1798 Bruder Kohrhammer hinkam, fand er 800 Seelen am Platz und die alte Lena, die einst Schmidt getauft und mit seinem Neuen Testament beschenkt, lebte auch noch. Eine neue Kirche mit 1500 Plätzen mußte gebaut werden. Als Kohrhammer 1805 dem holländischen Gouverneur in der Kapstadt Bericht erstattete, rief dieser aus: „Der Ort muß nicht mehr Affenthal*), sondern Gnadenthal heißen," und dies ist auch



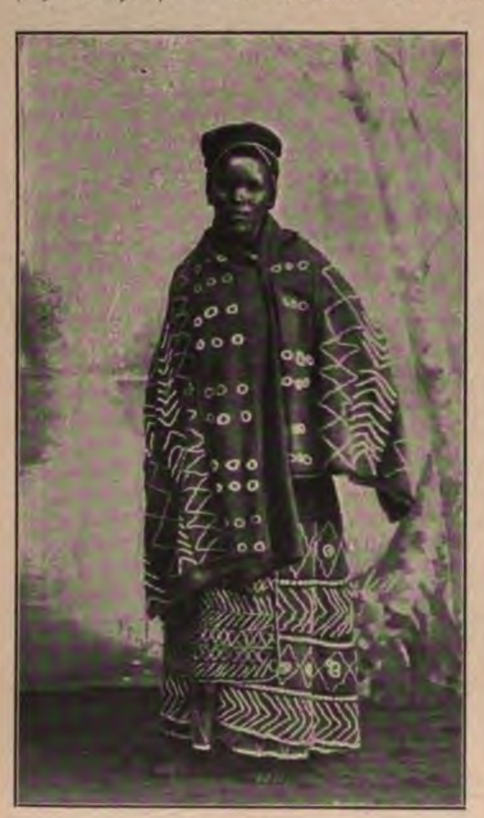
Schulkinder der Missionsstation Elim, Südafrika (Brüdergemeinde).

der Name bis auf den heutigen Tag. Die Engländer aber, die seit 1806 das Land für immer eroberten, beschenkten Gnadenthal reichlich mit Grundbesitz. 1843 ist auch der alte Birnbaum eingegangen, er hat 1450 erwachsene Heiden taufen sehen. Ein Reis von ihm ist sein Nachfolger geworden. Und immer mehr hat sich der Name Gnadenthal bewahrheitet. Nicht nur, daß die Station fröhlich aufblühte und die Gemeinde wuchs. Hier wurde auch die erste Schule zur Ausbildung eingeborner Lehrer (und später Prediger) im Lande gegründet. An Gnadenthal schloß sich schon im Jahre 1808 eine zweite Station der Brüdergemeinde an, Groenekloof, nördlich von Kapstadt (jetzt Mamre), 1818 kam die Station Enon, 1823 Hemel en Aarde, 1824 Elim hinzu, deren Schulkinder aus neuester Zeit wir dem Leser im Bilde vorstellen.

*) Baviaanskloof = Affenthal.

1828 machte die Brüdergemeinde mit der Gründung der Station Silo (vergl. S. 195) den Anfang der Kaffernmission. Auf Silo folgte 1850 Gosen, 1859 Engotini, 1863 Baziya, 1873 Tabese und Entwanazana, letztere drei im Tembulande), 1876—1893 5 Stationen im Illubilande.

Die Brüdergemeinde hatte 1901 in Südafrika 21 Hauptstationen und 18 Nebenstationen mit 42 weißen Brüdern und 41 weißen Schwestern, 94 Missionsarbeitern, 464 Nationalhelfern und Helferinnen. In ihrer Pflege befanden sich überhaupt 17 694 Seelen. Die Brüdergemeinde ist nicht nur die erste deutsche, sondern überhaupt die erste evangelische Missionsgesellschaft gewesen, die nach Afrika ihre Boten entsandt hat.



Fingufrau.
Ihr Kleid ist mit Rotstein gefärbt und dick mit Perlen besetzt. (Kaffernland.)

Schon 1799 waren Buschmännerhäuptlinge 200 Stunden Wegs weit nach der Kapstadt gekommen, mit der Bitte, daß auch zu ihnen solche Leute kommen möchten, wie nach Baviaanskloof. So weit war die Kunde davon schon gedrungen! Und siehe, schon ehe sie baten, hatte Gott von einer andern Seite Boten des Glaubens nach dem Kap gesandt — unterwegs waren sie schon — 1799 langten zwei Holländer, van der Kemp und Kicherer, und zwei Engländer in der Kapstadt an.

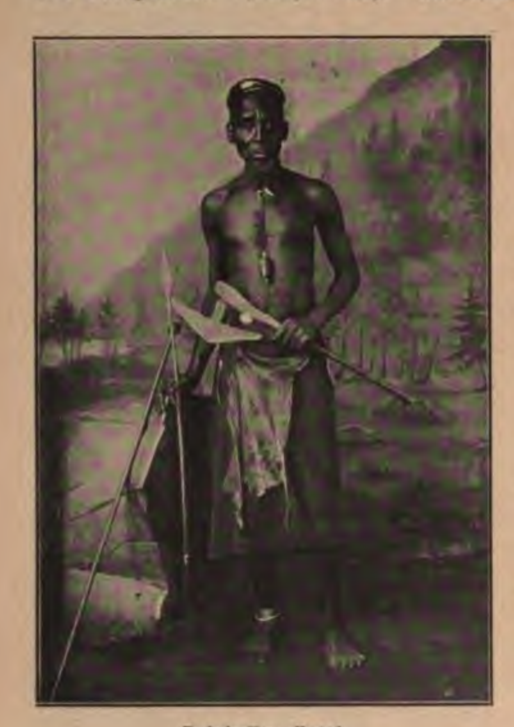
Van der Kemp, eines Rotterdamer Predigers Sohn, hatte erst studiert, war dann Offizier geworden, mußte als Rittmeister seinen Abschied nehmen, studierte Medizin, legte ein glänzendes Examen ab und lebte zehn Jahre als Arzt — ohne Glauben, aber mit einer geheimen Angst vor der Ewigkeit im Herzen. Da ertranken seine Frau und sein einziges Kind auf einer Lustfahrt, und gebrochenen Herzens sank er Jesu zu den Füßen. Er war ein hochbegabter Mann, in sechzehn Sprachen war er wohlbewandert. Als er 1797 den Aufruf der neu gebildeten Londoner Missionsgesellschaft las, wurde in ihm der Entschluß reif, Missionar zu werden. Er bot sich der Londoner Missionsgesellschaft an und wurde mit Freuden von ihr in Dienst genommen. Als er nach einigem Aufenthalt noch in Holland, wo er bei der Begründung der niederländischen Missionsgesellschaft beteiligt war, 1799 in der Kapstadt landete, war hier die Stimmung zu Gunsten der Mission durch die Erfolge in Gnadenthal umgeschlagen. Kicherer ging zu den Buschleuten am Zakfluß, Kemps Sinn aber stand zu den Kaffern hin!

Der Kraal des mächtigen Kaffernkönigs Ghika war sein nächstes Ziel. Die Reise dorthin war unsäglich beschwerlich. Weder mit Feuer noch mit der Axt konnte man sich durch die stachlichten Euphorbien einen Weg bahnen, denn sie brennen nicht und geben dem Axthieb nach. „Ihr sucht Schutz bei mir und ich kann mich selbst nicht schützen, Nahrung kann ich euch nicht verschaffen, denn ich habe selbst keine," diese Bewillkommnung seitens des Häuptlings war freilich wenig ermutigend. Aber Kemp hielt aus. Mit himmlischer Geduld suchte er die Kaffern in ihren Kraalen auf, bis sich eine kleine Anzahl zu ihm hielt. Doch mußte er schon im nächsten Jahre, beim König Ghika durch verläumderische Weiße angeschwärzt, unter Todesgefahr, nackt und bloß, fliehen. Sechzig Hottentotten, die er mit den Kaffern unterrichtet hatte, folgten ihm nach Graaf Reinett. Kemp wollte in Graaf Reinett eine Missionsstation gründen. Als er aber mit Erlaubnis des Bezirkskommissars die Kirche benutzte, um die Hottentotten, bevor eine Station gegründet war, darin zu unterrichten, setzte die weiße Bevölkerung die Zurücknahme dieser Erlaubnis durch, ja sie rissen das Pflaster in der Kirche auf und wuschen die Sitze ab, weil die Kirche durch die Farbigen verunreinigt sei. Aber auch aus der neuerrichteten Station vertrieb ihn der fortwährende Krieg der Hottentotten und Kaffern mit den Kolonisten. Er floh mit seinem Gemeindlein in das Fort Frederiks, wo er unter den rohen Soldaten entsetzlich zu leiden hatte. 1802—1806, in der Zeit, wo durch den Frieden von Amiens die Kapkolonie wieder den Holländern zugefallen war, hatte Kemp noch schlimmere Zeit. Der neue holländische Gouverneur, obgleich Kemps Jugendfreund, konnte es nicht hindern, daß ihm die Kolonisten den ödesten, kahlsten, wasserärmsten Landstrich als Stationsland zuwiesen, den sie nur finden konnten. „Die Hottentotten sollen dort keinen Unterhalt finden und gezwungen sein, bei den Bauern zu dienen," so sagten sie selber. Bethelsdorp nannte Kemp den Ort. Aber die weltüberwindende Liebe und der Segen Gottes kann selbst die Wüste grünen machen! Bethelsdorp wurde eine von vielen Hunderten Schwarzer bewohnte blühende Kolonie, eine ganze Anzahl Getaufter ging als Evangelisten unter ihre Brüder, und Kemp konnte eine Kirche bauen, ohne einen Pfennig dazu von seiner Missionsgesellschaft zu beanspruchen. Aber wieder flogen die giftigen Pfeile der Ver-



Ein Zulukaffer. (Heide.)

leumder, und 1805 wurde Kemp und sein treuer Helfer Read nach der Kapstadt kommandiert, um sich zu verantworten. Erst 1807 durften sie zurückkehren. Während dieser Zeit hatte eine fromme Witwe aus der Kapstadt, die nach Bethelsdorp hinübergezogen war, die Station gehalten. Trotzdem 1806 die Kolonie wieder an die Engländer fiel, und zwar für immer, blieben Kemps Tage in Unruhe, und über den beständigen Grausamkeiten gegen die Schwarzen brach ihm endlich sein Herz, am 15. Dezember 1811, dem Stiftungsjahr der südafrikanischen Missionsgesellschaft. „Ist es dunkel in dir oder licht?“ fragte den Sterbenden ein Freund. „Licht! Licht“ antwortete er und ging heim zum ewigen Leben.



Zulukaffer, Natal.

Nur 16 Monate hat Kemp unter den Kaffern gearbeitet, und doch nennt man ihn mit Recht den Apostel der Kaffern. Er hat in der kurzen Zeit unter den Kaffern mehr geleistet, als viele Missionare ihr Leben lang. Die Mission verdankt ihm nicht nur eine gewaltige Anregung, eine genaue Schilderung des Kaffernvolks, ein reichhaltiges Wörterbuch der Kaffernsprache, sondern vor allem dies, daß die Kaffern in ihm einen Mann kennen lernten, der sie mit glühender, selbstverleugnender Liebe liebte, dessen Name noch nach Generationen unter ihnen lebte.

Ein junger Kaffer, Untsikana, ausgerüstet mit der Gabe der Dichtkunst und des Gesanges, durchzog nach Kemps Tode mit seinen Liedern, singend, predigend und betend sein Volk und bereitete dem Herrn den Weg. Als 1816 einige Londoner Missionare kamen, fanden sie jenseits des Fischflusses 100 Kaffern, Schüler des Untsikana. König Ghika nahm sie mit Freuden auf, denn er war Untsikanas bester Freund geworden. Ein andrer Häuptling, Tsatsoe, predigte selbst seinen Landsleuten. Als Untsikana starb (1821), stand das Kaffernvolk dem Evangelium so offen, wie vielleicht zu keiner Zeit wieder!

Wir setzen hier den Schluß eines Liedes von Untsikana her:

Kafferisch.	Deutsch.
Ozanla zako zinamanxeba wena	Du, dessen Hände haben Wunden,
Onyawu zako zinamanxeba wena	Du, dessen Füße haben Wunden,
Ogazi lako limvoso yinina?	Warum fließt dein Blut?
Ogazi lako lipalele tina.	Dein Blut hat sich für uns vergossen;
Lemali enkuluna siyibizile	Dies große Lösegeld haben wir erfordert,
Lomzi wakona siwubizile.	Jenen deinen Wohnort haben wir ersehnt.

Der Name Kaffer (richtiger Kafer) stammt von den mohammedanischen Sklavenhändlern her, die ihre schwarze Ware „Kafir" = Ungläubige nannten. Die Kaffern wohnen im äußersten Südosten von Südafrika und zerfallen in viele Stämme, wie Xosa, Tembum, Pondo u. a. (Die Zulu und Swazikaffern gehören zu der Bantufamilie.) Die tiefdunkelbraunen Leute sind von hoher, schlanker Gestalt, die Nase ist an der Wurzel breit, das Haar krausgelockt, die Lippen aufgeworfen, das Weiße im Auge bei Erwachsenen braunfleckig. Der Kaffer hängt an allem Irdischen, fern von allem Idealen, ist sehr eingebildet, und sein Auftreten hat etwas bramarbasierendes. Auf Viehdiebstahl ist er erpicht, er ist ein Lügner und ein Schmeichler; Unsittlichkeit ist bei ihm zu Hause. Dabei ist er umgänglich, gastfreundlich und zuvorkommend, aber unter der harmlosen Oberfläche schlummert furchtbare Wildheit und Grausamkeit. Ihre Kleidung ist eine lose über die Schulter gehängte Decke, ihre Waffen sind der Kiri, ein kurzer Knotenstock zum Werfen, und die Assagai, ein Spieß zu Wurf und Stich. Ihre Wohnungen gleichen großen Bienenkörben; Viehzucht ist ihre Hauptbeschäftigung. Die Frauen treiben ein wenig Ackerbau (Hirse und Mais). Sie haben Schmiede, Gerber und Schuhmacher. Die Eheschließung ist ein einfacher Kauf; für 5—6 Ochsen ist eine Frau zu haben. Die Häuptlinge haben eine Stütze ihrer Macht an den Isintonga, welche als Vermittler des Verkehrs zwischen den Geistern der Verstorbenen und der Menge, eine besondere Kaste bilden, die ihre Standesgeheimnisse unverbrüchlich bewahrt. Die Geister der Verstorbenen werden göttlich verehrt.



Heidnische Kaffernhäuptlinge (Brüdergemeinde).

Drei Missionsgesellschaften sandten nach Kemps und seiner Londoner Nachfolger Tode ihre Boten nach dem Kaffernland. Die Glasgower, die Methodisten und die Brüdergemeinde. Da trat 1835 auch die **Berliner Missionsgesell-**

schaft ein. Missionar Döhne war der erste Sendbote, dem 1839 der Mann als ordinierter Mitarbeiter zugesellt werden sollte, von dem wir Ausführlicheres hören wollen:

Wilhelm Posselt. In der Neumark als Sohn eines Schullehrers geboren, war er für den Lehrerberuf bestimmt und trat 1833 in das Lehrerseminar zu Neuzelle ein.

Ein Seminarist seiner Stube hielt das Barmer Missionsblatt. Eines Abends nahm Posselt es in die Hand und sah die Überschrift: „Und die Heiden werden in deinem Lichte wandeln." Da ergriff ihn plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt der Gedanke: „Du mußt zu den Heiden gehen!" Er konnte den Gedanken nicht wieder los werden, erbat und erhielt den Segen seines Vaters und seiner Mutter zu dem Entschluß und trat 1834 in das Berliner Missionshaus ein. Am 11. Dezember 1839 landete er mit den Missionaren Liefeld und Winter an der Tafelbai. Darauf ging er mit Liefeld zusammen per Ochsenwagen weiter nach dem Kaffernland. Im Februar 1840 erreichte er Isemba. (Liefeld war bei Döhne in Bethel geblieben.) In Isemba stand Missionar Schultheiß, dem Posselt als Mitarbeiter zur Seite trat. Posselt hat seine Lebensgeschichte selbst beschrieben, und zwar in unvergleichlich frischer, fesselnder Weise (die Leser dieses Buches seien daher dringend auf Posselts Biographie hingewiesen). Man kann nichts Anschaulicheres und Gewinnenderes lesen, als wenn Posselt erzählt, wie er die Kaffernsprache studierte, nach drei Monaten eine Predigt in derselben verfaßte, aber dann von Schultheiß ausgelacht wurde, als er sie demselben vorlas, und wie er dann erst zwei Jahre weiter die Sprache studierte, ehe er abermals wagte, in ihr zu predigen; wie er dann das Kochen, Backen, Plätten und Flicken lernte und einsehen mußte, daß kein Tischlermeister vom Himmel fällt, auch das Reiten und Schießen gelernt sein will. Des Sonnabends ritt er auf die Kaffernkraale, um die Leute für morgen zum Gottesdienst



Missionar Posselt, Christianenburg.

einzuladen, fortwährend angebettelt von ihnen, die ihn schon kannten und wegen seiner Freigebigkeit xanga jengamwula inhliziys yaku livau maxosa nannten, d. h.: „Träufle wie der Regen; dein Herz ist eine köstliche Perle für die Kaffern."

„Geduld, das ischt was," so hat einmal ein berühmter württembergischer Kanzelredner seine Predigt angefangen; daß Geduld etwas sei, nämlich ein köstliches, unentbehrliches Ding, das hat Posselt unter den Kaffern erfahren. Während des Gottesdienstes trieben sie Narreteidinge; die Kinder, welche Posselt unterrichtete, mußte er sich, wie ein Hirt die übermütigen Lämmer, zusammenholen: während er die, welche sich versteckt hatten, suchte, liefen die schon gesammelten wieder auseinander. „Wir Kaffern sind Hunde, wir wollen bloß



Afrikanischer Ochsenwagen.

fressen, du mühst dich vergeblich mit uns," sagten dann die Alten, die die Kleinen verstecken halfen. Und Posselt sagt selber von ihnen: „Was Paulus von den Kretern sagt, das paßt genau auf die Kaffern: sie sind immer Lügner, böse Tiere und faule Bäuche."

Diese erste Station, auf der Posselt gewirkt hat, ist nicht mehr. 1846 im Kaffernkrieg verwüstet, wurde sie wieder aufgebaut, um 1850 beim Wiederausbruch des Krieges jäh zerstört zu werden.

1853 gründete Posselt mit Liefeld zusammen eine neue Station, die sie Emmaus nannten. Sie bauten sich ihr Haus und Posselt zimmerte sich seine Möbel, die Kirche bauten sie gemeinsam. Drei Häuptlinge, in deren Gebiet Emmaus lag, boten ihnen ihren Schutz an. Einer verlangte, Posselt solle die

Station nach seinem Kraal verlegen, aber Posselt antwortete nach Kaffernweise: „Du bist ein großer Stier und ich auch; wenn wir so nahe bei einander wohnen würden, dann würden wir uns stoßen." Der Häuptling würdigte diesen Grund. Mit viel Gebet und Hoffnung streute Posselt hier den Samen des Gotteswortes aus, aber als nach zwei Jahren durch Unachtsamkeit eines Dienstmädchens (Kaffernmädchens) sein Haus abbrannte, überließ er Liefeld die Station und setzte seinen Wanderstab weiter. In einer herrlichen Ebene, von den Flüssen Indwe und Kai durchströmt und von Bergen eingeschlossen, auf der Grenze der beiden Kaffernstämme der Galeka und der Tambuki, legte Posselt eine neue Station an, die er nach dem Fluß, dessen Wasser sie tranken, Indwe nannte. Mit der Bauarbeit ging wieder die Verkündigung des Wortes Gottes Hand in Hand, aber gerade hier klagt Posselt bitter über die Unempfänglichkeit der Kaffernherzen. „Wie wenn ein grüner frischer Zweig, vor das Loch eines glühenden Ofens gelegt, alsbald verschrumpft, so ist mir's manchmal ergangen, wenn ich vor die Kaffern trat, um zu predigen, so deutlich trugen die Angesichter den Stempel der Abgestumpftheit gegen alles Göttliche und der tierischen Lüste." Aber seine Frau hat ihn dann ermahnt, seine Pflicht zu tun; und Gott hat ihn oft beschämt, daß gerade dann ein Herz sich anfing zu regen, wenn er ganz verzagt und hoffnungslos war.



Heidnische Kaffernmädchen (Brüdergemeinde).

In die hoffnungsvolle Friedensarbeit brach plötzlich Krieg und Kriegsgeschrei. Die Engländer hatten den an ihr Besitztum grenzenden Galekakaffern wegen ihrer fortgesetzten Diebereien und Räubereien den Krieg erklärt. Posselt war von englischen Beamten aufgefordert, vor dem Ausbruch desselben das Land zu verlassen. Mit Tränen in den Augen gab Posselt seine Station auf und erreichte mit Weib und Kind glücklich die Station Silo von der Brüdergemeinde (vergl. S. 195). In kurzer Zeit stand ganz Kaffernland in Flammen. Zwei Jahre lang hielten sich die Kaffern gegen 10 000 Mann englischer Kerntruppen! Aber sämtliche Missionsstationen in dem vom Krieg heimgesuchten Lande, 20 an der Zahl, wurden zerstört. Von Silo aus ist dann Posselt nach Bethanien, der

ältesten Berliner Missionsstation in Südafrika, gezogen, dorthin, wo jetzt die aufblühende Kolonie Griequaland-West, mit Kimberley, der Diamantenstadt, und die Oranjeflußkolonie liegen. Hier in Bethanien fanden die Heimatlosen freundliche Aufnahme. Eines Jünglings sei hierbei Erwähnung getan, dessen Name unauslöslich mit Bethanien und von da aus mit Adamshoop, der Station in der Nachbarschaft, verbunden ist: Adam Oppermanns, des befreiten Sklavenknaben, Gemeindevorstehers von Bethanien und Kirchenpatrons von Adamshoop, der auf seinem Grund und Boden der Berliner Mission eine eigene Station gegründet, Kirche, Schule, Missionarswohnung aus eigenen Mitteln gebaut, der Station 5000 Morgen Acker-, Garten und Weideland geschenkt und sein Leben lang das volle Gehalt des Missionars aus seiner Tasche gezahlt hat! Er starb 1892.



Adam Oppermann.

In Bethanien erhielt Posselt die Einladung von einem hohen englischen Beamten, nach der Kolonie Natal zu kommen und daselbst die Missionsarbeit unter den Schwarzen zu treiben. Willig folgte er diesem Ruf. Die Kolonie Natal ist ein kleiner Landstrich an der östlichen Küste von Südafrika. Seine westliche Grenze bildet das Drakengebirge, die südliche der Fluß Umzimkulu, die nördliche die Tugela. Natal ist sehr wasserreich und ganz mit Bergen, Tälern und tiefen Schluchten bedeckt. Der Küstenstrich ist warm und eignet sich zum Anbau des Zuckerrohrs, des Kaffees, des Baumwollenbaums; Ananas, Bananen 2c. gedeihen dort. Weizen gedeiht nur in höher gelegenen Distrikten.

Jenseits des nördlichen Grenzflusses von Natal wohnen die Zulu, der mächtigste Kaffernstamm in diesen Gegenden. Er vertilgte viele Nachbarstämme, und um 1837 war Natal beinahe menschenleer. Um diese Zeit wanderten viele holländische Bauern der Kapkolonie aus und ließen sich hier nieder. Sie hatten mit den Zulu schwere Kämpfe zu bestehen, aber sie brachen endlich deren Macht. Die Verfassung der Zulu ist ein vollendeter Despotismus der rohesten Art. Das Volk naht sich dem König auf den Knieen bis auf eine gewisse, nicht zu überschreitende Entfernung, ihn anbetend und ihn bis in den Himmel erhebend. Wer einen Laut von sich gibt, während der König speist, wer vor dem Feinde flieht, und wäre es ein ganzes Regiment, ist des Todes. Tschaka, Dingaan und Umpanda waren solche Despoten, Bestien in Menschengestalt. Als die Engländer

1842 Besitz von Natal nahmen, zogen sich ganze Scharen von Zulu vor der Tyrannei ihrer Könige nach Natal hinein. 1848 brachte auch ein Bremer Schiff deutsche Kolonisten. Weiße gab es schon in den sechziger Jahren in Natal an 17000. Posselt schildert die Zulu: „Junge Missionare verlieben sich ordentlich in die freundlichen und heiteren Wilden, aber bald ändern sich die Gefühle, denn wenn er diese stolzen, faulen, lügnerischen und unverschämten Gesellen erst kennen gelernt hat, kommt es ihm vor, als könne er sie nicht lieb behalten. Aber ein Missionar muß sie lieben können und sich von Gott die Gnade erbitten, dem ähnlich zu werden, der uns zuerst geliebt!"

Posselt erwarb eine Hofstelle von einem Boeren am Drakengebirge mit zwei kleinen Häusern; Missionar Güldenpfennig war ihm zugewiesen worden. Zu



Kaffern.

bauen gab es nichts, eine neue Sprache war auch nicht zu erlernen — so machte er sich gleich an die Predigt des Evangeliums unter den Leuten des Kaffernhäuptlings Usikali, eine gute Stunde von der Station entfernt. Vier Monate waren verflossen — da erscholl abermals das Schreckenswort: Krieg! Die Zulu von jenseits der Grenze kommen, König Umpanda an der Spitze.

Wieder hieß es wandern! Posselts zogen nach dem Hauptort der Kolonie: Pietermaritzburg. „Wir sahen die Schiffe im Hafen, und unsre Füße bespülte das endlose Meer, das Bild der Ewigkeit. ‚Du liegst zwischen uns und unsren Lieben daheim' — sprachen wir. Doch um Jesu willen hatten wir sie verlassen. Nicht 'zurück, sondern aufwärts gebührt es uns zu blicken, nach der zukünftigen Stadt." In dieser Zeit starben Posselt: sein jüngster Sohn, seine Frau und

seine jüngste Tochter, und sein ältester Sohn wurde, infolge eines Falles, lahm für das Leben!

Zweieinhalb Meilen von der Hafenstadt ließen sich in dieser Zeit 182 deutsche Ansiedler nieder und nannten ihre Niederlassung Neudeutschland. Auf ihre Bitte willigte Posselt ein, das Predigtamt bei dieser Gemeinde zu übernehmen, unter der Bedingung, daß er die Arbeit unter den Heiden ungestört fortsetzen könne. So zog Posselt nach Neudeutschland. Mit den Schwarzen, die bei den Deutschen arbeiteten, begann er eine Abendschule, die andern suchte er in den Bergen und Schluchten auf. Als Posselt vier Jahre auf diese Weise unter den Zulu und den Deutschen zugebracht hatte, schien sich die deutsche Gemeinde auflösen zu wollen. Die Ansiedler hatten Baumwollenzucht getrieben, aber es war nichts Rechtes geworden, Weizen gedeiht überhaupt nicht an der Küste, man war in Schulden über Schulden geraten. Eine Familie nach der andern zog fort. Traurigen Herzens und doch getrost ging Posselt wieder ins Drakengebirge zum Häuptling Ufikali, wo Bruder Zunkel inzwischen allein gearbeitet hatte. Sie hatten die Station Emmaus genannt. Auch Emmaus ist herrlich emporgeblüht und hat jetzt über 700 Gemeindemitglieder. Aber schon nach anderthalb Jahren holte ihn seine deutsche Gemeinde wieder nach Neudeutschland zurück. Die meisten Familien waren doch wieder dahin zurückgekehrt. Bei seinem Einzug stand die ganze Gemeinde am Wege und jubelte ihm zu. Diese achte Wanderung brachte nun Posselt endlich die bleibende Stätte.



Zulukaffer.

Seit 1857 hat Posselt mit den Deutschen und Kaffern jährlich ein Missionsfest gefeiert. Seit 1860 besitzt die Berliner Mission ein eigenes Grundstück in Neudeutschland, welches Posselt kaufte und nach seiner seligen Frau Christianenburg nannte. Hier hat er bis an sein Ende, 12. Mai 1885, in der Mitte seiner schwarzen Gemeinde gewohnt. „Ich lebe unter ihnen vollkommen glücklich.

Ich bin ihr Vater und Fürst, meine liebe Sophie (Posselts zweite Frau) nennen sie Mutter und Fürstin. Sie sind mir gehorsam und lieben mich, und ich liebe sie." Als einst die Trunksucht einzureißen drohte, machte Posselt bekannt: „Gottesdienst und Schule hören auf, bis mir jeder den Topf bringt, in welchem er sich den Fusel braut!" (gegorener Syrup aus den Zuckerplantagen der Deutschen). Am nächsten Morgen kamen sie bis auf den letzten Mann, und Posselt zerschmiß die Töpfe an dem Baum vor seinem Hause! In Neudeutschland steht eine schöne Kirche, die die deutsche Gemeinde gebaut hat, in Christianenburg ein schlichteres Kirchlein für die Kafferngemeinde. Manchen herrlichen Gottesdienst hat jede von beiden gesehen, manche ergreifende Tauffeier. Als Posselt starb, hatte er 974 Seelen in Christianenburg dem Herrn zugeführt. Im Jahre 1873 ist er



Wohnung des Missionars Glöckner, Christianenburg (Natal).

noch einmal in Deutschland gewesen, wo er 90 Missionsansprachen gehalten hat. Die Freude, als er nach Christianenburg zurückkehrte, war unbeschreiblich, die alten Mütterchen stampften den Boden und hüpften und weinten vor Freude. 1876 konnte er die Kirche einweihen für seine Kafferngemeinde, zu deren Bau ihm die Missionsfreunde in Deutschland die Mittel versprochen hatten, während er bei ihnen war. „Am Hause Gottes werden eure Schweißtropfen glänzen," hatte Posselt zu seinen Schwarzen gesagt — und sie taten willig alle Handdienste zum Bau. „Jebo Baba a ku be njalo." „Ja, Vater, so sei es!" Zweimal hat der Direktor Wangemann Posselt auf seinen Visitationsreisen besucht, 1867 und 1885. Als Wangemann das zweite Mal kam, fand er Posselt sterbend. Noch vor sieben Monaten, bei der Jubiläumsfeier in Bethanien, war er erstaunt



Missionar Glöckner und Minkner, umgeben von Kindern der Eingeborenen.

gewesen über Posselts geistige und körperliche Frische, jetzt war seine Kraft gebrochen. Am 4. Mai schien er schon gestorben zu sein, aber als die Seinen laut weinten, wachte er wieder auf und sagte (ich setze die Worte zur Charakteristik dieses Originals hieher): „Ja, die alte Bude kann was aushalten; ihr habt ja so viel geheult, damit habt ihr mich ins Leben zurückgeschrieen!" Am 12. Mai 1885 entschlief er dann aber wirklich, tief betrauert von seinen beiden Gemeinden. Ein Mitglied der schwarzen Gemeinde sagte zu Posselts Sohn Johannes nach des Vaters Tode: „Dein Vater war wie Moses; er hat uns aus dem Diensthause des Heidentums geführt. Wir hofften, er würde uns bis ins gelobte Land begleiten können. Dies war ihm nicht beschieden. Du bist sein



Heidenkraal oder Kuamas Hütte (Transvaal).

Nachfolger. Sei stark und treu wie er, dem Josua gleich. Dann bringst du uns über den Jordan!"

In Christianenburg ist seit 1887 Missionssuperintendent Glöckner, der Posselt junior ablöste. 830 Gemeindeglieder.

Botschabelo.

Wallmann, der Berliner Missionsdirektor, war nach den Erfahrungen, die er als rheinischer Missionsdirektor in Bezug auf Afrika gemacht hatte, zu der Überzeugung gekommen, daß sich die Berliner Mission von Natal aus an der Ostküste nach Norden hin ausdehnen müsse. Zu diesem Zwecke hatte er zwei junge, unverheiratete Missionare ausersehen, Grützner und Merensky. Sie sollten

im Norden, womöglich unter dem Swasivolk, eine neue Mission anfangen. Merensky hatte schon den ganzen Weg von der Kapstadt durch die Kapkolonie, den Freistaat und Natal mit dem Ochsenwagen zurückgelegt, als sie bei Vater Posselt vorsprachen und dieser ihnen bei ihren Einkäufen half. „Lieben Brüder," hatte er zu ihnen gesagt, „der Glaube, daß ihr Jesu Werk treibt, wird euch allein Kraft geben auszuharren, denn die Boeren Transvaals halten einen Missionar für den unnützesten Menschen auf der Welt, und das Schlimmste ist: es werden Zeiten kommen, wo ihr das selber denkt."

Zunächst galt es, sich mit den Lydenburger Bauern zu verständigen, um in das Swasiland einziehen zu können. Die Boeren erlaubten ihnen zwar nicht, zu



Bassuto-Haus, Transvaal.

Ostern in ihrer Kirche zu predigen, hatten aber gegen die Mission unter den Swasi nichts einzuwenden. Aber der Versuch, den Swasi das Evangelium zu bringen, scheiterte gänzlich. Der König hatte wohl Lust zu den Gewehren der Missionare, aber nicht zu den Lehren, die sie zu bringen hatten, und mit ihm war sein Volk von derselben Wildheit, wie die weit und breit gefürchteten Zulus. Bald kehrte man nach Lydenburg zurück.

„Die Bassuto Transvaals sind für das Wort Gottes zahm genug." Dies Wort, das die jungen Missionare schon früher gehört, wies sie auf dieses Volk. So unternahmen sie erst mehrere Besuchsreisen zu Bassutohäuptlingen, und einer, Maleo mit Namen, wies ihnen auch einen Stationsplatz an; hier entstand später die Station Gerlachshoop. Die Nord- und Südbassuto sind untereinander, und

auch mit den Xosa, Sulu und Swazikaffern verwandt, aber in Sitte und Lebensweise unterscheiden sich die Bassuto von den Kaffern wesentlich. Die Bassuto sind nicht alle gleich dunkel gefärbt, sie reiben den Leib mit Oker und Fett ein und rasieren das Haar des Kopfes, so daß oben nur die Form einer Schuhsuhle stehen bleibt. Sie verstehen Leder zu gerben und daraus ihre einfachen Bedeckungen herzustellen, Schmuck von Eisen und Kupferdraht ist beliebt. Sie haben geschickte Schmiede, den Frauen liegt die Bearbeitung des Ackers ob, und sie sind geschickte Töpferinnen. Die Frau wird gekauft, hat aber nicht eigentlich eine verachtete Stellung. Ihre Kinder lieben die Bassuto zärtlich. Zauberer und Zaubermittel nehmen in ihrem religiösen Denken den breitesten Raum ein. Durch ihren Aberglauben sind die Leute Knechte der Todesfurcht ihr Leben lang. In den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts waren alle Bassuto-Stämme von dem mächtigen Eroberer Moselekatse fast ganz ausgerottet worden. „Machotlana," d. i. kleine Mäuse, nannten sich die Flüchtlinge, die hie und da ihr Leben in unzugänglichen Einöden fristeten. Dann trieben die Sulu des Tschaka Moselekatse westwärts, und 1837 machten die ausgewanderten Boeren durch die Schlacht bei Mosiga seiner Herrschaft ein Ende, so daß er weiter nördlich sein berühmtes Matebelenreich gründen konnte. Die Bassutostämme sammelten sich wieder und begrüßten die Boeren als ihre Retter. Diese aber zwangen sie vielfach dazu, ihnen zu dienen. Tausende wanderten nach der Kapkolonie, um sich Gewehre zu erarbeiten, und lernten dabei Christen und Gottes Wort kennen. Die Bassuto waren in Summa ein für Pflug und Saat bereitetes Ackerland.

Am 1. September 1860 bezogen die Missionare ihr Hüttlein bei Maleo auf einem Berge, und am 20. Juli 1862 konnte bereits mit einer kleinen Gemeinde das heilige Abendmahl gefeiert werden. Der Häuptling Maleo selbst freilich blieb dem Evangelium feindlich gesinnt. Zwei Missionare waren außerdem noch nach Gerlachshoop gekommen, Endemann und Nachtigall — die Zeit schien gekommen, eine neue Station anzulegen. Nach Norden! Das war der Wunsch des Missionskomitees und auch der Wunsch Merenskys. Sekoati, der Bapedihäuptling, gab die Erlaubnis, dort eine Station anzulegen, auch ein einflußreicher Boerenbeamter hatte die „vorläufige" Zustimmung gegeben. Dies war nötig, denn die Boeren hatten sich mit der Waffe in der Hand zu Herren dieser Gegend gemacht und das Gesetz erlassen, „nur zu solchen Stämmen dürfen Missionare kommen, deren Häuptlinge in Pretoria um sie gebeten und die Zustimmung des Volksrats erhalten haben." Als Merensky zum erstenmal nach der Bapedihauptstadt kam, fand er schon vier Menschen vor, welche den Herrn vor den Heiden bekannten und Gott Tag und Nacht angerufen hatten, er möchte Missionare ins Land senden; sie hatten zum Teil auf Reisen das Wort Gottes vernommen und sich davon erzählt. Auf ihre Bitten ließ Sekoati auch die Missionare in sein Land. Aber bald starb Sekoati, und Sekukuni folgte ihm, der sich bei seinem Regierungsantritt den Namen „Zertreter" beilegte.

Und er machte diesen Namen nur zu wahr. Zwar empfing er Merensky und Nachtigall wohlwollend und ließ es sich gern gefallen, daß die Missionsstation

Khalatlolu von Leuten aller Art belebt wurde, die die Heilkunst der Missionare in Anspruch nahmen, auch sah er in der ersten Zeit das Kommen der „Lernenden" und Taufbewerber mit an. Aber seitdem Getaufte anfingen mit dem Christenglauben Ernst zu machen, zeigte er bereits seinen tiefen unversöhnlichen Haß gegen die Missionare, die gekommen wären, ihm sein Volk abwendig zu machen! Seit er dann in einem Kriegszuge gegen einen mächtigeren König in der Nachbarschaft keinen Erfolg gehabt, obgleich die Boeren ihm mit ihren Gewehren beigestanden, fing er an, die Missionare, wie alle Weißen zu verachten. Obgleich er anfänglich die Erlaubnis zur Anlegung einer Station in der Hauptstadt gegeben hatte, verweigerte er dieselbe jetzt. Martinus Sebuschane, einer der vier Bekenner, die Merensky vorgefunden, wurde ausgewiesen. Sekukuni fing an, die Christen, seine eigenen Untertanen, zu berauben, sie durch seine Krieger blutig schlagen und mit dem Tode bedrohen zu lassen, ja ihr Blut zu vergießen. Die Christen blieben standhaft. Lieber wollten sie Vaterland und Freundschaft verlassen, als verleugnen. Und so flohen sie aus dem Lande, als ihnen allen der Tod sicher war, Merensky und seine junge Frau, die eben eines Töchterleins genesen war, mit ihnen. Bei einem ihnen befreundeten Boer fanden Merenskys vorläufige Unterkunft, dann gingen sie nach Lydenburg. Als Merensky mit dem Missionar Grützner von Lydenburg aus einen Platz suchte, wo er sich mit seinen ausgewanderten Christen niederlassen könnte, lief ihm ein Landagent nach und bot ihm ein Stück Land zum Kauf an, eine starke Tagereise von Gerlachshoop entfernt; der Platz solle nur 1500 Mark kosten. Auf diesem Platz, der damals noch unbewohnt war, steht heute die Station Botschabelo, die größte Missionsstation Transvaals, eine der bekanntesten Missionsstationen überhaupt. Von Sekukunis Volk waren 85 Erwachsene und 30 Kinder bei Merensky, als er am 8. Februar 1865 den Platz besetzte. Alle blickten auf ihn wie auf ihren Vater. Drei Tagereisen weit war die Stadt des blutdürstigen Sekukuni von ihnen entfernt. Bald waren ihre Hütten gebaut, auch ein Kirchlein mit Steinmauern erstand. Oberhalb des Kirchleins war ein Bergrand, von dem aus man das Tal, in dem Botschabelo liegt, mit Gewehren beherrschen kann, hier legte man eine kleine Festung an, die Fort Wilhelm genannt wurde. Neben diesem Fort



Sekukuni.

hatten sich die kriegstüchtigsten Leute angesiedelt. Ein Jahr nach dem Einzug zählte Botschabelo bereits 420 Seelen; soviel Leute waren aus Sekukunis Land allmählich ihren Landsleuten nachgezogen zum unendlichen Ärger des Wüterichs. Das Entkommen aus seinem Lande war natürlich mit der höchsten Lebensgefahr verbunden, aber dennoch wagte einer nach dem andern die Flucht. Bald wurde für Merenskys ein Haus gebaut, und auch das Kirchlein zeigte sich gleich von Anfang an zu klein. Am 15. März 1868 konnte die große stattliche Kirche eingeweiht werden, an der die ganze Gemeinde mitgearbeitet hatte. Und doch war sie schon wieder zu klein: 600 Menschen faßte die Kirche nur, und auf 800 Seelen war die Bevölkerung Botschabelos schon angewachsen. Das alte Kirchlein, das als Schulhaus für 300 Kinder diente, erfüllte auch längst diesen Zweck nicht mehr, und so erstand 1871 ein großes neues Schulhaus für 400 Kinder. Eine Wagenbauerei erhob sich auch bald daneben, welche die Missionsstationen in Transvaal mit Wagen versorgte, denn inzwischen waren auch Missionshandwerker nach Botschabelo gezogen. Der Mochlotsifluß eignete sich zum Anlegen einer Wassermühle, auch diese war bald eingerichtet.


Junger Häuptling. Transvaal.

Aber auch in Bezug auf das innere Leben in Botschabelo ist von beständigem Vorwärtsschreiten zu erzählen.

Nicht aus lauter Christen bestanden die Bewohner, auch Heiden waren nach Botschabelo gekommen. Und wurden über hundert in einem Jahre getauft, so waren immer wieder neue Katechumenen da. Selten nur gaben die Gemeindeglieder zu ernstem Tadel Anlaß. Erhebend waren die Feiern der sonntäglichen Gottesdienste, des heiligen Abendmahls und die Tauffeiern. Als das Neue Testament in Südsessuto erschien, war großer Jubel, denn man las gar

gern in der Heiligen Schrift. Überhaupt war an der Gemeinde zu merken, daß der heilige Geist an vielen arbeitete, und daß Gottes Wort eine Macht zu werden anfing.

Bald aber fingen zwei Umstände an, auf die Gemeinde großen und zum Teil schädlichen Einfluß zu üben. Die Diamantenfelder bei Kimberley waren entdeckt, und der Strom der jungen Leute, auch aus Botschabelo, nach Kimberley wurde immer stärker; mit Gewehren, die sie sich verdient, und eingebildet kehrten sie zurück. Der andre Umstand aber war ein Gesetz der Boeren, der Herren des Landes, wonach jeder männliche erwachsene Eingeborene einen jährlich zu erneuernden Paß besitzen müsse, der ihn jedesmal 20 Mark kostet; außerdem müsse er einen schriftlichen Beweis vorzeigen können, daß er bei einem Bürger des Landes dienstlich vermietet sei. Habe er beide Schriftstücke, dann dürfe er nach Kimberley arbeiten gehen.

Dies Gesetz wurde auch in Botschabelo in der Bassutosprache angeschlagen und erregte ungeheure Entrüstung. Zahlen und dienen zugleich! Nein! Lieber auswandern, dahin, wo die Boeren nicht die Herren sind!

Merensky hatte den Stämmen, die mit ihm nach Botschabelo gezogen waren, ihre nationale Verfassung, d. h. ihre Stammeshäuptlinge, belassen. Einer, Johannes Dinkoanyane, faßte den Entschluß, mit einer ganzen Zahl von Stammesgenossen aus dem Machtbereich der Boeren fortzuziehen. Am 4. Oktober 1872 zog er mit 230 Seelen nach der Nachbarschaft von Lydenburg. Hier blieb er nicht lange, denn als die Boeren anfingen, ihn auch hier ihre obrigkeitliche Gewalt fühlen zu lassen, ließ er sich in einer unzugänglichen Kluft am Speckbaumfluß nieder, wo ihn Sekukuni wieder als Unterhäuptling annahm. Christen sind er und die, welche ihm folgten, geblieben, ja Johannes hat selbst oft des Sonntags in seiner Felsenburg den Gottesdienst abgehalten.

Dieser Auszug des Johannes war der Anfang von einer Reihe gewaltiger politischer Stürme. Durch Johannes geriet Sekukuni in den Krieg mit den Boeren, welcher die Annexion Transvaals durch England zur Folge hatte. Diese Annexion wurde der Anlaß zum Zulukriege und später des Freiheitskampfes der Boeren; der Jamesonsche Einfall in Transvaal und der neueste Krieg zwischen Boeren und Engländern stehen wiederum hiemit im Zusammenhang.

Am 1. Januar 1873 zählte Botschabelo 1315 Bewohner, von denen 1034 getauft waren. Längst reichte auch die zweite Kirche nicht mehr aus; man baute quer durch die alte das Längsschiff der neuen 120 Fuß lang. Anfang 1882 hatte Botschabelo 1700 Einwohner und 1457 Getaufte. Die Station hat sich in wunderbarer Weise entwickelt. Eine ganze Anzahl der Männer waren vollkommen ausgelernte Zimmerleute, Ziegler, Maurer und Dachdecker und verdienten sich ihr Brot nicht nur auf den Nachbarstationen, sondern auch bei den Weißen. Eine Gewehrschmiede steht im Ort und Martinus Sebuschane hat seinesgleichen nicht als Büchsenmacher weit und breit, auch ein Kaufladen und eine Druckerei sind vorhanden. Doch ist der Ackerbau die hauptsächlichste Erwerbsquelle geblieben.

Längst gingen alle Christen vollständig bekleidet. Die Gottesdienste wurden durch vierstimmigen Gesang verschönt. 1878 wurde ein Seminar eingerichtet, auf welchem Farbige als Nationalhelfer ausgebildet werden, die als Vorsteher von Außenplätzen Verwendung finden, überhaupt in Predigt und Seelsorge den Missionaren zur Seite stehen. Diese Einrichtung hat sich so gut bewährt, daß für alle Synodalkreise derartige Helferseminare eingerichtet sind oder werden. Das nachwachsende Geschlecht gab öfter Anlaß zur Klage — die äußerliche Kirchlichkeit war vorhanden, aber das geistliche Leben ließ zu wünschen übrig. Zumal die erwachsene Jugend machte den Missionaren viel zu schaffen. Um der straffen Zucht der Station zu entgehen, entlief mancher junge Bursche auf die Diamantenfelder von Kimberley und später in die Goldgruben von Johannesburg. Dort winkte reicher Verdienst und das Freudenleben der Großstadt — mit allen seinen Gefahren!

In Botschabelo ist im Lauf der Zeit die Art der Arbeit eine andre geworden. Das Land in nächster Nähe der Station ist ausgenutzt — so zogen und ziehen die Leute immer weiter fort. Dadurch sind eine Menge Außenplätze entstanden, meist mit eigenen Kapellen. Diese Außenplätze, 14 an der Zahl, müssen von den Missionaren besucht werden, wodurch sich ihre Arbeit sehr vermehrt hat.

Vom letzten Krieg ist Botschabelo stark in Mitleidenschaft gezogen. Gleich im Anfang wurden mehrere hundert Männer als Treiber 2c. von den Boeren ausgehoben, später kamen die kämpfenden Parteien dorthin, ja, monatelang befand sich die Station mitten zwischen zwei feindlichen Heerlagern. Schließlich wurden im Juli 1901 die vier Missionare der Station von den Engländern nach dem zwölf Kilometer entfernten Middelburg gebracht, von wo aus sie später die Gemeinde wenigstens notdürftig versorgen durften.

Botschabelo hatte zuletzt 3707 Gemeindeglieder. „Das Bild des geistlichen Lebens ist im allgemeinen ein erfreuliches," schreibt der letzte Jahresbericht. Hoch erfreulich ist die Tatsache, daß viele heidnische Bapedi nach Botschabelo kommen, um den Taufunterricht und die Taufe zu empfangen und dann in die Heimat zurückzukehren. „Sind wir erst getauft, dann lassen uns unsre heidnischen Verwandten in Ruhe." So ist auch heute noch Botschabelo eine Zufluchtsstätte. Seit 1882 ist Merensky von Botschabelo fort. Missionssuperintendent Nauhaus treibt das Werk in demselben Geist. Ihn unterstützen die Missionare Trümpelmann senior, Eiselen, Taubat und Markert.

Die Schwesterstädte Kimberley und Johannesburg.

So nennen wir sie, nicht wegen ihrer Nähe, etwa diesseits und jenseits ein und desselben Flusses, auch nicht wegen ihrer äußeren Ähnlichkeit, sondern weil sie beide, wie der Magnetberg der Sage, die Menschen aus aller Herren Ländern anziehen, festhalten und viele auch verderben. In Kimberley sind die Diamanten, in Johannesburg ist das Gold der Magnet. Der Zug der Farbigen von nah und fern nach diesen beiden Plätzen ist zu charakteristisch für alle

Missionsstationen Südafrikas, als daß wir die beiden Schwesterstädte übergehen könnten.

Verfasser dieser Zeilen wohnt vor den Toren Berlins. In meinem größten Filial, Französisch-Buchholz, hört man schon seit Jahren ein buntes Gemisch von Dialekten. Hier leben Dienstboten und Arbeiter aus Ostpreußen, Schlesien, Sachsen, Pommern u. s. w.; die hohen Löhne in und um Berlin haben diese alle aus ihrer fernen Heimat herbeigelockt. Bald sehen sie ja ein, daß es eine Täuschung war, wenn sie meinten, schnell Geld, viel Geld verdienen und sparen zu können; denn das Leben ist um so viel teurer und die Lebensbedürfnisse so viel mannigfaltiger, als die Löhne höher sind, — aber nun ist man einmal von der Heimat, von Vater und Mutter fort, und zwar wie oft ohne Abrahams Segen.


Ein Bassutozauberer.

Sollte man denken, daß es in Afrika auch solche Städte gibt, welche die Leute anlocken, aus Entfernungen wie von Danzig nach Barmen, nur durch die Möglichkeit, schnell reich zu werden? Ich meine jetzt nicht Europäer, sondern die Eingebornen, die mancher Europäer immer noch so gern als bedürfnislose Tiere ansieht. Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles! Aus allen Gegenden Südafrikas strömen die Neger nach Kimberley zusammen und sind dort zusammengeströmt, und alle Laster, die sich bei den genußsüchtigen Europäern breit machen, gedeihen auch dort unter den Farbigen. Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke und viel törichte und schädliche Lüste! Aber Gott sei Dank, es gibt auch in Kimberley treue Seelsorger, welche den Heiden die köstliche Perle zu bringen und den Christen sie wiederzubringen suchen.

Kimberley liegt im Herzen von Südafrika unweit des Vaalflusses und des mächtigen Oranjeflusses, wo der Rietfluß, ein Nebenfluß des ersteren, den Modderfluß aufnimmt. Längst ist es natürlich Eisenbahnstation, denn über 50000 Menschen wohnen hier. Es war im Jahre 1869, als ein holländischer Boere bei einem Kafferzauberer in dessen Zauberbeutel einen Diamanten entdeckte, von enormem Wert. Er kaufte ihm denselben für ein paar Rinder, Schafe und Wagen ab, um ihn für 225000 Mark schleunigst wieder zu verkaufen. Dem Käufer sagte er, er habe ihn aus der Gegend, wo Oranje- und

Vaalfluß zusammenströmen. Kaum war dies Wort bekannt geworden, so entstand ein richtiger Wettlauf nach den Diamantenfeldern. Der englische Kapitän im Kapland vergaß Jagd und Sport, der Advokat seine Klienten, der Bauer ließ Acker Acker sein, der Kaufmann sein Geschäft und der Handwerker warf sein Gerät beiseite: Alles strömte nach den Diamantenfeldern. Engländer, Deutsche, Franzosen, Hindus, Mohammedaner, Chinesen und verhältnismäßig sehr viele Juden, krochen bei Sonnenaufgang auf dem Erdboden einher, um die kostbaren Steine zu erhaschen, wenn sie im Strahl der schräg einfallenden Morgensonne aufblitzten. Bald war die Erdoberfläche abgesucht. Dann hackte man die obere Erdschicht mit der Hacke um. Bald war man auch hiemit fertig. Dann fing ein geordneter Bergwerksbetrieb an, den eine Reihe von Aktiengesellschaften übernahm. Schächte von 6—800 Fuß wurden in die Erde getrieben und das



Heidnische Kaffern zum Tanz bereit. (Brüdergemeinde.)

diamantenhaltige Gestein wurde mit Pulver und Dynamit gesprengt. Bald wurden 24000 Arbeiter von vier Aktiengesellschaften beschäftigt, die z. B. im Jahre 1888 einen Gewinn von 86 Millionen Mark in Diamanten hatten. Ähnliche Reichtümer liegen in Johannesburg. Wir sagten vorhin, der Freiheitskampf der Boeren habe Jamesons Einfall in Transvaal zur Folge gehabt: ja, wären Johannesburgs Goldfelder nicht entdeckt worden, die Engländer wären wohl draußen geblieben!

Die Arbeit in Kimberley ist furchtbar angreifend. Eine entsetzliche Gluthitze auf der Oberfläche und erst recht in den Schächten, reibt die Kräfte auf. Auch ist die Arbeit gefahrvoll genug. Bröckelndes Gestein stürzt in den Schächten in die Tiefe, und die Sprengungen mit Dynamit, tief im Innern der Erde, kosten manchem Arbeiter seine gesunden Glieder. Im Juli 1888 gab es ein [illegible] bares Grubenunglück. Es war gerade der Wechsel der Tages- und Na[illegible]

700 Arbeiter wollten teils auf Leitern, teils in Fahrstühlen zu Tage, als Feuer im Schacht ausbrach. Das Drahtseil riß, ein dichter Qualm erfüllte das ganze Bergwerk. Tausende von Menschen standen am Mundloch des Schachtes und lauschten hinab. Man hörte wüstes Schreien, untermischt mit Choralgesang. Tag und Nacht arbeiteten heldenmütige Retter von einem Nebenschacht aus. Die Bohlen, die die Stollen stützten, brannten. 250 Menschen sind damals umgekommen. Manchem Geretteten und der Gefahr Entgangenen mag ein heilsamer Schreck durch die Glieder gefahren sein: um reich werden zu wollen, setzest du dein Leben aufs Spiel!

Und sie setzen noch mehr aufs Spiel. Reich werden wollen ist verstrickt mit Lüsten, die die Menschen in Verderben und Verdammnis versenken. Diebstahl und Betrug ist in Kimberley unter den Arbeitern, Aufsehern, Agenten 2c. zu Hause. Die Aktiengesellschaften suchten zwar sehr bald das Beiseitebringen von Diamanten durch die Grubenarbeiter unmöglich zu machen. Sie richteten Arbeiterwohnungen wie richtige Zwinger her (Compounds). Innerhalb der mit Mauern umgebenen Compounds sind die Schachteingänge. Solange jemand im Dienst der Gesellschaften steht, darf er die Compounds nicht verlassen. Wenn Schicht gemacht ist, und die Grubenarbeiter ans Tageslicht kommen, müssen sie sich einer genauen körperlichen Untersuchung unterziehen — (Mund aufmachen, Arme hoch heben, Finger spreitzen, umherspringen) und doch sind schon öfters Diamanten im Wert von zwei bis drei Millionen Mark in einem Monat durchgeschmuggelt worden!

Aber auch wenn einer nicht stiehlt und betrügt, was für eine Versuchung wird für ihn der enorm hohe Taglohn, den er empfängt! In den Compounds sind natürlich Verkaufsläden, in denen alles zu haben ist — besonders aber Branntwein. Da sitzen die Arbeiter, nachdem sie ihre zwölfstündige Arbeitszeit hinter sich haben, spielen Karten und Hazardspiele um hohen Einsatz, und trinken berauschende Getränke dazu. Wie bald blitzt das Messer auf, und die Spielhölle wird zur Mördergrube. Das Herz wird von einer geradezu tierischen Roheit. Da zerreißen umherspritzende Felsstücke bei einer Dynamitsprengung unten im Schacht einem Unvorsichtigen die Glieder. Seine Mitarbeiter springen herzu. Um ihm zu helfen? Nein, sie untersuchen den Zuckenden, ob er vielleicht Diamanten bei sich versteckt halte.

Als „das Geschäft am üppigsten blühte", wohnten zirka 10 000 farbige Arbeiter in den Compounds und in den sehr bald nötig gewordenen Gefängnissen in Kimberley saßen zirka 700 farbige schwere Verbrecher. Seit 1891/92 griff in Kimberley eine radikale Veränderung in den Grubenverhältnissen Platz. Bei dem kolossalen Betrieb der ersten beiden Jahrzehnte trat endlich eine Überproduktion ein; es wurden mehr Diamanten zu Tage gefördert, als verkauft werden konnten. Übrigens gewinnt man die Diamanten auf die Weise, daß das Gestein, welches sie enthält, der Luft ausgesetzt, zerbröckelt und dann durch Waschen von seinem edlen Inhalt getrennt wird. So sanken die Diamantpreise immer mehr, und die Aktiengesellschaften standen vorm Bankerott. Da kaufte der bekannte Millionär C. Rhodes die Hauptgruben

an und beschränkte den Betrieb im wesentlichen auf eine Grube. So stiegen die Preise wieder, weil nicht so viel Ware am Markt war, aber die Arbeiterzahl war viel geringer geworden.

Daß so vielen Heiden an einem Ort das Evangelium gepredigt werden müsse, stand den Missionsgesellschaften, die in der Nachbarschaft von Kimberley Stationen hatten, von Anfang an fest. Fünf Missionsgesellschaften haben darum auch Missionare in Kimberley: Die Wesleyanischen Methodisten, die englische Kirchenmissionsgesellschaft, die südafrikanische Missionsgesellschaft (holländisch-reformiert), [die kongregationalistische Union (englisch) und die Berliner (I) Missionsgesellschaft. Die Arbeit ist natürlich nicht leicht. Schon der Aufenthalt in Kimberley gehört nicht zu den Annehmlichkeiten. Wenn der Wind die Stadt



Kaffernjünglinge bei der Missionsstation Silo, Südafrika. (Brüdergemeinde.)

in eine rote Staubwolke hüllt, dann glaubt man in der Sahara zu sein. Was von Bäumen und Sträuchern in Kimberley ist, das ist künstlich angepflanzt. Wegen völligen Wassermangels hat eine ungeheure Wasserleitung vom Vaalfluß nach Kimberley angelegt werden müssen. Der Bau eines Brunnens, der mit Dynamit in die Tiefe gesprengt werden mußte, kostete 2300 Mark. Aber härter noch als die Erde ist der Boden der Herzen. Wann sollen die Missionare predigen? Zwölfstündig ist die Arbeitszeit, und wenn sie aus ist, dann schlafen die Arbeiter oder spielen und trinken. Und doch kriegt so mancher verlorene Sohn gerade bei solchem Leben Heimweh nach dem rechten Vaterhause, und Predigt in den Compounds, oft bei Laternenschein unter Schlafende Spielenden, ist nicht vergeblich. Ist einer krank oder verunglückt und

Hospital, dann ist sein Herz noch empfänglicher, wenn der Missionar ihn besucht. Außerdem aber sind eine sehr große Zahl von Arbeitern Getaufte, die von irgend einer Missionsstation, oft von weit her nach Kimberley gekommen sind, des Verdienstes wegen. Hier sind sie auf böse Wege gekommen, aber die Predigt des Evangeliums weckt wieder ihr Gewissen. Wenn es angeht, dann reist auch wohl der Missionar der fernen Station seinen Schäflein nach Kimberley nach. So der Missionar der Station Gnadenthal der Brüdergemeinde nahe am Kap der guten Hoffnung. 300 Männer seines Orts waren die 170 Meilen nach Kimberley gereist, um „zu verdienen". Er ging nach einiger Zeit ihnen nach und fand manche Pflanze, die schon zu des Heilands Ehre gegrünt hatte, zum Holz geworden, das der Herr mit Feuer verbrennen wird, manchen verlorenen Sohn,



Hundertjähriger Kaffer mit Kind und Kindeskind. (Brüdergemeinde.)

dem die Träber der Säue lieber geworden waren, als das Brot des Lebens. Die wenigsten unter den 300 Männern kamen, als Missionar Hettasch sie aufforderte, er wolle ihnen einen Gottesdienst halten. Einer war als Diamantendieb ertappt und hatte vier Jahre Gefängnis bekommen. Diesen besuchte Missionar Hettasch im Gefängnis, und der Besuch war von großem Segen. Er schlug in sich.

Die Berliner Mission beteiligte sich an der Missionsarbeit unter den Farbigen in Kimberley zunächst von ihrer Station Pniel aus. Das beständige Hin- und Herreisen wurde aber zu umständlich. So zog denn Missionar Meyer 1878 gänzlich nach Kimberley. Das Werk der Berliner Mission ist hier bis auf den heutigen Tag erfreulich vorwärts gegangen. 1878 predigte Missionar Meyer zunächst in einem Zeltkirchlein, 1881 wurde eine hübsche deutsche Kirche gebaut.

Die in Kimberley wohnenden Deutschen hatten 3200 Mark dazu aufgebracht, die kleine Negergemeinde über 6000 Mark. Geld ist ja in Kimberley vorhanden. Allmählich wuchs die Arbeit des Missionars Meyer immer mehr, so daß er fast übermenschliches leisten mußte. Er mußte alle Sonntage mindestens fünfmal predigen: zweimal in den Compounds, einmal in der deutschen Kirche (inkl. Sonntagsschule), einmal in der Gemeinde der Farbigen, dazu Sonnabends im Gefängnis. Außerdem hatte er drei Filiale: Klipdam, Ga-Mabote und Windsortowa. Klipdam hat schon längere Zeit eine Kirche, in Ga-Mabote ist eine Kirche am 16. Mai 1898 eingeweiht. Dazu kam aber noch der tägliche Unterricht in der Schule von acht bis halb zwölf Uhr; dabei half ihm jedoch seine Frau und ein



Schulkinder in Kimberley (Orange-Freistaat).

Fräulein Neethling in den oberen, der treue Helfer Isaak Machale in den unteren Klassen. In der deutschen Gemeinde in Kimberley, an der Bruder Meyer Pastor war, stand ihm ein Gemeindekirchenrat treu zur Seite.

Im letzten Kriege hat Meyer vier Monate hindurch alle Schrecken einer Belagerung mit durchleben müssen, aber der 91. Psalm hat sich an ihm erfüllt, der Herr hat ihn behütet. Er hat täglich seinen Dienst getan und ist z. B. stets per Rad zum Konfirmandenunterricht nach der deutschen Kirche gefahren; dicht neben ihm schlugen die Geschosse ein, aber ihn durfte keins treffen; Schmalhans war Küchenmeister, Meyer hat 28 Pfund abgenommen während der Belagerung, aber Krankheit durfte ihn nicht treffen. Nun hat ihn der Herr über

Leben und Tod auch abgerufen. Selbst für einen Riesen, wie Meyer, waren doch wohl die Strapazen zu groß gewesen. Er starb im Juni 1902.

Ebenso wie in Kimberley strömten in Johannesburg, mit der Eisenbahn in einer Stunde von Pretoria zu erreichen, alle Goldgierigen zusammen.

Johannesburg ist nach und nach das Herz Transvaals, ja Südafrikas geworden. Diese Stadt, von der man vor 15 Jahren noch nichts sah, ist zur Weltstadt geworden. 1896 setzte sich ihre Bevölkerung so zusammen: 50907 Europäer, 42533 Kaffern, Bassuto, Betschuanen, 4807 Asiaten, 2874 Mischlinge, 952 Malaien; Summa: 102073 Seelen! Seit Entdeckung der Goldlagerstätten im Jahre 1887 bis Ende 1896 hat man fast 7000 Zentner Goldes der Erde entnommen, deren Wert sich etwa auf 835 Millionen Mark beziffert!

Gelegenheit, das Wort Gottes zu hören, hat der Eingeborene in Johannesburg. Es finden sich hier bereits sieben Missionskirchen und neun europäische Missionare nehmen sich der Arbeit an. Zunächst geht jede der Missionsgesellschaften den Gemeindegliedern oder Leuten nach, die von ihrem Arbeitsgebiet stammen. Die Berliner Mission konnte 1895 eine geräumige Kirche einweihen, welche 800 Sitzplätze zählt. Seit dem Ausbruch des Krieges haben 70000 Farbige Stadt und Goldfeld verlassen, 50000 Weiße sind geflohen; 20000 Bewohner zählt die Stadt jetzt. Tausende von Wohnungen stehen leer. In den Minen sind die hohen Löhne von 50—80 Mark auf 20 Mark monatlich herabgesetzt. Ein charakteristisches Merkmal für die Missionsarbeit in Johannesburg ist es, daß von der Berliner Mission in nicht weniger als sieben Sprachen gepredigt werden muß — Schwesterstadt auch hierin von Kimberley!

Medingen.

Merensky hatte von seiner Station in Sekukunis Land eine Untersuchungsreise nach Norden unternommen. Gar gerne hätte er die berühmten Ruinen von Simbabye (unter 31° 48′ Länge und 20° 14′ Breite gelegen) mit eignen Augen gesehen. Man hatte davon gesprochen, daß hier das alte Ophir der Bibel zu suchen sei. Rings um die Ruinen finden sich reiche Goldfelder und die ganze Anlage der Ruinen, und die Art ihrer Verzierungen, deuten auf phönizischen Ursprung: Der alte Turm in Simbabye würde dann der Turm der Astarte, eine Sonnensäule sein, die über den Altären Baals nicht fehlte (2. Chron. 34, 4), auch der uralte Baumstumpf würde passen, denn der Astarte waren Bäume heilig. Merensky hat Simbabye nicht erreicht. (Wohl aber Missionsdirektor Gensichen gelegentlich seiner Visitationsreise 1900, der zu den obigen Bemerkungen noch hinzufügt: „Die Ruinen bestehen aus zwei räumlich getrennten Stücken; der Turm steht im „Tempel", einem von einer 30 Fuß hohen Mauer umschlossenen, mächtigen Raum, in welchem sich riesige Bäume erheben. 300 Schritt vom Tempel erhebt sich eine auf hohem Felsen erbaute Feste. Die fünf Fuß dicken, ohne Mörtel gebauten Mauern teilen unregelmäßige Quartiere ab. Vielleicht hat diese Burg zur Bewachung riesiger Goldschätze gedient, welche die 16 Meilen entfernten alten Seluwkeminen geliefert haben mochten.) Aber bis

nahe an die Hauptstadt der Königin Modjadje ist er gekommen und hat dort gerastet, wo jetzt die blühende Missionsstation Medingen steht. Auch hat er nach 30 Jahren die Medinger Kirche einweihen können.

Medingen, im Nordosten Transvaals, ist eine Berliner Station wieder ganz anderer Art als Kimberley und Johannesburg und auch als Botschabelo: es ist ein vorgeschobener Missionsposten in der Hochburg des Heidentums. Das Heidentum Südafrikas verkörpert sich in einem ausgedehnten Zaubereiwesen. Eine der wichtigsten Arten von Zauberei ist der Regenzauber. Die Bassuto und Betschuanen Transvaals sind Ackerbauer — Transvaal aber ist im allgemeinen regenarm, und Dürren sind regelmäßig wiederkehrende Landplagen. Da glauben nun die Leute, daß die Zauberer, und vor allem die Häuptlinge, durch „Medizin" den Regen herbeizwingen können. Nun ist der Nordosten Transvaals, wo das Land Bolubedu mit der Station Medingen liegt, sehr regenreich. Deshalb gilt die Königin des Landes Modjadje für die mächtigste Regenzauberin; ihre Regenmedizinen werden in ganz Transvaal hoch bezahlt. Natürlich hat die Regenfülle in Bolubedu einen ganz anderen, sehr natürlichen Grund. Transvaal ist so regenarm, weil die hohen Ketten des Drakengebirges, welche das Land längs seiner Ostgrenze umkränzen, die über den Ozean ziehenden Regenwolken festhalten, sodaß sie ihren Segen über Natal, Kaffraria 2c. ausschütten. In diesem Randgebirge ist aber eine breite Lücke, durch welche die Wolken ungehindert landeinwärts ziehen können — und in dieser Lücke liegt Modjadjes Reich!

Auf dem Schlachtfeld von Mars la Tour war in dem jungen Gardedragoner Fritz Reuter der Entschluß gereift, sein Leben dem Herrn zu weihen. Als er nach wohlbestandenem Examen das Berliner Missionshaus verließ, war ihm schon der Weg gewiesen, wo er unter den Heiden arbeiten könne. Ein Fräulein von Meding hatte der Berliner Missionsgesellschaft 7500 Mk. zur Gründung einer Station vermacht, nach Norden ging der Zug der Berliner Mission in Transvaal und Fritz Reuter war bereit, in den Kampf mit dem Heidentum in einem neuen Lande als Erster einzutreten. Und der Kampf ist ihm nicht erspart geblieben. Zwar fand er, als er 1881 in Modjadjes Land kam, erweckte Farbige, die sich seines Kommens freuten und ihm bei der Errichtung der Station halfen. Unter ihnen war sogar ein kleiner Häuptling, Khaschane, der bereits getauft war und ein ernstes christliches Leben führte. Aber gerade dies erregte den Zorn des heidnischen Hofes. Als nach Reuters Ankunft die Christen unter Khaschanes Leitung ihr Haupt erhoben, zertrat man die Keime mit grausamem Fuß. Am Karfreitag 1884 überfielen die Heiden Khaschane und sein Häuflein in ihrem Kirchlein und machten sie nieder.

Unverdrossen aber arbeitete Reuter weiter. Er legte Gärten und Felder an, unterwies die sich um ihn Sammelnden in allerlei nützlichen Arbeiten und baute ein Gebäude nach dem andern. Einen Sumpf legte er durch einen Abzugsgraben trocken und legte eine Kaffeeplantage an: Medingen wurde eine Oase in der Wüste der heidnischen Wildnis. 1895 kamen die Boeren ins Königreich Bolubedu und besetzten die besten Plätze. Sie zeigten einem heidnischen

Gewalthaber nach dem andern, daß sie die Herren allein wären. Die Königin wagte es, im Vertrauen auf ihre berühmte Zaubermacht, es zum Kriege kommen zu lassen. Dabei zog sie natürlich jämmerlich den Kürzeren. Die Hauptstadt wurde erobert und Modjadje gefangen genommen. Jetzt war Reuter gut genug, um empfangen und um Vermittlung gebeten zu werden. Die ganzen Jahre vorher hatte ihm Modjadje Widerstand entgegengesetzt, auch nicht ein einziges Mal ihm eine Audienz gewährt, so daß er sie hätte sehen können. Aber als ihr Reuter jetzt aus der größten Not half, und sie Königin, wenn auch unter Oberhoheit der Boeren, bleiben konnte, war das Eis des heidnischen Widerstandes gebrochen. Schon im Jahre nach dem Kriege konnten 87 Seelen getauft werden. Geradezu wunderbar aber ist der Aufschwung, den Medingen in den letzten Jahren ge-



Kirchgänger der Außenstation Motlabaneng. (Im Hintergrunde Kirchlein und Glocke.)

nommen: in den ersten 16 Jahren (bis 1897) insgesamt nur 420 Taufen; in den beiden Jahren 1898 und 1899 wurden allein 427 Personen getauft. Selbst während der beiden Kriegsjahre konnten 360 Heiden getauft werden, so daß die Gemeinde jetzt über 1000 Seelen zählt. Die Station umfaßt eine stattliche Anzahl von Gebäuden. Außer seinem Wohnhaus hat Reuter eine Kirche, eine Schule, eine Lehrerwohnung, Stallungen 2c. gebaut, dazu für seine heranwachsenden Kinder eine eigene kleine Schule mit ein paar Zimmern, für eine aus Deutschland erbetene Erzieherin. Jüngst hat er einen großen Turn- und Spielplatz für die Jugend angelegt. Medingen, mit seinen grünen Bäumen, mit seinen blühenden Hecken und Feldern, ist wie ein Garten Gottes anzuschauen, aber auch das Reich Gottes wächst und blüht.



Kirche und Gemeinde in Ehlanzeni.

Als Reuter mit einer ganzen Anzahl seiner Leute vor einigen Jahren in Berlin auf der Transvaalausstellung war, waren auch unter den Mitgereisten noch einige Heiden, diese sind jetzt getauft, darunter Leute aus der nächsten Verwandtschaft der Königin. Die alten Minister, und selbst der Hofzauberer der Königin sind jetzt Glieder der christlichen Gemeinde, die eine der hoffnungsvollsten ist in ganz Nordtransvaal. Unser Bild auf Seite 200 zeigt uns eine von den Außenstationen Nordtransvaals. Sie gehört zur Hauptstation Malokong.

Hermannsburg.

In Natal begann die Arbeit der Hermannsburger 1855 mit der Gründung der Station Hermannsburg, dem bald in weiterem Umkreis Ehlanzeni, Etembeni, Müden u. a. folgten. 1857 gingen die ersten Missionare über die Tugela ins gefährliche Sululand. Dort faßten sie durch ihre praktische Tüchtigkeit bald festen Fuß, mußten aber, obschon der alte König Ponda ihnen günstig und der



Station Hermannsburg, Natal.

kriegerische Ketywayo nicht unfreundlich gegen sie war, durch stolze, wilde Unterhäuptlinge viel leiden. Die verschiedenen blutigen Kriege der Sulu erschütterten die Mission aufs Tiefste, konnten sie aber nicht vernichten. Es war eine harte, schwere Arbeit, aber in den neunziger Jahren ist das treue Ausharren belohnt worden. Die Hermannsburger Sulumission ist auf 20 Stationen mit 38 Außenstationen angewachsen, auf denen 20 Missionare mit 113 eingebornen Gehilfen arbeiten und 5721 Christen vorhanden sind.

In Transvaal wohnen auch Betschuanen, deren Hauptstämme im Westen von Transvaal ihre Heimat haben, wo seit 1813 Missionare die Arbeit angefangen hatten und wo Moffat, Livingstones Schwiegervater, die ersten größeren Erfolge schauen durfte. Fünfzig Jahre lang hat er unter den Betschuanen gewirkt, die sich zuerst als ein hartes, verschlossenes, undankbares Volk erwiesen, wie es schien, völlig stumpf gegen das Wort Gottes. „Sie sahen die Sonne mit den Augen eines Ochsen an. Was man von Schöpfung, Sündenfall, Erlösung und Auferstehung zu ihnen sprach, das klang ihnen noch abgeschmackter, als uns

ihre Erzählungen von Löwen, Hyänen und Schakalen. Unsre Arbeit unter ihnen war wie der Versuch eines Kindes, die Fläche eines Spiegels mit der Hand zu fassen, wie wenn ein Ackersmann versuchen wollte, den Granitfels zu pflügen." „Wo ist euer Christus? Wo ist Jehovah? Was kann er? Niemals wird ein Betschuane vor ihm seine Kniee beugen," sagten sie den Missionaren ins Angesicht. Zweimal rettete Moffat dem Volk des Königs Mothibe, Habe und Leben, durch Erwerbung von Bundesgenossen in Kriegsgefahr und durch Abwendung von Kriegsgefahr — aber die Herzen blieben hart. 1821 hatte Moffat angefangen in Neulattuka am Kurumanfluß, und 1828 kamen die ersten vier Betschuanen, um lesen zu lernen. Aber nun fing es auch endlich an, sich zu regen, und 1829 konnten die ersten sechs Betschuanen getauft werden. Als 1838 die neue Kirche geweiht wurde, bestand die Gemeinde bereits aus 300 Seelen. 1829 kamen Gesandte des Königs Moselekazzi, der, ein Zulu, aus seinen und den unterworfenen Betschuanenstämmen ein Mischvolk, die Matebele, gebildet und an den Quellen des Limpopo sich niedergelassen hatte. Er fragte nach den Missionaren, und die erste Reise Moffats zu Moselekazzi wurde der Vorbote von vielen andern, bis Moffat 1859 mit seinem eigenen Sohn und zwei Missionaren in dem Matebelenreich jenseits des Limpopo, wohin sich Moselekazzi vor den Boeren hatte zurückziehen müssen, eine Mission eröffnen konnte.

Die Betschuanen sind eine Hauptabteilung in der Völkerfamilie der Bantu und sind mit den Kaffern und Herero (Südwestafrika) verwandt. Die Ostbetschuanen oder Bassuto kennen wir schon, darum brauchen wir hier nicht näher auf dies Volk einzugehen. 1857 gingen die ersten Hermannsburger Missionare zu den westlichen Betschuanen, zu den Bakwena, Bahkatla, Baharutse, Bawanguato u. a. Bei den letzteren taufte der Missionar Schulenburg den jetzt durch sein treues Bekenntnis in Wort und Wandel so bekannt gewordenen König Khame.

Unter den Betschuanen Transvaals begann nun auch 1864 der Mann seine Arbeit, auf den wir mit Recht als auf einen der ältesten Vertreter der Hermannsburger Mission in Südafrika näher eingehen: Wilhelm Behrens. Lassen wir uns von ihm aus seinem Leben erzählen. „Geboren bin ich in Hermannsburg auf dem Bauernhofe Behrens (jetzt ist er Missionshof) am 13. Februar 1827. Als Jüngling war ich ein lebendiger und munterer Knabe, ohne eigentlich von der Welt verdorben zu sein. Seit 1844 war Pastor Ludwig Harms in Hermannsburg. Seine ernsten und scharfen Predigten brachten mich, wie manch andren, zum Stillstand und zur Umkehr. Als ich durch Gottes Gnade meinen Heiland gefunden hatte, wurde es mein sehnlichster Wunsch, Missionar zu werden. In Hamburg war ich bald darauf Zeuge der Abordnung von vier westafrikanischen Missionaren; wie ich sie beneidete! Aber meine Eltern erlaubten mir's nicht, Missionar zu werden, denn ich war ja der älteste Sohn und Erbe meines väterlichen Gutes. Als mein Vater 1849 starb und bald darauf das Hermannsburger Missionsseminar errichtet wurde, flammte der Wunsch wieder auf — aber es hieß eben die Wirtschaft übernehmen! Am 1. November 1850 heiratete ich. Als unser erstgeborner Sohn nach vier

Monaten starb, schien mir dies ein neuer Fingerzeig auf meinen Missionsberuf zu sein, und meine Frau erklärte, mit mir als Missionarsfrau bis ans Ende der Erde gehen zu wollen. Als auch meine Mutter endlich meinen Wunsch billigte, und nun auch Pastor Harms nicht länger abriet, vermachte ich Haus und Hof und alles, was drin und dran war, der Mission und trat 1853 ins Missionshaus. Im Herbst 1857 bin ich mit den elf Mitzöglingen vom Konsistorium in Hannover examiniert worden, und im Oktober ging's mit der Candace zur See nach Afrika. 95 Tage waren wir auf dem Schiff nach Natal. Ich wurde in Natal von dem alten Bruderkreis (1853 waren die ersten Hermannsburger Brüder gekommen) als ein Missionsballast angesehen, weil ich gleich mit Frau



Kirchenvorsteher in Bethanien.

und zwei Kindern kam. Ich wurde darum auch auf die nächstliegende Station, nach Ehlanzeni geschickt, wo ich der Mission am wenigsten Kosten verursachte. Hier sollte ich mich nützlich machen an der Seite des Bruder Müller. Meine Aufgabe war, Sprache und Sitten der Kaffern zu lernen, soviel Acker- und Gartenbau zu Selbsterhaltung zu treiben, als nur möglich und ein neues Wohnhaus zu bauen. Zugvieh und Pflug hatten wir nicht, so hieß es „graben"! Für das Wohnhaus habe ich 20000 Mauersteine mit eigener Hand geformt — in der afrikanischen Sonne, — alles Bauholz fällte ich mit zwei Kaffern und sägte ich drei Monate lang. Als das Haus fertig war, zog Bruder Müller hinein, während ich mit meiner Familie das alte übernahm. Bald darauf mußte ich eine neue Station einige Stunden von Ehlanzeni anlegen: Elnblangana.

Als nach sieben Monaten zwei Wohnhäuser und die Kirche fertig standen, holte ich meine Familie. Hier fing nun meine eigentliche Missionstätigkeit an, mit Predigen auf den Kraalen und Einladen zum Sonntagsgottesdienst. Um meine Pflicht zu tun, habe ich mir fast die Beine abgelaufen. Aber ich habe es doch erreicht, daß öfter 3—400 Kaffern im Gottesdienst waren. Taufen habe ich leider keinen gekonnt. Denn nach drei Jahren wurde ich beordert, unsre Betschuanenmission wieder aufzunehmen. Setschele, der Bakwenakönig in Liteyane, hatte brieflich um Missionare gebeten. Als wir aber zu ihm kamen, erklärte er, sein Volk wolle keine Missionare aus dem Boerenland, er müsse uns den Eingang verwehren. So gingen wir nach Linokana zurück. Hier habe ich ein ganzes Jahr gesessen, Sprache gelernt, getrauert und geweint, bis ein Christ der Station mir riet, nach dem Distrikt Magalisberg zu gehen, da sei viel Volks, mit zum Lernen bereitem Herzen; er wisse das, denn er sei da geboren. Nach einer Untersuchungsreise dorthin war es mir gewiß geworden, daß dort eine Tür zum Betschuanenvolk offen stehe. Am 29. November 1864 langte ich mit den Meinen in Bethanie an.

Ein alter Kaffer David hatte hier schon etwas vorgearbeitet, und ich konnte sofort die Taufschule mit zwanzig Erwachsenen beginnen, die schon alle lesen und 1865 getauft werden konnten. So ist es denn fortgegangen die 36 Jahre, die ich hier in Bethanie gewesen bin. Das Taufregister im Kirchenbuch zeigt die Nummer 4250 des zuletzt Getauften. 3000 davon sind etwa noch am Leben. Der Herr hat auch anderweitig viel Gnade und Segen gegeben, daß wir außer der Gemeinde in Bethanie noch vier Filiale haben. Dann haben wir neun Kinderschulen mit neun Lehrern und gegen tausend Schülern, sieben Taufschulen mit einigen hundert Erwachsenen aus den Heiden. In den Jahren 1891 und 1892 haben wir eine große Kirche im richtigen Kirchenstil und mit hohem Turm, bauen können, die über tausend Sitzplätze hat, ohne daß schon Emporen drin gebaut sind. Auch hat der Herr im Irdischen viel Segen gegeben. Als ich hieher kam, hatte das Volk keinen Schritt breit eignen Grund und Boden, alle wohnten auf den Grundstücken der Bauern. Dann kaufte ich ein großes Grundstück für die Missionsgesellschaft, später Grundstücke für das Volk, das ich mit Geld und Vieh bezahlte. Unser Besitztum ist jetzt fünf bis sechs Stunden lang und drei Stunden breit. Die Mission hat dem hiesigen Volk eine Existenz erworben.

Ich bin nun 43 Jahre in Afrika, alt und grau geworden im Dienste des Herrn, denn ich bin bald 74 Jahr. Aber ich bin noch nicht kalt und abgelebt und kann noch täglich meine Arbeit tun. Gern möchte ich noch erleben, daß hier kein Heide mehr ist. Seit vier Jahren bin ich Witwer, aber meine Tochter ist meine Stütze und Hilfe. Die meisten meiner Mitbrüder sind schon heimgegangen. Ich habe unter vier Pastoren Harms gestanden: Christian Harms hat mich getauft und konfirmiert, Ludwig Harms hat mich getraut und ausbilden lassen und war mein Direktor, Theodor Harms war mein Lehrer und Direktor, und Egmont Harms ist jetzt mein Direktor. Gerne wollte ich noch unter seiner Leitung dem Herrn in der Mission dienen. Aber ich sehne mich

auch mit allen Kindern Gottes bei mir selbst nach der Kindschaft und warte auf meines Leibes Erlösung." Vor zwei Sommern ist Vater Behrens dies Sehnen in Erfüllung gegangen; 1900 ist er heimgegangen.

Wir fügen dieser Erzählung, die aus der Feder des seligen Behrens selber stammt, noch ein paar Worte aus einer Rede des Boeren-General Joubert hinzu, die er bei der Einweihung der schönen neuen Kirche in Bethanie gehalten hat: „Vor einem halben Jahrhundert habe ich diese Gegend als Jäger durchstreift. Damals war hier eine Wüstenei, und die Menschen, die hier wohnten, waren noch sehr wild. Wenn mir damals jemand gesagt hätte: nach vierzig



Kirche zu Elim.

Jahren wirst du hier eine große Christengemeinde finden und eine große, schöne Kirche einweihen helfen, — dann hätte ich ihm geantwortet: „Geh mit deiner Prophezeiung, das ist ja gar nicht möglich." Und doch, das Unmögliche ist Wirklichkeit geworden!"

Die Hermannsburger haben im Westen von Pretoria bis in das britische Betschuanenland hinein ein großes, zusammenhängendes Missionsgebiet mit 26 Hauptstationen, 62 Außenstationen und 43327 schwarzen Christen, das fruchtbarste zusammenhängende Missionsgebiet Südafrikas. Unser Bild zeigt uns die Kirche zu Elim, einer blühenden Station in Natal, die von den Hermannsburgern bearbeitet wird.

Die Pariser Missionare.

„Hurra, sie sind am Sambesi!“ So rief 1894 der sterbende Mabille, einer der unermüdlichsten unter der tapferen Schar der Pariser Missionare in Südafrika, in seinen letzten Fieberträumen. Was war es denn, das den totkranken Mann so bewegte? Wir blicken 61 Jahre zurück. Da zog aus Thoba Bosiu, der Hauptstadt des Bassutofürsten Moschesch, ein kleiner Zug von Häuptlingen, der eine Menge schöner Ochsen mit sich führte. Wohin sie kamen, fragten sie nach weißen Männern, die ihr Volk lehren könnten; so hatte Moschesch ihnen aufgetragen, und mit den Ochsen wollte man die fremden Lehrer erkaufen. Und siehe da, um dieselbe Zeit suchten drei junge französische Missionare in jenen Gegenden ein Gebiet, wo sie arbeiten konnten. So kamen sie auf diese Kunde zu dem Bassutokönig. 1833 übernahmen sie hier eine ursprünglich für Buschmänner von den Londonern gegründete Station. (Von den hie und da in Südafrika zerstreut lebenden Buschleuten sagt Posselt: Das ist eine Menschenrasse, bei der selbst der Missionar in Zweifel geraten kann, ob sie eine unsterbliche Seele haben: Tiermenschen, eine Art Kobolde von gelblich schmutziger Farbe, mit einer Sprache, die aus allerlei unterirdischen Lauten: Knallen, Grunzen, Meckern Winseln und Miauen besteht. Sie leben nur von Wild, das sie mit vergifteten Pfeilen erlegen.) Die Buschleute hatten sich von Caledon fortgezogen, und die Arbeit erstreckte sich auf Angehörige anderer Stämme. Eine Reihe von Stationen konnten sie in den ersten zwölf Jahren anlegen, 606 Kommunikanten waren schon vorhanden. Nach einem Menschenalter aber hatte Gott die Mission so gesegnet, daß die jungen Christengemeinden aus den Bassuto nun ihrerseits Mission zu treiben begehrten. So suchten sie ein Arbeitsfeld und an ihrer Spitze stand der französische Missionar Coillard. Nordwärts wandten sie sich, bis sie an den Sambesistrom kamen, zu dem wilden und lasterhaften Volke der Barotse.

Aber wie erstaunten sie! Sie verstanden deren Worte und Coillard wurde von den Barotse verstanden! Die Barotse haben das Sessuto von den Makololo, einem Bassutostamm erhalten, der in den vierziger Jahren sein Land verlassen und sich am Sambesi angesiedelt hatte. Heute sind die Makololo dort gänzlich untergegangen, aber ihre Sprache ist die Verkehrssprache des Landes geblieben. In den fünfziger Jahren war Livingstone in diesem Lande gewesen. Er war damals der Einladung Sebetoanes gefolgt und hatte dessen Neigung in so hohem Grade gewonnen, daß man die besten Hoffnungen für die Mission hegen konnte. Leider starb bald nach Livingstones Ankunft dieser von ihm als „der größte und beste Häuptling“ bezeichnete Heide. Aber auch sein Sohn begünstigte die Ansiedlung von Missionaren. Livingstone hat bei diesen Leuten einen unsauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Coillard schreibt von ihm: „Man bewundert in Europa den kühnen Reisenden, man muß hieher kommen, wo er gelebt hat, um den Menschen kennen und bewundern zu lernen. Wenn die anderen Reisenden ihre Namen in Felsen und Baumrinden geschnitten haben, so hat er den seinen in die Herzen der Heidenvölker des inneren Afrika

gegraben. Überall, wo Livingstone war, ist der Name „Missionar" ein Freipaß und eine Empfehlung geworden." Auf Livingstones Veranlassung waren dann nach seinem Fortgang zwei Missionarsfamilien hingezogen, von denen aber acht Personen in wenigen Monaten am Klima starben. Missionar Priee hat

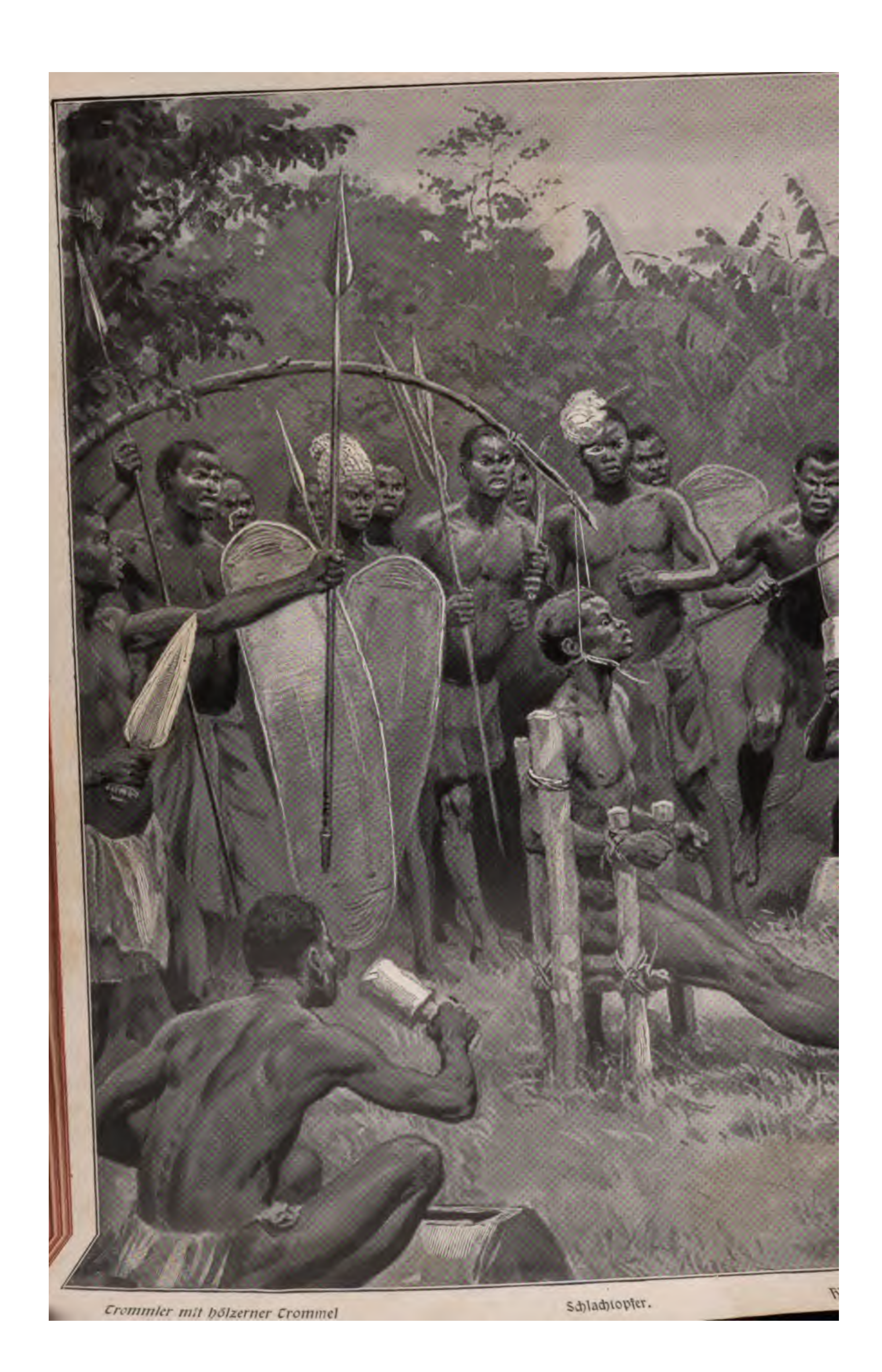


Missionar Coillard.

sie eigenhändig, obgleich selber todesmatt, zur Ruhe bestattet! Diese überaus traurige Erfahrung der englischen Missionare aus dem Jahre 1860 hätte wohl die französischen Sendboten zurückhalten können, aber Gott hatte Coillard den Glauben geschenkt, der Berge versetzt und die Liebe, die alles hoffet und alles

duldet. 1886 wurde Coillard von dem König der Barotsi feierlich empfangen. „Lumela moruti oa ka, ntate!“ d. i. „Heil dir, mein Missionar, mein Vater.“ Zum ersten Sonntag befahl der König alle Leute seiner Stadt zum Gottesdienst. Bald baute sich Coillard in Sefulu, einige Meilen von der Hauptstadt, ein Haus, und 1887 konnte er seine Frau holen. Aber wer sich nun seinen Aufenthalt dort als ein Idyll vorstellen wollte, unter unschuldigen Naturkindern in paradiesischer Gegend, der würde sich arg täuschen! Vielweiberei mit ihrer Eifersucht, Kindermord, Sklavenmärkte, Blutvergießen bei jedem Fest des Königs, den Geistern der Vorfahren opfern, mit Hilfe der Zauberer Regen rufen, Hagel und Blitz von sich auf des Feindes Feld lenken, durch Zaubermittel sich gegen Krankheit und feindlichen Überfall sichern — das war das Leben, das Coillards täglich sahen! Dazu erwies sich der König immermehr als ein launenhafter und goldgieriger Tyrann, der anscheinend immer nahe daran, Christ zu werden und der heiligenden Macht Gottes anbefohlen, sich von Jahr zu Jahr mehr verstockte. Und wenn getreue Nachbarn zum täglichen Brot gehören, so sah's auch hiermit traurig aus. Noch 1893 erlebte Missionar Jalla bei seiner Station Kazungala einen Einfall der Matebelen von Süden her und sah die reihenweise an den Füßen aufgehängten Leichen von gefangenen Männern und Kindern, die lebendig geröstet waren, und Haufen von entsetzlich hingemetzelten Mädchen und Frauen. Ach und die zahllosen Stromschnellen des Flusses erschweren den Verkehr aufs Äußerste, so schön sie aussehen. Die Station Senanga wird z. B. als ein Paradies geschildert: Sie steht auf einem waldbedeckten Felsen, der schroff zum Strom abstürzt, einen weiten herrlichen Blick hat man über die Ebenen nach Nord und Ost. Aber diese Ebenen tragen kaum einen Baum, denn sie sind vom Oktober an in der feuchten heißen Zeit überschwemmt — Moskitos, Krokodile und Schlangen gedeihen, und vor allem das Sumpffieber!

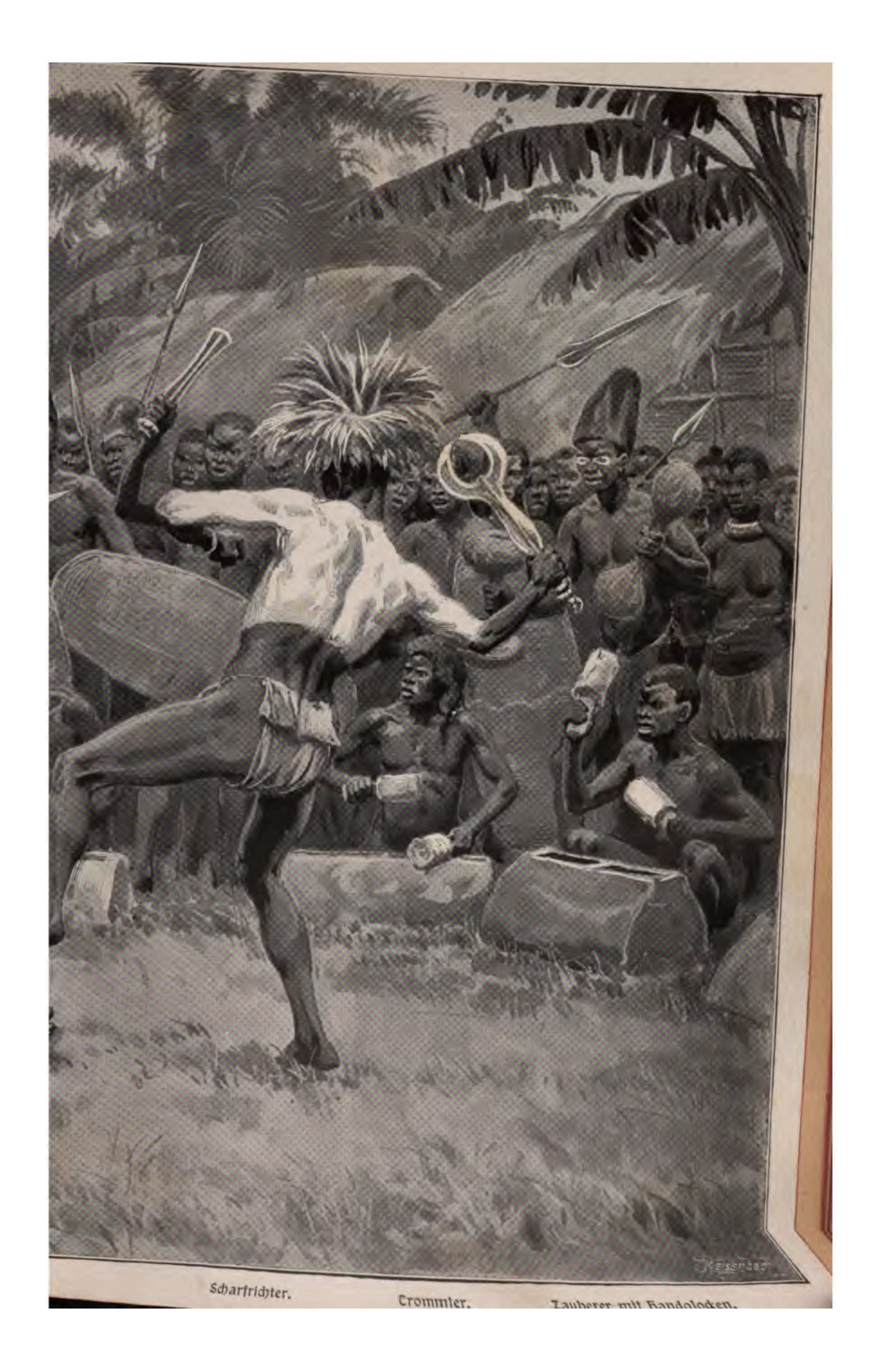
1885 hatte Coillard die erste Station in Seschеke, zirka dreißig Meilen südlich von der Hauptstadt, angelegt, 1887 kam der erste Pariser Missionar ihm nach Sefulu zu Hilfe, 1894 aber konnte die Pariser Gesellschaft zwei Missianarsfamilien, eine Lehrerin und verschiedene Bassutolehrer senden. Das war das Jahr, da Missionar Mabille im Bassutolande, durch das sie eben gezogen waren, von seinem Sterbelager auffuhr: „Hurra, sie sind am Sambesi!“ Und wieder ward 1895 eine Schar zum Sambesi abgeordnet — aber 1897 finden wir nur noch drei Missionare in dem Todeslande! Wo waren die anderen? Gestorben oder nach Europa zurückgekehrt, unter ihnen Coillard, zur Erholung in den Bassutobergen, oder unterwegs liegen geblieben. Aber nun rafften sich die französischen Christen auf. 150 000 Francs und fünfzehn neue Missionare, das war die Bitte und das Gebet Coillards, und das wurde auch das Gelöbnis der französischen Missionsfreunde. Wohin Coillard, der greise Held, kam, überall entfachte seine Rede helle Begeisterung. Kollekten wurden gesammelt, Sambesivereine bildeten sich, und als der 20. November 1898, der Abschiedstag Coillards, kam, da war vorhanden, was er gewünscht, Geld und Menschen waren da. 17 Missionsgeschwister folgten dem gefeierten Coillard an den Sambesi, vier



Trommler mit hölzerner Trommel

Schlachtopfer.

F



Scharfrichter. Trommler. Zauberer mit Handglocken.

waren schon vorausgefahren. Nach langer, gefahrvoller Reise langten sie am Sambesi an. Zehn Missionsgeschwister erwarteten sie dort, die Madagassische Missionskonferenz sandte Grüße — aber noch einer erwartete sie: das Fieber. Bis auf vier wurden sie ergriffen, und zwei Frauen starben. Die erste war Frau Bouchet, welche mit ihrem Manne zusammen noch nicht vierzig Jahre zählte; fast mit Mitleiden hatte die Versammlung in der Heimat bei ihrer Abordnung sie angesehen! So hat der Sambesi sie begrüßt! Was haben sie geantwortet? „Für uns," schreibt Coillard, „ist dies die wiederholte Beglaubigung, daß wir dies Land erworben haben, das die Asche unsrer Liebsten in sich aufgenommen hat." Der Missionsvorstand aber bemerkte auf die Trauerkunde: „Heute wollen wir euch unsre Teilnahme senden, morgen aber neue Arbeiter, um endlich dies Land zu erobern für unsern König!"

Am 15. April 1900 starb Fräulein Dupuy, sie hatte die verwaiste Schule in Seschele übernommen, am 10. Dezember 1900 starb Missionar Rittener, im vollsten Bau der industriellen Schule zu Sefula begriffen, am 14. Dezember 1900 folgte ihm Missionar Mercier und am 8. März 1901 erlag auch Missionar Lienard, in welchem der greise Coillard vielleicht seinen Nachfolger gesehen, dem Fieber! Vier verheiratete Bassutoevangelisten eingerechnet, hat die Sambesimission 20 Arbeiter verloren in der Zeit, in der sie 17 gewann — denn drei Missionarsehepaare mußten schleunigst die Fieberregion verlassen. Und Coillard? Anstatt zu verzagen, verdoppelte er sein Werben. An die Universitäten, Pastoren, Ärzte, Handwerker, an die „Sambesias", die kleinen Missionsgesellschaften daheim, die für die Sambesimission besonders arbeiten, richtet er seine Aufrufe: „Kommt herüber und helft uns!" Und die 650000 evangelischen Christen Frankreichs hören, sie senden, sie kommen!

Ja, der Sieg wird auch hier des Herrn sein. Schon äußerlich wird es nach und nach ruhig im Lande. Deutsch-Südwestafrika reicht, Seschele gegenüber, bis an den Sambesi, in Lialui, des Königs Lewanika Hauptstadt, wohnt ein englischer Beamter. Die Gemeinden aber blühen jetzt auf. Inzwischen werden einige neue zu den bisherigen sieben Stationen angelegt sein. Auf diesen aber hören wir von blühenden Schulen, von frommen Gehilfen, von einem ersten Minister, der Christ ist, von dem Thronfolger Litia, der mit seiner Familie getauft ist. Kapellen müssen vergrößert, andere neu gebaut werden. Es wird weiter gekämpft und gearbeitet werden, bis es einst auf allen Seiten heißen wird: Der Herr hat allenthalben sein Volk!

Es bleibt uns nun in Südafrika noch ein großes, wichtiges Missionsfeld zu besuchen übrig: Deutsch-Südwestafrika. Wir könnten von Seschele, wo wir soeben waren, in kurzer Zeit dorthin gelangen, aber dann wären wir im Norden des Landes. Der Zug der Mission aber, von der zu berichten ist, ist gerade umgekehrt gewesen: also wieder im Geist nach der Kapstadt zurück!

„Nama", so lesen wir auf der Karte von Südafrika, „Klein- und Groß-Namaland, Herero- und Ovamboland" längs der Westküste von der Kapstadt

nordwärts. Das ist das Gebiet der Rheinischen Missionsgesellschaft zu Barmen.

Zwar, die ersten Bahnen dem Evangelium unter den Nama zu brechen, hat der Herr einen Schüler Jänickes gewürdigt: Heinrich Schmelen. Er war ein junger Bauernbursche aus Kassebruch a. d. Weser, als er, um französischen Werbern zu entgehen, nach London geflüchtet und hier in einer Kapelle durch ein Zeugnis bekehrt wurde, das ein vom Missionar Kicherer mitgebrachter getaufter Buschmann vom Christenglauben ablegte.



Christliche Nama- und Bastardmädchen in Keetmannshoop.

Schmelen wurde von Jänicke ausgebildet und von der Londoner Missionsgesellschaft nach Südafrika gesandt, wo er 1811 unter den Buschleuten am unteren Teil des Oranjeflusses arbeitete und, nachdem er 1814 die ersten getauft, nach Norden zog, um einen Platz für eine zu gründende Station zu suchen. 150 Hottentotten begleiteten ihn (der Unterschied zwischen Buschmann und Hottentott ist schwer festzustellen). An einem Platz mit drei Quellen ließ er sich nieder, Bethanien nannte er den Ort. Er heiratete eine bekehrte Hottentottenjungfrau, trug das Fellkleid und die Fellschuhe der Hottentotten und lebte ganz wie diese, — die aus der Umgebung zu ihm strömten, und in deren Kraale er auf Missionspredigten zog. Aber endlich mußte er doch, ausgewiesen von den Häuptlingen, die „den Wandel nach der väterlichen Weise" nicht aufgeben wollten, nach Klein-Namaland zurück, wo er in Komaggas, wie er den neuen Missionsplatz nannte, die Evangelien in die Hottentottensprache übersetzte, — aber seine Sehnsucht stand nach Norden! Er hat nicht wieder zurückkehren können. Aber eine andere Missionsgesellschaft, die Rheinische, trat in das von den Londonern verlassene Missionsgebiet mit deutscher Geduld und deutscher Zähigkeit und Hingabe ein und besetzte einen Platz nach dem andern dort, wohin Schmelen sehnsuchtsvoll gedacht. Die Hottentotten und Nama nördlich vom



Die große Missions-Karawane von 1899 unter Leitung von Missionar Coillard, bei ihrer Ankunft am Sambesi (Seschehe).

Oranjefluß hatten sich, so gut es ging, auf eigne Hand geholfen, als ihre Häuptlinge Schmelen ausgewiesen. Amraal Lamberts, der erste Beter unter ihnen, war, obgleich ein mächtiger Häuptling geworden, ein ernster Prediger des Evangeliums unter den Seinen, auch Jonker Africaner, Jager Africaners Sohn, hatte eine steinerne Kirche gebaut, in der er predigte. Jagers Name war weit gefürchtet gewesen als Häuptling einer räuberischen Hottentottenbande; vor ihm hatten die Brüder Albrecht, Jänickes Schüler, Boten der Londoner Mission aus der von ihnen angelegten Station Warmbad, nördlich nahe am Oranjefluß, fliehen müssen und hatten Pella, unmittelbar südlich vom Fluß angelegt — ihnen zu Hilfe hatte Jänicke Helm, Sap, Schmelen, Ebner geschickt. Von Pella aus hatten die Missionare Anknüpfung zu suchen gewagt mit „dem Napoleon Südafrikas", Jager Africaner, und 1815 hatte tatsächlich der Räuberhauptmann, als ein neuer Mensch, die Taufe empfangen können, und der englische Missionssuperintendent Dr. Philipp hatte sich überzeugen können, daß er ein neuer Mensch geblieben. — Jagers Sohn war seinem Vater in der Christenlaufbahn nachgefolgt. — Alle, oder die meisten dieser Stationen: Komaggas, Warmbad, Bethanien sind jetzt in den Händen der Rheinischen Missionsgesellschaft.

1829 waren ihre ersten vier Sendboten am Kap gelandet. Der eine übernahm die Arbeit in Stellenbosch, einer der ältesten Ansiedlungen nahe der Kapstadt, der zweite übernahm des reformierten Predigers Vos Arbeitsfeld in Tulbagh, 12 Meilen nördlich davon, die beiden anderen gründeten die Station Wuppertal, etwa 16 Meilen von Tulbagh, 1832 kam die Station Eben-Ezer am Olifantfluß hinzu und von 1840 an wurden die alten Stationen hart am Oranjefluß südlich und nördlich von ihm mit rheinischen Missionaren besetzt. Auf Bethanien, Schmelens ehemaliger Station, arbeitete der Norweger Knudsen. Mit ihm zusammen war der Mann ausgesandt, der der Bahnbrecher der Herero- und Ovambomission geworden ist, und dessen Leben wir als Vertreter der Rheinischen Mission in Deutsch-Südwestafrika hier ausführlicher behandeln: Dr. Hugo Hahn. Eines baltischen Gutsbesitzers Sohn, wurde er als sechzehnjähriger Ingenieur-Offizieraspirant durch ein betendes Kind zur Selbstbesinnung gebracht und faßte den Entschluß, Missionar zu werden. 1838 trat er in das Missionsseminar zu Barmen ein. Hier erhielt er 1841, nach bestandenem Examen, den Auftrag, nach Namaland zu gehen, um von Komaggas aus, wo Schmelen mit seinem Schwiegersohn Kleinschmidt stand, der Hahn vom Missionhaus in Barmen eng befreundet war, nach Norden vorzudringen.

Am 21. Dezember 1841 kamen Hahn und Knudsen in Komaggas an, und im Lauf des nächsten Jahres zogen Hahn und Kleinschmidt nach dem Hereroland (über Bethanien) und kamen im Dezember 1842 in Windhoek an, der südlichen Grenze des Landes an. Dort hatte sich vor einigen Jahren der Namahäuptling Jonker Africaner niedergelassen. Als Hahn und Kleinschmidt hinkamen, war gerade Krieg zwischen den Nama und Herero, den Gelben und den Schwarzen. Die Nama gehören zu den Hottentottenstämmen, die sich bis auf unsre Zeit erhalten haben. Die Nama haben Leute bei sich

zu wohnen, die in einem Abhängigkeitsverhältnis zu ihnen stehen, ohne daß sie doch ausgesprochene Sklaven sind, das sind die verachteten Bergdamara. Die, welche nicht in die Gewalt der Nama geraten sind, führen in den Bergen ein kümmerliches Leben und stehlen den Nama ihr Vieh. Ganz verschieden von den gelben Nama und den dunkleren Bergdamara sind die Herero, ein schwarzes Nomadenvolk, das nördlich von den Nama wohnt. Die Herero machen sofort den Eindruck physischer Überlegenheit. Sie leben von dem Ertrage ihrer oft bedeutenden Herden. Jeder reiche Herdenbesitzer spielt die Rolle eines Häuptlings, um ihn sammeln sich die Hungerleider und Schmarotzer, und so ist bald hie und da ein kleiner Staat fertig. Es gelang Jonker Africaner damals, den angekommenen Missionaren die Weihnachtsfreude zu machen, daß er zwischen Nama und Herero den Frieden wiederherstellte, aber ihres Bleibens war doch nicht lange; aus verschiedenen Gründen verließen sie Windhoek 1844 und gingen ins Hereroland. Jonker Afrikaner hatte ihnen einen zur Stationsanlage günstigen Ort genannt, und am 31. Oktober 1844 ließen sie sich an einer heißen Quelle „Otjikango" nieder und nannten die Station Neu-Barmen. Mit diesem Tage einer bleibenden Niederlassung beginnt die Hereromission.



Dr. Hugo Hahn.

Der Anfang auf Otjikango war sehr schwer. Löwen, Leoparden und Hyänen umkreisten des Nachts ihre Hütte und die Menschen waren von unsäglicher Zudringlichkeit und Unverschämtheit. Nach einem halben Jahr kamen zwei Brüder, Rath und Scheppmann, zu Hilfe. Kleinschmidt ging zu den Nama zurück und legte 1845 die Station Rehoboth an (3 Tagereisen südlich von Windhoek). Scheppmann ging bald nach der Walfischbai weiter. So war Hahn mit

Rath und einigen treuen, aus Klein-Namaland mitgebrachten Leuten allein. Allmählich sammelten sich um ihn verarmte Herero und Reste zersprengter Stämme, welche nach Landessitte Hahns Untertanen wurden, damit, daß sie sich um eine Quelle ansiedelten, die dem gehörte, der zuerst an ihr gewohnt. Hahn wußte es zuerst gar nicht, merkte aber bald, daß sie ihn als ihren Häuptling ansahen — und er fügte sich in diese Ehre, hielt auf äußerliche und innerliche Ordnung, entschied Prozesse, ja entschied über Leben und Tod. Der sittliche Zustand des Volkes war entsetzenerregend. Jeder Scham und Ehrlichkeit bar, hatten die Herero für Sünde nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache.

Im Januar 1847 konnte Hahn die erste Predigt in der Hererosprache halten, aber sie schien, ebenso wie alle Gespräche früher, völlig in den Wind geredet. Dabei waren die Brüder von allem gänzlich entblößt, was zu einer zivilisierten Existenz gehört. Raubzüge mit Mord und Blutvergießen kamen hinzu, Jonker Africaner und andere Namahäuptlinge plünderten die Herero aus — die Missionsarbeit lag in Fesseln. Zwar hatte Hahn 1848 das erste Kirchlein in Hereroland einweihen können, hatte 1849 eine zweite Hererostation in Otjimbingue durch Rat, eine dritte 1850 in Okahandja durch Kolbe, der vom Kapland zu ihm gekommen war, anlegen können, mehrere Büchlein in der Hererosprache hatte Kolbe mitgebracht — da überfiel Jonker die Station Okahandja und machte sie dem Erdboden gleich (1850) und wütete im Lande umher, sodaß die Missionare es verlassen mußten — bis auf einen, der Hahn 1850 zu Hilfe gekommen war, und in Scheppmannsdorf an der Walfischbai einen Zufluchtsort fand.

Hahn reiste mit den Seinen nach Europa, um sich zu erholen und mit den Vorstehern der Mission über den Betrieb im Hereroland zu beraten. Zwei Jahre, 1853—55, blieb er in Europa, der Mission durch Vorträge viele neue Freunde gewinnend, im August 1856 finden wir ihn wieder in Otjikango. Das alte Elend! Jonker jetzt ein ganzer Feind der Mission, die Herero taub gegen das Evangelium. 1857 machte Hahn mit Rath eine Untersuchungsreise zu den nördlicher wohnenden Ovambo. Ein englischer Reisender war noch mit ihnen. Aber hier mußten sie sich sogar, nachdem sie erst mit heuchlerischer Freundlichkeit von König Nangoro empfangen, dann unterwegs überfallen worden waren, mit der Waffe in der Hand ihres Lebens wehren. 13 auf Hahns Seite, 1000 auf der andern Seite! Als Hahn wieder nach seiner Hererostation zurückkehrte, hatte er den Trost und die Freude, den Erstling aus dem Volk, sein Hausmädchen, taufen zu können. Nach 14 Jahren die erste sichtbare Frucht! Sonst aber waren aller Herzen verschlossen, obgleich er 100 Kinder in der Schule und 200 Zuhörer in der Kirche hatte. Wieder reiste Hahn nach Europa 1860, und als er 1863 zurückkehrte, hatte er eine Anzahl Handwerker mitgebracht, mit denen er sich in Otjimbingue niederließ.

Diesmal war etwas sehr wichtiges inzwischen gesehen: Jonker Africaner war 1861 gestorben. Dies wurde das Signal zum allgemeinen Aufstand der Herero, welche versuchten, sich von ihren Bedrückern, den Nama, freizumachen, was ihnen auch nach siebenjährigem Freiheitskampf gelang (1863—70). Klein-

schmidts Gemeinde Rehoboth in Nama weigerte sich, gegen die Herero mitzukämpfen, wurde mit Krieg von Africaners Stamm überzogen, Kleinschmidt mußte fliehen und starb in Hahns Armen. Hahn selbst wurde dreimal auf Otjimbingue belagert, Brincker, Hahns Nachfolger auf Otjikango, mußte siebenmal zu Hahn fliehen — endlich kam auf Okahandja, der Residenz des Hereroberhäuptlings Kamaharero, auf Hahns Betreiben ein Friedenskongreß zu stande. Dem Stamm Jonkers wurde Windhoek, der ehemalige Wohnsitz Jonkers, überlassen; ein Namamissionar, Schröder, wurde gleich dort stationiert. Der Friede hat 10 Jahre gedauert.

1866 hatte Hahn eine zweite Reise ins Ovamboland unternommen und war bis zum schönen Kuneneflusse gedrungen, diesmal fast überall gern gesehen und um Missionare gebeten, — er gab der finnischen Missionsgesellschaft einen Wink, und diese schickte Missionare, 12 an der Zahl. Später ist auch die Rheinische Mission in Ovamboland eingetreten.

Als sich 1870 eine „Missions-Handelsaktiengesellschaft" im Wuppertale auftat, welche auf dem Gebiete der Rheinischen Mission Handel treiben sollten, völlig unabhängig von der Missionsgesellschaft, protestierte Hahn für das Hereroland dagegen. Als der Protest nichts half, trat er 1873 aus der Rheinischen Mission aus und kehrte mit den Seinigen nach Deutschland zurück.

Als Hahn ausschied, konnte er nach dreißigjähriger Wirksamkeit auf dreizehn Hauptstationen im Hereroland zurückblicken. In Otjimbingue hatte er ein Nationalgehilfeninstitut eröffnet, das 1890 nach Okahandja verlegt wurde.

In Deutschland ist aber Hahn nicht geblieben. 1874 siedelte er nach Kapstadt über, wohin ihn die deutsch-lutherische Gemeinde als ihren Prediger berief. Die Leipziger philosophische Fakultät hatte ihn zum Doktor ernannt. Nach zehn Jahren legte er das Pfarramt nieder und zog zu seinem Sohn, der in Paarl, nahe der Kapstadt, Pfarrer war. Hier ist er auch 1895 begraben worden. 1882 war er noch einmal nach Hereroland gereist, um wieder zwischen Nama und Herero Frieden zu stiften — unter unbeschreiblichem Jubel haben die Herero damals ihren alten omuhonge (Lehrer) durchs Land geleitet!

Im Jahre 1901 hatte die Rheinische Mission in Afrika (Kapkolonie, Deutsch-Südwestafrika und Ovamboland) 46 Stationen mit 28187 Gemeindegliedern. Davon sind Stationen in der Kapkolonie 10 mit 16023 Gemeindegliedern, in Deutsch-Südwestafrika 34 Stationen mit 12032 Gemeindegliedern und in Ovamboland 2 mit 132 Gemeindegliedern.

Zum Schluß ein Wort des Missionars Rath, der 1845, als 29jähriger junger Mann, als einer der ersten Pioniere nach dem jetzigen Deutsch-Südwestafrika kam und heute noch, 86jährig, im Kapland lebt: „Ich habe schon mehr als einmal gesagt, wenn 1845 die vier großen Propheten selber zu mir gekommen wären und verkündigt hätten, wie es am Ende des Jahrhunderts, das ich freilich nicht zu erleben erwartete, im Hererolande aussehen würde, so hätte ich dem ja nicht widersprechen dürfen, aber das ganz gläubig in mich aufzunehmen, wäre mir doch schwer gefallen. Ja, wir haben es mit einer siegenden Sache zu

tun und singen nicht vergeblich: Herrscher herrsche! Sieger siege! König brauch dein Regiment! Und ich möchte jedem jungen Bruder, der an einer neuen Stelle beginnen muß, wünschen, daß er von diesem Siegesgefühl getragen würde. Von mir kann ich es leider nicht sagen. Es war bei mir mehr der Trotz eines Mannes, der auf Posten gestellt ist. Allen Zumutungen, das öde Land zu verlassen und die hoffnungslose Arbeit aufzugeben, hatte ich die Entgegnung: ich bin hieher gesandt und so lange die äußere Möglichkeit des Bleibens besteht, so lange bleibe ich. Es ging mitunter nahe an den Rand. Ich weiß, daß ich zu meiner Frau, trotz ihres guten Mutes, sagte: Anna! Nicht heute, aber morgen wollen wir mit dem Einpacken zum Aufbruch beginnen. Ja, morgen. Aber das Morgen brachte unerwartet etwas, das ein längeres Bleiben ermöglichte, und so haspelten wir weiter. Und welch ein Haspeln gab es mit der Sprache! Manches Wort trug ich lange in mir, ohne die eigentliche Bedeutung zu finden, bis endlich ein sogenannter Zufall die Lösung brachte. Und jetzt? Da ist das ganze Neue Testament, die Psalmen, und was weiß ich noch alles! Kaum sind die jungen Brüder im Lande, so beginnen sie mit predigen; manche vielleicht doch etwas früh, aber sie beginnen doch! Da sind Gemeinden, die das Lob des Lammes singen, und unter ihren Gliedern solche, die es in Ewigkeit tun werden. Ja, unser großer König, der Reiter auf dem weißen Pferde, er siegt, und die andern Reiter müssen ihm nur die Wege bahnen. Es ist auch sicher keine unberechtigte Voreiligkeit, wenn wir uns jetzt schon seines vollständigen Sieges freuen."

Und endlich noch ein Blick auf Deutsch-Südwestafrikas Hauptstadt Windhuk. Lange, ehe der Gedanke an Kolonieen in unserem Volke erstand, war Windhuk eine Barmer Station. Wir hörten auf Seite 212, wie 1844 die Rheinische Mission Windhuk verlassen mußten. Mit ihnen wich der Friede. Erst 1871 konnte man daran denken, Windhuk wieder zu besetzen. Etwas über neun Jahre stand Missionar Schröder dort in harter Arbeit. — Da kamen die Hereros mordend und brennend, wieder war der Rassenkampf zwischen Namas und Hereros entbrannt. Windhuk wurde zerstört. Am 18. Oktober 1890 zog Hauptmann von François mit der deutschen Schutztruppe in Windhuk ein. Das alte Missionshaus wurde der Sitz der Regierung. Von Jahr zu Jahr erweiterte sich Windhuk nun, besonders nach dem beendigten Witbooikriege. Immer mehr Eingeborne zogen hieher. Am 16. Dezember 1895 zog Pastor Siebe von der Rheinischen Mission als Pastor der evangelischen Weißen, und als Missionar für die Farbigen nach Windhuk. Im Jahre 1900 wurde das Amt geteilt: Missionar Wandres trat an die Spitze der Missionsgemeinde und Pastor Anz an die der weißen Gemeinde. Wandres fand 230 Getaufte vor. Die Arbeit geht erfreulich vorwärts. Windhuk macht den Eindruck eines freundlichen Gebirgsstädtchens. Es wird noch mehr aufblühen, wenn erst die 385 Kilometer lange Bahn von der Küste nach Windhuk fertig sein wird. Ein Kriegerdenkmal, bei dem allsonntäglich die Kapelle der Schutztruppe ihre munteren Weisen ertönen läßt, eine schöne Straße nach Art der Straßen in europäischen Städten, Radfahrer rc. findet man jetzt schon dort.

Damit nehmen wir von Südafrika Abschied. Eine ganze Reihe anderer evangelischer Missionsgesellschaften haben außer denen, auf welche wir hier eingehen konnten, in Südafrika ihre Arbeitsfelder. Die Brüdergemeinde hat im westlichen Teil der Kapkolonie auf ihren Stationen über 10000 Leute gesammelt, die südafrikanische holländisch-reformierte Kirche hat aus den Farbigen zirka 25000 Seelen, die südafrikanisch-wesleyanische Missionsgesellschaft über 23000 Seelen gesammelt; die Gemeinden der Kongregationalisten zählen über 26000 Seelen; das Missions-Schulwesen in der Kapkolonie macht von Jahr zu Jahr größere Fortschritte, namentlich betreiben die Wesleyaner und die Freischotten die Vorbereitung der Schulamtskandidaten sehr eifrig. Gegen 190 farbige Lehrer bestehen jährlich die staatliche Prüfung in der Kapkolonie. Auch die Industrieschulen für Eingeborene wachsen im östlichen Kaplande zu immer größerer Bedeutung heran; den Vorrang behaupten die Lovedaler Anstalten der Schotten; die Wesleyaner mühen sich auf dem Gebiete industrieller Unterweisung und höheren Unterrichts es den Schotten nachzutun.

Die amerikanischen Missionare arbeiten treulich im Gasa-Lande als Nachbarn der Berliner, die im Maschonalande seit 1892 zwei Stationen haben: Gutu und Tschibi; in Gutu ist schon der Erstling getauft. Auch die Arbeit der Schweizer Missionare im östlichen Teile Transvaals und in dem portugiesischen Tieflande sei nicht vergessen, da sie unter vieler Not heldenmütig durchgeführt worden ist: zuerst in Transvaal, dann mit den auswandernden Eingeborenen und Gemeindegliedern mitziehend am unteren Limpopo, wo sie sich trotz des ungesunden Tieflandklimas einlebten und z. B. die Guambasprache zur Schriftsprache erhoben.

Die Rheinische Mission, die Mission der Brüdergemeinde, die von Berlin I und Hermannsburg haben zusammen in Südafrika mehr als 200 Missionare. Die deutschen Stationen erstrecken sich über das ganze Land. Man darf hoffen, daß die Mission in Südafrika durch den Krieg nicht wesentlich geschädigt werden wird, wenigstens — auf die deutsche Mission in Südafrika irgend welchen Haß zu werfen, wird der Krieg ja wohl niemanden veranlassen können!




SKIZZE zur Übersicht von NORD-AFRIKA
Tanger
Algerien
Tunis
Marokko
Tripoli
Kairo
Aegypten
Arabien
Rotes Meer
SAHARA
Timbuktu
Senegal
Niger
Haussa
Tschad-S.
SUDAN
Abessinien
Eritrea
Aden
GALLA
Adamaua
Kamerun
WEST-AFRIKA
M. 1 : 20 000 000
Kerbala
St Louis
Senegal
SENEGAMBIEN
Gambia
Bathurst
Portug.
Franz. Guinea
Niger
Timbuktu
FULAH
Falaba
Freetown
Sierra Leone
Liberia
Monrovia
Volta
Asante
Kumasi
Christiansbg.
Coast
Gold K.
Togo
Dahome
Abome
Kl. Popo
Sklaven K.
Yoruba
Ibadan
Abeokuta
Badagry
Lagos
NIGERIA
Niger
Binue
Lokodscha
Cross
Elfenbein Küste
Friedrichsbg. (Ruinen)
Alt Kalabar
Deutsch
Englisch
Französ.
Portugies.
GOLD- und SKLAVEN-KÜSTE
M. 1 : 4000000
Abetifi
Begoro
OTSCHI
Kyebi
FANTE
Odumase
Akropong
Aburi
ADANGME
Nsaba
Abokobi
Christiansborg
Ada
Amedschove
Avatime
Ho
Anum
Agu
Volta
EWHE
Lome
Anyako
Keta
KAMERUN
1 : 2 500000
Dualla-Dörfer:
Bonamandone (Bells)
Bonaku......... (Akwas)
Bethel, Joss-Platte
Mungo
Nyasoso
NKOSI
Wuri
Bombe
Bakundu-banambili
Mongo ma Loba
Buea
Mangamba
Fiko
BAKWIRI
Bimbia
Victoria
Dualla-Dörfer
Lungasi
BASA
BAKOKO
Lobethal
Sannaga
Edea
Malimba

8. Kapitel.

Westafrika.

An das deutsche Schutzgebiet von Südwestafrika grenzt die portugiesische Kolonie Angola, ein Gebiet, um die Hälfte größer als das Deutsche Reich, mit zwei bis fünf Millionen Einwohnern. Angola, im Süden noch ziemlich dürr und wasserarm, wird immer fruchtbarer, je weiter man nach Norden kommt. Das Gelände steigt in mehreren Stufen von der Küste zum Randgebirge empor. Eine Stufe ist das fruchtbare Hochland von Bihe, auf welchem seit zwanzig Jahren der American Board unter dem Stamme der Bailundu Mission treibt. Er hat jetzt vier Stationen. Weiter östlich arbeiten zirka dreißig Freimissionare, deren Stationen sich, wie z. B. die des Schotten Arnot, bis nach Katanga und dem Mwerusee erstrecken. Weiter nach Norden treffen wir die Mission des methodistischen Bischofs Taylor (des Bischofs von Afrika), welcher 1885 den Plan faßte, Afrika für den Herrn Christus zu erobern. Zwei Kolonnen sollten von Osten und von Westen her in das dunkelste Afrika eindringen, um tausend sich selbst erhaltende Missionsstationen anzulegen. Zehn bis zwölf Knaben und Mädchen sollen auf jeder Station adoptiert, von einer Missionsmatrone erzogen und dann unter ihren Landsleuten Evangelisten werden. Taylors Missionare bekommen kein Gehalt; der Ertrag der Station soll alles Nötige bringen. Bis jetzt ist das Ergebnis dieser Pläne sehr gering. Die östliche Kolonne ist überhaupt nicht abgegangen. Die westliche fing mit sehr schneller Anlegung von einer Reihe von Stationen an, auf denen das Werk aber nur sehr langsam geringe Fortschritte macht. Bischof Taylor ist übrigens als 75jähriger Mann zurückgetreten, ein Gegenstand der Bewunderung für seine Missionare, die ihn für größer erklären als den Apostel Paulus. Bis zum rechten Ufer des unteren Kongo ziehen sich Bischof Taylors Missionsstationen hin.

Wohlan denn; machen wir dem Kongo einen Besuch! Vor etwa vierzig Jahren noch war der Teil Afrikas, der zum Gebiet des Kongo und seiner Nebenflüsse gehört, wie mit einem dichten Schleier überzogen. Keinem euro-

päischen Reisenden war es bisher gelungen, dort einzudringen, wo, wie man sich in den Küstenplätzen erzählte, geschwänzte Menschen, Zwergvölker und ganz abenteuerlich gestaltete Leute wohnen, wo man Menschenfleisch auf den Märkten feilbietet, und wo Sklaven für eine Hacke oder ein Stück Tuch zu kaufen sind. Vieles hiervon hat der kühne Amerikaner Stanley, als 1877, unter ganz ungeheuren Gefahren und Entbehrungen von Osten her, mitten durch das Herz des dunklen Erdteils sich seinen Weg suchte und den Kongo entdeckte, als wahr befunden. Als er mit seinen Mannschaften den unbekannten Riesenstrom hinabfuhr, (der Kongo ist 630 deutsche Meilen lang und wird an Größe nur von dem Mississippi, dem Amazonenstrom und dem Nil übertroffen), bewillkommnete ihn oft genug das Geschrei von dem Ufer her: „Fleisch, Fleisch! Wir werden euch fangen und dann Fleisch die Fülle haben!" Dabei sind diese Menschenfresser von der üppigsten Natur umgeben, Wild gibt's die Fülle, auch sind sie keineswegs halb tierisch in ihren Gewohnheiten. In schönen Dörfern wohnen sie beieinander, in der Webe- und Schmiedearbeit sind sie wohl erfahren, sie schnitzen sich Verzierungen an ihrem Hausgerät und bebauen das Land — aber dem Feinde gegenüber fehlt jede menschliche Regung, und sie lieben das Menschenfleisch, das sie jedem anderen Fleisch vorziehen! „Wir lieben den Krieg, denn der Krieg bringt Fleisch!" Sklaven werden geschlachtet bei jedem Todesfall; manche Königshöfe sind mit Schädeln gepflastert und ihre Umfriedigung mit Tausenden von Schädeln besteckt.

Auf Stanleys Andringen nahm sich der König der Belgier der Sache an und gründete den Kongostaat. Die Mächte Europas erkannten die neue Schöpfung an, und bald zogen von der Küste her Beamte, Offiziere, Soldaten, Handwerker und Kaufleute den Fluß hinauf, legten Stationen an, bauten Straßen und schafften Dampfschiffe um die Wasserfälle bis auf den schiffbaren Teil des Kongo. Jetzt leben an anderthalbtausend Weiße im Kongostaat auf Stationen, von denen manche über zweihundert deutsche Meilen weit im Inneren liegen. Eine Eisenbahn von Boma (Masadi) bis Leopoldsville ist eröffnet. Das Land ist in vierzehn Distrikte geteilt, mit dem Obergericht in Boma. Der Handel ist auf zweiundzwanzig Millionen Franks, die Staatseinkünfte sind auf sechs Millionen Franks gestiegen. Doch machen die Staatsbeamten oft genug ihrem Christennamen Schande! Übertrieben hohe Kautschukforderungen und Bestrafung, im Fall der Nichtlieferung, durch Niederbrennen der Dörfer und Abhauen der rechten Hände!

Als der Kongo entdeckt war, sahen die Gelehrten das Geheimnis enthüllt, über das sie sich den Kopf zerbrochen hatten — der Riesenstrom, von dem ein Livingstone gesprochen, existierte also doch —, die Missionsfreunde aber gingen sofort ans Werk. Die Hauptanregung dazu gab ein Mann, der sein Riesenvermögen in den Dienst des Reiches Gottes gestellt hat, Robert Arthington (er ist vor kurzem gestorben). Der bot der englischen Baptistenmissionsgesellschaft sofort 20000 Mark an, falls sie unverzüglich Missionare nach dem Kongo entsenden wollte. Und Arthington blieb nicht der einzige Förderer der Kongo-

mission. „Afrika für Christum“ wurde die Losung zu dem neuen Kreuzzug. Zwei englische Baptistenmissionare am Kamerun, Comber und Grenfell, machten eine Untersuchungsreise nach Boma und wurden vom König Dom Pedro V. in San Salvador eingeladen. (Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hatten nämlich die Portugiesen das „Königreich Kongo“ gegründet, das dem Namen nach von den schwarzen Königen regiert und ein christliches Königreich wurde. Bald aber fiel das Volk ins Heidentum zurück, während die Könige den Christennamen festhielten.) „König“ Dom Pedro V. empfing die Missionare freundlich, obgleich er einen römisch-katholischen Priester bei sich hatte, und erlaubte ihnen, in San Salvador die Missionsarbeit anzufangen. Aber der Sinn Combers stand nach dem Kongo selbst, nach Stanley Pool, von wo der Kongo schiffbar wird. Endlich erreichten Combers Mitarbeiter unter unsäglichen Mühseligkeiten und Ge-

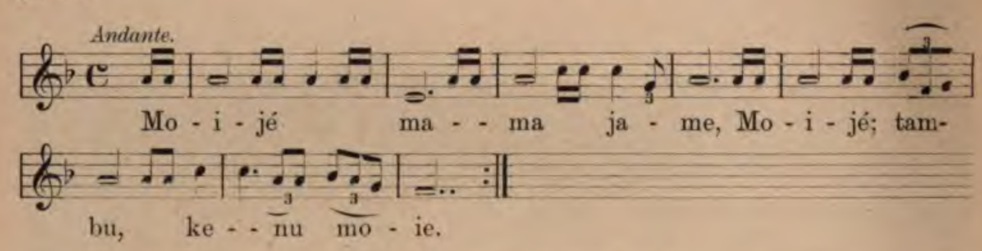


Station Victoria, Kamerun (im Hintergrund Bezirksamt).

fahren dies Ziel. Zwei kleine Dampfer wurden von zwei Missionsgesellschaften nach dem Kongo geschafft, in Stücke zerlegt, die zweihundert Kilometer bis Stanley Pool getragen, wieder zusammengesetzt, und befuhren nun den Strom, der dreihundert deutsche Meilen ins Innere schiffbar bleibt. „Friede“ hieß der erste kleine Dampfer. Missionar Grenfell ist auf ihm den Fluß auf und ab gefahren, hat die Nebenflüsse besucht und die Eingebornen an friedlichen Verkehr mit den Weißen gewöhnt. Die englischen Baptisten haben jetzt im Kongogebiet 33 Missionare und 20 Missionarinnen, 96 Katechiaten und 110 Lehrer, 492 Gemeindeglieder und 2964 Schüler. Am größten ist die Gemeinde zu Wathen (Ngombelutere) mit 280 Gemeindegliedern.

Den englischen Baptisten sind bald fünf andre Missionsgesellschaften an den Kongo gefolgt. Am tiefsten ins Land eingedrungen sind die amerikanischen (südl.) Presbyterianer: zweihundert deutsche Meilen von der Küste, in Lueba am

Lulua, einem Nebenfluß des Kassai (Nebenfluß des Kongo). Von dort aus ist der schwarze Missionar Scheppard zur Hauptstadt des Bakubavolkes vorgedrungen, dessen Sprache er zuerst gelernt. Starr vor Staunen, sich in ihrer Sprache angeredet zu hören, empfingen ihn die Baluba als einen vom Tode erstandenen alten König ihres Volks, willigten dann aber ein, Missionare kommen zu lassen, während bisher jeder Fremde bei ihnen des Todes gewesen war. Das Volk der Baluba aber, unter dem die Missionare in Lueba wohnen, ist in vielen Beziehungen ein interessantes Volk. Vor etwa vierzig Jahren führte der Oberhäuptling Kalamba-Mukenge, um die wilden Baluba zusammenzuhalten, eine Art Staatsreligion ein: die alten Fetische und Zaubermittel wurden öffentlich verbrannt und an ihre Stelle wurde Riamba, Hanf, als einziges Zauber- und Schutzmittel gesetzt. Hanfrauchen wurde zur Pflicht gemacht. Gemeinsame Tänze im Hanfrausch sind religiöse Zeremonien: Ihr Gesang dazu läßt sich also wiedergeben:



Die Baluba sind den meisten Negervölkern Afrikas geistig überlegen. Für alles Unbekannte wünschten sie Erklärung, als die Forschungsreisenden, und besonders, als die Missionare kamen. Wiederholt fragten sie z. B. Wißmann über den Tod, das Jenseits und die Seele. Stundenlang können sie sitzen und lauschen. Dann fragen sie: „Woher weißt du das?"

Ebenso weit von der Küste, nur am Kongo selbst, und zwar an dem nördlichsten, dicht am Äquator liegenden Bogen des Flusses, arbeiten englische Missionare aus dem Grattan Guineßschen Missionshause in London. Die Balolostämme, die hier wohnen, sind auch Menschenfresser, wie manch ein Volk am Kongo; die Gegend ist fieberreich; schon mancher Missionsarbeiter ist hier gestorben. Es gibt fünf Stationen unter den Balolo, auf denen vierzig Missionare zirka zweihundert eingeborne Christen gesammelt haben.

Die übrigen Missionsgesellschaften haben ihre Stationen meist am unteren Kongo; die amerikanischen Baptisten haben jetzt gegen 2800 Getaufte. In Palaba fand 1900 ein richtiges Pfingsten statt, bei dem sich die Gemeinde fast verdoppelte. Der Schwedische Missionsbund hat auf acht Stationen 1575 Gemeindeglieder und 3625 Schüler in den Schulen. Der Ort Banza Manteke, etwa in der Mitte zwischen Boma und Leopoldsville am Kongo gelegen, Station der Amerikaner, ist so recht eine Stätte christlicher Treue und göttlichen Segens. 1879 blieb unter den Missionaren, die von Boma ins Innere zogen, nur einer, Richards, zurück; die andern konnten das Fieber nicht aushalten. In Banza

Manteke saß er nun mutterseelenallein. Beim Einkauf von Lebensmitteln gegen Tauschartikel lernte er unter unendlicher Mühe die Anfangsgründe der Sprache. Die Leute bestahlen ihn und verlachten ihn, als er ihnen Gottes Gebote vor-



Friedhof in Bethel, Kamerun.

hielt. Aber die selbstverleugnende Liebe Richards schmolz endlich ihre Herzen, und die Predigt von der Liebe, die für uns in den Tod gegangen, fand Eingang. Nach sieben Jahren konnte er den Erstling taufen. Als die Zahl der Bekehrten auf zehn gewachsen war, fing ein Fragen nach dem Worte Gottes

unter dem Volk an; zweimal täglich wurde auf der Station gepredigt, und die Bekehrten mußten auf dem Nachhausewege den Leuten das Gehörte noch einmal erzählen. Jetzt sind in Banza Manteke 1500 erwachsene Gemeindeglieder!

Ehe wir uns nun den deutschen Missionen in Kamerun und westlich davon zuwenden, sei noch eines Mannes gedacht, der von Batanga, in Französisch-Westafrika, südlich von Kamerun aus, Pioniermissionsarbeit im Innern des Landes gethan hat: das ist der amerikanische Presbyterianer-Missionar **Adolf Good.** Das Batangavolk wohnt längs der Küste: das Evangelium hat unter ihnen schon festen Fuß gefaßt. Hinter ihnen wohnen die Kwasiwo und zwischen diesen und dem bewohnten Inneren liegen zwölf bis vierzehn Meilen Urwald. Im Urwald traf Good öfter auch Dörfer von Zwergen. Zwergvölker finden sich in ganz Centralafrika. Stanley traf solche, als er den Kongo befuhr, die Reisenden alle, welche die Nilquellen zu erforschen suchten, trafen solche an und auch Good, der von Batanga aus nach Osten reiste. Die Zwerge leben wie



Missionsstation Clukonda (Ovamboland).

die Zigeuner bei uns, unter verschiedenen Stämmen zerstreut, ohne zu ihnen zu gehören. Gegen das Wild, das sie erlegen, tauschen sie Gemüse von den ackerbautreibenden Stämmen ein, denn arbeiten wollen sie nicht. Die meisten Stämme haben „ihre“ Zwerge, die sie nicht mit Fremden in Berührung kommen lassen wollen, damit ihnen nicht die Preise verdorben werden, die sie den Zwergen machen. Die Zwerge sind zwar nicht so klein, wie die Sage sie angibt, (erzählt doch die altgriechische Sage schon von Pygmäen, die mit Kranichen Krieg führen ihr Lebenlang), aber der ganze Wuchs ist zwerghaft und ihr geistiger Standpunkt ist ein sehr niedriger. Eine fromme schottische Dame erhält zwei Missionare, die den Zwergen in ihren Waldschlupfwinkeln nachgehen. Die Zwergvölker sind als die ältesten Bewohner Afrikas anzusehen. Als Good am sechsten Tag der Urwaldwanderung die Bulustadt Biëti auf einer Lichtung erreichte, erregte seine Erscheinung ein derartiges Aufsehen, daß eine tausendköpfige Menge bald im Halbkreise ihn umgebend, mit ihm ging. Daß ein Weißer

gekommen sei, um sie über Gott und göttliche Dinge zu belehren, ohne Bezahlung dafür zu fordern, das war ihnen ganz unbegreiflich! Mehr als die Hälfte der drei letzten Jahre seines Lebens war Good auf Reisen; wir verdanken ihm einen Einblick in die Zusammensetzung der Volksstämme im südlichen Kamerungebiet. Die Stämme jenseits des Urwaldes gehören zu der großen Familie der Fängstämme, deren nördlichster Zweig die Bulu sind. Alle diese Stämme sind auf einer Völkerwanderung nach der Küste begriffen Zwei Stationen hat er noch unter den Bulu anlegen können. Er starb 1894 am Schwarzwasserfieber. Als er 1889 nach Batanga kam, hatte er schon eine zehnjährige Missionserfahrung im äquatorialen Afrika hinter sich. Ein Leben für Afrika!



Kameruner Negerfamilie.

Da tauchte es auf vor unseren Blicken, das gewaltige **Kamerungebirge** mit seinem 3960 Meter hoch aufragenden Gipfel, dem Kamerunberge! Ein überwältigender Anblick für jeden, der auf dem Dampfschiff sich der Küste nähert. Ziemlich nahe am Strande reckt dieser Riese, den Ortler unserer Alpen noch überragend, wie aus dem Meere aufsteigend, seinen Gipfel bis in die Wolken! Der Fuß des Kamerunberges, an der Küste in mehrere gute Häfen zerklüftet, wird bis über 2000 Meter hinauf von tropischem Urwalde umgürtet. Der Gipfel trägt manchmal Schnee. Bei den Eingebornen heißt er Mongoma-Loba, d. i. Gottesberg. Einer seiner Ausläufer nach dem Meere hin ist der kleine Kamerunberg, von der Höhe der Schneekoppe. In 900 Meter Höhe ist ein klimatischer Heilplatz, Buea, der durch eine fahrbare Straße mit der Küste verbunden ist. Auf den Gipfel ist von hier aus ein gangbarer Weg geleitet, und zur Erleichterung der Besteigung sind bereits zwei „Alpenhütten“ angelegt. Welch Blick auf das Meer vom Gipfel aus! Deutlich liegt Fernando Po, die Felseninsel, vor unsern Blicken in der Tiefe; landeinwärts, soweit das Auge reicht, Berg- und Hügelland, mit schweigendem Urwald bedeckt — aber übersehen können wir Deutsch-Kamerun so wenig, wie von der Schneekoppe die Provinz

Schlesien, denn Kamerun ist fast so groß als das ganze Deutsche Reich! Da, der winzige Punkt, wo es uns ist, als ob wir sich etwas bewegen sehen, ist Victoria, die Hafenstadt, mit den wehenden deutschen Flaggen. Am 14. Juli 1884 hißte Dr. Nachtigal, als deutscher Bevollmächtigter, zum erstenmal die deutsche Flagge in Kamerun. Wir nehmen ein Fernrohr zur Hand. Da fährt ein Dampfer! Jetzt geht sein Kurs um das Bergland von Bimbia herum, dessen Negerhütten



Gottesdienst in Kamerun.

zerstreut unter mächtigen Affenbrot-, Baumwollen- und Drachenbäumen bergan sich hinziehen. An den blütenreichen, betäubend duftenden Kautschuklianen klettert der tätowierte Neger, um den milchigen, zähen Saft zu sammeln. Jetzt geht's in das weite, gelblich-schmutzige Kamerunbecken, das Mündungsgebiet der Wasserläufe des Mongo, Wuri Lungasi und Sannaga, untereinander durch Rinnsale, sogenannte Krieks, verbunden. Dieses ganze Labyrinth von Landzungen und Inseln, ein weites, gesundheitsgefährliches Sumpfgebiet, ist von dichten, dunklen



Missionar Wittwer und Autenrieth in Bosua am Wuri.

Mangrovebüschen und -Bäumen bedeckt. Endlich erhebt sich im Osten festes Land, das Ufergelände des Kamerunflusses, das ist, der eigentlichen Wurimündung. Längs des Ufers liegen die stattlichen Faktoreien der deutschen Kaufhäuser. Oben auf dem Plateau schimmern die Dörfer der Eingebornen, der Dualaneger, zwischen Bananen und Kokospalmen hervor. Jede einzelne Hütte ist ein Familiengebäude, oft über hundert Fuß lang. Im Strom verankert liegen abgetakelte Schiffe, jedes mit einem Dach versehen. Deutsche Kaufleute wohnen hier wegen der kühlenden Seewinde. Am Flußufer in Bonamonde (King Bellstadt) grüßt uns wieder die deutsche Reichsflagge. Sie weht von dem deutschen Regierungsgebäude auf der Joßplatte. Weiter stromaufwärts steht ein ebenfalls stattliches Gebäude: ein Kreuz vom Giebel verkündet seine heilige Bestimmung: Bethel ist's, das Missionshaus, ehedem die Hauptstation der englischen Baptisten, seither das Hauptquartier der Basler Mission, und Bonaberi genannt.



Christenfamilie in Kamerun.

Es werden an dreihundertfünfzig Weiße in Kamerun wohnen, von denen zirka hundertfünfzig Kaufleute sind. Natürlich haben die Missionen manchen Vorteil und manche Erleichterung dadurch, aber ein Umstand macht alle Vorteile hinfällig — die Eingebornen werden durch den Branntweinimport und die Unsittlichkeit vieler Europäer entnervt und verdorben! Eine Million neunzigtausend Liter Schnaps, in einem Jahre, werden importiert! Übrigens hat jetzt die Regierung wenigstens den Kleinhandel mit Spirituosen unter Kontrolle gestellt und besteuert ihn stark! Bei der Beerdigung eines Dorfhäuptlings wurde für fünfhundert Mark Schnaps verbraucht! Eine förmliche neue Art von Götzendienst ist der Almelakultus, wo die Neueintretenden, unter Untertauchung (Zerrbild der Taufe) zum Schnapstrinken verpflichtet werden. Viele Kolonisten nehmen sich für die Zeit ihres Aufenthalts in Kamerun ein Negermädchen zur Frau, die sie dann verlassen — und wenn die evangelischen Missionare nicht mit solchen Europäern gesellschaftlich verkehren, werden sie von ihren Landsleuten als engherzig und heuchlerisch verschrieen! Haussklaven gibt es überall noch in Kamerun; der Sklavenhandel ist ja unterdrückt, aber im Hinterlande, unter den Sudannegern, bleichen immer noch Tausende von Sklavenskeletten vor den Städten!

Bonaberi-Bethel, die Missionsstation an der Mündung des Kamerunflusses, kann uns nun ein gut Teil der Missionsgeschichte Kameruns erzählen! Alfred Saker, der Pionier der Kamerunmission, hat sie gegründet. Saker, 1814 in Kent (England) geboren, war in einer Baptistenkapelle erweckt worden und, Maschinenbauer von Beruf, ließ es ihm keine Ruhe: er mußte Missionar werden. 1844 traf er, von der englischen Baptistenmissionsgesellschaft ausgesendet, in Fernando Po ein und gründete beim König Akwa am Kamerunflusse die erste Missionsniederlassung. Die Termiten zerfraßen ihm seine Holzhäuser: er legte eine Ziegelei an und baute Steinhäuser. Er unterwies die jungen Leute in der Schmiedekunst, im Garten- und Feldbau. Man verdächtigte ihn daheim, als ob er als Kolonist und nicht als Missionar wirkte. Aber er ging glänzend gerechtfertigt aus der Untersuchung hervor. 1850 konnte er die Erstlinge taufen, darunter einen Prinzen (Häuptlingssohn), der später sein Gehilfe wurde. Unermüdlich war Saker beim Studium der Dualasprache: er wollte das Neue Testa-



Mangamba-Missionshaus.

ment in diese Sprache übersetzen. In schöner Ausstattung hat er es dann auch herausgegeben; „Kalati ya Loba mbun a penya ya Sango moongiseri asu Jesu Krais“ ist der Titel. Frühmorgens: Übersetzen, dann an den Amboß, dann an den Setzkasten, dann Zeichnen von Bauplänen, dann Predigt, so ging es einen wie den andern Tag.

Saker hat auch noch die Station Viktoria angelegt, in paradiesischer Lage, am Fuß des kleinen Kamerun; sein Schwiegersohn Thomson hat eine dritte Station, hundert Kilometer nordöstlich von Bethel in Bakundu ba Namwili, einem Handelszentrum, angelegt, auf welcher der König selbst alle Sonnabend durch die Straßen den morgenden Sonntag ausrief — und doch ist die Mission der englischen Baptisten in Kamerun nicht über die erste Generation von Missionaren hinausgekommen. Nach dreißig Jahren war Sakers Gesundheit gebrochen. „Den Schatten“ nannten ihn seine Leute in der englischen Heimat, als er zurückkehrte. „O hätte ich noch ein Leben, ich würde noch einmal nach Afrika gehen,“ so rief er, als er 1880 starb. Die englischen Baptisten brauchten ihre Missionare für die Kongomission, und als Kamerun 1884 deutsche Kolonie

wurde, boten sie ihr Kameruner Missionsgebiet den deutschen Missionsgesellschaften zur Weiterarbeit an.

1886 übernahm Basel das Arbeitsfeld und 1887 kamen die ersten Missionare. (18 sind im Lauf der ersten zehn Jahre gestorben!) Sie spürten die Vorarbeit der Baptisten wohl und, was sie gefürchtet hatten, traf nicht ein: die Verschiedenheit der Taufpraxis machte keine Schwierigkeiten. Ein eingeborner Baptistenprediger Dibundu z. B. ließ sofort seine Zwillingskinder taufen. Aber die strenge Kirchenzucht der Basler gefiel den Sakerschen Gemeinden nicht. Lassen es doch daran viele englische Missionsgesellschaften nur zu sehr fehlen; zu schnell



Lehrer Koto mit Familie in Mangamba (Kamerun).

geben sie den eingebornen Gemeinden unter eingebornen Predigern die Selbständigkeit. So entstand bald eine baptistische Nebenkirche der Eingebornen, und die Arbeit der Basler auf den alten Stationen an der Küste wollte nicht recht vorwärts gehen.

Ein großes Hindernis für die Mission in Kamerun ist die Vielsprachigkeit. Von Sannaga im Süden bis zu den südöstlichen Abhängen des Kamerunberges wohnen dreizehn kleine Volksstämme, bunt durcheinander gewürfelt, jeder redet in seiner eignen Mundart! Doch wird die Sprache der Dualaneger an der Kamerunmündung in den meisten Dörfern von einigen wenigstens verstanden.

Die Duala sind ein Handelsvolk und haben den ganzen Zwischenhandel Kameruns in ihre Hände gebracht. Auf ihren schlanken Kanus gelangen sie auf den zahlreichen Wasseradern ins Innere, und die Inlandstämme, „die Buschleute" eignen sich von diesen Händlern einige Kenntnis ihrer Sprache an. Übrigens haben die Duala noch eine Geheimsprache, eine Art drahtloses Telephon, die Trommelsprache. Ähnlich wie beim Telegraphieren aus verschieden zusammengestellten Punkten und Strichen das Wortbild entsteht, wissen sie sich durch Wirbel und einzelne Schläge, in verschiedenen Rythmus, auf das genaueste zu verständigen.



Häuptling Koto mit Familie in Mangamba (Kamerun).

Die Dualahändler nehmen zu den Buschleuten auch Neue Testamente mit, „Das Neuste von der Küste", so daß die Missionare und ihre eingeborenen Gehilfen auf ihren Predigtreisen oft schon Anknüpfungspunkte fanden. Außer manchem Neuen Testament eilte aber den Missionen ihr guter Ruf bis weit ins Innere voraus. Sehr bald hatten nämlich die Negerstämme zwischen anderen Weißen und „den Männern des Friedens" unterscheiden gelernt.

Etwa zehn Wegstunden nördlich von Bethel in der Nähe des in den Wuri mündenden Abofluſſes, mitten in dem fruchtbaren, z. T. mit Urwald bedeckten Aboländchen liegt dessen Hauptstadt: Mangamba. Koto, ein Häuptlingssohn, hatte dunkle Kunde von dem Evangelium erhalten. Er reiste nach Bethel, kaufte sich ein Neues Testament, lernte lesen und fing an, nach Mangamba zurückgekehrt, nicht bloß seinen Landsleuten „die Sache Gottes" zu verkündigen, sondern

auch nach dem Evangelium zu leben: er entließ seine Weiber — also sein Vermögen, denn der Kaufwert einer Frau beträgt in Kamerun an 1000 Mark — entfernte alle Götzen, baute sich eine Hütte und eine Kapelle daneben, für immer der Häuptlingsschaft entsagend. Und eine mächtige Bewegung entstand unter seinen Landsleuten! An dreihundert Personen kamen zu Kotos einfachen Gottesdiensten. Staunend standen die Basler Missionare Autenrieth und Schmidt vor Koto, als dieser sie brieflich gebeten, doch nach Mangamba zu kommen, „er wisse doch von Gottes Sache nur so wenig“ (dabei hielt er ihnen drei Finger hin), und sie sähen doch, wieviel Leute seiner begehrten. Koto wurde Nationalgehilfe, und in Mangamba wurde eine Missionsstation ange-



„Gottesknaben“, Kamerun.

legt. Rührend gingen dabei den Missionaren die Aboleute zur Hand, bis die Station, „eine Stadt auf dem Berge,“ auf einem Hügel mit herrlicher Fernsicht fertig stand, rührend war auch ihr Lerneifer. Bald kamen, Tagereisen weit, Boten von Häuptlingen, die auch um Missionare baten, und viele, in Mangamba getaufte auswärtige Aboleute, bauten, in die Heimat zurückgekehrt, ohne Beihilfe der Mission, schlichte Kapellen und predigten ihren Landsleuten. „Das Volk drang“ sich zum Evangelium. Wir sehen auf unserem Bilde solche jungen Abo-Bursche, die bald oder später, als ungeschulte Evangelisten, das Wort vom Kreuz ihrem Volk verkündigen werden. „Gottesknaben“ nennen sie ihre Landsleute. Als 1893 die Christen in Besungkang, Mangamba und Fiko von einer heidnischen Rotte während des Gottesdienstes überfallen und auf alle Art

gemißhandelt wurden, ließen sie sich alles still gefallen, legten für den Herrn ein freudiges Zeugnis ab und entwaffneten ihre Gegner durch Geduld! Aber das Aboland ist nicht das einzige, in dem es vorwärts geht. Auf dem Wuri fahrend sind wir u. a. an der Station Bonaberi (zur Linken) vorübergekommen, welche untenstehendes Bild darstellt.

Wir besteigen in Bethel das Petroleummotorboot Musango, d. h. „der Friede" zu einer Rundfahrt nach den Vorposten der Mission! Bald liegen die Mangrovesümpfe hinter uns, aufwärts geht's den Mongofluß. Zahlreiche Kanus begegnen uns: fröhlich singen die Ruderer; der Vorsänger singt die kurze, aus dem Stegreif erfundene Strophe vor, in eintönigem Rythmus wiederholt's der Chor. Wir erreichen das Land der Bakundu; zu unserer Linken tauchen die Hütten von Bakundu ba Namwili auf. Hier hatte schon der Baptist Richardson sieben Jahre lang Geduldsarbeit getrieben, — wie es schien ganz ohne Erfolg, —



Station Bonaberi, Kamerun.
Mittelschule. Kapelle. Wohnhaus.

aber als der Nachbarhäuptling Bebe von Bombe mutig vorging und mit seinem ganzen Fetischzauberkram aufräumte, trat auch in Bakunda ba Namwili ein Umschwung ein, und Missionar Lauffer konnte in Bombe eine Station anlegen. Wir fahren noch ein Stück stromaufwärts, bis uns die Essokstromschnellen Halt gebieten: — ein herzerhebend majestätischer Anblick! — im weiten Bogen erhebt sich vor uns das Hochland von Kamerun, wir sind aus dem Urwald heraus. Von diesen Stromschnellen aus ist Missionar Scholten bis zum Elefantensee im Innern vorgedrungen, überall freundliche Aufnahme findend.

Doch zurück nach Bethel! Zwei Ströme wollen wir noch befahren, nachdem wir den Wuri und den Mongo besucht, nämlich den Lungasi und den mächtigen Sannaga. Am Lungasi bewohnen das Land zu beiden Seiten, sechs Tagereisen weit ins Innere, die Leute vom Basastamm: an zwei Punkten sind bereits Missionsgehilfen stationiert. Die Stämme am Sannaga sind von den Duala

grundverschieden. Sie sind viel urwüchsiger und roher als diese und von jeder Berührung mit dem Evangelium bis vor kurzem fern geblieben. Besonders die Bakoko stehen bei den Duala als „böse Leute" in Verruf. Kein Handel ohne Blutvergießen, kein Götzenfest ohne Menschenopfer! Im Jahre 1892 wurde eine Strafexpedition der Deutschen gegen die Bakoko nötig. Am Kwaka-Kriek, da wo er in den Sannaga mündet, auf der Grenzscheide zwischen den Bakoko und den etwas milderen Malimba, liegt die Station Lobethal (2. Chron. 20, 26), kurz vor der Strafexpedition gegründet. Diese blieb wunderbarerweise von Krieg und Blutvergießen verschont. In Lobethal ist eine Kostschule für Knaben, welche hier nicht bloß unterrichtet, sondern vollständig erzogen werden und die Plantagearbeit erlernen. Auch die südlich von Lobethal wohnenden Stämme haben schon um Missionare gebeten. Östlich, wohl vierzig Kilometer weiter, kommen wir zu dem letzten Vorposten der Basler Mission bei Edea, einem wichtigen Handels-



Schülerbootfahrt auf dem Kamerunfluß (Wuri).

platze. Hier konnten die Basler, dank der Freundlichkeit des deutschen Kaufmanns Jürs, vor fünf Jahren das in Europa gezimmerte Missionshaus aufrichten und die Arbeit auf der Hauptstation Jürshöhe und acht Außenstationen beginnen. „Armes Edie, Brüder, gebt Edie nicht auf, denn es wird herrlich werden," so hatte 1897 sterbend Missionar Hermann gerufen: sein letzter Wunsch ist erfüllt.

Soweit konnten wir unsre Reise im Petroleummotorboot zurücklegen. Wir haben nun noch zwei Plätze aufzusuchen, zu denen wir nur auf mühsamen Fußwanderungen gelangen können. Von der Station Viktoria wandern wir auf guter Straße die steilen Abhänge des Kamerunberges hinan zur Erholungsstation Buea. Mörderisch sind ja die Fieberdünste in den Sumpflandschaften, auf die die Tropensonne herniederbrennt. Sieben Stunden steigen wir empor, denn Buea liegt 2700 Fuß hoch und die Pfade sind schlecht. Einmal hatten die Bakwiristämme, die hier an den Abhängen wohnen, das Erholungshaus der Basler schon zerstört, damals, als sie der Gravenreuthschen Expedition gegen sie

trotzten, aber nun ist die Ruhe wieder hergestellt und Buea wieder aufgebaut. Aber die Missionsarbeit unter den zerstreut im Dickicht wohnenden Bakwiri ist sehr schwierig. Über die Grenzen der für die Mission interessierten Kreise sind



Missionshaus und Kirche in Lobethal (Kamerun)

die Schulen in Kamerun bekannt geworden, welche die deutsche Regierung gegründet hat, um dem Lerneifer der Dualaneger entgegen zu kommen. Der Lehrer Christaller, eines hochverdienten Basler Missionars Sohn, ist schon gestorben. Sein Vater hat große Verdienste als Sprachforscher. Die „höchste



Hausknabe.
Walter. Bez. Christaller mit Frau und Kind.
Reichsschullehrer in Kamerun.

Schule" im Deutschen Reich, freilich keine Regierungsschule, ist das Prediger-seminar der Basler Mission, das sich seit 1899 hoch oben in Buea befindet; es hat 23 Zöglinge. Diese erhalten ihre Vorbildung in der Mittelschule zu



Missions-Geschwister in Kamerun.

Autenrieth. Stolz. Keller. Klöti. Schölzkiger. Wittwer. Walther.

Geschw. Schmid. Geschw. Walker. Geschw. G. Bizer.

Bonaberi und Lobethal. Auch eine Knabenanstalt mit 35 Schülern befindet sich in Buea.

Am weitesten ins Innere von Kamerun aber kommen wir bei unsrem Besuch in Nyasoso. Von Mangamba im Abolande geht unsre Reise über den sagenumwobenen Kupeberg hinaus. Hier nahm 1893 der Häuptling Sona den Missionar Autenrieth auf. Gleich freundlich stellte sich zu ihm Sonas Bruder, und wenn auch die erste Zeit der Aufenthalt wie ein Weilen in der Löwengrube war, — brüllend forderten die Nkosileute Authenrieths Kopf, — so fand sich doch nach und nach das Vertrauen, und Nyasoso ist jetzt fest gegründet.

Die Basler Mission hatte im Jahre 1901 in Kamerun: 9 Hauptstationen mit 29 Missionaren, 14 Missionarsfrauen und 2615 Gemeindegliedern. In



Missionshaus der Baptistenmission in Bonaku.

Bonaberi oder Hickory, da, wo sich die Wasser des Mongo und Wuri vereinigen und sich in das Kamerunbecken ergießen, hatten die Basler schon 1889 eine Gehilfenschule angelegt. Über hundert Außenstationen haben nämlich die 9 Hauptstationen, und da gilt's Katechisten und Hilfskatechisten auszubilden. Wenn man die Station Nyasoso (gerade nördlich vom Kamerunbecken, weit im Inneren) mit einer Außenstation von Edea (weit östlich von Edea gelegen), durch eine Bogenlinie verbindet, so erhält man eine Art Vorpostenkette der Zukunft für die Basler Missionsarmee in Kamerun.

Außer den Basler Missionaren arbeiten noch die Sendboten der deutschen Baptisten in Kamerun. In Verbindung mit den vier Hauptstationen Bonaku, Abo, Viktoria und Nyamsan sind 52 Stationen vorhanden, wovon 40 mit eingebornen Lehrern besetzt sind. Ein großes Hindernis, welches seit Jahren der

Missionsarbeit der Baptisten entgegenstand, ist mit Gottes Hilfe beseitigt: es ist eine Vereinigung zwischen den alten neun selbständigen Baptistengemeinden, (welche von den englischen Baptisten gegründet waren und sich den Baslern nicht angeschlossen hatten) und der deutschen Baptistenmission zu stande gekommen! Die deutsche Baptistenmissionsgesellschaft kann in ihren Missionsgaben die deutschen Landeskirchen beschämen. In den vier Jahren 1894—1897 hat sie 130000 Mark aufgebracht. Freilich, diese jungen, kleinen Baptistengemeinden haben eine Auswahl von religiös angeregten Menschen und schleppen keine indifferenten Massen mit sich. Wie wenig versteht man noch in den großen Landeskirchen, wozu die



Totentänzer im Kostüm vor einer Nkosihütte in Ngab bei Nyasoso (Kamerun).

Kirche da ist! Unsre Bilder versetzen uns in die Missionsarbeit der Baptisten hinein. Frau Steffens ist die Frau des ersten Baptistenmissionars.

So sind denn die Eingangstore zum Kamerunlande ringsum besetzt, der Grund zur Missionsarbeit ist gelegt. Aber was wollen die Entfernungen bedeuten, die wir auf unsrer Rundreise in Gedanken zurückgelegt, im Vergleich mit den weiten Strecken des Hinterlandes bis hinauf zum Tsadsee, mit den zahllosen Stämmen allen, auf denen noch der Fluch des dunkelsten Erdteiles lastet: von den kriegerischen Wute, wo der Jüngling mit zwölf Jahren Soldat wird und sterbend erst die Waffen streckt, bis zu den schön gewachsenen Bali, die lautlos die größten Schmerzen ertragen, bis zu den bronzefarbenen, harmlosen, gastfreundlichen Yaunde, die alle schon unter dem Einfluß des Islam stehen. Verschwenderisch hat die Natur das Füllhorn ihrer Gaben über Adamaua, das

Hinterland von Kamerun, ausgegossen, und der Mensch bedarf keiner Mühe, sich zu ernähren. Aber der Islam mit seinem Fluch und Schrecken bedeckt das Land, und mohammedanische Stämme sind viel schwerer dem Evangelium zugänglich als rein heidnische. Jedes Jahr der Zögerung, dem Hinterlande das Evangelium zu bringen, ist für des Herrn Sache doppelt verloren.

Wenn wir nun die Boten der norddeutschen Missionsgesellschaft in Deutsch-Togo besuchen wollen, müssen wir über einen Fluß, nach dem eine ganze Mission heißt, so bedeutend ist er; wir können nicht am Nigerstrom vorüber, ohne wenigstens das wichtigste von der **Nigermission** kennen gelernt zu haben, obgleich sie keine deutsche ist.



Die Kirche „Bethel“ der Baptistenmission in Kamerun.

Ein seltsamer Strom der Niger. Oben in Senegambien, von der Küste ins Innere, fließt er von Westen nach Osten, in der Mitte von Norden nach Süden, am Ende, aus dem inneren ins Meer von Osten nach Westen. An seinem Oberlauf haben die Franzosen sich festgesetzt, seinen Unterlauf haben die Engländer sich gesichert, seit 1900 ist Nigeria britisches Protektorat, bis dahin unterstand es der Nigerkompagnie, welche in dankenswerter Weise den Branntweinhandel bekämpft hat. Siebenundfünfzig Handelsfaktoreien hat sie am Niger und zwanzig große Dampfschiffe hat sie auf dem Strom.

Als vor fast sechzig Jahren die englische Regierung zum erstenmale den Niger befahren ließ, befand sich auf dem Dampfschiff ein Mann von ca. dreißig Jahren, der den Auftrag hatte, die Augen aufzutun, ob nicht vielleicht auf diesem

Wege Boten des Friedens in das Land kommen könnten. Es wurde eine traurige Fahrt. Zweiundvierzig Menschenleben hat sie gekostet, wie in einem Krankenhause sah es aus, als sie den Fluß wieder hinabfuhren. Dreizehn Jahre lang hatte man nicht den Mut, den Fluß wieder zu befahren. Als man es



Die Kirche „Bethel" der Baptistenmission in Kamerun (Inneres).

1854 wieder versuchte, war unser Freund wieder an Bord und drei Jahre später legte Samuel Crowther, so heißt der Mann, den Grund zu dem evangelischen Missionswerk am Niger. Heute sind eine Reihe von Stationen an dem Strom bis weit hinauf zu seinem Mittellauf gegründet. Kirchen hat man gebaut, in Bonny an der Küste sogar eine eiserne Kathedrale mit tausend Sitzplätzen; oben



Heidenpredigt im Hinterlande von Kamerun.

am Fluß haben sie in Lokoscha eine höhere Schule; über achthundert Kinder lernen in den Missionsschulen, was für Zeit und Ewigkeit wichtig ist. Und das alles haben Afrikaner — nur selten halfen ihnen Europäer — an dieser Straße ins Innere Afrikas erarbeitet. Die Seele des Werkes aber ist bis an seinen Tod (vor zehn Jahren), Doktor der Theologie und ev. Bischof Samuel Adschai Crowther gewesen. Crowther war ein Afrikaner von Geburt. In Afrika hat es manchen berühmten Bischof gegeben: Augustin und Cyprian sind dem Leser wohlbekannt, aber, wenn auch Afrikaner von Geburt, Neger waren sie nicht. Nur in den Missionskirchen der römischen Kirche aus den letzten vier Jahrhunderten hat es Negerbischöfe gegeben, aber keinen wird die Nachwelt so im Gedächtnis behalten wie Crowther. Keiner hat seinem Volk die Bibel in seiner Sprache gegeben, wie dieser evanglische Bischof! Dafür durfte ihn wohl die Universität Oxford zum Doktor der Theologie machen! Zwölf Jahre alt, noch ein armer Heidenknabe, und als Bischof und Doktor gestorben, — wahrlich ein merkwürdiger Lebensweg! Als er die Augen schloß, zählte die Nigermission siebzehn eingeborne Lehrer, 1585 eingeborne Christen, 812 Schüler, und die Yorubamission am Niger, westlich von seinem Unterlauf, 136 eingeborne Lehrer, 7815 eingeborne Christen, 3254 Schüler!" „Bis hieher hat der Herr geholfen!" so hat Crowther selber am Schluß seines Lebens bekannt.



Bischof Crowther.

Anfang 1821 wütete ein Krieg im Yorubaland, die mohammedanischen Tulah verwüsteten das Land. In Oschogun floh ein Weib mit drei Kindern vor den Verfolgern — ihr ältestes Kind war Adschai, der zukünftige Bischof. Sie wurden gefangen und getrennt. Er ging mit einer seiner Schwestern wie eine Ware von Käufer zu Käufer, bis ihn ein portugiesischer Sklavenhändler in Lagos an der Küste kaufte und ihn aufs Schiff brachte. Auf hoher See jagten zwei englische Kriegsschiffe dem Sklavenschiff nach, brachten es in ihre Gewalt und führten es nach Freetown, der Sklavenfreistätte in der englischen Kolonie Sierra Leone. Hier hatten seit 1816 Missionare der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, meist Deutsche, Schüler Jänickes und Basler ihre Arbeit begonnen. In ihre Pflege kam auch der Knabe Adschai. Einer der ersten, die den Knaben gelehrt haben, ist Missionar Weeks gewesen, der nachmalige Bischof

von Sierra Leone, einer der vielen, die ihr Leben für Afrika hingegeben haben. Auch das Tischlerhandwerk hat der Knabe bei ihm gelernt. Bei der Taufe, 1825, erhielt Adschai die Namen Samuel Crowther. 1826 nahmen ihn Missionar Davies und Frau mit nach England, wo er noch ein Jahr die Schule besuchte. Als er dann, nach Sierra Leone zurückgekehrt, das dortige Lehrerseminar durchgemacht hatte, gründete er sich seinen eigenen Herd. Nach zwölf Jahren glücklicher Ehe wurde Crowther 1841 dazu ausersehen, die Nigerexpedition mitzumachen, von der wir schon hörten. Dabei bewies er sich so brauchbar, daß Missionar Schön, den er begleitet hatte, ihn zur Ausbildung als Geistlichen empfahl. Wieder ging's nach London zum Studium in Islington, und 1843 begrüßten ihn seine Landsleute in Freetown als ersten Negergeistlichen, und er begrüßte seine Yorubalandsleute in ihrer Muttersprache von der Kanzel herab! Schon 1844 verließ er Sierra Leone für immer, um im Yorubaland zu wirken, wohin es ihn gewaltig zog. Dreizehn Jahre lang hat er dann in Badagry, Abeokuta und Lagos gewirkt. Am 21. August 1846 schenkte ihm Gott die unaussprechliche Freude, seine Mutter wiederzufinden, von der er vor fünfundzwanzig Jahren als Sklave getrennt worden war. Siebenundneunzig Jahre alt, ist sie später in des Sohnes Hause gestorben! Sohn und Enkel hat Crowther noch weihen sehen zum Amt, das die Versöhnung predigt.

Als Crowthers Frau und Mutter heimgegangen waren, zog der greise Bischof zu seinem Sohne nach Bonny. Von hier aus machte er die zweite Nigerexpedition mit und wurde 1857 zum Leiter der gesamten Nigermission berufen. Er hatte gehofft, gleich einen kräftigen Anfang machen zu können, aber gerade 1857 erlitt die Mission in Sierra Leone schwere Verluste, sodaß Crowther von dort nur wenig Gehilfen bekommen konnte. Auch zeigte es sich, daß man nicht anfangen durfte, weit im Innern Stationen anzulegen — sie konnten sich, von aller Welt abgeschnitten, nicht halten —, dafür blühten die Küstenstationen auf.

1891 ist der greise Bischof, über achtzig Jahre alt, heimgegangen, er selbst eine Frucht der Mission, nach einem Leben voller Früchte für die Mission. „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein." Crowthers Werk aber gedeiht unter den Händen seiner Nachfolger weiter. Am 18. Februar 1900 wurde Johnson, ein Kind befreiter Sklaven, zum Assistentbischof in West-Äquatorialafrika eingesetzt. Fünfundzwanzig Jahre lang war er Missionar unter den Yorubaleuten, deren Blut in seinen Adern fließt. Das Niger-Delta wird seine Amtssphäre sein. Ein englischer Missionar schreibt 1899 vom Ijebuland (Yoruba): „Das Missionswerk von Ijebu steht nicht hinter dem von Uganda zurück. Alle paar Meilen fand ich Kapellen, die die Eingebornen gebaut und zu welchen sie Lehrer begehrten. Wunderbar, wie sich das Evangelium in wenigen Jahren hier ausgebreitet hat und zwar bloß durch die Arbeit der eingeborenen Christen!" Von mehreren Missionsreisen, den Benuefluß (Nebenfluß des Niger) hinauf, schreibt ein anderer: „Die Leute hören meist mit großem Interesse zu. In Omara sagten sie nach der Predigt: „das ist Lebensmedizin, die du uns gegeben hast, wir wollen

sie nehmen," und in einer anderen Basastadt: „sage uns, was sollen wir tun und was sollen wir lassen."

Am 18. Januar 1900 haben vier Missionare Lagos verlassen, um Kano im Haussaland (Hinterland des Niger und Benue) zu besetzen. Fünfhundert Meilen sind's von dem Einfluß des Benue in den Niger bis nach Kano. Die Haussa sind ein schöner Menschenschlag; sie haben eine eigne Nationalliteratur, Handel und Industrie stehen in Blüte. Crowther hatte ein paarmal versucht, sie zu erreichen. Fünfzehn Millionen Menschen, unter denen nie ein Missionar dauernd war! Jetzt aber wird's, will's Gott, Ernst. Und Crowther hat mit dazu Anregung gegeben. Sein Gedächtnis wird in Ehren bleiben.



Jünglingsverein Keta.

Einige wichtige Daten über die neueste Missionsarbeit im Nigergebiet seien hier beigefügt. In Sierra Leone kostete im Jahre 1898 ein Aufruhr einem weißen und fünf farbigen Missionaren das Leben, so daß die Missionsarbeit stockte. Doch ist sie jetzt wieder aufgenommen. Ihr am weitesten vorgeschobener Posten ist unter den schon mohammedanischen Yalunka. Sierra Leone ist eines der ältesten Missionsgebiete, aber freilich ein christliches Land ist es noch nicht. Von 100000 Einwohnern besuchen etwa 61000 die Gottesdienste. Die höheren Schulen in Freetown stehen in erfreulicher Blüte.

Im Jorubalande hat der Bischof Tugwell zu Lagos drei farbige Assistent-bischöfe, mit denen er fleißig seine vier Bezirke: Küstenbezirk, Inner-Joruba, Unter- und Ober-Nigeria bereist. Im Idschebulande treibt die farbige Lagos-

kirche ihre Mission, und in neuester Zeit gibt es offene Türen. Leute, die erst kürzlich vom Christentum berührt waren, sammeln als „selbsterwählte Apostel" Schüler, die sie unterrichten. Vergl. die „Gottesknaben" unter den Aboleuten in Kamerun. In Abeokuta (jetzt in vier Stunden mit der Bahn von Lagos an der Küste zu erreichen) meint einer der farbigen Pastoren, es sei nahe daran, daß das Christentum zur Staatsreligion erhoben werde. Wie lange ist Abeokuta ein wegharter Boden gewesen!

Eine Missionsexpedition freilich, die Bischof Tugwell in die Haussaländer, nach Kano veranstaltet hatte (1900), ist vorläufig ohne jeden Erfolg geblieben.



Evhefrauen beim Kochen im Togolande.

Doch nun auf nach **Togoland,** das 1884 unter Nachtigals Leitung deutsches Schutzgebiet wurde. Ein Wörmanndampfer bringt uns in drei Wochen von Cuxhaven nach Keta. Zuletzt geht's an der einförmigen afrikanischen Küste entlang: die gelbe Linie ist der Strand, hin und wieder taucht ein Palmenwäldchen auf, die weißgetünchten Häuser sind Handelsfaktoreien, dahinter die schmutziggrauen Hütten der Eingebornen. Das Landungsboot bringt uns durch die Brandung. Unter der Begleitung der schwarzen Jugend geht's die Böschung hinan. Wir sind in Keta. Sehen wir uns etwas um. Da steht das Faktoreigebäude der Bremer Handelsfirma Vietor (welche keine geistigen Getränke einführt, ein weißer Rabe!). Da steht das Awedomehaus der deutschen Missionsgesellschaft. Vor 53 Jahren hätten wir noch die Sklavenbaracken gesehen und uns überzeugen können, warum diese Küste Sklavenküste heißt! Schöngebaute Steinhäuser



Frau Missionar Steffens mit ihrer Sonntagsschulklasse in Kamerun.

erheben. sich neben schmutzigen Hütten. In manchem Steinhause wohnt ein emporgekommener Neger, der es in Wohnung und Wohnungseinrichtung (Bilder mit Goldrahmen), Kleidung und Lebensgewohnheiten (Champagner) den Weißen gleichzutun sucht. Die halbnakten Gestalten „aus dem Busch“ würdigt er keines Blickes! Er liest die in London gedruckte Zeitung African Times. Wir zählen: Achtzehn Schnapsschenken locken zum Eintritt. Leere Rumfässer ohne Zahl stehen davor. Aus einem Hause mit zwei Fenstern nach dem Meer tönt Choralgesang: es ist der Betsaal der Mission. Wir treten ein. Über einem Predigtpult hängt ein Christusbild; ein Harmonium steht an der Seite. Fast lauter Neger sind im



Missionshaus in Ho, Deutsch-Togo.

Betsaal, mancher mit Spazierstock und künstlicher Blume im Knopfloch, die Frauen mit Federhüten und Schleppkleidern. Durch die Bemühungen der Pastoren Zauleck und Tiesmeyer in Bremen ist aus Geldern, die in deutschen Sonntagsschulen gesammelt sind, in Keta eine Kinderkirche erbaut worden. Keta hat ferner eine Diakonissenstation in der Bremer Straße, in welcher vier von der Anschargemeinde in Hamburg entsandte Schwestern, vor allem an der Bewahrung der furchtbar gefährdeten weiblichen Jugend, arbeiten. Da ist der europäische Friedhof, eine Gräberreihe neben der andern! Keta ist ein ungesunder Ort. Das Malariafieber (maleria, italienisch: schlechte Luft) ist hier zu Hause. Länger als vier bis fünf Jahre hält es kein Europäer hier aus. Keta ist eng-

lisch. Ein paar Stunden davon ist die deutsche Grenze. Wir wandern nach Lome, dem Sitz des kaiserlichen Landeshauptmanns, auf dem schmalen Streifen zwischen Meer und Lagune entlang.

Traurig! Hier tritt uns zuerst das nackte Heidentum entgegen, während wir wandern. Unter einem Schattengerüst steht ein Lehmklumpen in Menschengestalt. Davor ein kleines geschnitztes Boot und eine Menge von Kaurimuscheln: Hier opfern die Fischer ihre Gaben. Der deutsche Postbote, ein zum Teil uniformierter Neger, begegnet uns. Jetzt sind wir in Lome. Lome und Kleinpopo, mit 4000 und 6500 Einwohnern, sind die wichtigsten Plätze an der deutschen Küste. Lome ist ein Viereck. Lauter bekannte Straßennamen: Hamburger-, Bremer-,



Posaunenchor in Ho, Deutsch-Togo.

Markt-, Bismarckstraße. In der Marktstraße steht das Bremer Missionshaus: Geschwister Oswald und Beck wohnen darin. Hinter dem Missionshaus wohnt der eingeborne Lehrer Andreas Aku. Aku hatte Lome lange Zeit als Außenposten, bis Hamburger und Altonaer Missionsfreunde, durch eine Gabe von zehntausend Mark, die Begründung der selbständigen Station Lome ermöglichten. Es war eine Jubiläumsgabe zum fünfzigjährigen Bestehen der Norddeutschen Missionsgesellschaft.

In Kleinpopo sind die Wesleyaner, aber ihr Missionar ist auch ein Deutscher.

Der eigentliche Schwerpunkt der Bremer Mission aber liegt im Innern. Wir gehen nach Keta zurück, um von dort aus den Spuren der Missionare ins Innere zu folgen.

Täuflinge aus Deutsch-Togo.

Togo, das ist „Seeort“, zwischen Dahomo und Asante eingeschoben, ist etwas größer als Portugal. (Übrigens sieht man etwas westlich vom 358. Meridian an der Küste die Trümmer des Forts Groß-Friedrichsburg, das mit seiner Umgebung 1681—1721 in preußischem Besitz war: unsre erste afrikanische Kolonie!) Das Evhevolk in Togo wird zweieinhalb Millionen Seelen zählen; es gehört zu den Sudannegern, ist kräftig, friedfertig und arbeitsam. Ihre Religion ist der Fetischdienst (portugiesisch: fetisso = Zauberding). In irgend ein Ding bannen Leute, die sich darauf verstehen wollen, eine übersinnliche Macht, die dem Besitzer oder Käufer dienstbar werden soll. Die Evheleute leben in Furcht vor Hexen und Waldteufeln; doch haben sie eine Ahnung von einem höchsten Wesen,



Trommler in Amedschovhe.

das sie bei ihren häufigen Schwüren anrufen, ja, Anklänge an das biblische Paradies finden sich in ihren Sagen.

Zu ihnen kamen 1847 die ersten Bremer Missionare. Wolf war der erste; er hatte zuvor mit seinem Gefährten Bultmann am Gabun in französischem Gebiet zu arbeiten versucht, aber die Franzosen duldeten keinen protestantischen Missionar. Bultmann starb noch am Gabun am Fieber; Flato, der Wolf am Cape Coast erwartete, sank ins Grab, ehe Wolf herankam, desgleichen Jens Graff, und im nächsten Jahre starb Wolf selbst, ehe er die Heimat, wo er neue Kraft schöpfen wollte, erreicht hatte. Diesen vier Garben, welche der Schnitter Tod aus der Schar der norddeutschen Missionsarbeiter hinnehmen durfte, sind im

Lauf des verflossenen halben Jahrhunderts sechzig weitere gefolgt. Die Gesamtzahl der von Bremen nach Afrika ausgesandten Missionare, Männer und Frauen, beträgt 160—180. Wahrlich eine Tränensaat! Die Neger stierten die Särge der Missionare an und konnten es nicht fassen, was denn immer neue Boten zu ihnen trieb. Aber die Bremer wußten es wohl. Obgleich bald nach dem ersten fehlgeschlagenen Anfang der treulose Kassierer die Missionsgesellschaft um ihr ganzes Vermögen gebracht hatte, wagte man 1857 einen zweiten Anfang, und zwar wieder im Pekital, östlich am Unterlauf des Voltastroms. Aber wieder

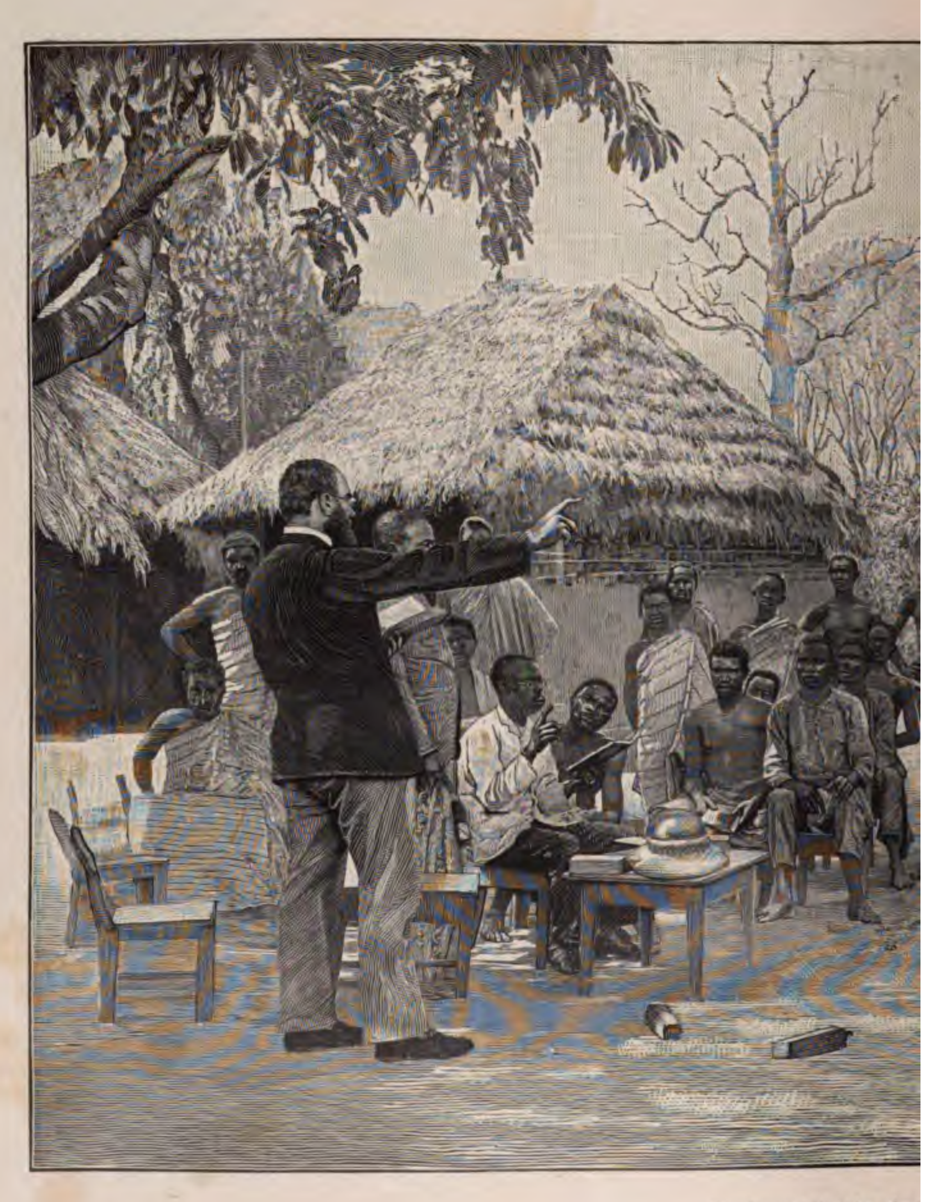


Kirche in Keta.

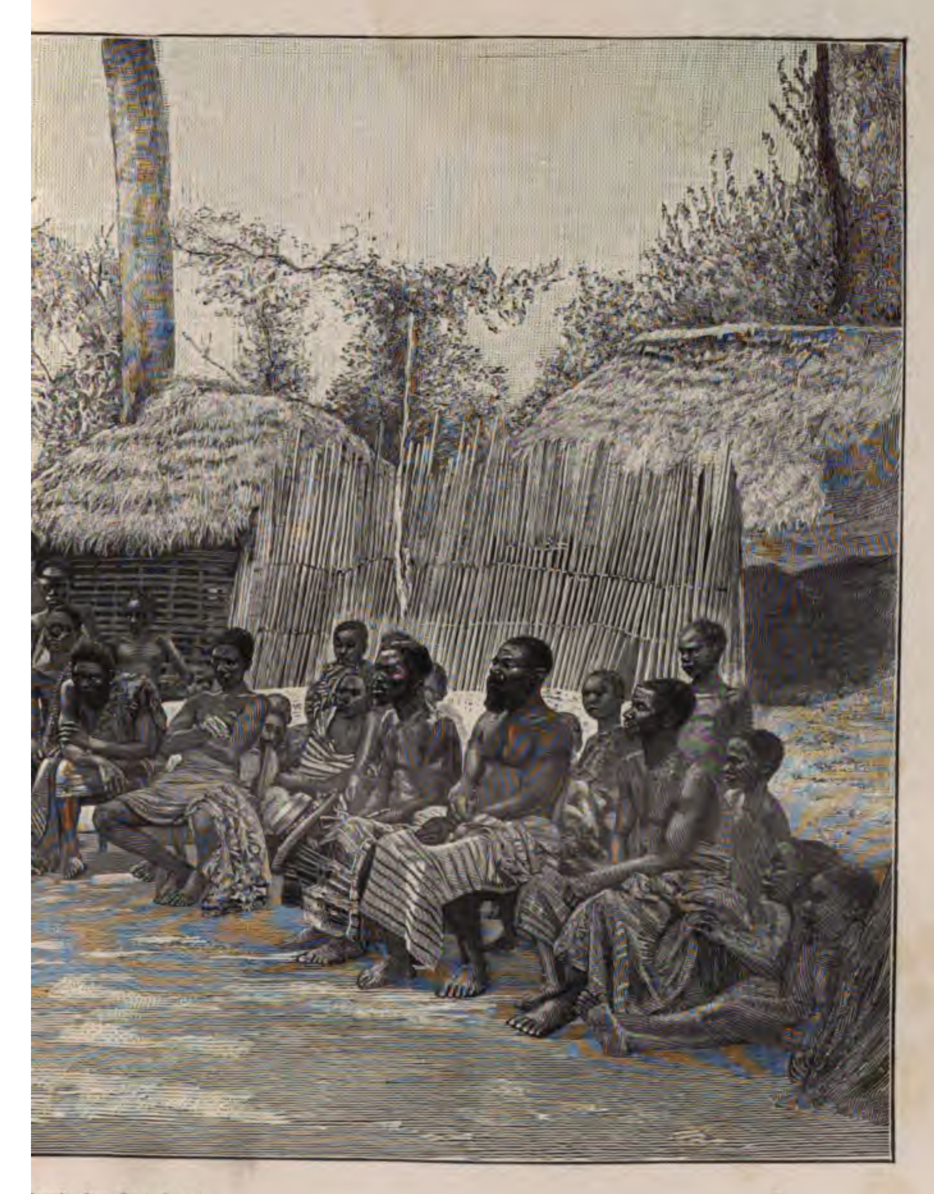
raffte der Tod einen in kurzer Zeit hinweg, und die übrigen retteten vor den räuberischen Asante kaum das nackte Leben.

Jetzt versuchte man nach Missionar Däubles Rat einen festen Stützpunkt an der Küste für die ins Innere dringende Arbeit zu finden; und so wurde die Station Keta gegründet, die wir schon kennen.

Wir setzen nun in Einbäumen über die Lagune und landen bei Anyako, einer Nebenstation der Bremer. Von hier aus lassen wir uns in Hängematten tragen (ein Europäer hielte den Fußmarsch nicht aus, wir befinden uns unterm sechsten Breitegrad); der Marsch geht nordwärts durch baumlose Steppe, deren Gräser bis zum Schattendach der Hängematte empor reichen. Allmählich wird das Land bergig; endlich taucht der Kegel des Adakluberges am Horizont auf.

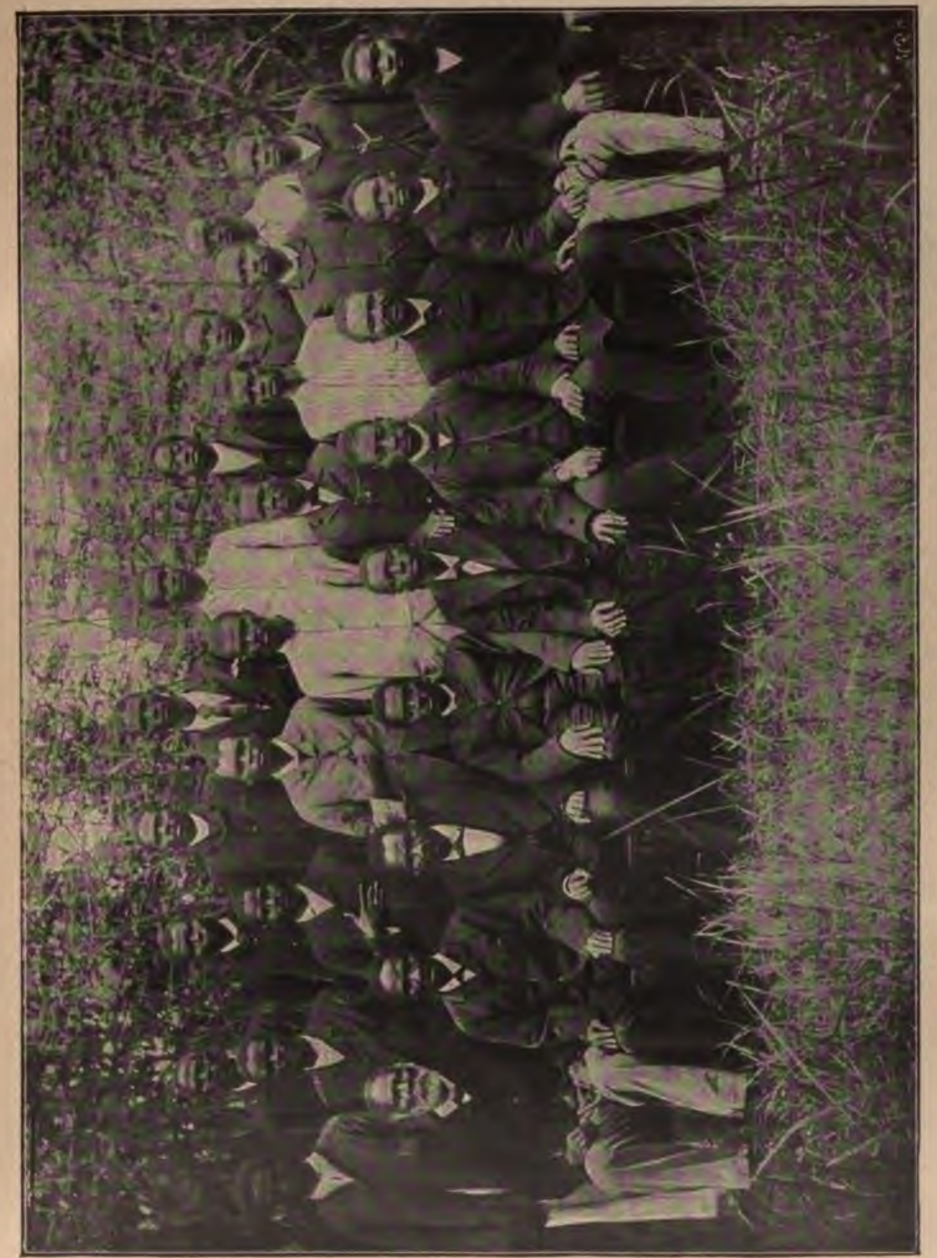


Straßenpredigt in eine



Dorfe im Togolande.

Bald sind wir in Waya. Waya war einer der ersten Orte, wo Predigtgottesdienste eingerichtet worden waren, aber die Leute waren hart und gleichgiltig.



Evangelisten und Lehrer der Norddeutschen Mission in Deutsch-Togo.

Als aber die Missionare wo anders offene Türen fanden und Waya verließen, waren plötzlich die Leute in Waya wie umgewandelt und legten einen rührenden Eifer an den Tag, die Predigt wieder zu bekommen. So haben z. B. die Männer

sich durch Lastentragen vierhundert Mark zu einem Wellblechdach für eine Kapelle in Waya verdient!

Jenseits des Bergkegels liegt die Station Ho, die schönste und blühendste von allen Stationen. Elf Sendboten der Bremer sind hier in den ersten zehn Jahren von 1859—69 ins Grab gesunken. Dann kam der Asantekrieg 1869, dem die Basler Missionare Ramseyer und Kühne ihre vierjährige Gefangenschaft zu verdanken hatten (wir werden sogleich von ihnen hören), und Ho wurde dem Erdboden gleichgemacht. Auch Waya mußte verlassen werden. Als die Engländer 1895 zum zweitenmal gegen die Asante zogen und sie besiegten, konnte Ramseyer in Kumase die alte Kapellenglocke von Ho, die mittlerweile zur Verherrlichung der bluttriefenden Götzenfeste hatte dienen müssen, ihrer Bestimmung zurückgeben, wenn nicht in Ho, doch in Kumase, wahrscheinlich mit derselben Freude, wie wir einst Napoleon die Quadriga vom Brandenburger Tor in Berlin wieder aus Paris wegnahmen und dort aufstellten, wo sie hingehörte.

Von Ho aus wurde 1889 die Station Amedschovhe gegründet, am Fuß des Gemi, des höchsten Gipfels im Avatimeberglande, mit kühlem Gebirgsklima. Hieher ist auch das Seminar zur Ausbildung eingeborner Lehrer verlegt.

Bremen hat kein eignes Missionsseminar; die meisten Arbeiter kommen aus dem Basler Missionshaus; auch die Anstalt Chrischona hat treue und bewährte Männer zum Evhevolk entsandt. Unter den heimgegangenen Bremer Missionaren hat Schlegel den Anfang mit der Bibelübersetzung in die Evhesprache gemacht; Hornberger und Tolch haben besonders lange, und unter großer Liebe des Evhevolks, in Togo gearbeitet. Seit einer Reihe von Jahren sind besonders veranlagte Evhejünglinge nach Deutschland gebracht, um von Pfarrer Binder in Westheim, Württemberg (früher Missionar), zu Nationalhelfern ausgebildet zu werden. Seines Alters wegen hat Pfarrer Binder jetzt leider diesen Unterricht aufgeben müssen.

Die Kirche in Keta ist fertig und eingeweiht. Ja zehntausend Mark sind übrig und zur Errichtung einer Kirche in Lome zurückgelegt. Die Evhemission zeigte 1901 folgendes statistische Bild: Die Missionsgemeinde hat 2407 Seelen, 1565 sind Abendmahlsberechtigte. Auf fünf Hauptstationen und einunddreißig Nebenstationen arbeiten dreizehn Missionare und vierzehn Missionarinnen. In der ersten Hälfte des Jahres 1901 konnte Agu, die fünfte Hauptstation, vier Tagereisen von der Küste entfernt, bezogen werden.

Mit den Boten der Norddeutschen Missionsgesellschaft halten die der **Basler auf der Goldküste** gute Nachbarschaft. Wenn ich nun den Leser auf das Arbeitsfeld der Basler in Westafrika zu führen habe, so macht die Wahl, welche Persönlichkeit unter den Basler Missionaren ich ihm als Führer geben soll, wirklich Qual. Das Leben Johannes Zimmermanns, gestorben 13. Dezember 1876, ist ein köstliches Blatt aus der Basler Missionsgeschichte. Wir haben von ihm schon im ersten Teil dieses Buches gehört. Er ist 1850 in die Arbeit auf der Goldküste eingetreten. Fünfundzwanzig Jahre lang ist ihm Katharina Mulgrave, die christliche Negerin, eine treue Lebensgefährtin und Gehülfin gewesen. Zimmer=

mann hat die Ga-Sprache erforscht und die Bibel in diese Sprache übersetzt. Was Christaller (der Vater) für die Tschi-Sprache, das hat Zimmermann für die Ga-Sprache und teilweise auch für die Adangme-Sprache getan, und solange auf der Goldküste von schwarzen Christen das Lob Gottes gesungen und sein Wort gelesen wird, werden auch diese beiden Namen dort unvergessen sein!

Doch wir wollen uns von zwei anderen Missionaren einführen lassen und zwar von denjenigen, welche die merkwürdige wechselvolle Geschichte der letzten 30 Jahre im Hinterland der Goldküste, die man nicht mit Unrecht einen „Missionsroman" genannt hat, in erster Reihe miterlebt und ausgekostet haben:

Die Missionare Ramseyer und Kühne. Die Stationen der Basler Mission liegen teils in der Ebene, teils im Waldgebiet. Im Walde wohnen die Odschi, zu denen auch die Asante gehören, in der Ebene wohnen Leute, die die Ga-Sprache reden. Am weitesten nach dem Innern zu, im Lande der Kripi, liegt die Station Anum, in welcher Ramseyer nebst Frau und Kühne lebten, eifrig mit der Belehrung der Schwarzen beschäftigt. Da brach im Sommer 1869 wieder einmal einer jener Kriege aus, die das Land verwüsten. Die Asante brachen von Westen her ins Kripiland ein, dessen Bewohner den heftigsten Widerstand leisteten. Anum war sofort von allen Eingebornen verlassen. Die Missionsgeschwister, deren Haus auf einem Hügel vor der Stadt stand, mußten sich, da ihre Diener sie verlassen, aus der Stadt das Trinkwasser selbst holen. Da wurden sie am 12. Juni 1869 von einem Trupp mit Flinten bewaffneter Asante gezwungen, Anum zu verlassen und mit vor den Asantegeneral zu kommen. Einen Tag, und noch einen Tag, ging es in der Glut der afrikanischen Sonne von Ort zu Ort, Frau Ramseyer hatte ihr zehn Monate altes Kindchen auf dem Arm, — ein Gefecht zwischen Kripi nnd Asante fand vor ihren Augen statt. Wütende Blicke schossen die Asante auf die Missionsgeschwister: „Ihr seid es, die jene das Fechten gelehrt haben, aber wir werden euch zeigen, daß wir auch Weiße fressen können." Endlich standen sie vor Adu Bofo, dem Asanteobergeneral, der ließ ihnen sofort eiserne Fesseln anlegen. Am nächsten Morgen


Missionar Christaller.

wurden sie in der Richtung auf Kumase, die Hauptstadt der Asante, geführt. 24 deutsche Meilen waren bis dahin zu marschieren. Ramseyers Kind starb an Entkräftung in den Armen der Mutter. Am 9. August, dem 57. Tag ihrer Gefangenschaft, trafen sie in Kumase ein. Der Asantekönig erklärte, der Obergeneral Adu Bofo habe sie gefangen; ehe er sie entlassen könne, müsse derselbe erst aus dem Kriege zurückgekehrt sein. Aber als der heimkehrte, wurde aus ihrer Entlassung auch nichts, denn der Feldzug war nicht günstig ausgefallen. Die Engländer an der Goldküste verwandten sich auf diplomatischem Wege für die Gefangenen. Aber was gibt ein barbarischer Fürst auf diplomatische Unterhandlungen! 1872 stellte Adu Bofo die Bedingung: gegen 50000 Taler könne die Freilassung erfolgen. Die Basler Missionsgesellschaft bot 7000. Ein schwarzer Christ wurde von der Küste mit diesem Angebot nach Kumase entsandt. „Und wenn ich die weißen Männer nicht freigebe?“ fragte der König. Leider ließ sich Plange, der schwarze Christ, hinreißen, zu sagen: „Dann gibt es Krieg!“ Ein unbeschreiblicher Aufruhr erhob sich da unter den vornehmen Asante. „Sehet hier, dies ist meine linke Hand, mit der allein kann ich alle Feinde schlagen,“ sagte die Königinmutter.



Asanteer, wegen Diebstahl Lippen und Ohren weggeschnitten.

Die Engländer überzogen die Asante mit Krieg. Als sie endlich siegreich waren und Amanquatia, „der Moltke der Asante“, wie ihn englische Federn bezeichneten, niedergeschlagen nach Kumase heimkehrte, riet die Königinmutter, die Gefangenen zu entlassen. „Aber um eins bitte ich euch,“ sagte der König, „verlaßt die Stadt bei Nacht, damit das Volk nicht sagt: Der König fürchtet sich!“ Viel haben die Gefangenen in den 4½ Jahren der Gefangenschaft erduldet! Außer den Massenhinrichtungen, die anzusehen sie gezwungen wurden, sei noch die wahrhaft grauenvolle Sitte erwähnt, daß in Bantama jährlich einmal in dem dortigen „Mausoleum“ die sorgfältig aufbewahrten Skelette der königlichen Ahnen mit rauchendem Menschenblut bestrichen wurden! Unser Bild zeigt uns eine Probe der in Asante üblichen Grausamkeiten. Dem Mann hier sind wegen Diebstahls Lippen und Ohren abgeschnitten. Dem „Schwertträger“ auf dem nächsten Bilde sieht man es an, daß ihm eine derartige Operation keine Selbstüberwindung kostet. — Die Geschwister wohnten in den Nebengebäuden der verlassenen Wesleyanischen Mis-

sion in Kumase. Dem Volke durften sie predigen. Am 4. Februar 1874 stand Kumase in Flammen, der englische General Wolseley hatte die Asante total geschlagen, die Gefangenen waren frei. Das Rauschen der Meeresbrandung am Cap Coast klang ihnen wie Sphärenmusik, war ihnen wie ein süßer Traum!

England hatte den Asante Verträge aufgezwungen; die durchtriebene afrikanische Schlauheit wußte sie bald zu umgehen. England hatte einen Fonds zur Inangriffnahme einer Asantemission gesammelt, und ausdrücklich forderte die englische Kirchenmissionsgesellschaft die Basler auf, eine Asantemission zu beginnen. Aber wie recht Basel hatte, hierbei vor Überstürzung zu warnen, zeigte sich bald. In die Hauptstadt ließen die Asante die Basler nicht hinein, obgleich dort ein Asanteprinz Ansa, der in England erzogen und getauft war, nach Kräften das Kommen von Missionaren zu fördern suchte. Umsonst, 22 Jahre hieß es warten! Ramseyer hat gegen das eigentliche Asante eine Reihe von Vorpostenstationen vorgeschoben, auf denen eingeborne Katechisten angestellt wurden, aber Kumase blieb verschlossen, — bis 1896, in einem zweiten Asantefeldzug, England die Asante wieder völlig aufs Haupt schlug und das Land der englischen Kolonie an der Küste einverleibte — da stand Ramseyer wieder in Kumase vor der Königinmutter, die in einem armseligen Gehöft verlassen saß. „Freund, Freund, bist du es wirklich? Siehe da, was aus uns geworden ist!“ so rief sie. Unter allgemeiner werktätiger Teilnahme wurde 1897 das Hauptgebäude des Missionshauses errichtet. Eine Schule wurde eingerichtet, in der die Kinder befreiter Sklaven den Grundstock bildeten, und welche 1899 zwischen 3 und 400 Schüler hatte; 14 Außenstationen umgaben die Stadt . . . .



Haupt der Schwertträger eines Königs, Kumase.

Da brach 1900 abermals ein Aufstand des Asantevolks gegen die Engländer los, welche das Volk durch die Forderung, den goldenen Königstron auszuliefern, aufs Tiefste erregt und erbittert hatten. Die Asante wußten außerdem die Engländer mit den Buren engagiert, die englische Besatzung in Kumase war nur

klein — der Aufstand brach los. Ramseyer und die anderen Missionare retteten sich noch gerade zur rechten Zeit ins englische Fort in Kumase, das Tor wurde



Missionswerkstätten in Christianenburg, Goldküste.

geschlossen und die Belagerung begann. Eine Vermehrung der Besatzung durch das Eintreffen einer Ersatztruppe half nicht viel, die Not stieg von Tag zu Tag.



Palaverhalle in Kumase, Goldküste.

Zuletzt entschlossen sich die Missionsgeschwister, sich dem Gouverneur anzuschließen der mit einem Teil seiner Soldaten versuchen wollte, sich durchzuschlagen. Der

Versuch gelang. Am 23. Juni brach man auf und am 12. Juli hörten sie wieder die Brandung von Cap Coast — wie vor 26 Jahren! Am 15. Juli befreite Oberst Willcocks die Besatzung mit englischen Truppen. Asantes Bedeutung in der Politik ist wohl für immer vorbei. Aber das Evangelium wird auch in Asante siegen! Unser Bild (Seite 263) zeigt die provisorischen Missionsstationsgebäude in Kumase.

Gehen wir nun auf die Geschichte der Basler Mission auf der Goldküste noch etwas näher ein. Am 18. Dezember 1828 stiegen die ersten vier Boten der Basler Gesellschaft in Fort Christiansborg ans Land. Die dänische Regierung, der dieses Stück der Goldküste gehörte, hatte die Basler gebeten, hier eine Mission zu beginnen. Bereits im August 1829 waren drei Missionare



Weiber von Accra beim Kornmahlen und Fufustoßen. Goldküste.

von den vieren gestorben! 1832 kamen drei Ersatzleute. Ehe sie eintrafen starb der letzte von den Erstgesandten, wenige Monate nach dem Eintreffen sanken zwei von den Ersatzleuten ins Grab. Riis stand allein in Akropong. Zwei Brüder kommen nach; beide sterben. Das erste Jahrzehnt war vergangen: acht Gräber standen auf der Goldküste. Eifrig blieb der einsame Riis an der Arbeit. Kennen gelernt hat er die Neger gründlich. So wenn er sie bei ihren Palavers oder Ratsversammlungen vereint sah und sie reden hörte, oder ihren Spielen und ihrem Zeitvertreib zusah, oder wenn er die Frauen bei ihrer schweren Arbeit beobachtete, wie sie das Korn mahlten, oder den Webern mit ihren primitiven Webestühlen, wie sie das Gewebe am unteren Ende mit einem Stein beschwerten, um es straff zu erhalten. Nirgends

hat die Haussklaverei eine solche Ausdehnung wie bei den Negervölkern in Westafrika. In einigen Staaten bilden die Sklaven einen bedeutenden Teil der ganzen Bevölkerung! Man darf nun diese soziale Institution nicht mit dem Sklavenhandel verwechseln. Freilich finden sich auch in der Haussklaverei viele Beispiele harter und grausamer Behandlung, und jedenfalls ist sie für die Mission ein schweres Hindernis. Der Haussklave in seiner völligen Abhängigkeit dispensiert sich gern von aller eigenen Überlegung. Unser Bild (S. 253) zeigt uns solch ein „Sklavenheim". Auch von der Religion der Neger würde man sich eine unrichtige Vorstellung machen, wollte man denken, daß der Fetischdiener den Holz-



Weber von der Goldküste.

klotz oder Baum oder Lappen oder das Tier selber anbetet. Der Neger unterscheidet sehr wohl den Geist, den er verehrt, von dem sinnlichen Gegenstand, dem Träger dieses Geistes. Ja, es zieht sich durch die Furcht vor vielen Geistern der Glaube an einen höchsten Gott hindurch, wie die Goldader durch taubes Gestein — nur haben sie, wie St. Paulus an die Römer schreibt: „verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild, gleich dem vergänglichen Menschen und der Vögel und der vierfüßigen und kriechenden Tiere." Der Neger treibt die Beseelung der Natur auf die äußerste Spitze: In jedem Dinge kann ein Geist sitzen, besonders wenn der Fetischpriester ihn hineingebannt

hat. Jeder Stamm besitzt seine Stammes-, jede Stadt ihre Stadtfetische, so z. B. Bäume, besonders wenn sie sich durch ihre Größe auszeichnen. Solch einen



Haus „Sklavenheim“ in Kumase.

Baum zeigt uns z. B. unser Bild (unten). Wir erwähnten schon die Palavers, die gewöhnlichen Gerichtsverhandlungen. Oft aber werden auch zur Erweisung von Schuld und Unschuld Gottesgerichte veranstaltet, wobei der Angeklagte einen Gifttrank trinken, oder aus einem Kübel voll siedenden Palmöls eine Nuß herausholen muß. Krieg ist in Westafrika nichts seltenes. Schon der Sklavenhandel — auch die Neger kaufen sich Sklaven, Kriegsgefangene oder Verbrecher — muß den Krieg zur Gewohnheit machen. Unser Bild (S. 254), welches eine Volksversammlung darstellt, sieht zu friedlich aus, um dabei an die Vornahme eines Gottesgerichts oder an die Beratung eines Feldzuges zu denken.

Als Riis zum zweiten Male allein stand, faßte man in Basel



Odumbaum in einer Missions-Kaffeeplantage (Goldküste).

den Plan, christliche Neger aus Westindien auf der Goldküste anzusiedeln, damit die Heiden von ihnen gleichsam christlichen Anschauungsunterricht erhielten. Riis selbst reiste nach Westindien und holte 26 Personen nach Afrika. Manche von diesen 26 haben den Hoffnungen entsprochen, die man auf sie setzte, viele nicht, aber im ganzen erhielt doch das Werk auf der Goldküste wieder einen Anfang. Am Schlusse des zweiten Jahrzehnts finden wir sieben Basler Brüder auf dre Stationen in fröhlicher Arbeit, 300 Negerkinder besuchen die Schulen. Christiansburg, Akropong und Aburi heißen die Stationen. Unser Bild (Seite 255) zeigt die Missionshandlung in Christiansburg.

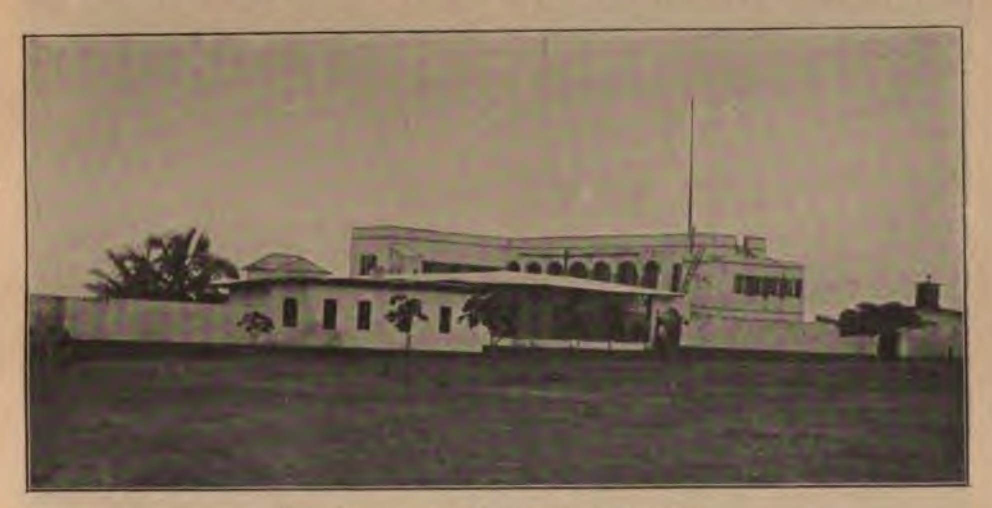


Volksversammlung in Begoro, Goldküste.

Im dritten Jahrzehnt ging es wieder durch schwere Zeiten hindurch, aber „das erstorbene Weizenkorn" fing an, viele Frucht zu bringen. 1850 ging der dänische Besitz auf der Goldküste an die Engländer über. Unser Bild (S. 256) führt uns einen englischen Regierungsschulinspektor aus den neunziger Jahren vor. — Die Eingebornen verweigerten die Kopfsteuer, die ihnen die englische Regierung auferlegte, die Engländer aber beschossen dafür die Küstenorte, auch die Missionshäuser in Christiansburg wurden zerstört. Die Missionare hielten bei den Negern aus, — sonst hätten sie für alle Zeit ihr Vertrauen verscherzt gehabt. So zerstreuten sich denn infolge des Bombardements die Küstenneger; um so erfreulicher blühte dafür die vier Stunden landeinwärts gelegene Station Abokobi auf. Besonderen Fleiß legte man in diesem Jahrzehnt auf die Arbeit in der Schule. Dazu beschloß der Basler Missionsvorstand in dieser Zeit eine wichtige Neue-

rung: nämlich die Aussendung von Handwerkerbrüdern, welche die Lehrmeister des Volkes in allerlei äußerlichem Werk werden sollten. Die bedeutendste Tochter Abokobis wurde bald Odumase, unter dem etwa 50000 Seelen starken Volk der Kroboer. Nachdem Locher und Zimmermann 1853 vom alten Krobokönig Odonko freundlich empfangen worden, faßte man das Ländchen als Missionsgebiet ins Auge. Bald war eine ganze Anzahl Taufbewerber vorhanden. Leider zögerte der alte König mit einem entscheidenden Schritt, — er selbst war im Taufunterricht, — und über dem Zaudern ist er gestorben. Das Kirchlein in Odumase ist 1870 erbaut.

Als das vierte Jahrzehnt vergangen war (1868) belief sich die Gesamtzahl aller Christen auf 1581 Seelen. In zehn Jahren hatte sich die Zahl der Getauften vervierfacht. Während dreißig Jahre geduldiger Säearbeit nötig waren, bis es 385 Christen gab, brauchte es nur zehn Jahre, um diese Zahl auf 1581



Missionshandlung in Christiansburg, Goldküste.

zu bringen. Im Innern ist dies Jahrzehnt eine Periode der Organisierung. Die Vielweiberei wurde für Christen verpönt, das Sklavenverhältnis (Haussklaven) wurde in ein gewöhnliches Dienstverhältnis umgewandelt. Die Sklaven konnten ihrem christlichen Herrn ihre Freiheit durch Arbeit abverdienen. Ferner wurde neben der Elementarschule noch eine Mittelschule und ein Lehrer- und Predigerseminar eingerichtet. Die ordinierten Mitarbeiter erhielten den Titel Diakonen. Unser Bild (S. 262) führt uns das Predigerseminar in Akropong vor, welches 70—80 Mitglieder zählt.

Im fünften Jahrzehnt hat dann wieder ein bedeutender Fortschritt in der Ausdehnung des Missionsgebiets stattgefunden. Als einen Vorposten zur Eroberung Asantes, hatte man 1876 die Station Abetifi, in der Landschaft Okwawu, errichtet. Die Leute waren hier noch ganz abhängig von den heidnischen Häuptlingen, bis 1884 waren sie außerhalb der britischen Kolonie. Der König von

Abetifi zählte zu den aufdringlichsten Bettlern. Aber von Anfang an fand man offne Türen. In feierlicher Volksversammlung wurde von Missionar Ramseyer die Landschaft Okwawu als Arbeitsfeld übernommen. In phantastischem Aufzug waren die Häuptlinge, ein jeder mit einem riesigen Schirm, dem Zeichen seiner Würde erschienen. In zwanzig Jahren wuchs die Station Abetifi auf 13000 Glieder an. Neuerdings ist in Abetifi ein zweites Lehrer- und Prediger-seminar gegründet worden. Bei der Gelegenheit wurde in beiden Seminarien das Griechische vom Lehrplan gestrichen.

Ein ganz neues Moment übrigens, mit dem auch die Mission zu rechnen bekommt, ist der Beginn der Ausbeutung der Goldlager im Bereich von Abetifi.



Regierungsschulinspektor Macdonald, Goldküste.

Scharen von Goldgräbern strömen zusammen. Eine Reihe von Gesellschaften mit einem Kapital von 300 Millionen Mark wird die Sache in die Hand nehmen.

Als Stützpunkt für den weit vorgeschobenen Posten Abetifi wurde Bogoro (vergl. S. 254) gegründet, welches 1883 dazu ausersehen ward, Hauptstation für das Akemland zu werden, an Stelle von Kyebi (siehe unser Bild S. 257), wo der treue Missionar Buck gestorben war, und wo der König Ata die Christen aufs Furchtbarste drangsaliert hatte. Da raffte ein plötzlicher Tod den Tyrannen fort, und Kyebi soll der Mittelpunkt der Akemschen Christengemeinde bleiben, die über 45 Ortschaften zerstreut ist.

Lange haben Missionar Ramseyer und Frau an der Spitze der Arbeit in Abetifi gestanden, ihr Angesicht gen Westen, nach Kumase, gerichtet. Mehrmals



Übernahme des Nordens der Goldküste (Okwawu) mit Miss. Ramseyer v. Abetifi, je unter einem Schirm ist ein Häuptling.

waren Basler Brüder bis in Asantes Hauptstadt vorgedrungen. Aber die Stunde hatte noch nicht geschlagen. Endlich wich die Unentschiedenheit der englischen Politik einem entschlossenen Vorgehen. Man war des immer größer werdenden Übermuts des Asantekönigs müde. Im Januar 1896 wurde Kumase von den Engländern erobert. Nun stand auch Asante der Mission offen. Jetzt galt es, Abschied nehmen von Abetifi. Wie manchesmal hatte Ramseyer so auf der Straße von Abetifi gepredigt, wie unser Bild (S. 265) zeigt, wie manchesmal hatte seine Frau die Näh- und Kleinkinderschule um sich versammelt — aber die Sehnsucht, endlich die Hoffnung ihres Lebens verwirklichen und in Kumase das Evangelium „unverboten" predigen zu können, war doch noch stärker als die Lust, in Abetifi zu bleiben. Und damit stehen wir wieder am Anfang unsrer Betrachtung über Basels Mission auf der Goldküste, wo wir Ramseyers wunderbare Geschichte erzählten. Es ist so, wie ein Bericht über diese Ereignisse sagt: „Man schreibt auch manchmal Missionsromane; hier ist einer, der nicht erdichtet zu werden braucht.



Missionshaus und Kapelle in Kyebi, Goldküste.

In dem Fieberlande, das so viele Kräfte schnell verzehrt, hält es ein Missionsehepaar, der Mann 33, die Frau 31 Jahre lang aus; sie müssen über vier Jahre in den Händen eines blutdürstigen Tyrannen gefangen sein. Sie halten das nicht nur aus, sondern sie werden frei. Ein christliches Volk muß einen Krieg führen, der 100 Millionen Mark kostet, um sie zu befreien. Die Befreiten sind doch nicht afrikamüde, sondern kehren dorthin zurück. In Abetifi warten sie 20 Jahre, ob sich Kumase nicht öffne, und nun dürfen sie, beide den Sechzigern nahe, dort eine Missionsstation gründen. Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!" Ein Bild der zur Generalkonferenz in Akropong versammelten Basler Brüder möge unsre Betrachtung dieses Arbeitsfeldes abschließen. Der bejahrte Mann mit dem gewaltigen Bart im Stuhl zur Rechten ist der Missionar Ramseyer.

Die Basler haben zur Zeit in Westafrika 16 Hauptstationen mit 46 europäischen Missionaren und 18136 Gemeindegliedern. Das mörderische Klima an der Küste kostet ihnen viele Menschenleben: so verloren die Basler im Jahre 1896

allein 16 Missionare. Je weiter ein Jahresbericht sich von der Küste entfernt, um so freundlicher werden seine Bilder. Auch nach Westen in das Fanteland hat sich die Arbeit der Basler ausgebreitet. 'Ostwärts, jenseits des Voltastroms in Togo, arbeiten die Basler seit den letzten 15 Jahren von Anum aus. Im Jahr 1901 faßte das Komitee den wichtigen Beschluß, im Innern von Togo, in Akpafo, eine Europäerstation zu gründen, um von hier aus die zwölf kleinen Gemeinden, die Basel in Togo hat, mit ihren 1000 Christen gebührend pflegen zu können. Unser Bild zeigt uns die Missionsschule in Akpafo in Deutsch-Togo, in welcher man sich Gehilfen aus deutschem Gebiet für die Basler Stationen jenseits des Volta schaffen will.



Missionsschule in Akpafo (Togo), Missionar A. Pfisterer.

Um nun auf den dritten Teil Afrikas zu kommen, auf dessen Missionsfelder der Leser geführt werden soll, auf Ostafrika, machen wir im Geist eine Rundreise an der Westküste aufwärts, durch Nordafrika hindurch und den Nil hinauf.

Von Asante führt uns die Reise durch französisches Gebiet, das zu betreten die Franzosen den englischen Missionaren aus Asante nicht erlauben, nach Liberia, wo die amerikanischen Presbyterianer arbeiten. Sie sind im Begriff, die Missionsgemeinden dort selbständig zu machen, d. h. die weißen Missionare wegzunehmen. Wenn nur dann nicht die Gemeinden verkommen! Warnende Beispiele hiefür gibt es genug auf den Missionsfeldern der Engländer und Amerikaner! Jetzt hat der Missionsbischof der amerikanischen Presbyterianer seinen Sitz nach Madeira verlegt, um diese Mission nach dorthin auszudehnen.

Madeira hat weiße Bevölkerung! Auch Bischof Taylor hat hier (vergl. Angola) Gemeinden, welche aber in letzter Zeit um über 1700 Mitglieder abgenommen haben! 30 Meilen von Monrovia, dem Hauptort Liberias, liegt die Station der amerikanischen Lutherischen Synode Mühlenberg, mit über hundert farbigen Gemeindegliedern, die sämtlich englisch gelernt haben.

An Liberia grenzt Sierra Leone, das wir schon aus dem Leben des Negerbischofs Crowther kennen; die englische Kirchenmissionsgesellschaft hat hier gegen 12000 Christen. Am weitesten ins Innere hinein liegt die neugegründete Station Falaba. Auch andre Missionare arbeiten hier. Erwähnt seien die „Amerikanischen Brüder" wegen ihres phantastischen Plans, bis zum Längengrad, auf dem Timbuktu liegt, mit 24 neu anzulegenden Stationen vorzudringen, und zwar in zwei



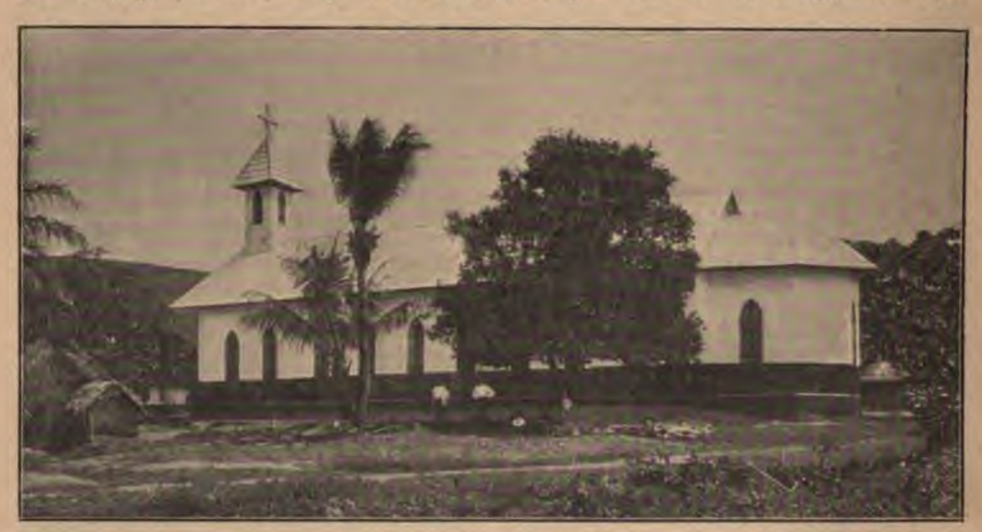
Missionshaus und Straße in Abokobi an der Goldküste.

Ketten: die eine, dem Lauf des Niger folgend, die andre direkt nach Osten gehend. „Schritt für Schritt wollen wir dem Herrn nachfolgen." Vor vier Jahren sind 15 dieser Brüder ermordet worden!

Auf dem äußersten Posten, den die evangelische Mission im Norden von Westafrika besetzt hat, finden wir wieder die Pariser Missionare: zu St. Louis in Senegambien. In der Vorstadt, wo die Eingebornen für sich wohnen, ist der Schwerpunkt der eigentlichen Missionsarbeit. In St. Louis stand, lange Jahre hindurch, Escande von der Pariser Mission, der nachher in Madagaskar den Märtyrertod starb. Der Feind der Mission ist hier schon wieder der Islam. Lange schon steht hier die Pariser Mission „eines der Tore der mohammedanischen und heidnischen Welt bewachend". Im Jahr 1900 verhandelte man

darüber, die Mission zu St. Louis aufzugeben und dafür etwas neues am oberen Niger anzufangen. Aber der Antrag wurde abgelehnt. Das alte Werk soll durch die ärztliche Mission verstärkt werden — man leidet entsetzlich unter dem gelben Fieber.

In den Berberstaaten Tripolis, Tunis, Algier und Marokko befindet sich die evangelische Mission noch in den Anfängen. Die nordafrikanische Missionsgesellschaft, (Leitung in England), mit cirka 100 Missionaren und Missionarinnen ist die wichtigste. Unter allen Stationen in den Berberstaaten ist die bestbesetzte Tanger in Marokko, wo mehrere Missionsärzte stehen, und wo sich eine Knabenindustrieschule befindet. Der Stützpunkt der Südmarokkomission ist Mogador. Eine ganze Reihe aller Marokko-Missionsstationen ist nur mit Fräuleins besetzt; Schulunterricht wird wenig erteilt, die ärztliche Mission ist überall das Rückgrat. Mit der Sprache hat man keine Schwierigkeit, es wird überall arabisch gesprochen. Eine rührige Bibelkolportage tut der Mission gute Dienste. In Ägypten stehen



Kapelle in Odumase (Goldküste).

die vereinigten amerikanischen Presbyterianer an der Spitze der Missionsarbeit. Die Belebung der alten koptischen Kirche ist ihnen Hauptaufgabe. Schulwesen und Bibelkolportage sind ihre Hauptmittel. Sie haben cirka 160 Elementarschulen mit über 8000 Schülern, darüber steht das Kollege und die höhere Mädchenschule, den Abschluß bildet das theologische Seminar für eingeborne Gehilfen. Ihre cirka 150 Stationen sind in 4 Synoden zusammengefaßt. Auch die englische Kirchenmissionsgesellschaft hat in Ägypten ein paar Stationen, (Kairo und Altkairo), sie dienen aber hauptsächlich als Stützpunkte der Sudanmission. In dem italienischen Erythrea arbeiten seit 1866 die Boten der schwedischen Vaterlandsstiftung. Sie haben auf der abessynischen Hochebene 3—5 Stationen, und unter den Mohammedanern auch ein paar Stationen, halten aber zähe an dem Plan fest, von hier aus zu den Galla (vergl. Hermannsburg I. Teil) vorzudringen, in deren Sprache Missionar Olsson schon die Bibel übersetzt hat.

Seit der Niederlage des Negus Negesti Johannes II. durch die Mahdisten 1898 ist Ras Menelik von Schoa Negus von Äthiopien. Das ist das Land der heißen Gebete von vielen Missionsfreunden gewesen, da hier früher deutsche Missionare im Dienste englischer Missionsgesellschaften Pionierdienste getan haben. Heute gestattet der Negus keinem Missionar, sich in seinem Lande aufzuhalten.

In Nordafrika gab der Sieg der Engländer bei Omdurman, 25. September 1898, das ganze Mahdireich denselben in die Hände und die englisch-ägyptische Konvention machte die Engländer zu unumschränkten Herren des Sudan. Aus diesem Sudanfeldzug entwickelte sich ein gewaltiges Ringen Englands und Frankreichs um die Herrschaft über Afrika. Der englisch-französische



Prov. Missionsspital in Odumase, Goldküste. Dr. Hey mit Verwundeten.

Vertrag, vom 21. März 1899, überlieferte das ganze Nilbecken, von Assuan bis Albert- und Viktoria-Nyanza, in englische Hände und Nordafrika zerfällt seitdem in die beiden englischen und französischen Interessensphären, deren Grenze etwa der 34. Grad östlicher Länge ist. Vom Missionsstandpunkt aus kann man sich über diesen Zuwachs an britischem Territorium freuen, weil die Engländer die evangelischen Missionare aller Nationen mit offenen Armen aufnehmen. Die Negerstämme im Nil-Sudan sind aber noch heidnisch, und die Nubier noch nicht lange mohammedanisiert. Auch wird England die große Hauptstraße des Sklavenhandels durch das Niltal nach der Türkei und über das rote Meer nach Arabien mit Energie verschließen!

Ostafrika.

Um nun erst das wichtigste von der Mission in Englisch-Ostafrika zu erzählen, führe ich dem Leser das Lebensbild eines Mannes vor, dessen Name bei allen evangelischen Missionsfreunden der Welt einen guten Klang hat und behalten wird und dessen Arbeitsfeld Gott über Bitten und Verstehen gesegnet hat: Alexander Makay, den Missionar von Uganda.

Eines schottischen Pfarrers Sohn, hochbegabt und früh reif, zog es den Knaben zu den Werkstätten der Schmiede und Zimmerleute und Maschinenbauer hin. Der Trieb, Ingenieur zu werden, blieb auch stärker als der Wunsch seiner geliebten Mutter, die ihren Alexander gern als Pfarrer gesehen hätte. Aber



Predigerseminar in Akropong, Goldküste.

ein kindlich frommer Mensch, unterrichtete Makay als Student und praktischer Arbeiter im Maschinenfach, des Sonntags in der Sonntagsschule, wo er sich mit John Smith befreundete, der mit ihm später nach Uganda ging. Auch in Berlin, wohin er Studien halber 1873 kam und wo er in dem Hause des Hofprediger Baur viel verkehrte, schämte er sich nicht, vor seinen vielfach atheistischen Kommilitionen in der Sonntagsschule zu unterrichten. Das Vorbild eines englischen Missionsmärtyrers Bischof Patteson von Melanesien, dessen Lebensgeschichte er bei Baur kennen lernte, begeisterte ihn für den Missionsberuf, und der Aufruf Stanleys 1875, dem König Mtesa in Uganda Boten des Evangeliums zu senden, richtete seinen Blick auf dies bestimmte Missionsfeld. Schon am 16. Januar 1876 berief ihn die englische Kirchenmissionsgesellschaft in London in ihren Dienst. Er vervollkommnete

seine Kenntnisse und Geschicklichkeit in der Photographie und Astronomie, in der Buchdruckerkunst und im Impfen, konstruierte auch einen zerlegbaren Dampfkessel, der in ein Boot eingefügt werden konnte. Am 30. Mai 1876 kam er in Sansibar an — und nach furchtbaren Mühen und Strapazen sah er endlich am 12. Juni 1878 den Silberstreifen des Viktoria-Nyanza vor sich. Am 13. stand er endlich in Kagei am Südende des Sees — und war allein! Seine Gefährten waren den Anstrengungen erlegen oder ermordet!

Zuerst ohne sein Gepäck zum König gereist, und von diesem freundlich empfangen, siedelte Makay am 1. November völlig nach Rubaga, der Hauptstadt Mtesas, über.



Generalansicht der provisorischen Stationsanlage in Kumase.

Bald wurden Mtesa, der hünenhafte, stolze, gescheite Herrscher, und Makay die besten Freunde. Makay erzählte ihm von Eisenbahnen, Dampfern, Telegraphen und Telephonen: „Meine Vorfahren machten den Wind zu ihrem Diener, dann legten sie das Wasser in Ketten, nachher unterwarfen sie den Dampf, jetzt aber ist der schreckliche Blitz ihr Diener, und was für einer!" Sonntags war regelmäßig Gottesdienst am Hof. Zu Weihnachten beriet Mtesa schon mit seinen Häuptlingen die Abschaffung des Sklavenhandels und der Vielweiberei. Makays Hütte stand gedrängt voll von Kindern, die ihn fragten und ihm bei der Arbeit zusahen. Der Weizen keimte. Da kam der Feind und säte Unkraut zwischen den Weizen.

1879 kamen zwei römische Missionare, später noch mehr. Diese betrugen sich während der Gottesdienste unziemlich und sagten, das Buch, aus dem Makay

lehre (die Bibel), sei Lüge, und die Religion Makays sei nicht wahr. Es konnte nicht fehlen, daß Mtesa durch die Doppelpredigt derer, die beide Christen sein wollten, irre wurde.

Ruhig arbeitete Makay noch weiter und druckte auf seiner mitgebrachten Presse Bücher in der Ugandasprache. Da kam zu Weihnachten 1879 eine große Zauberin, von der es hieß, daß sie vom Lubare, dem Geist der Wolken und des Meeres besessen sei, in die Hauptstadt. Der Erfolg ihrer Reden war der, daß Mtesa erklärte, er wolle hinfort weder mit dem Christentum der weißen Männer, noch mit dem Islam etwas zu tun haben, sondern zur Religion seiner Väter zurückkehren.



Näh- und Kleinkinderschule in Abetifi unter Frau Missionar Ramseyer.

Ein Jahr verging. Makay erfüllte dem König alle Wünsche, die er an seine Ingenieurgeschicklichkeit stellte, der König blieb guter Laune, — aber vom Evangelium wollte er nichts mehr wissen. 1881 taufte ein heidnischer Knabe einen von Makays Genossen unterwiesenen Freund in Sterbensnot, nach des Sterbenden Anweisung, 1882 taufte Makays Genosse selbst fünf junge Leute. Am 9. Oktober 1884 starb Mtesa wie er gelebt hatte. Mwanga, ein achtzehnjähriger lasterhafter Prinz wurde König. Da fing die Verfolgung an! Es wurde befohlen, Makay und O'Flaherty, den andern Missionar, aus dem Lande zu treiben; zwei Ugandajünglinge, die bei der Verhaftung im Missionshause waren, wurden gefoltert, und mit abgeschnittenen Armen zu Tode geröstet. Und dennoch ging das Werk vorwärts. Bei Nacht kamen die Leute zu den gefangenen Missionaren und begehrten die Taufe. Am 30. September 1885



Generalkonferenz 1898 in Akropong, Goldküste.

G. Martin. Isliker. Obrecht. Groh. Brugger. Josenhans. Deuber. Siegle. Schweizer. Lädrach.
Mohr. Weber. Schimming. Furrer. Seeger. Kölle. Zürcher.
Duisberg. Müller. Ramseyer
G. Fischer. Mühlemann. Henrici. Jäger. Gsell.



Straßenpredigt des Missionars Ramseyer in Abetifi, Goldküste.

schreibt Makay: „mehr als 100 sind schon getauft!“ Nicht lange und eine grausige Christenverfolgung brach los.

Der englische Bischof Hannington und seine Begleitung wurden auf der Reise nach Uganda durch Mwangas Leute ermordet. Im Mai 1886 fing das Morden unter den hervorragenden Christen bei Hofe an; ein Dutzend wird in Stücke gehauen, 32 werden verbrannt, 60 büßen sonst das Leben ein.

Weihnachten 1886 durften O'Flaherty und Ashe (der dritte Missionar) abreisen, Makay durfte endlich, im Juli 1887, nach dem Südende des Sees ziehen.

In der Hauptstadt war niemand mehr. Uganda empörte sich wider Mwanga. Dieser mußte fliehen und bat von der Insel Burunguge aus Makay flehentlich, dieser möge ihm doch wieder zur Herrschaft verhelfen. Am 28. August 1889 hat Makay noch die Freude gehabt, Stanley und Casati, die erschöpft und entblößt nach ihrem Zuge durch Afrika bei ihm ankamen, zu begrüßen, zu bekleiden und zu speisen. Dieselben Dienste hat er dem Russen Dr. Junker und dem Deutschen Emin Pascha leisten dürfen. Alle sind von der einzigartigen Persönlichkeit Makays entzückt gewesen. Im Herbst 1889 ist Makay dann, nachdem er vier Tage und vier Nächte im Delirium des Malariafiebers gelegen, heimgegangen.

„Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte.“ Dies Gotteswort hat sich auch an Makay bewahrheitet.

Als das Telegramm von Makays Heimgang Europa erreichte, begab sich gerade der Bischof Tucker mit sechs jungen Männer nach Uganda. Am dritten Weihnachtstag 1890 kam er dort an, von den Missionaren Gordon und Walker, die nach Makays Abgang das Panier Christi dort hochgehalten, herzlich bewillkommt. Der folgende Tag ist ein Sonntag. 1000 Leute findet der Bischof in der Kirche, die in den letzten Jahren gebaut worden war. 70 Christen kann er konfirmieren. Sechs junge Männer werden zu Nationalgehilfen berufen, darunter Sembera Makay, den Makay vor zehn Jahren zuerst für den Herrn gewonnen. Eine Schwester des Königs Mtesa erbittet von dem Bischof ein Neues Testament. Der Abschied Tuckers war ergreifend, wie der Abschied Pauli von Milet. Aus den Hütten hören die Reisenden noch das Morgengebet der Hausväter und das Amen der Hausgenossen. Makay war gestorben und redet noch!

Einen Eindruck von der Einzigartigkeit der Erfolge der englischen Kirchenmission in Uganda erhält man, wenn man den kurzen Rechenschaftsbericht liest, den kürzlich Tucker in London auf einem Kongreß auf Grund seiner elfjährigen Erfahrung erstattet hat. Er sagte unter anderm: „Vor zehn Jahren begann die große Erntezeit in Uganda. Selbstverleugnende Geduld und Selbstaufopferung waren die Kennzeichen der Arbeit, die vorher geschehen war, gewesen. Es war eine Zeit des Säens im Glauben, ein Säen oft unter bitteren Tränen gewesen. Aber dann kam die Zeit der Freudenernte. Und welche wunderbare Erntezeit ist es jetzt! Vor zehn Jahren betrug die Zahl der getauften Christen in Uganda ungefähr 300. Heute sind es 30000, also gerade ein hundertfältiges Wachstum!

Vor zehn Jahren gab es nur eine Kirche, eine Stätte der Anbetung in ganz Uganda; heute sind es 700. Vor zehn Jahren standen vielleicht 20 eingeborne Evangelisten in der Arbeit. Heute sind 2000 eingeborne Männer und Frauen ausschließlich an der Missionsarbeit beteiligt — wieder ein hundertfältiges Wachstum! Vor zehn Jahren war Uganda die einzige Landschaft in jenen Gegenden, in der der Name Christi verkündigt wurde. Heute hat im Osten Busoga, wo Bischof Hannington so grausam zu Tode kam, die Botschaft des Evangeliums empfangen, und noch kürzlich waren mehr als 1000 Männer und Frauen auf unserer Zentralstation dort vereinigt, um den einen und wahren lebendigen Gott anzubeten. Im Norden öffnete Bunyoro in gleicher Weise seine Pforten und dieser alte Mittelpunkt der Sklavenjagden und des Sklavenhandels erschloß sich der Predigt vom Kreuz und des Friedens. Toro endlich im Westen, wo an den Grenzen des Kongo-Freistaates die schneebedeckten Berge ihre Häupter gen Himmel heben, hat gleichfalls die Wahrheit, die in Jesu erschienen ist, angenommen.

„Und wer sind nun in Gottes Hand die Werkzeuge dieser weiten Verbreitung gewesen? Es sind die bekehrten Eingebornen selbst gewesen. Die Kirche von Uganda ist eine sich selbst ausbreitende Kirche geworden, weil von Anfang an jedem einzelnen Bekehrten die Verantwortlichkeit zugeschoben wurde, die Wahrheit, die er selbst empfangen hatte, weiter zu geben. Wenn je Afrika für Christus gewonnen werden soll, so kann das nur geschehen durch die Afrikaner selbst. Wir haben gegenwärtig in Uganda 10 000 Abendmahlsberechtigte. Von diesen hat allemal jeder Fünfte eine ganz bestimmte Arbeit für den Herrn. Die Arbeit der europäischen Missionare in Uganda besteht nicht in erster Linie darin, daß sie selber das Evangelium predigen; sie beschränkt sich wesentlich darauf, eingeborne Geistliche und Evangelisten vorzubilden. Die europäischen Missionare teilen diesen sozusagen die Wahrheit mit und geben „die Ideen“ an. Die Eingebornen geben dann, wohlgemerkt in ihrer Art zu denken und zu fühlen, mit ihren eigenen Bildern und Ausdruckweisen, was ihnen kein Europäer nachmachen kann, diese Wahrheit und diese Ideen weiter an ihre Landsleute und man muß sagen, sie tun das mit einem Eifer, der nur darauf berechnet ist, Seelen für den Herrn Jesus zu gewinnen. Das Resultat ist die große Schar von Getauften, über die wir uns heute so freuen, eine Schar von 30 000 Christen innerhalb der letzten zehn Jahre.“

Tucker spricht dann weiter von den pekuniären Opfern für dieses große Werk und da erfahren wir die erstaunliche Tatsache, daß die heimatliche Missionskasse nur den Unterhalt der europäischen Missionare bestreitet. Die sämtlichen erwähnten 2000 Evangelisten und Lehrer, ebenso wie die 27 eingebornen Pastoren werden von den Eingebornen selbst unterhalten. Ja mehr noch, sämtliche Kirchen und Schulen, 700 im ganzen, sind gebaut worden, werden repariert und unterhalten von den Eingebornen selbst. In alle dem steckt noch nicht ein Pfennig heimatlichen Geldes.

So darf man nach den köstlichen Erfahrungen, die diese Märtyrermission in den letzten zehn Jahren gemacht hat, gewißlich hoffen, daß Uganda

noch einmal eine große Bedeutung für die Christianisierung Zentralafrikas haben wird.

In Britisch-Ostafrika liegt nun auch noch der Ort, wo und von wo aus der Bahnbrecher der ostafrikanischen Mission überhaupt seine Pionierarbeit getan hat. Mombas heißt der Ort und Dr. Ludwig Krapf heißt der Mann.

Er ist in Derendingen (jedem, der in Tübingen studiert hat, unvergeßlichen Andenkens!) am 11. Januar 1810 geboren. In Tübingen hörte er als Lateinschüler zum ersten Male etwas von der Mission, und als Siebzehnjähriger trat er in das Missionshaus zu Basel ein. Doch konnte er hier infolge der Lektüre mystischer und theosophischer Schriften seines Missionsberufs nicht gewiß werden, wurde wieder Gymnasiast, Student der Theologie, Hilfsprediger, Hauslehrer — bis er durch einen ihm von Basel her befreundeten Missionar wieder auf den Missionsberuf gewiesen wurde. 1837 ließ er sich von der englischen Kirchenmissionsgesellschaft nach Abessinien senden, wo man durch den Einfluß der Missionare hoffte, die in toten Formen und äußerlichen Gebräuchen völlig erstarrte altchristliche Kirche, die daselbst aus den ersten Zeiten des Christentums noch war, wieder zu beleben. Der „christliche" König von Schoa hatte 500 Frauen, besonders verehrt wurde Marie, welche „für die Sünden der Welt gestorben sei!" Drei Jahre lang hat Krapf in und von Ankober, der Hauptstadt des Reiches Schoa, aus missioniert. Bei dem König stand er in hoher Gunst, manche Priester der abessynischen Kirche waren seine Freunde geworden — aber als er sich aus der Heimat seine Lebensgefährtin geholt hatte und wieder am Eingangstor von Schoa stand, war der Befehl des Königs gekommen, keinen Europäer wieder ins Land zu lassen!

Wohin nun? Er wollte zu den Galla, deren Land im Süden an Abessinien grenzt. Aber als er sich von Aden nach Abessinien eingeschifft hatte, erlitt er Schiffbruch, und ein Küstenfahrer nahm ihn nach Mombas mit, einer Insel, ganz nahe an der Küste gelegen. Und Mombas wurde nun der Stütz- und Ausgangspunkt für seine Missionstätigkeit.

Der Sultan von Sansibar erlaubte seine Niederlassung.

Nun ging's an die Bauarbeit und an die Erlernung der Suahelisprache, die an der ganzen Küste gesprochen wird. Da ergriff ihn und seine Gattin das Fieber mit furchtbarer Wut, — und seine Frau starb! Unter heißen Tränen grub er ihr das Grab, — neben welchem 30 Jahre später die segenverbreitende Missionsstation Freretown sich erhob — dann aber lebte er sich ganz in seine weitumfassenden ostafrikanischen Missionspläne ein:

1. Quer durch Afrika von Mombas im Osten bis zum Gabun im Westen muß eine Kette von Missionsstationen angelegt werden, neun bis zehn, jede mit vier Missionaren besetzt.

2. In der Umgebung von Mombas ist eine Kolonie für befreite Sklaven zu gründen, ähnlich der in Sierra Leone auf der Westküste.

3. Für die Bekehrung und Zivilisierung Afrikas ist ein schwarzer (evangelischer) Bischof notwendig, der an der Spitze einer schwarzen, evangelischen Geist-

lichkeit steht. — Wie prophetisch! Der Negerbischof ist gekommen, wir haben Samuel Crowther kennen gelernt; die Sklavenkolonie ist da, und die Missionsetappenstraße wird auch werden, bald werden sich die Stationen den Kongo hinauf ostwärts und die über Mpwapwa Tanganyka westwärts die Hände reichen!

Unter Übersetzungsarbeiten und ausgedehnten Reisen gingen die ersten zwei Jahre, 1844 und 1845, hin, da traf endlich von London aus der erste Mitarbeiter ein, ein Basler Seminarist: Johannes Rebmann.

Unter den Wanika in dem oft besuchten Dorfe Rabai gründeten sie alsbald die erste Missionsstation auf dem ostafrikanischen Festlande. Ein armer Krüppel Mringe wurde der erste wirklich Bekehrte. Sprachliche Arbeiten trieben beide mit großem Fleiß, auch machten sie gemeinsam oder allein Erforschungsreisen. Am 11. Mai 1846 sah zuerst Rebmann in der Ferne den schneebedeckten Gipfel des Kilimandscharo, später auch Krapf den beschneiten Bergriesen Kenia. Auch hörten sie, daß im Innern ein gewaltiges Binnenmeer existiere. Beide Neuigkeiten erregten natürlich bei den Geographen in Europa großes Kopfschütteln und mitleidiges Lächeln. Auch ein großer Teil des heutigen deutschen Schutzgebietes, besonders Usambara und Usagara, ist von Krapf zuerst erforscht worden. Als 1850—1852 deutsche Mitarbeiter eintrafen, reiste Krapf zur Erholung nach Hause, wo er u. a. ein Wörterbuch über sechs ostafrikanische Sprachen drucken ließ und wo er von gekrönten Häuptern, wie Friedrich Wilhelm IV. und Prinzregent Albert von England, und von Fürsten der Wissenschaft, wie Karl Ritter und Alexander von Humboldt, hoch geehrt wurde. Schon Anfang 1851 ging's nach Ostafrika zurück, zusammen mit fünf Missionaren. Hier versuchte er in Ukambani, etwa 40 Meilen nordwestlich von Mombas, eine neue Station zu gründen, kam aber aus räuberischen Überfällen und gänzlichem Abgeschnittensein kaum mit dem nackten Leben an die Küste zurück — Kisulutini heißt die Station an der Küste, die nun zwei Jahrzehnte die einzige blieb, denn Rebmann mußte völlig erschöpft nach Europa zurückkehren.



Missionar Dr. Ludwig Krapf, Abessinien.

Johannes Rebmann aber hielt Wacht am Ostrande Afrikas. 1846 war er Krapf zu Hilfe gekommen, und 29 Jahre lang hat er ausgeharrt, ob ihm auch Weib und Kind gestorben, seine Mitarbeiter heimgekehrt und seine Augen fast

blind geworden waren. Ein treuer schwarzer Wanikajüngling, Isaak Nyando, diente ihm als Gehilfe. Aus 20 gläubigen Wanikaleuten nur bestand seine Gemeinde, aber er blieb, bis 1874 Ablösung kam.

Krapf ist noch dreimal nach Afrika gereist. 1864 führte er sechs aus der Missionsanstalt Chrischona bei Basel entsandte Jünglinge nach Abessinien, — aber bald unterdrückte der König Theodoros die Missionsarbeit; 1860 führte Krapf vier Sendboten der vereinigten methodistischen Freikirchen Englands nach Ostafrika, gründete nahe bei Mombas in Ribe eine Station, von wo später die Missionare an den Tanafluß vordrangen, und 1867 begleitete er die britische Armee als Dolmetscher auf ihrem Zuge gegen König Theodoros.

Seit dieser Zeit lebte Krapf in Kornthal in Württemberg, erlebte noch die Gründung der Missionskolonie für befreite Sklaven in Freretown, die Anfänge der Missionen an den drei ostafrikanischen Seen, — er sah voller Freuden seinen Plan mit der Missionsetappenstraße quer durch Afrika der Verwirklichung näher kommen. Am Morgen des ersten Adventsonntags 1881 fanden ihn die Seinen tot vor seinem Bette knieend — wie einst Livingstone ist Krapf betend heimgegangen.

Livingstone, „lebendiger Stein," „er ist gestorben und lebt noch" und sein Grabstein in der Kathedrale von Westminster in London, vor dem der Verfasser dieses Buches 1896 in tiefer Bewegung stand, ist auch „ein lebendiger Stein", der jedem, der hinzutritt, die Worte ins Herz ruft, die auf ihm in Goldschrift stehen: „Möge des Himmels reicher Segen über jeden kommen, ob Amerikaner, Engländer oder Türke, der heilen hilft die offene Wunde Afrikas!"

Eine kurze Skizze seines Lebens darf auch in diesem Buche nicht fehlen, ob auch Livingstone mehr Forschungsreisender als Missionar gewesen ist. Wenn ein einzelner Mann Verdienste um Afrika hat, dann ist er es. Welcher deutsche Missionsfreund möchte bei der Beschreibung der ostafrikanischen Mission Krapfs Namen entbehren? Aber ob auch Tausende von Krapf noch nie etwas gehört, Livingstones Name ist ihnen nicht unbekannt.

1813 in dem Dörfchen Blantyre bei Glasgow in Schottland geboren, mußte er, das Kind armer Eltern, von seinem zehnten Jahre an in eine Baumwollenspinnerei, um verdienen zu helfen. Aber sein reger Geist trieb ihn nebenbei in das Studium der lateinischen Sprache, religiöser und geographischer Werke. Gützlaffs, des chinesischen Pioniermissionars, Aufruf weckte in ihm den Entschluß, als arzneikundiger Sendbote des Evangeliums zu den Chinesen zu gehen. Während er in der Fabrik weiter arbeitet, hört er medizinische und theologische Vorlesungen, macht das medizinische Doktorexamen, besteht eine theologische Prüfung und segelt 1840, als Missionar der Londoner Missionsgesellschaft, nach Südafrika ab, da der Opiumkrieg inzwischen seine chinesischen Pläne durchkreuzt hatte. Im Norden der Kapkolonie, in Kuruman, unter den Betschuanen, fing er seine Arbeit an und vermählte sich in Mabotsa, einer neu gegründeten Station, mit der Tochter des Missionars Moffat, der lange schon in Südafrika gewirkt hatte. Unter den Tatzen eines Löwen hätte er beinahe gar bald seine Missionarslauf-

bahn beschlossen. Aber Gott behütete ihn. Drei Jahre lang gab er sich ganz besonders mit Setschell, dem Häuptling des Stammes, ab, unter dem er wohnte, und konnte ihn dann taufen, und zwar in Kolobeng, wo Setschell wohnte und wo Livingstone noch eine neue Station errichtet hatte.

Von Kolobeng aus hat Livingstone drei Reisen nach Norden gemacht, wobei er den herrlichen Ngamisee entdeckte; er wollte Sebituane, den Freund Seletsches, besuchen, um dort eine Station unter den Makololo anzulegen, da die Buren ihn in Kolobeng an der Arbeit hinderten. Während seiner letzten Abwesenheit haben sie dann auch die Station Kolobeng verwüstet!



Fall der Kibera, Deutsch-Ostafrika. (Brüdergemeinde.)

So zog er denn ganz zu Sebituane, der ihn freundlich aufnahm. Seine Nachfolger ermöglichten Livingstone, seinen Plan, noch weiter nach Norden vorzudringen, zu verwirklichen und Ende Juni 1851 erblickten Livingstones Augen zum erstenmal den gewaltigen Sambesistrom. Jetzt beschloß er, ganz dem Erforscherberuf sich hinzugeben. Er brachte Weib und Kind nach der Kapstadt und kehrte dann zu den Makolo zurück, um von ihnen aus nach dem Westen bis zum atlantischen Ozean vorzudringen!

Wir können ihm hier auf seiner abenteuerreichen Reise nicht Stück für Stück folgen: genug, am 31. Mai 1854 lag der Spiegel des atlantischen Ozeans bei St. Paolo de Loanda vor den Augen Livingstones und seiner erstaunten Makololoteute, die ihn begleitet hatten.

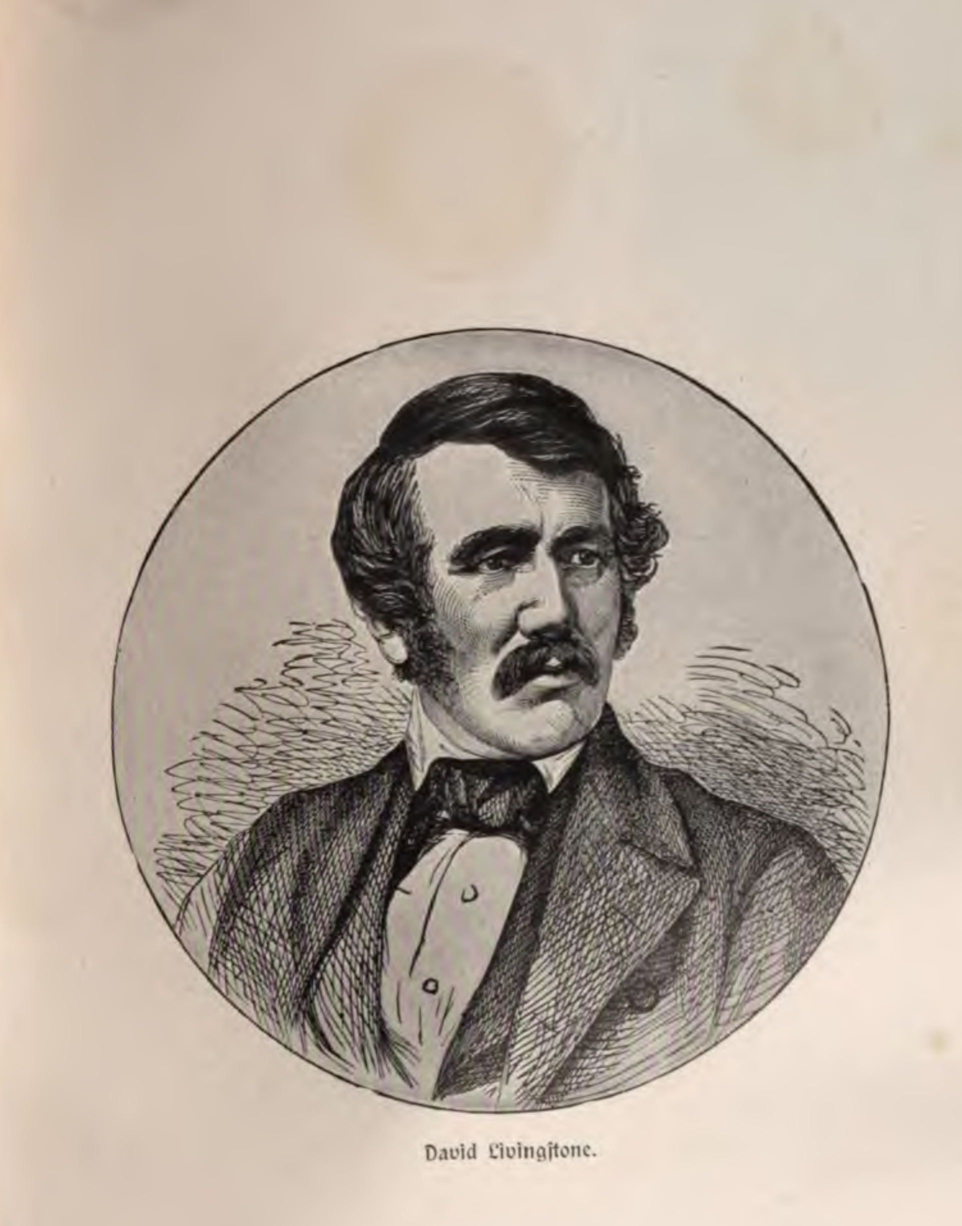
Auf demselben Wege ist er dann nach Linjanti im Makololoreich zurückgekehrt. Bereits im November 1855 brach er wieder, von 120 Makololo geleitet, nach Osten auf. Bald stand er vor dem prachtvollen Wasserfall des Sambesi „Mosiwatunja“ d. i. tönender Rauch, ein Regenbogen „Götterstab“

von den Eingeborenen genannt, erhebt sich über ihm; gewaltig ist er wie der Niagara Nordamerikas. Ein Bild des „Götterstabes“ stand uns nicht zur Verfügung, wir setzen statt dessen das eines Wasserfalles aus Deutsch-Ostafrika her. In Tette, einer portugiesischen Stadt, ließ er die Makololo zurück und reiste von Quilimane aus nach England. Mit fürstlichen Ehren empfingen den ersten Durchquerer Afrikas die Königin und die Vertreter der Wissenschaft. Ein von Livingstone verfaßtes Reisewerk wurde in wenigen Monaten in 30000 Exemplaren abgesetzt. Schon im März 1858 schwamm Livingstone auf einem Dampfer wieder nach Afrika — zu einer neuen Expedition. Der Schirwa- und der Nyassasee wurden entdeckt. An diesem See trieben sich beständig Banden arabischer Sklavenhändler umher, Sklavenhändler, die einzigen Menschen, die Livingstone von Grund seiner Seele gehaßt hat, auf deren Unwesen sich sein Wort von „der offenen Wunde am Leibe Afrikas“ bezieht.

Inzwischen war die, von den Universitäten Oxford und Cambridge ausgerüstete Mission, unter Bischof Makenzie in Afrika angelangt, und hocherfreut brachte Livingstone sie in das fruchtbare Bergland der Mangandja am Sambesi. Leider ging diese Mission in dem ungesunden Klima bald zu Grunde. Dann brachte Livingstone seine immer noch in Teke auf ihn wartenden Makololo nach ihrer Heimat Linyanti. Dort hatten sich inzwischen Londoner Missionare angesiedelt — Livingstone fand nur noch ihre Leichen. 1862 begrub Livingstone sein geliebtes Weib, die erst vor kurzem aus der Kapstadt zu ihm gekommen war. Die Herstellung eines Schiffes schlug auch fehl. Traurig kehrte er 1864 nach England zurück.

Hier stellte ihm die englische Regierung die Aufgabe, die Wasserscheiden des Nil, Sambesi und Kongo aufzusuchen und den Zusammenhang dieser Ströme mit den großen innerafrikanischen Seen festzustellen, um einen geregelten Verkehr mit den Eingebornen herzustellen und den Sklavenhandel unterdrücken zu können.

Von Sansibar brach er am 19. März 1866 zu seiner dritten und letzten großen Reise auf. Westwärts am Rowuma entlang ging die Karawane; im August erreichte man den Nyassa. Überall unterwegs die scheußlichste Sklavenjägerei. Im Lande der wilden Mazitu verließen ihn zehn seiner Leute, kehrten zur Küste zurück und verbreiteten das Gerücht, Livingstone sei von den Mazitu erschlagen. Stanley, der bewährteste und kühnste Berichterstatter des New-Yorker Herald, wurde ausgeschickt, Livingstone zu suchen, die Kosten seien ganz gleichgültig. Unterdessen war Livingstone im April 1867 am Tanganykasee angelangt, entdeckte westwärts den Moero- und Bangweolosee. Durch ersteren fließt der Lualaba — Livingstone ahnte es nicht, daß Lualaba und Kongo eins seien! Überall Menschenjägerei und unsägliche Verderbtheit! Bis auf zwei Knaben, Chum und Susi, haben Livingstone alle Begleiter verlassen, er ist der leiblichen und geistigen Erschöpfung nahe. Da zieht am 10. November 1871 Stanley, das amerikanische Sternenbanner voraustragend, in das Dorf Udschidschi am Tanganyka, wo Livingstone sterbensmatt weilt! Welch in Bild dies Zusammentreffen!



David Livingstone.

CENTRAL - AFRIKA

Maßstab 1: 20 000 000

KAMERUN
BALI
DUALLA
Yaunde
Fernando Po
Gr. Batanga
FANG
Gabun
Libreville
Ogowe
FRANZ. KONGO
Ubangi
Uelle
Kongo
Aruwimi
BALOLO
KONGO-STAAT
Loango
Stanley-Pool
Leopoldville
Banza Manteke
Boma
Kassai
Sankuru
BAKUBA
Luebo
Luluaburg
BALUBA
Lulua
Lubilasch
Lufira
Lukuga
Kwango
S. Salvador
S. Paolo de Loanda
ANGOLA
Bailundu
Bihe
Benguella
Sambesi
Katanga
Mweru See
Bangweolo S.
Ilala
BRIT. CENTRAL-AFRIKA
Nyassa
PORTUG. OSTAFRIKA
Rovuma
Nil
Buruli
Rubaga (?)
Mengo
UGANDA
Nyanza
Tanganyika
DEUTSCH OSTAFRIKA
Udschidschi
Tabora
Usagara
Usaramo
Rufidji
Rungwe
Wangemannshöhe
Kilimandjaro
Bethel
Hohen Friedberg
Djimba
Ribe
Mombas (m. Freretown)
Tanga
Sansibar
Dar es Salam
Kenia
Tana
Mitlango
Athi
POKOMO
Ngao

Die Stationen am Kilimandscharo
Kibo
Meru
Mawensi
Madschame
Mamba
Kiboso
Moschi
Marangu
Kilema
Taweta
DSCHAGGA
Schigatini

Mengo früher Rubaga.

R. Grundemann 1901.



Ostafrikamissionar Wilh. Weber.



Ostafrikamissionar Ferd. Würz.

Livingstone weigert sich, nach Europa zurückzukehren, seine Aufgabe in Afrika sei noch nicht erfüllt. Stanley sendet ihm von der Küste seine bisherigen Begleiter. Im August 1872 treffen sie ein. Sofort bricht Livingstone mit ihnen auf, umgeht den Tanganyka, besucht abermals den Bangweolo, — denn hier, im Süden dieses Sees, vermutet er die Nilquellen, die seit Jahrtausenden gesuchten! Dort am Südufer im Dorf Jlala bauen dem Todesmatten seine Begleiter eine Hütte; drin ein Lager von Gras, eine Kiste als Tisch, darauf ein Licht. Um Mitternacht entläßt er seinen Diener und am Morgen des 1. Mai 1873 fanden sie ihn knieend vor seinem Lager; tot! Seine Diener balsamierten den Leichnam auf ihre Weise ein und trugen ihn nach Sansibar zurück! Wahrlich, das ist Treue! Treue um so viel, den Söhnen Afrikasdargebrachte, Treue.



Eine einst heidnische Pokomofamilie.

Die ganze Menge der neueren Missionsunternehmungen am Kongo und den ostafrikanischen Seen ist eine Frucht des Lebens Livingstones. Seine Lebensskizze darf in keiner Missionsgeschichte fehlen! Krapf, Rebmann, Livingstone haben die Augen der Missionsarbeiter auf Ostafrika gelenkt, und seitdem es ein Deutsch-Ostafrika gibt, sind eine Anzahl deutscher Missionsgesellschaften gekommen, um das Netz hier auszuwerfen und den schon dort Arbeitenden ziehen zu helfen.

Etwa dreißig Stunden nördlich von Mombasa arbeiten die Boten der Neukirchener Mission und zwar am Tanafluß unter den friedfertigen, von Ackerbau und Fischfang lebenden Pokomo. Die Missionare Weber und Würtz waren die ersten, die zu den Pokomo kamen. 1893 beschloß der Pokomostamm, dessen Hauptort der etwa 1000 Seelen zählende Ort Ngao ist, „allein Jesu Christo anzugehören". 1894 konnte Würtz die acht Erstlinge taufen. Leider starb

Livingstones Tod.

Würtz in demselben Jahre. Die Pokomofibel und die Übersetzung des Markus-Evangeliums sowie von vierzehn Liedern sichern sein Andenken. Jetzt ist das Evangelium unter den Pokomo längst eine Macht geworden. Die Neukirchener haben auf dem Tana ein Petroleummotorboot und ein paar weitere Stationen an dem Fluß. Die Küstenstation in Lamu, mit ihrer wesentlich mohammedanischen Bevölkerung (über 5000 Seelen), erweist sich als ein harter Boden. Die Neukirchener hatten in Ostafrika Ende 1900 8 Missionare, 82 Getaufte und 452, die sich äußerlich zur Gemeinde halten. 69 Taufbewerber.

Bleiben wir nun gleich im Norden von Deutsch-Ostafrika, um die andern Nachbarn des alten Krapfschen Arbeitsfeldes zu besuchen: Das sind die Leipziger Missionare, deren eine Station Djimba dicht bei Mombas liegt. Interessanter aber noch ist ihre Mission, die sie am Kilimandscharo haben.



Pokomodorf.

Schon in früheren Jahrhunderten wurde immer von einem Schneeberg gesprochen, der in Zentralafrika unterm Äquator liegen sollte, aber niemand vermochte zu bestimmen, wo er denn eigentlich läge. Ein spanischer Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, der ihn zuerst erwähnt, sagt schon, er läge westlich, landeinwärts von Mobassa. Er nennt ihn den äthiopischen Olymp. Auf den Karten der nachfolgenden Jahrhunderte erscheint dieser Olymp an beliebigen Stellen, auch fehlt er ganz. Da kam die Zeit, die diesen Bergesriesen aus seiner Verborgenheit riß. Wie schon erwähnt, haben unsere Landsleute Dr. Krapf und Rebmann dies Verdienst. Sie machten viele Reisen von Mombas aus. Einmal, nachdem sie etwa eine Woche in westlicher Richtung gereist waren und etwa noch eine Tagereise von Taweta entfernt waren, „sahen wir,“ so schreibt Krapf, „die Berge von Dschaggaland, deren einer an seinem Gipfel eine auffallende weiße Wolke trug. Unser Führer nannte das Weiße „Kälte“. Plötzlich wurden mir alle die Geschichten klar, die ich an der Küste gehört von einem unersteiglich hohen Berg im Innern, von bösen Geistern bewohnt.“ Als dann

Krapf nach Kilema weiterzog, hatte er den Kilimandscharo in seiner ganzen riesigen Masse vor sich, so oft er die Augen aufhob; in Madschame kam er ihm so nahe vor, daß er vermeinte, den Gipfel in zwei bis drei Stunden erreichen zu können. Er beschreibt ihn schon als mit zwei Gipfeln ausgestattet, der eine von ewigem Schnee umhüllt, der andere schwarz und wild. Er schätzt ihn auf 12 500 Fuß. Die Suaheli an der Küste nannten den Berg Kilimandscharo, Berg der Größe, die Wadschagga sagen Kibo (Schnee).

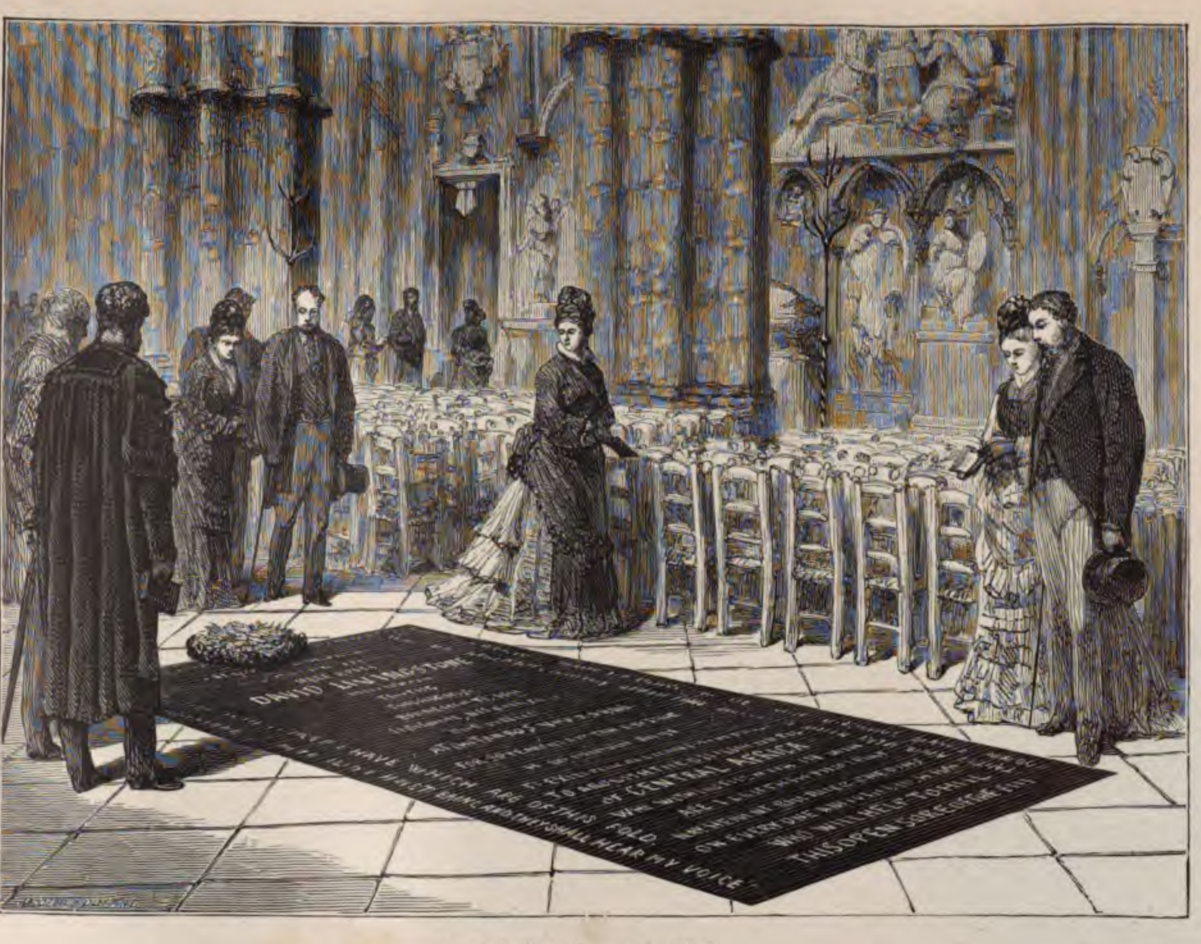
Als Krapf und Rebmann von ihrer Entdeckung nach London berichteten, erhob sich in den Kreisen der englischen Geographen stürmischer Widerspruch. Cooley, einer der berühmtesten von ihnen, erklärte Krapf und Rebmann einfach für überspannt; Schnee gäbe es unter dem Äquator nicht. Da reiste 1861 der hannoversche Baron v. d. Decken zum Kilimandscharo. Der gibt schon die Höhe richtig auf 20 000 Fuß an; jenseits von 17 000 sei lauter Schnee und Eis.



Christenhäuser in Ngao.

Wiederum maßlose Angriffe Cooleys. Da kehrte 1872 der englische Missionar New vom Kilimandscharo zurück und berichtete, daß er stundenlang im Schnee gewandert sei. Jetzt häuften sich die Entdeckungsreisen zum Kilimandscharo; 49 Europäer sind im Laufe der Jahre hingereist, bis es endlich, Ende der achtziger Jahre, unserem Landsmann, Dr. Hans Meyer aus Leipzig, gelang, den Kibo-Gipfel zu ersteigen.

Lassen wir ihn ein wenig erzählen; wir lernen Land und Leute dadurch kennen. Nach langem, mühseligem Marsch durch das Land der räuberischen Massai, kommen wir in die Gegend der Baumsteppe, die sich rund um den Kilimandscharo hinzieht. Gras und kleine Stauden bedecken den Boden, alle 100 bis 200 Schritt kommt ein Baum oder Busch von Mimosenform. Palmen und Schlingpflanzen, wie in den östlicheren Gegenden, fehlen ganz. Die Bäume in der Grassteppe haben die Form eines riesigen Pilzes oder Schirmes. Oben



David Livingstones Grabstein.

sind sie flach, wie abgeschnitten. Aber vergeblich sucht der Wanderer unter ihnen Schutz vor der Sonne. Die gefiederten Blättchen sind gegeneinander geklappt und lassen die Sonnenstrahlen vorbei. In der Nacht klappen sie sich auf und genießen den Nachttau. Ab und zu kommt auch ein riesiges Ungetüm von Affenbrotbaum. Der Geier ist der einzige Vogel, den man antrifft. Das Nashorn und die Giraffe führen ihr Einsiedlerleben, Antilopen- und Zebraherden beleben die Steppe. Merkwürdig ist die Übereinstimmung der Färbung aller dieser Tiere mit ihrer Umgebung, die „Schutzähnlichkeit", wie die Naturforscher dies nennen. Man sollte es kaum glauben, und doch ist es Tatsache, daß man oft



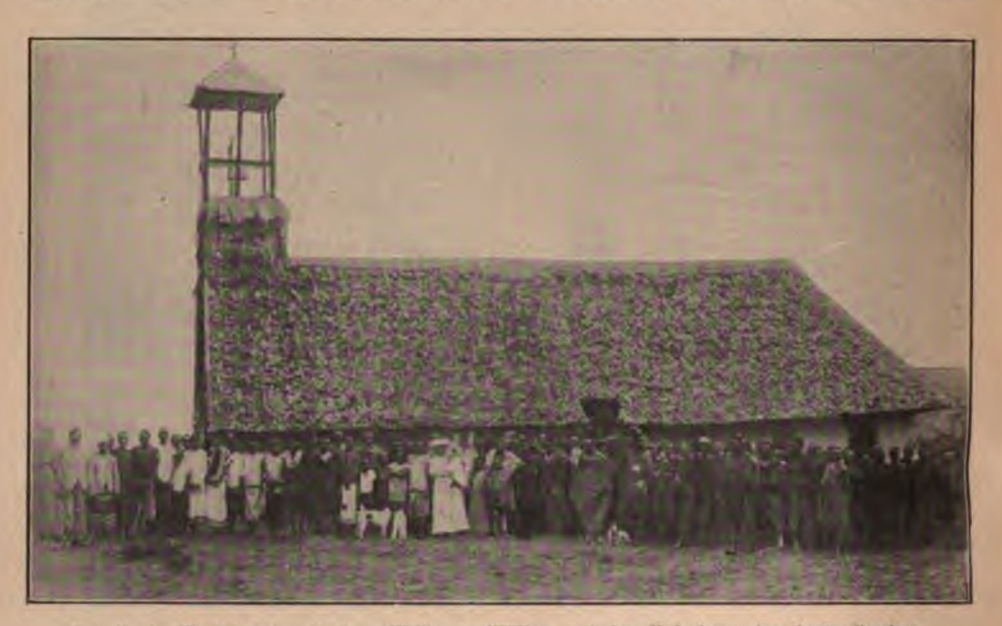
Missionshaus in Jimba (Afrika).

dicht vor einem so lebhaft gefärbten Zebra oder einer Giraffe steht und sie nicht bemerkt!

Endlich sind wir in Taweta, südöstlich vom Kilimandscharo. Und da steht vor uns der „äthiopische Olymp"; seinen Rumpf umhüllt ein Wolkengürtel, aber über den Wolken prangt in blendender Weiße sein Gipfel. Unten an seinem Fuß der nackte Neger, und oben die Eisluft des Nordpols! Eine wahrhaft tropische Pflanzenwelt zeigt Taweta am Dschipesee, der von einem Fluß gespeist wird, den der Mawensi, der niedrige Gipfel des Kilimandscharo, herabsendet. Wunderliche Baum- und Fruchtformen fallen uns ins Auge. Eine Art, die Kigelienbäume, kommen uns vor wie Bäume aus dem Schlaraffenland, ihre hellgrauen Früchte gleichen ungeheuren Leberwürsten aufs Haar. Im Urwald, am Fuß des Kilimandscharo, finden wir Bäume, deren Stämme 120 Fuß kerzengerade in die Höhe

gehen, bevor sie den ersten Ast ansetzen. Rafiapalmen zeigen Blätter von 20—25 Fuß Länge. Aus dem Saft der Rafiapalme bereiten sich die Dschagganeger ein sehr berauschendes Getränk. Von Viehzucht sehen wir zuerst gar nichts; das Vieh ist in den Ställen; man wagt nicht, es auf die Weide zu treiben aus Furcht vor den räuberischen Massai.

Machen wir ein paar Häuptlingen oder „Sultanen", wie sie sich nennen, einen Besuch. In Modschi wohnt der Sultan Mandara. Der hatte einen riesigen Elefantenzahn mit einer Gesandtschaft an unsern Kaiser Wilhelm geschickt und wartete zur Zeit, als Dr. Meyer bei ihm eintraf, sehnsüchtig auf die Gegengeschenke des deutschen Kaisers. Das Haus des Sultans kann sich gerade nicht dem Schloß in Berlin oder dem Marmorpalais in Potsdam an die Seite



Kapelle in Madschame mit Frau Missionar Müller und den Besuchern des Gottesdienstes.

stellen. Eine viereckige, fensterlose Hütte ist Mandaras Schloß; inwendig brennt ein Feuer. Auf das „Karibu" (= herein!) stehen seine Gäste vor einer Tapetenwand, welche die Hütte in zwei Hälften teilt; an der Tapetenwand tickt eine Küchenuhr. Der einäugige Mandara lag auf einer Bettstelle ohne Bett. Er kann es kaum erwarten, bis Dr. Meyer die Geschenke für ihn ausgepackt hat. Unersättlich ist er, nachdem er die Menge von Dingen eingeheimst hat. Als er eine Pistole geschenkt bekommt, verlangt er ein paar Kanonen. Meyer vertröstet ihn, die werde ihm gewiß der deutsche Kaiser schicken. Meyer hat ihm auch ein Telephon geschenkt. Durchs Telephon läßt ihm Meyer endlich mittelst des Dolmetschers sagen, er habe Hunger, ob er ihm nicht einen Rinderbraten verschaffen könne. Beim Hinaustreten aus der Hütte beobachtet Dr. Meyer die Wadschagga bei ihrer Landarbeit. Hirse, Bohnen, Mais, Tabak stecken und pflanzen sie.

Zur Bewässerung ihrer Felder haben sie meilenweit vom Lauf des Flusses Gräben abgeleitet.

Den Häuptling Mareale in Marangu, Mandaras Nachbar, hat Dr. Meyer schon 1887 einmal besucht. Als er 1889 wiederkommt, begrüßt ihn Mareale: „Jambo jambo dokta maya, jambo sana, umefika sasa unhalli ganir,“ das ist „Willkommen, Dr. Meyer, bist du endlich da, wie geht's?“ Mareale hat ein europäisches Haus mit europäischen Möbeln, aber ohne Fenster! Meyer schenkt ihm eine Nähmaschine. „Die Nadeltrommel ist mir lieber, als mein ganzes Haus! Die hat niemand in dieser Gegend!“ Mareale zeigt ungewöhnliche Intelligenz: er erkennt sich auf einer Photographie wieder, die ihm vorgehalten wird! In dichten Scharen umstehen die Dschagganeger Mareales Hütte. Überall sieht man die künstlichsten Haarfrisuren, meist unzählige geflochtene Zöpfchen, die wie Korkenzieher vom Kopf abstehen. Große Holzscheiben tragen sie in den auseinander gezerrten Ohrläppchen, lange Pflöcke haben sie durch die Ohrmuscheln gebohrt. Die oberen Schneidezähne sind spitz gefeilt, die beiden unteren sind ausgebrochen. Hier hockt eine Gruppe auf der Erde. Einer steht und spricht zu ihnen. Er gestikuliert lebhaft mit einer Holzkeule, gleichsam Takt schlagend zu seinen Worten. Beim Sprechen wächst das Mienenspiel ins Ungeheuerliche. Die Sitzenden sind bis an die Nase in ein weites Gewand gehüllt. Die Augen blitzen, und mit der Zunge zeigen sie auf den hin, der angeredet wird. Eine andre Gruppe ist im eifrigen Handel begriffen. Weit unterm Wert der angebotenen Ware bietet der Kauflustige. Ein entrüstet hervorgestoßenes „Ascha“ (= nein!) ist die Antwort. Endlich, nach 20—25 maligem Anlauf und Abweisung, ist man sich einig. Breitliegendes, weißes Baumwollenzeug ist die beliebteste Großmünze. Die gangbarste Scheidemünze sind rubinrote oder himmelblaue Glasperlen (alle in Venedig angefertigt);



Dschaggamädchen in Madschame. (Afrika.)

man trägt sie, auf dicke rote Bänder genäht, um Hals und Gelenke. Ein Liter Milch kostet z. B. einen Strang Perlen.

Von hier aus hat nun Dr. Meyer den Kilimandscharo bestiegen. Zuerst ging's im Urwald durch hängendes Moos, das die Feuchtigkeit wie ein Badeschwamm aufgesogen hatte, und es hing so dicht, daß man sich, wohl oder übel,



Mendner. Luckin.
Jessen. Gerhold.
Ein Besuch in Jimba. (Afrika.)

das Bad gefallen lassen mußte. Überall Elefantenspuren, deren jede einzelne fußtiefe Tümpel hinterlassen hatte. Bei 2900 Meter hörte der Urwald auf. Von da bis zu 4000 Meter wächst Heidekraut, Farrenkraut und Strohblumen. Die Blume, welche an der Grenze des ewigen Schnees noch gedeiht, ist eine Rautenart, ähnlich wie die, welche in den Alpen neben dem Edelweiß die geschätzteste

Hochgebirgsblume ist. Unter unsäglichen Mühen erreichte Dr. Meyer mit seinem Führer, den er sich dazu in Tirol hatte anwerben lassen, den Gipfel. Derselbe ist 6110 Meter hoch. Die oberste Felsspitze hat er abgeschlagen und Kaiser Wilhelm II. zum Geschenk gemacht. Diese Spitze — die des höchsten deutschen Berges — befindet sich seitdem auf dem Schreibtisch des kaiserlichen Herrn. Der Kibo ist ein erloschener Krater. Auf dem Boden desselben fanden sie eine verendete Antilope. Den Mawensi, den zweiten, niedrigeren Gipfel zu ersteigen war ihnen unmöglich. Seine wilde Zerrissenheit spottete allen Anstrengungen.

Seit 1885 hatte die englische Kirchenmissionsgesellschaft am Kilimandscharo Glaubensboten, und zwar in Modschi, aber 1892 mußten sie die Arbeit aufgeben.



Die Kostschüler der Station Mamba. Missionar Althaus und Frau.

Sie fanden nicht das geringste Entgegenkommen bei den Dschagganegern. Aber schon 1893 trat die Leipziger Missionsgesellschaft auf den Plan, welche vier Missionare unter Leitung des erfahrenen Tamulen-Missionars Paesler nach dem Kilimandscharo sandte. Die Zwischenzeit zwischen 1892 und 1893, wo also kein evangelischer Missionar am Berge war, benutzten die Römischen, um sich dort festzusetzen. „Die Väter „vom heiligen Geist" gründeten die Station Kilema, zwischen Modschi und Taweta und 14 Tage vor Ankunft der Leipziger Missionare gründeten sie noch eine zweite Station Kiboscho. Geld hat ja die römische Kirche. Der katholische Afrikaverein hatte 15000 Mark zu dem Zweck gespendet!

Es war also nun die Aufgabe der Leipziger Missionare, westlich und östlich von den römischen Stationen festen Fuß zu fassen. Dies geschah durch Gründung

von Madschame und Mamba. Die Arbeit in Modschi wurde wieder aufgenommen. Die Leipziger Missionsberichte können schon von manchem erfreulichen Zeichen erzählen, daß das Evangelium auch hier seine Sauerteigskraft bewährt. Ein Brief möge als Beispiel dienen, den ein Schulknabe des Missionars Althaus an dessen Mutter in Celle geschrieben hat:



Ein Wakambageschwisterpaar. (Afrika.)

„Mamba 27. Detsembor 1896. Wama o Bwana mkundo wulalu ngakuwiga maana opfo alolusha nawi . . . . macana anganyi maana nawi. Kanina.“ Das ist der Anfang und Schluß von folgendem Brief: „Geliebte Mutter des bwana (Lehrers). Jetzt sage ich Dir, Dein Sohn unterrichtet uns sehr. Jetzt wissen wir nur wenig. Vielleicht wird Gott uns helfen; vielleicht werden wir später alle seine Geschichten wissen; vielleicht o Mutter. Wir Knaben hier in

Mamba sind nur wenige, die unterrichtet werden, im Ganzen elf. Hier bei uns lieben die Leute nicht, unterrichtet zu werden. Wir, und unser bwana, haben großes Mitleid mit ihnen. Wir wissen, wenn die Leute die Geschichten Jesu nicht lieben, sind sie arm und an jenem Tage, wo Jesus die Menschen richten wird, wird er sie abweisen, wie sie ihn abgewiesen haben; aber wir wünschen, daß sie alle sich bekehren. Du sendest uns immer Grüße; ich sage Dir vielen Dank für Dein uns sehr schönes Grüßen. Ich, Kanina, bitte Dich um eine Mundharmonika und einen Schirm. Vielleicht, geliebte Mutter, wirst Du sie mir geben. Ich bin ein sehr Armer. Vater ist früher gestorben. Meine Mutter wünschte die Worte Gottes zu hören, Du kannst nicht denken, ich bin ein großer Knabe; nein, ich bin ein sehr armer Knabe.

Kanina."



Drei Schüler von Jkutha.

Die Anlegung einer vierten Station am Meruberge im Westen kostete den beiden jungen Leipziger Missionaren Ovir und Segebrock das Leben (Oktober 1896). Sie wurden meuchlings von jungen Kriegern in der Nacht überfallen und mit zahllosen Speerstichen durchbohrt. Ein einsames Grab, mit einem Holzkreuze und einem Bild des Heilandes darauf, erzählt von den ersten Blutzeugen der Kilimandscharomission.

Die Strafexpedition, welche, infolge dieses Mordes, von der Kolonialregierung angeordnet wurde, brachte natürlich viel Unruhe in die Missionsarbeit. Doch kehrte, Gott sei Dank, nachher das Vertrauen zu den Missionaren wieder, ja in Mamba wurde der Zudrang von Ansiedlern auf der Station und von Kostschülern ein sehr großer. Freilich bleibt die rücksichtslose Propaganda der römischen Mission und ihre Bevorzugung seitens mancher Kolonialpolitiker schmerzlich zu beklagen. Gewiß glaubte der Häuptling Mareale der deutschen Kolonialregierung einen Gefallen damit zu tun, daß er den Katholiken das Eindringen

in sein Land und damit in das Arbeitsgebiet der Leipziger Mission gestattete. Übrigens ist Mareale amtsmüde, seit er, als des Aufruhrs verdächtig, vom Oberleutnant Merker in der deutschen Boma zu Modschi eine Weile festgesetzt worden war. Ein anderer Häuptling, Schangali, in Madschame, übrigens einer der eifrigsten Förderer der evangelischen Mission, der derselben Pläne wie Mareale verdächtigt worden war, hat sein Häuptlingsamt niedergelegt. Gott sei Dank, ist es in der Dschaggamission stetig vorwärts gegangen. Die Seelenzahl vom Jahre 1899 hat sich im Jahre 1900 gerade verdoppelt. Die Kapelle in Modschi mit ihren gotischen Fenstern ist fertig. Viel Kraft erfordern die neuen Stationen Schigatini und Schira. Stationen unter den Dschagga; Madschame Mamba, Modschi und Schigatini mit 42 Seelen, 29 Katechumenen, 525 Gottes-



Missionsstation Kissarawe. _ Kirche Hoffnungshöhe.

dienstbesuchern; 7 Schulen mit 353 Kindern. Die Wakambamission der Leipziger an der Küste, nördlich von der englisch-deutschen Grenze, weist drei Stationen auf: Djimba, Kutha und Mulango mit zusammen 57 Seelen, 4 Schulen und 120 Schülern. Leider ist ein großer Teil des Wakambavolks in der furchtbaren Hungersnot der letzten Jahre zu Grunde gegangen. Aber gerade in dieser furchtbaren Zeit haben die Leute zum erstenmal zahlreiche Kostschüler zu dem Missionar geschickt. 12 von diesen Waisenkindern hat sich der Leserkreis des „Nachbar“ auf 10 Jahre zu erhalten verpflichtet. Infolge des Aufrufs um Gaben für die Hungernden hat die Leipziger Mission aus den Kreisen der Missionsfreunde 123 000 Mark vereinnahmen können. Weg hat Er aller wegen, an „Mitteln“ fehlt's Ihm nicht!

Ein andres Bild! — Wir befinden uns in der Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika, Dar-es-Salaam, d. i. „Wohnung des Friedens“. Wer zählt die Völker,

nennt die Namen, die alle hier zusammenkamen! Mit stolzer Würde, den gekrümmten Dolch im breiten Gürtel, im weißen, wallenden Gewande und schwarzem silbergestickten Überwurf der Araber, der ehemalige Herr des Landes; der Inder in seinem offenen Kaufladen; die Soldatenfrau, die ihrem Mann aus dem fernen Sudan hieher gefolgt ist; der Neger aus dem Innern, der sich mit dem Löschen von Schiffsfrachten sein Brot verdient; das Suahelimädchen mit der Mundharmonika. Wie das auf den Straßen wogt von der Volksmenge! 10000 Einwohner hat die Stadt. Unter der weit vorspringenden Veranda des Bambushauses im Negerviertel wird „Schauri", Versammlung, Beratung abgehalten. Hier ist der Ort, wo der Missionar sein Gespräch anknüpft. Öfters zwar bekommt er zu hören: „Wir sind Mohammedaner, wir haben mit dir nichts zu tun," aber bei den wenigsten ist der Islam mehr als äußerer Firnis. Der Anfang der Missionsarbeit seitens der Deutsch-Ostafrikanischen Missionsgesellschaft wurde mit befreiten Sklaven gemacht, welche dem Missionar Greiner nach dem eine Tagereise entfernten Kissarawe folgten. Am Immanuels-Kap hatte Greiner allerdings schon früher eine Station erbaut, aber die Aufständischen hatten sie geplündert, und der deutsche Kreuzer „Möwe", welcher irrtümlich das Boot beschoß, in welches sich die Missionsgeschwister gerettet hatten, hätte beinahe ihr frühes Ende herbeigeführt. 1892 begründete Greiner die Station Kissarawe, wir sehen auf unsern Bildern Kirche und Missionshaus in Kissarawe, dazu eine Schmiede in einem Dorfe der Nähe. Mit ihm war Missionar Göttmann dorthin gekommen, den aber schon nach zwei Jahren die Gemeinde unter heißen Tränen begraben mußte. Das erste Opfer an Menschenleben, das Berlin III bringen mußte! Missionar Worms hat sich besonders der Schultätigkeit zugewandt. Zwei Tagereisen südwestlich von Kissarawe liegt die Station Maneromango, wo aber



Missionshaus in Kissarawe.

das Werk erst in den Anfängen ist. In Dar-es-Salaam, Kissarawe und Maneromango stehen fünf Missionare und zwei Laienbrüder.

Aber Berlin III sollte nicht in Usaramo bleiben. 1890 und 1891 hatten die Brüdergemeinde und Berlin I, nachdem sie beschlossen hatten, das Gebiet nördlich von Nyassa zu besetzen, dringend geraten, Berlin III solle Usambara besetzen und 1891 wurde damit der Anfang gemacht. Vier Stationen gibt es jetzt in Usambara: Hohenfriedeberg, Bethel, Wuga und Bumbuli; dazu Tanga an der Küste, der Ausgangspunkt für alle Karawanen ins Innere, der Ort, wo der Telegraph die einsamen Missionsleute aus dem Inneren mit ihren Lieben in Europa in Verbindung setzt. Geleiten wir im Geist das junge Missionarsehepaar



Schmiede in Songo bei Kissarawe.

auf unsrem Bilde (Pastor Ruccius und Frau, des Verfassers Nichte). Sie sind auf dem Wege nach Bethel, das ihre zweite Heimat werden soll. Zuerst heißt's sich durch die trostlos öde, steinige Steppe durcharbeiten, bis wir die Randberge erreichen. Über die Aussicht, die sich plötzlich vor einem auftut, brechen die Träger der Karawane in ein Freudengeschrei aus. Ein waldbedecktes Bergland vor uns, an Thüringen erinnernd, aber weiterhin am Horizonte fern der Schneedom des Kilimandscharo! Am sechsten Tage erreichen wir Mlalo, die Stadt des Oberhäuptlings der Schambala dieser Gegend. Dieser erlaubte 1891 zwei Missionaren von Berlin III sich gegenüber seiner, auf unzugänglichen Felsen gelegenen Hauptstadt, anzusiedeln. So wurde Hohenfriedeberg gegründet, in herrlicher Lage; der Umbafluß, welcher eine Strecke lang die Grenze zwischen Deutsch- und Englisch-

Ostafrika bildet, hat hier seine Quellen. Johannsen und Wohlrab mit ihren Frauen sind noch in Hohenfriedeberg. Sie haben schon acht eingeborne Gehilfen und über 197 Getaufte. Zuerst waren nur Männer auf die Station gekommen, aber seit die Missionare verheiratet waren, auch Frauen. Diese erzählten daheim den andern, was sie gehört. „Gott wird einst beim Gericht zu uns Schambala sagen: seht, ich habe euch Lehrer geschickt, warum habt ihr nicht auf ihre Worte gehört? Habt ihr etwa von den Lehrern nichts gewußt?" Der Häuptling, der den Stationsbau erlaubt hatte, starb als Heide. Als die ersten Jünglinge die Taufe begehrten, drohten ihre Angehörigen sie auszustoßen, — aber sie nahmen die Schande auf sich.

Von Hohenfriedeberg ist's nicht mehr weit nach Bethel, wohin wir das Ruccius'sche Ehepaar im Geist geleiten. Bethel liegt so hoch wie die Schneekoppe im Riesengebirge. Einzig schön ist der Blick aus den Fenstern der Station auf den Kilimandscharo. 1893 ist Bethel gegründet. Seit 1898 ist das Rucciussche Ehepaar da. In Neubethel sind jetzt 44 Christen und 21 Taufbewerber (Anfang 1902). Unser Bild (S. 291) zeigt uns die Missionarsfrau inmitten ihrer A-B-C-Schützen.



Missionar P. Worms.

Berlin III hat im ganzen 8 Stationen, 17 Missionare und über 556 Getaufte (8 Diakonen).

Eine Probe des Suaheli, das in Deutsch-Ostafrika fast überall gesprochen, oder doch verstanden wird: Ev. Joh. 3, 16: Also hat Gott die Welt geliebt ꝛc. lautet: Kwani ndivyo Muungu alivyou penda ulimwengu, akatoa na Mwana wake wa pekee, illi wote wamwaminio waupate uzima wa milele wala wasipotee.

Auf der Reise von Sansibar nach dem letzten deutschen Missionsfelde in Deutsch-Ostafrika, welches, nördlich vom Nyassasee, Berlin I und die Brüdergemeinde besetzt haben, können wir der englischen und schottischen Mission wenigstens einen flüchtigen Besuch abstatten. Von Sansibar per Küstendampfer nach Quilimane, hier den Sambesi hinauf bis zum Schire. „Zentralafrika," sagt Livingstone einmal, „ist wie ein Schlapphut, dessen Krempe das Tiefland, dessen Kopf das Hochland ist; in drei gewaltigen Rissen strömen die Wasser des Hochlands ab: nach Norden durch den Nil, nach Westen durch den Kongo, nach Osten durch den Sambesi." Der Schire geht durch den Nyassasee, aber an den Murchisonstromschnellen sind wir genötigt, unser Fahrzeug zu verlassen um die Wasser-

fälle zu umgehen. Uns kann die Unterbrechung ganz recht sein, nicht weit davon liegt Blantyre, die Hauptstation der schottischen Staatskirchenmission in Nyassaland, nur 20 Minuten weit von Mandala, der Hauptniederlassung der „Afrikanischen Seenkompagnie“, einer gewaltigen Handelsgesellschaft. Die Mission war zuerst nur Industriemission, jetzt ist Industrie nur dabei, soweit sie unumgänglich nötig ist. Wie ein Traumbild steht vor unsern staunenden Augen die künstlerisch ausgeführte Kirche da.

Ein Marsch von zwei Tagen bringt uns wieder an das Schireufer, oberhalb der Stromschnellen. Der „Paulus“, ein kleiner Dampfer, Berlin I gehörend, erwartet uns schon.



Häuptling (Jumba) Ulembo von Maneromango vor seiner Boma.

In wenigen Tagen erreichen wir das Südende des Nyassasees. Hier waren am 12. Oktober 1875 die ersten Missionare der schottischen Freikirche angelangt und hatten die Station Livingstonia gegründet. Aber das Klima war mörderisch, drei Missionare starben. Man verlegte die Hauptstation nach Bandawe am Westufer, etwa in der Mitte der Seelänge. Quer über den See von Bandawe fahrend, treffen wir auf die kleine Insel Likoma: hier ist das Hauptquartier der englischen Universitätenmission, welche ihre Predigtplätze am Ufer entlang per Dampfer besucht.

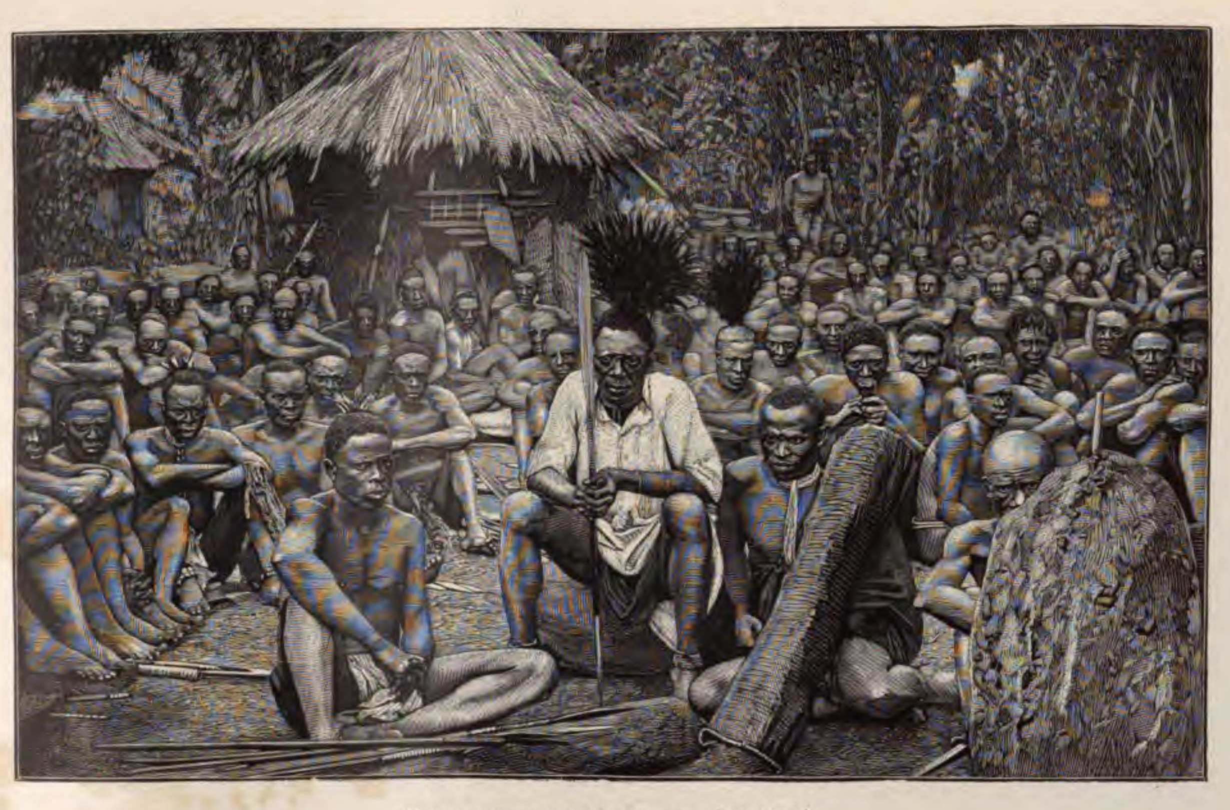
Hart an der Grenze, zwischen deutschem und englischem Gebiet, am Nordwestufer in Ipiana, ist eine Station der Brüdergemeinde. Ein Legat eines in Breslau verstorbenen Missionsfreundes (Cracau † 1887) hat den Anfang dieser neuen Mission ermöglicht. Der Anfang, 1891, kostete freilich sogleich ein

Menschenleben: Missionar Martin war nur nach dem Nyassaland gekommen, um dort am Fieber zu sterben. Der Fortgang der Mission aber hatte dadurch ganz besondere Schwierigkeiten, daß sich 1893 die Pflicht aufdrängte, dem ausdrücklichen Wunsch des Legatstifters zu gehorchen, nämlich Sklaven loszukaufen und sich derselben anzunehmen. 1893 hatte der deutsche Gouverneur Baron von Eltz einem Araberfürsten eine Sklavenkarawane von 200 Köpfen abgenommen, meist Weiber und Kinder. Diese wurden an die Missionare von Berlin I, von denen wir sogleich hören werden, und an die der Brüdergemeinde verteilt. Beide haben im allgemeinen wenig Freude an den Weibern und Kindern gehabt. Am Rungweberge, fast genau nördlich von der Verlängerung des Westufers des Nyassa, hatten die Brüdermissionare ihre erste Station angelegt. Verlängert man diese Linie noch weiter nach Norden, so hat man die ungefähre Grenze zwischen dem



Bau eines Christenhäuschens bei Hohenfriedeberg (in Usambara).

Arbeitsfeld der Berliner und der Brüdermissionare. Die Anlegung einer Station im Gebiet des Häuptlings Merere, (nordwestlich vom Rungweberg), brachte manche Schwierigkeit und Lebensgefahr, da Merere sich als übermütiger und trotziger Gewaltherrscher zeigte: „Du sprichst von Gott und seinem Gericht; du hast Gott nie gesehen und kannst daher nichts von ihm wissen; solche Leute nennt man bei uns Lügner! Aus meinem Lande!“ 1897 erst, als Merere seinen Wohnsitz nach Iringa, einer deutschen Militärstation, verlegen mußte — der deutsche Gouverneur hatte ihn, gleichsam einen früheren Wilddieb zum Förster machend, zum Häuptling über das ganze Gebiet der Wahehe und Bafua ernannt — wurde es besser in Utengule. Mereres jüngerer Bruder war hier Häuptling geworden. Seitdem haben sich die Stationen der Brüdergemeinde im Nyassaland auf sechs vermehrt.



Volksberatung bei Muampuru. (Ostafrika.)

Die Überwindung des Mbassispuks sei noch erwähnt, weil der, solange das Volk an ihn glaubte, ein großes Hindernis des Evangeliums war. Es wütete die Viehseuche im Lande bald nach der Niederlassung der ersten Missionare. Eine Stimme, die man des Nachts vernehmen konnte, schob diese Heimsuchung auf das Wohnen der Missionare im Lande. „Vertreibt sie und stellt mir Vieh zur bestimmten Stunde und an bestimmtem Ort, sonst lasse ich all euer Vieh sterben!" Darauf wurde dem Mbassi angeboten, man wolle ihm krankes Vieh stellen, er könne es sich ja in seiner Allmacht leicht gesund machen! Das half! Der Mbassi hörte auf, die Leute zu erschrecken.

Zum Schluß eine Übersicht: Stationen: 1. Wangemannshöh (Alt und Neuwangemannshöh) 50 Getaufte, 40 Katechumenen. 2. Manow 18 Gemeindeglieder.



Kirche in Blantyre.
(Entwurf von Missionar Skott. Ausgeführt von fast nur durch die Hände solcher Eingebornen, die in Mandala in solchen Arbeiten unterwiesen waren.)

3. Muakaleli 38 Gemeindeglieder. 4. Ikombe 15 Gemeindeglieder. 5. Bulongoa 12 Gemeindeglieder. 6. Tandala 1 Gemeindeglied. 7. Magoje 9 Katechumenen. 8. Kidugala 9 Katechumenen, 2 Gemeindeglieder. 9. Mufindi 4 Katechumenen. 10. Wuhanga. [11. Mpangile. 12. Lupumbe 5 Gemeindeglieder, 2 Katechumenen. 13. Ilembula. (1—4 im Kondeland, 5—7 im Kingaland, 8—13 im Bena- und Heheland.) In Wangemannshöh ist mit einem Helferseminar der Anfang gemacht. Mit einem Blick auf Madagaskar nehmen wir Abschied von Afrika.

Madagaskar ist über 1000 Quadratmeilen größer als Frankreich. Wir betreten bei Tamatave, der wichtigsten Hafenstadt an der Ostküste, den Strand. Welch herrliches Bild! Vor uns in blauer Ferne ziehen gewaltige Gebirge von Norden nach Süden. In der Nähe der Küste ist der Boden flach und sumpfig.

In Tamatave stehen jetzt viele europäische Häuser, aber manche Straßen sehen noch so aus wie in alter Zeit. Die Häuser haben an einer Seite einen schattenspendenden Vorbau, ein Gärtchen umgibt sie. Hier bauen die Leute ihre Bananen, Bataten, Yams, Ananas u. s. w. Auf der Straße ist buntes Leben. Man trägt breitkrämpige Strohhüte und schneeweiße, mit bunten Streifen verzierte Gewänder; diese heißen Lamba und sind aus Palmenfasern gewebt. Hier und dort ruft einer mit lauter Stimme seine Gartenfrüchte zum Verkauf aus. Ein Madagasse versteht das Handeln fast noch besser als ein Jude. Wir werfen einen Blick in eins der Häuser. Der Hausherr scheint keine nötige Arbeit zu haben. Er sitzt auf einer geflochtenen Decke am Boden und kaut Tabak; die Frau webt am Webstuhl an einem Lamba. In einem eisernen Topf, den der Mann selbst gefertigt, wird ein Stück Rindfleisch gekocht, an dem sich noch das Fell mit allen Haaren befindet. Der Eimer steht daneben; er ist aus einem einzigen Stück eines riesigen Bambusrohrs gemacht. Ein Lärm auf der Straße lockt uns wieder hinaus. Eben kommt ein wunderlicher Aufzug die Straße herauf. Vier Mann tragen in einer Tragbahre auf ihren Schultern einen vornehmen Herrn. In einen scharlachroten Lamba gekleidet, hält er einen Sonnenschirm über sich. Er ist der Häuptling, der eine Volksversammlung ankündigt. Er macht eine Frist bekannt, bis zu welcher sich jeder, der etwas auf dem Gewissen hat, selbst anzuzeigen hat. Wer das unterläßt, wird von einem andern angezeigt. Wenn er dann seine Schuld leugnet, muß er eine giftige Medizin trinken. Stirbt er daran, dann ist er schuldig. Auch muß manchmal der Götzenaufbewahrer kommen, um zu sagen, ob einer schuldig ist oder nicht. Jede Provinz in Madagaskar hat ihren besonderen Götzen. Ein Strohwisch am Hause bezeichnet den Ort, wo der Götze aufbewahrt wird. Regelmäßige Götzenfeste finden aber nicht statt. Geht es den



Heidnische Bantuneger bei Urambo, Deutsch-Ostafrika. (Brüdergemeinde.)

Madagassen gut, dann fragen sie nichts nach den Götzen. Aber ihre Vorstellungen von den Göttern sind auch sehr unklar. Sie reden wohl von einem höchsten Wesen, aber das Wort, das sie dafür brauchen, heißt „der Unerklärliche". Eine Art von Ahnenverehrung haben sie auch. Die Gräber der Vorfahren werden heilig gehalten. Sehen wir uns einmal alle diese Leute an, die auf der Straße stehen. Viele erinnern uns gar nicht an die Bewohner Afrikas, von dem sie doch bloß durch die Meeresstraße von Mosambique getrennt sind! Aber mit den Leuten in Hinterindien, und auf den Inseln der Südsee, haben sie Ähnlichkeit. Manche sind nur so braun wie ein Einwohner Siziliens oder Südspaniens. Und nun gar ihre Sprache! Diese verrät, daß die Madagassen zum Teil Malayen sind. Wenn wir ihre Sprache verständen, wie würden wir über die



Wohnhaus der Konde, Deutsch-Ostafrika.

Sinnigkeit derselben staunen! Ruhm heißt z. B. Blüte des Grases, Sonne: Auge des Tages, Heucheln: eine reine Matte über eine schmutzige breiten, eine Million: Aufhören des Zählens, der Truthahn: der keineswegs schreckliche Vogel, die großblättrige Fächerpalme: viele flache Hände, ein Christ werden: beten, bei einem Handel endlich handelseinig werden heißt sich erbrechen. Auch legen sich die Madagassen gern schöne Namen bei. Seidenschmetterling nannte sich eine Königin. Ein andrer Vornehmer freilich, der den Neid der Götter fürchtete, wenn er sich einen stolzen Namen beilegte, nannte sich Misthaufen.

Aber wir wollen nicht an der Küste bleiben, sondern nach der Hauptstadt eilen. Vierzehn Tage vergehen wohl, ehe wir von der Küste dahin kommen. Das Reisen geht hier nicht so schnell. Wir setzen uns in einen Tragsessel. Die Tragstangen bestehen bloß aus den Mittelrippen zweier riesigen Palmblätter,

aber sie sind sicher wie das festeste Holz. So tragen uns vier Träger über Stock und Stein, durch Urwald und Gebirge. Wie ein herrlicher Dom umfängt uns der Urwald mit seinen Riesenbäumen. Kein Treibhaus der Erde zeigt solche Farbenpracht wie des Urwalds Blumen und blühende Bäume und Sträucher. Freilich, es ist gegen die anderen Urwälder der Erde merkwürdig still hier. Die schreienden Affen und Papageien fehlen. Auch fehlen die meisten wilden Tiere hier, die wir in Afrika finden. Hier ist kein Löwe, kein Elefant, kein Nashorn, kein Flußpferd, keine Giraffe, kein Strauß. Früher hat es eine riesige Straußenart in Madagaskar gegeben. Man hat noch die Knochen von ihr gefunden, ja sogar ein paar Eier gibt's noch im Pariser und Londoner Museum,



Häuptling Muakatungira. Kondeland, Deutsch-Ostafrika.

sechs bis acht gewöhnliche Straußeneier gehen in ein einziges Ei dieses Riesenstraußes hinein! Ein merkwürdiges Tier Madagaskars ist auch noch der Eichhornmaki, der hat lange Hände und der dritte Finger der rechten Hand ist ganz dünn. Mit diesem bohrt er in die Borkenrisse der Bäume und holt sich die Käfer und Maden und Puppen heraus, um sie zu fressen. Aber was ist das für ein wunderbarer Baum, auf den uns unsere durstig gewordenen Träger aufmerksam machen? Wie Fächer stehen die Blätter im Halbkreise vom Stamm ab. „Wandererbaum" heißt diese Palme. Sieh da! Schon stößt ein Träger in den Blattkiel hinein, da, wo das Blatt am Stamm sitzt, und ein Strahl köstlichen Wassers springt heraus. Diese Blätter sammeln nämlich den Regen und den Tau in einer Rinne an, die unter der Mittelrippe des Blattes entlang geht. Auf unsrer Reise nach der Hauptstadt haben wir von menschlichen Wohnungen

wenig bemerkt. Madagaskar ist überhaupt wenig bevölkert. Auf der ganzen Insel werden etwas über drei Millionen Menschen wohnen. Da — ein Fern-



Hauptstadt von Madagaskar.

blick! Weit vor und hoch über uns auf einem hervorragenden Berge blinken die Zinnen einer Stadt. Das ist die Hauptstadt, im Hochland von Imerina gelegen.

Als Verfasser im Herbst 1896 auf einer Missionsstudienreise in London weilte, war er auch eines Sonntags im Tabernakel, der Predigtstätte Spurgeons, des Königs unter den Predigern. Mr. Brown, einer seiner bedeutendsten Schüler, predigte. Als er geendet und in freiem Gebet für Madagaskar und Armenien flehte, ging durch die 4000köpfige Menge ein einmütiges Seufzen. Damals war trübe Zeit für die Evangelischen auf Madagaskar. Begeben wir uns im Geist nach Antanarivo, der Hauptstadt. Was wir hier sehen, redet eine stumme und doch beredte Sprache. Was haben diese Straßen und Plätze Furchtbares und Herzerhebendes gesehen! Französisches Militär zieht aus nach seinem Exerzierplatz am Fuß des Berges, auf dem die Hauptstadt malerisch sich ausbreitet. Seit dem 1. Oktober 1895 weht vom Silberpalast der alten Hovaherrscher die französische Trikolore. Vor 80 Jahren drillten hier auf dem Exerzierplatz englische



Station Muakareri, Kondeland (Deutsch-Ostafrika).

Unteroffiziere die Soldaten des Hovakönigs Radama, der mit England das Abkommen geschlossen hatte: ich schaffe den Sklavenhandel ab und ihr reorganisiert meine Armee nach europäischem Muster. Seine Absicht war, die noch übrigen Stämme der Insel seiner Herrschaft zu unterwerfen. Bald waren die ersten Missionare den Unteroffizieren gefolgt, und das Wort Gottes fing an zu laufen. Mit wahrem Feuereifer förderte König Radama die Einrichtung von Schulen, man möchte sagen: Schulpatron und Schulinspektor in einer Person; so eifrig überzeugte er sich persönlich von den Einrichtungen der Lehrer und dem Fleiß der Schüler.

Aber es kamen bald andre Zeiten: Seht ihr die vier Kirchtürme dort in den Vorstädten? Sie stehen auf einem Boden, der Märtyrerblut getrunken hat. Dort hat die madagassische Kirche ihre Bluttaufe erhalten unter der madagassischen Atalja: Ranavalona I. O unvergeßliche Stunde, als sich dort über den flammenden Scheiterhaufen der treuen Hovachristen, nachdem dreimal Sturm und

Regen die Flammen ausgelöscht, ein prächtiger Regenbogen wölbte! Unvergeßliche Stunde, als hier die frommen Blutzeugen, einer nach dem andern, an des Henkers Seil überm Abgrund schwebend, todesmutig und bis ans Ende beharrend, den zerschmetternden Sturz der Verleugnung vorzogen! Aber schon nach wenigen Jahren, welche Wendung durch Gottes Führung; Ranavalona II. hatte den Thron bestiegen und sich taufen lassen, und auf demselben Platze, der die furchtbaren Blutgerichte gesehen hatte, huldigten ihr 20000 Madagassen. Binnen Jahresfrist hatten 21000 die Taufe begehrt! Mit einem Schlage hatte der Missionsbetrieb auf Madagaskar einen nie geahnten Aufschwung genommen: außer der Londoner Missionsgesellschaft hatten die Kirchenmission in London, die Norweger, die norwegischen Amerikaner Glaubensboten nach der Insel gesandt, daß sie denen hülfen ziehen, die, wie Petrus, ganz bestürzt standen, vor der Menge, die in des Herrn Netz gegangen. Eine eigene Missionsgesellschaft der Hovachristen auf Madagaskar hatte sich gebildet, die englischen Quäker waren gekommen und hatten mit dem Geist ihrer innigen Frömmigkeit ihr Segenswerk begonnen: im Jahre 1895 gab es 350000 Christen auf Madagaskar, ein Dreizehntel der ganzen Bevölkerung. Seht ihr das stattliche Gebäude dort, das sich so auffallend vor den niedrigen Häusern der Straße auszeichnet? Das ist die Hochschule der Londoner Missionsgesellschaft, aus welcher nun schon über 300 junge Madagassen als Prediger und Beamte hervorgegangen sind. Und weiter fällt unser Blick auf die Krankenhäuser, die dieselbe Missionsgesellschaft gebaut hat, und dort auf das Seminar der Norweger mit ihrer treuen, gründlichen Arbeit.

Was aber haben alle diese evangelischen Missionare für Tage erlebt seit dem 1. Oktober 1895, seit dort auf dem Silberpalast, den noch der Silberadler, das Wappentier der Hovadynastie, schmückt, die französische Trikolore weht und Madagaskar zur Kolonie des katholischen Frankreich geworden ist! Wir wissen es alle noch recht wohl, wie die Berichte von dem französischen Eroberungszug gegen die Hova durch unsre Zeitungen gingen, wie dem übrigen Europa außer Frankreich die sogenannten uralten Anrechte Frankreichs auf die Insel höchst zweifelhaft blieben, weil in der Tat außer einigen Kolonisationsversuchen früherer Jahrhunderte, und einigen Verträgen französischer Kapitäne mit Sakalavehäuptlingen an der Nordwestküste, nichts von Belang vorlag, wie dann das stolze Frankreich, unter unendlichen Opfern an Menschenleben, den Kriegszug von Westen her gegen die Hauptstadt ausführte: „Tamy izy“ riefen die Hovaregimenter, „da sind sie!“ wenn sich die französische Armee zeigte, und lockten fliehend die Feinde in die Einöden, daß sie zu tausenden an Hunger und Fieber starben und die beiden Verbündeten, hazo und tazo, Urwald und Fieber, von denen einst schon Radama I. sprach, sich in der Tat als furchtbar erwiesen, bis die weiße Fahne dennoch endlich auf der Zinne des Silberpalastes erschien. Und nun waren die Franzosen die Herren, und eine schwere, traurige Zeit begann für die Hova und für die Evangelischen überhaupt.

Tragisch ist das Geschick der Hova. Es trifft sie nicht schuldlos, aber unser Mitleid fordert es dennoch heraus.

Und die Evangelischen unter ihnen, in denen wir doch unsre Brüder erkennen müssen, die dermalen in Not und Verfolgung leben, was ist die Ursache ihrer Leiden, wenn nicht ihre Beständigkeit in dem Glauben an das Evangelium? Seht ihr die Straße dort, die aus der Hauptstadt hinausführt? Sie geht nach der Provinz Betsileo. Wir folgen ihr in Gedanken und machen in Sirabe, einer norwegischen Missionsstation, Halt. Dort haben die Pfingsttage 1896 Furchtbares über die evangelische Gemeinde gebracht. Als der französische Feldzug beendigt war, wurde die Hovaarmee entlassen. Tausende von den entlassenen undisziplinierten Soldaten (die Hova hatten ganzen Scharen nur eben die Waffen in die Hand gedrückt, um das Heer zu vergrößern) rotteten sich zusammen, Gesindel stieß zu ihnen; raubend, brennend und mordend durchzogen sie die Orte im Umkreis von Antananarivo, allem, was Europäer hieß, Tod und Verderben drohend. Als erstes Opfer fiel am 22. November 1895, der Quäkermissionar Johnson mit Frau und sechsjährigem Töchterchen, und bald leuchteten weit und breit die angezündeten Missionskirchen und Kapellen den Mordbrennern auf ihrem Wege. Unter Tränen noch hat mir 1896 einer der Direktoren der Missionsgesellschaft der Friends in London das Nähere über Mr. Johnsons Ermordung erzählt, aber furchtbarer noch waren die Tage von Sirabe. Missionar Rosaas, welcher mit vier Missionarinnen im September 1896 auf der Heimreise nach Norwegen in London ein paar Tage blieb, hat mir's geschildert, wie sie im Missionshaus verschanzt, nur mit ein paar französischen Sergeanten und Soldaten sich zwei Tage und zwei Nächte gegen viele Hundert jener Mordbrenner heldenmütig verteidigt haben, bis überraschend, gerade zu rechter Zeit ein französischer Unterpräfekt mit einer kleinen Armee nach Sirabe kam und sie errettete! Und so waren sämtliche Orte im Halbkreis östlich um Antanarivo nach Süden hin bedroht gewesen!

Aber die Brandschatzungen seitens dieses Gesindels waren das Schlimmste noch nicht, was die Evangelischen zu erdulden hatten, vielmehr die Intriguen und Wühlereien der Jesuiten. Zwar der erste Generalgouverneur auf der Insel, La Roche, war Protestant. Ruhigen Herzens sahen deshalb die Evangelischen selbst die Tatsache noch an, daß 83 evangelischen schon 89 katholische Missionare gegenüberstanden. Aber La Roche war gerecht und duldete keine Übergriffe. Da wird La Roche plötzlich von seiner Regierung abberufen. Gallieni kommt, ganz jesuitischen Einflüssen zugänglich, und von Stund an ist die Parole: französischer Untertan sein, heißt auf Madagaskar katholisch sein; wehe den Evangelischen! Sie halten es mit den Engländern!

Die Pariser Missionsgesellschaft schickt die Missionare Lauga und Krüger zum Zeugnis, daß katholisch und französisch sein nicht dasselbe besage. Die Königin empfängt sie auf das ehrenvollste, die Jesuiten geleiten sie mit Verwünschungen. Sie kehren nach Paris zurück — sie waren nur Kundschafter gewesen — Gallieni wird Gouverneur, die Jesuiten haben das Heft in Händen.

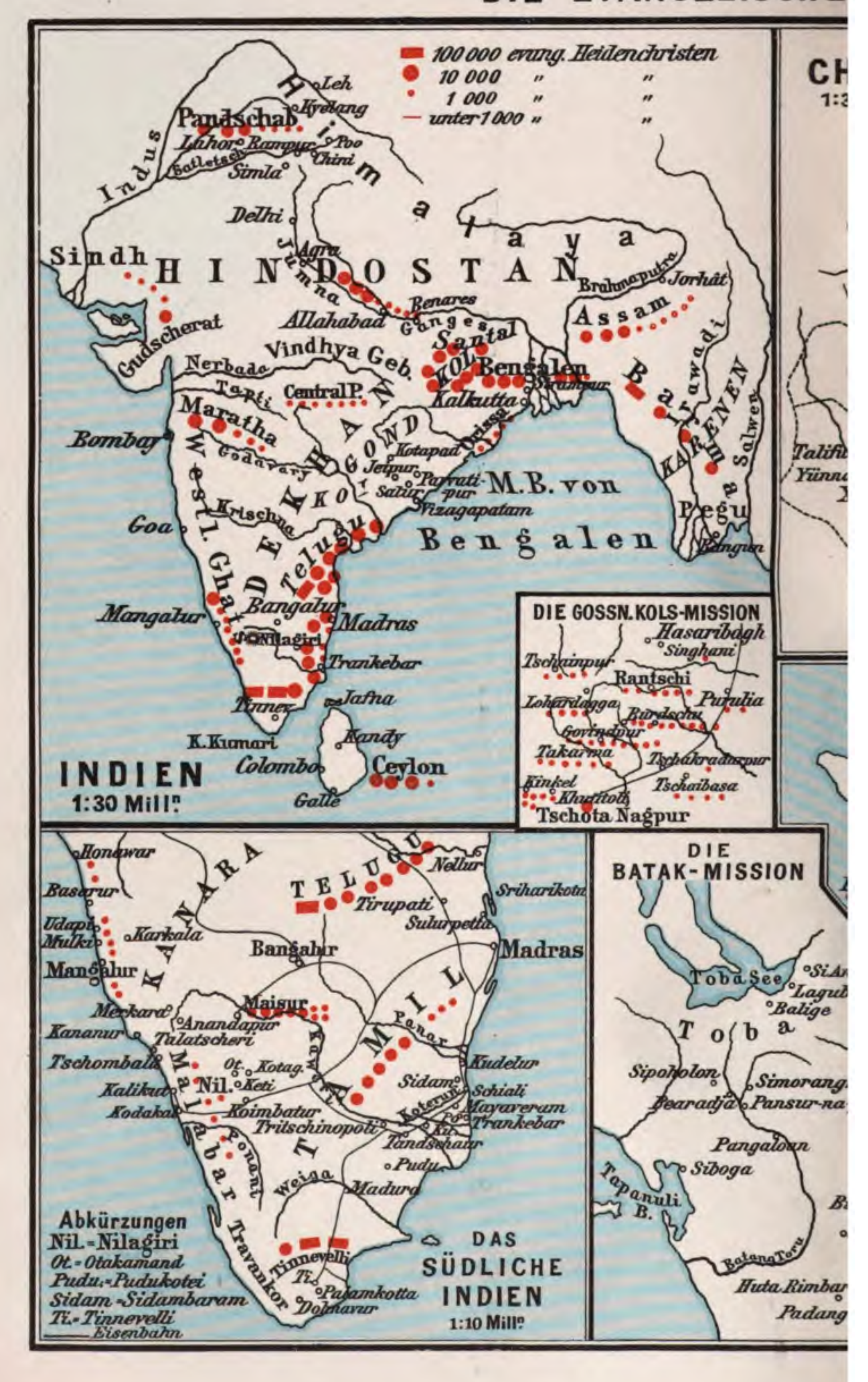
Den evangelischen Gemeinden werden ihre Kirchen fortgenommen, der Jesuitenpater liest fortan darin Messe. Drohungen und Verheißungen verfehlen nicht, die Kirchen schnell mit katholisch Gewordenen zu füllen. Ein neues Schulgesetz wurde im Lande bekannt gemacht. Das Hauptunterrichtsfach ist das Französische. In allen evangelischen Schulen unterrichten Jesuiten in diesem Fach, wenn es an evangelischen Lehrern fehlen sollte. Ja freilich, die Engländer und Norweger und Hovalehrer sind nicht so perfekte Franzosen, daß sie von heute auf morgen imstande wären, französischen Sprachunterricht zu erteilen. Nur mit Mühe erreichte man es, daß den Evangelischen ein halbes Jahr Frist gelassen wurde bis zum Inkrafttreten dieses Gesetzes! Eine weitere sehr beliebte Maßregel: die angesehensten evangelischen Persönlichkeiten eines Orts werden, als des Landesverrats verdächtig: ins Gefängnis geworfen: im Gefängnis reden Jesuiten auf sie ein und versprechen ihnen Ehrenstellen über Ehrenstellen, wenn sie katholisch würden. Eines Tages sind sie wieder frei, kein Mensch fragt mehr nach ihrer Anklage, — sie sind katholisch! Schulen, Krankenhäuser der Evangelischen werden einfach von den Katholiken weggenommen, da sie derselben als Regierungsschulen und staatlicher Krankenhäuser dringend benötigen, — und zu dem allen kommen Hirtenbriefe und Bekanntmachungen der katholischen Bischöfe, in denen sie Gott für seine große Gnade preisen, daß er es den ketzerischen Madagassen ins Herz gegeben, freudig und unverzüglich in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zu eilen.

Doch genug! Die Verfolgungszeiten und Nöte sind jetzt vorüber. Läuternd und sichtend hat das alles auf die Evangelischen der Insel gewirkt. Die Namenchristen sind abgefallen, aber viele, die aus Todesfurcht katholisch geworden waren, sind zur evangelischen Kirche zurückgekehrt. Am meisten gemindert hat sich der Besitzstand der Londoner Mission. Von den 900 Gemeinden, welche sie 1895 in Imerina hatten, haben sie 459 an die Pariser, 14 an die Norweger abgetreten; von ihren 335 Gemeinden in Betsilio 91 an die Pariser; auf der Südostküste alle 60 Gemeinden an die Norweger. Sämtliche 1290 Elementarschulen in Imerina und Betsileo haben sie an die Norweger abgetreten. Der Pariser evangelischen Missionsgesellschaft ist es, nächst Gott, am meisten zu verdanken, daß der Ansturm der Jesuitenmissionare nicht die ganze evangelische Mission hinweggefegt hat!

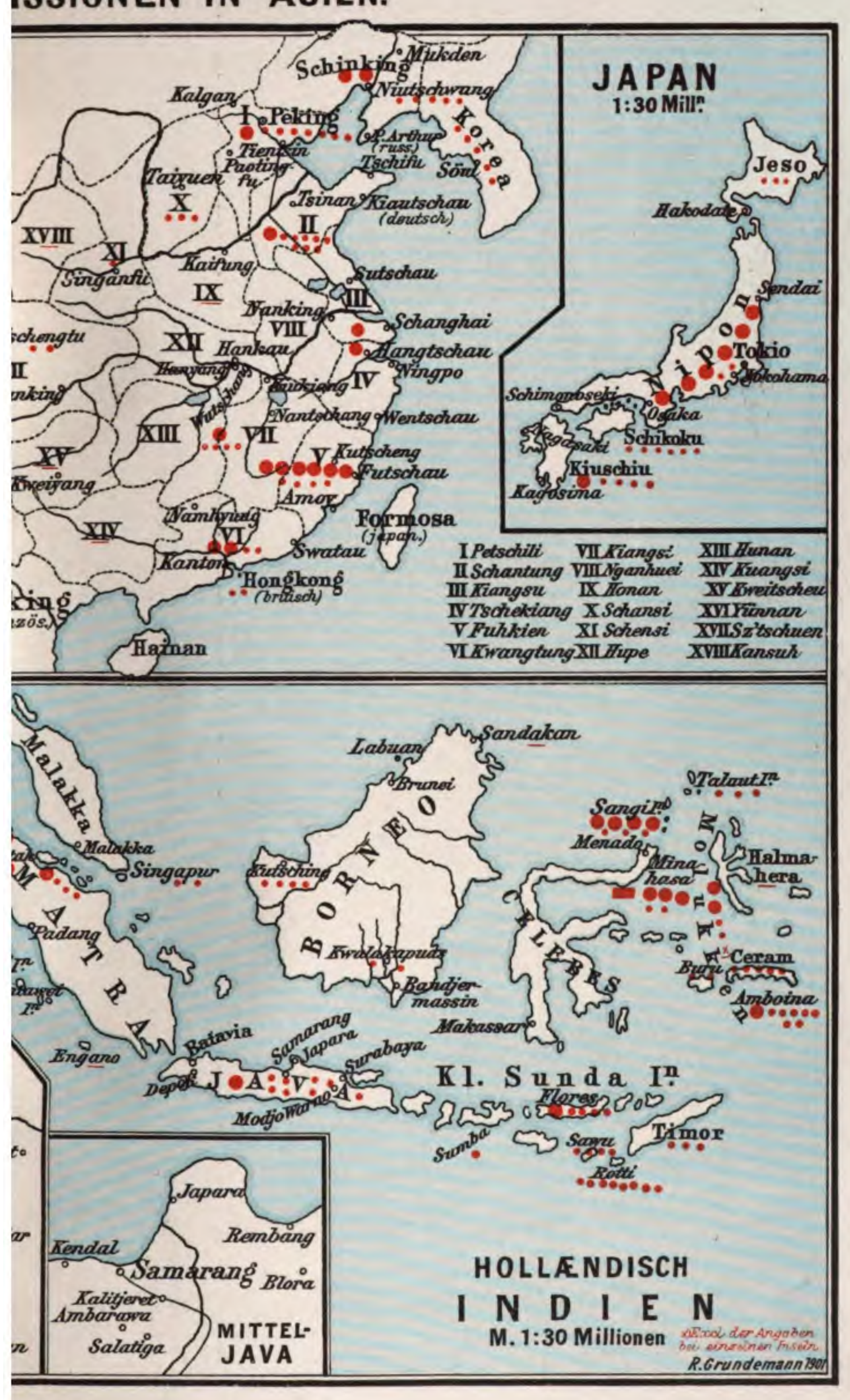
Große Opfer an Geld und Arbeitskräften hat sie gebracht und bringt sie noch. Das Einkommen der Pariser Missionsgesellschaft ist seit 1897 von 395 775 Fr. auf 500 469 Fr. gewachsen. Sämtliche, von den Katholiken unrechtmäßig mit Beschlag belegten Gotteshäuser in der Betsileoprovinz haben die Evangelischen zurückerhalten. Für die Jesuiten sind die goldnen Tage der Willkür und Schwertmission vorüber! Ob die Zahlen richtig sind, die sie angaben? 1895: 27 000 Jesuitenschüler, 1899: 147 276?

Wie die eingebornen katholischen Mitarbeiter über die Jesuiten denken, dafür folgender Ausspruch: „Sündigen wir gegen Gott, so erhalten wir Vergebung dafür beim Pater, fehlen wir gegen die Staatsgesetze, so sorgt der Pater dafür,

DIE EVANGELISCHE



ISSIONEN IN ASIEN.



ß wir freigesprochen werden. Die Katholiken haben lainga masina, d. h. heilige ügen, und lainga mahovanji, d. h. errettende Lügen. Leider wird das katho- che Missionsschulwesen immer noch sehr zum Nachteil der evangelischen Bevöl- rung von der französischen Kolonialverwaltung bevorzugt.

Eine Hymne finde hier noch ihren Platz, welche Andrianaivoravélona, nge Jahre eingeborner Prediger an der Märtyrerkirche, auf dem Hinrichtungs- lsen, gedichtet. Sie wird weit und breit in Madagaskar gesungen:

Mein Herz gehört dem Herrn.

1.
Nimm mein Herz für immer hin,
O mein Vater und mein Gott.
Und als Hausherr wohn darin,
Bis an meinen sel'gen Tod.
O Vater mein,
Laß es deine Wohnung sein!

2.
Nimm mein Herz für immer hin,
O mein Heiland und mein Hirt!
Mehr als Reichtum und Gewinn,
Dich ein Herz erfreuen wird!
Du Weltenlicht,
O verwirf mein Herze nicht!

3.
Nimm mein Herz für immer hin,
Heilger Geist, von Gott gesandt!
Daß ich ganz dein Tempel bin,
Heilge selbst Herz, Mund und Hand!
Mein höchster Ruhm,
Nimm mich hin, dein Eigentum!

4.
Nimmer auf sich selbst nur seh'n,
Immer dir, Herr, offen steh'n!
Das sei meines Herzens Trieb,
Dich Dreiein'gen hab' ich lieb!
Ja, Herr, mein Gott,
All'zeit getreu bis in den Tod.

Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser.

Evangelium Joh. 3, 16. lautet auf Madagassisch:

Fa izany no nitiavan' Andriamanitra izao tontolo izao, fo nomeny ny Zanani-lahi-tokana, mba tsy ho very izay rehetra mino Azy, fa hahazo fiainana mandrakizay.



9. Kapitel.

Asien.

Vorderasien.

Wenn man Afrika mit der Sphinx verglichen hat, die schon unzählig vielen ihr Rätsel aufgegeben und sie dann in den Tod gestürzt hat, so gleicht Asien einem ungeheuren Koloß, der durch keine Menschenkraft, nur durch Gottes Kraft in Bewegung gesetzt werden kann: und in der neuesten Missionsgeschichte Asiens hat die Christenheit mehr als einmal Grund gehabt zu dem staunenden Ausruf: „Der Koloß bewegt sich!"

Asien ist die Geburtsstätte der Menschheit, die Wiege der Völker, der Ursitz aller Gesittung und der Mittelpunkt der ganzen Weltgeschichte, denn das Christentum hat in Asien seinen Ursprung und Ausgang genommen. Die ganze alte Geschichte hat in Asien ihren Angelpunkt. Von Asien aus sind die Völker vorgedrungen über Nordafrika und Europa und haben die Bildung nach Westen getragen, bis nach Amerika. Wie die Kultur Amerikas eine Tochter Europas, so ist die von Europa eine Tochter Asiens. Ehe man noch wußte, daß ein Festland Europa als Anhängsel des großen, asiatischen Kontinents vorhanden sei, blühten im Orient schon Weltreiche, forschten Weise in den Geheimnissen der Sterne, ließen Priester zur Ehre der Götter Tempelhallen bauen, kämpften Völker mit Völkern auf Leben und Tod.

Aber diese frühe Bildung ist auf einem Punkt stehen geblieben, das Völkerleben hat sich verknöchert, die Asiaten sind alte, unmündige Kinder. Schon vierhundert Jahre vor Christo, als die mächtigen Perserkönige das kleine Griechenvolk mit dem Gewicht ihrer Heere zertrümmern wollten, zeigte sich's, daß asiatischer Glanz in seiner Hohlheit und Nichtigkeit zerrann vor europäischer Kraft. Der schönste, begabteste, kraftvollste Menschenstamm, die kaukasische Rasse, ist wohl in Asien geboren, aber erst in Europa zur Entwicklung seiner Kraft gelangt. Und das Christentum, das ein neues Leben in die versunkene Menschheit brachte, ist wohl asiatischem Bodem entsprossen, aber das junge Pflänzchen mußte von Asien nach Europa gebracht werden, um hier zum großen schattigen Baum empor zu wachsen.

Der Bildungsstrom, der von Europa sich nach allen Gegenden der Erde ergießt, wendet sich auch nach Osten zu seinem Quelllande zurück. Freilich, zur Höhe des europäischen Lebens wird sich Asien im großen und ganzen niemals emporschwingen; himmelhohe Berge, weite, ungeheure Sandwüsten und Steppen, unfruchtbare Hochebenen trennen hier die Menschen. Die Hochflächen der Tartarei und Mongolei werden immer von Nomadenherden durchzogen werden, und das sibirische Tiefland, allein schon so groß wie ganz Europa, ist nur in seiner Südzone kulturfähig. Anderseits nimmt das Wunderland Indien, obgleich jetzt bedeckt von einem dichtmaschigen Eisenbahnnetz, durch die Pracht und Üppigkeit seiner Natur die Sinne gefangen und versenkt den Geist in ein träumerisches Stilleben, während die reiche Inselwelt von Ceylon, Java, Sumatra, Borneo und den Gewürzinseln unter den Gluten der heißesten Sonne erseufzt, die alle Tatkraft darniederhält. Und die Länder unter gemäßigterer Sonne, wie die Türkei, Persien, China, Japan? Von Westen bis Osten, mit Ausnahme vielleicht von Japan, derselbe Despotismus der Herrscher, derselbe Sklavensinn der Beherrschten! Mohammeds Religion war ein loderndes Feuer, das eine Zeit lang, von Arabien aus, die angrenzenden Volksstämme mit fieberheißer Tatkraft beseelte; aber es war vorübergehend. Der Halbmond Mohammeds ist ein abnehmender Mond. Und Konfuzius und Buddha vermochten und vermögen nirgends den Funken wahrer Geistesbildung zu entzünden — die Japaner ahnten es zuerst, daß die Überlegenheit der westmächtlichen Kultur im Christentum zu suchen sei, auf dessen Boden diese Kultur erwachsen ist.

Einförmigkeit und Versumpfung ist im allgemeinen der Charakter des geistigen Lebens im Orient, wenn auch das natürliche Leben des Menschen um so mannigfaltiger erscheint, in Sitten, Körperbildung, Sprache, Lebensweise und Betriebsamkeit, entsprechend dem asiatischen Kontinent selber, der in seinen natürlichen Gliederungen von allen Erdteilen die größte Mannigfaltigkeit darbietet. In keinem Erdteil sind die klimatischen Verhältnisse so verschiedenartig wie in Asien. Seine große Ausdehnung umfaßt alle Zonen. Der im hohen Norden wohnende Polarmensch, der Samojede, Tschuktsche, Ostjäke, wenig über vier Fuß hoch, und wiederum der dunkle Insulaner auf Borneo und Sumatra; die Kaukasusstämme der Armenier, Afghanen, Perser, mit regelmäßiger, schöner Gesichtsbildung, — welch ein Unterschied von dem hellbraunen Hinterindier, mit schwarzem, lockigen Haar und plattgedrückter Nase, und wiederum von dem uns allen wohlbekannten Chinesen. Und doch, wie werden alle diese Gesichter schön, wie strahlen sie von dem Frieden, den die Welt nicht geben und nicht nehmen kann, sobald ein Funke von dem Feuer den in jedem Menschenherzen verborgenen Zündstoff entflammt hat, das Jesus Christus anzuzünden in die Welt gekommen ist! Zu der leuchtenden Wolke von Zeugen, die, mit weißen Kleidern angetan und mit Palmen in den Händen, das Lied des Lammes singen von Ewigkeit zu Ewigkeit, haben sich nun auch die armenischen und chinesischen Blutzeugen der letzten fünf bis sechs Jahre gestellt, und die Christenheit auf Erden empfindet den Vorschmack davon, was sie jetzt genießen: Hier ist nicht Jude noch Grieche, nicht Armenier noch Chinese,

nicht Gebildeter noch Ungebildeter, nicht Knecht noch Freier, nicht Mann noch Weib, sondern sie sind allzumal Einer in Christo Jesu unserm Herrn!

Fangen wir mit dem Westen, mit Kleinasien und Armenien an. Das Christentum war im zweiten Jahrhundert in Armenien eingedrungen und hatte sich im sechsten und siebten Jahrhundert von der katholischen Kirche abgelöst. Dies brachte große Uneinigkeit in das armenische Volk, und diese Uneinigkeit legte den Grund zum Untergang der selbständigen Existenz des armenischen Staates. Seitdem die Russen die Provinz Eriwan erobert haben, hat die armenische Kirche ihren Schwerpunkt in Rußland, aber Armenier wohnen weit und breit, in Persien und der Türkei, in Indien und österreichischen und russischen Provinzen. An der Spitze der armenischen Kirchen steht der Katholikos, der im Kloster Etschmiazin bei Eriwan residiert. Im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts sind die Armenier durch die Basler Missionsgesellschaft in den Kreis der evangelischen Missionstätigkeit hineingezogen worden. Kleine evangelische Gemeinden hatten sich gebildet, viele evangelische Armenier sind Missionare unter ihren Landsleuten geworden, Seminare zur Ausbildung armenischer Missionare entstanden in Bebek bei Konstantinopel, in Paris und in Skutari. Seit dem Jahre 1847 herrscht die Türkei über die fünf südöstlichen Provinzen Armeniens. Den Zeitraum von 50 Jahren seitdem kann man mit den beiden Überschriften versehen: 1847—91, die Zeit der schmachvollen Regierung, und 1892—94, die Periode der Vernichtungspolitik. Dann begannen die furchtbaren Metzeleien, von den zentralen türkischen Behörden in Szene gesetzt, und planmäßig über das ganze Reich durchgeführt. Überall wurde den Armeniern die Wahl gelassen, zum Islam überzutreten und verschont zu bleiben, oder für ihren Christenglauben zu sterben. Planmäßig ging man auf die Vernichtung der ganzen Nation aus, lieber wollte die Türkei eins der wertvollsten und lebenskräftigsten ihrer Völker vernichten als sich zwingen lassen, Reformen einzuführen. Islamisches Regiment ist eben nicht verbesserungsfähig. Nehmen wir zum Beweis nur den Sklavenhandel. Mag der Sultan immerhin die Brüsseler Akte unterschreiben und mit England einen Vertrag zur Unterdrückung des Sklavenhandels abschließen, — der Sklavenhandel geht offen weiter, und fast alle Häfen der arabischen Küste sind Sklavenmärkte. 160 000 Armenier wurden getötet oder flohen, und im folgenden Winter 1895/96 brach eine schwere Hungersnot über das ausgesogene und ausgeplünderte Land herein! Abermals gingen 100 000 Armenier zu Grunde!

Die evangelische Mission des American Board, deren Boten unter den Armeniern arbeiteten, ist auf das Empfindlichste geschädigt worden, Baulichkeiten im Wert von einer halben Million Mark sind ihr vernichtet worden!

Trotzdem ist nie die Mission für die Armenier ein größerer Segen gewesen, als gerade in dieser Notzeit. Sie ist im edelsten Sinne der barmherzige Samariter, der dem unter die Mörder gefallenen Volke wieder aufhilft.

In allen Ländern Europas und Nordamerikas fing ein großartiges Unterstützungswerk für die Armenier an, in Deutschland hauptsächlich durch den

Feuereifer und die aufopfernde Selbstverleugnung des Dr. Lepsius. Das Hilfswerk ist im wesentlichen ein dreifaches gewesen: 1. möglichst viele vom Hungertode zu retten, 2. den aller Existenzmittel Beraubten wirtschaftlich wieder aufzuhelfen, zu welchem Zweck Missionsindustrien, Webereien, Stickereien, Bäckereien eingerichtet wurden, 3. die Waisen zu sammeln. Überall wurden die Missionsstationen der Amerikaner die Kanäle, durch welche der Strom der Barmherzigkeit in die am meisten heimgesuchten Gebiete geleitet wurde. In der Westtürkei wurden an acht Orten Waisenhäuser gegründet, mit zusammen über 1025 Waisen. In der Centraltürkei sind 15 Waisenhäuser entstanden. Am ausgedehntesten ist das Hilfswerk in der Osttürkei. Hier sind auf jeder Missionsstation, und in vielen der größeren Städte, Waisenhäuser mit über 3000 Kindern.

Die Waisenpflege hat sich auch auf die angrenzenden Gebiete ausgedehnt, wo unter den Flüchtlingen bitterste Not herrschte.

Der Berliner Hilfsbund hat zwei Waisenhäuser in Persien, eins in Rustschuk in Bulgarien, ferner haben die Kaiserswerther Anstalten in Beirut und Jerusalem, das syrische Waisenhaus in Jerusalem und der Jerusalemsverein in Bethlehem Kinder aufgenommen. Vier bis fünf Jahre wird die Waisenpflege voraussichtlich noch dauern müssen, ehe die Pfleglinge in einen selbständigen Beruf eingeführt werden können.

Die gemeinsam getragenen schweren Leiden, und die in großartigstem Maßstabe erwiesene Hilfe, haben die Armenier in der ersten Zeit nach den Blutbädern, in einem bisher noch nicht erlebten Umfang, für die Predigt des Evangeliums empfänglich gemacht. Aber die größte Erntezeit war dann auch bald vorbei. Wenn man die Zahlen auf dem Arbeitsgebiet des American Board in der asiatischen Türkei zusammenstellt, wie sie vor dem Blutbad, und nach demselben, sowie nach Einsetzen des Liebeswerkes sich gestalten, so ergibt sich, daß die Zahlen der Kirchen, Gemeindeglieder und Schüler ungefähr dieselben geblieben sind: was in den am schwersten heimgesuchten Distrikten abgegangen, das ist durch den Zugang an anderen Orten ausgeglichen. Der Berliner Hilfsverein hat im ganzen 656, das Frankfurter Komitee 1080 Waisen in Pflege.

In Syrien, d. h. dem Gebiete vom Meerbusen von Alexandrette bis nach Ägypten (mit Ausschluß von Palästina) wird die evangelische Missionsarbeit von Jahr zu Jahr schwieriger durch die rücksichtslose Konkurrenz Frankreichs und Rußlands. Die griechisch-katholischen und römisch-katholischen Missionare versuchen die protestantischen mehr und mehr zurückzudrängen. Französisches Geld fließt in Strömen den französisch-katholischen Instituten zu. Um die Kinder aus evangelischen Instituten wegzulocken, bieten Russen und Franzosen vollständig unentgeltliche Erziehung und Verpflegung an. Das ist nur eins von vielen Beispielen. Die Syrer sind nun aber ohnehin schon allzu empfänglich für Unterstützungen und Geschenke aller Art, so werden die Bemühungen der Protestanten, sie zur Selbständigkeit zu erziehen, ungemein erschwert! Dazu sind die englischen Missionen gerade in Syrien sehr zersplittert und unzusammen-

hängend, die amerikanischen Presbyterianer aber können auch nicht gegen die Russen und Franzosen aufkommen.

Ganz hervorragend ist die kleine (syrisch-protestantische) Missionsuniversität in Beirut, mit über 300 Studenten, wie sie nur in Indien und Japan ihresgleichen hat. Der deutsche Kaiser hat gelegentlich seiner Jerusalemreise dem Leiter der medizinischen Fakultät, Professor Dr. Post, den roten Adlerorden verliehen. Auch auf die deutschen Anstalten in Beirut hat die Kaiserreise die Aufmerksamkeit gelenkt. Freiherr von Mirbach, in seinem Buch: „Die Reise des Kaisers und der Kaiserin," ist entzückt über das prächtige, auf halber Höhe über Beirut gelegene Johanniterhospital, mit seinem schattigen Park und der wundervollen Aussicht auf das Meer, und über das Kaiserswerther Waisen- und Erziehungshaus, „eine Musteranstalt im großartigen Stil". Über den Erfolg der Kaiserreise für Syrien äußert sich ein so erfahrener und vorsichtiger Mann, wie Dr. Jessup, der mit seiner Familie die Seele der Presbyterianermission in Syrien ist: „Es muß Gottes Plan und Absicht sein, daß er diesem protestantischen Kaiser ein so ungewöhnliches Maß von Vertrauen und Begeisterung seitens der ganzen mohammedanischen Bevölkerung der Türkei, vom Sultan an, gegeben hat. In einer Richtung nehmen wir schon jetzt die Wirkung davon wahr: er hat den Einfluß Frankreichs in Syrien und Palästina empfindlich vermindert!"


Bischof Gobat.

Das französische Protektorat über die römisch-katholische Kirche im Orient beruht auf einem alten Abkommen. Schon Ludwig XIV. schloß mit der Pforte solchen Vertrag.

Zur Zeit, als Bischof Gobat (vergl. I. Teil Jerusalemsverein) sein Amt antrat, waren die Hauptvertreter der römischen Kirche in Jerusalem und dem heiligen Lande die Franziskaner, welche schon bald nach Vertreibung der Kreuzfahrer nach dem heiligen Lande gekommen sein sollen. Sie bequemten sich,

um nicht vertrieben zu werden, „den Gewohnheiten des Landes an," zahlten u. a. auch von 1517—1846 mindestens 500000 Mark als Bachschisch an türkische Beamte. Ihre Hauptbeschäftigung bestand im Hüten der heiligen Stätten. Wahre Greuelszenen haben zwischen ihnen und den orientalischen Priestern und Mönchen bis auf den heutigen Tag an den heiligsten Orten stattgefunden. Am 21. Januar 1849 konnte Bischof Gobat die erste evangelische Kirche in Jerusalem, die Christuskirche, feierlich einweihen. Wie Gobat der Mission unter Israel treu und gern seine Unterstützung und Fürsorge schenkte, so suchte er durch Einrichtung von Schulen und Verbreitung der Bibel unter den Mohammedanern zu wirken. Den größten Teil seiner Tätigkeit als Bischof hat aber mit der Zeit seine Arbeit an den einheimischen, griechisch-katholischen Christen eingenommen. 1848 traten die ersten aus der griechischen Kirche zur evangelischen über, und schon 1849 empfing Gobat fast täglich aus dem ganzen Lande Bittschriften und Abordnungen; er möchte Lehrer senden, und man wolle zur evangelischen Kirche übertreten. Da lohte die Feindschaft der römischen und griechischen Gegner hoch auf! Die römischen Mönche und Priester verbrannten ihren Gemeindegliedern die Bibeln, die sie sich gekauft, und der griechische Patriarch verfluchte die „Bibelschulen". Die, welche so aus ihrer Kirche herausgedrängt worden waren, sammelte nun Gobat zu kleinen evangelischen Gemeinden (die meisten unter ihnen sind 1876 von der englischen Kirchenmissionsgesellschaft übernommen worden). Bei seinem 25jährigen Amtsjubiläum zählte Gobat schon 25 protestantische Schulen mit 1000 Kindern. Dabei war er ganz auf die freiwilligen Beiträge der Missionsfreunde in Deutschland, der Schweiz und England angewiesen. Alle paar Jahre mußte er Kollektenreisen nach Europa unternehmen. Auf seine Anregung begann dann die große englische Kirchenmissionsgesellschaft Missionare nach Palästina zu senden, die Chrischonabrüder Spittlers, die Schwestern des Kaiserswerther Diakonissenmutterhauses und der Jerusalemsverein legten die Hände mit ans Werk. 1879 ist Gobat, 80 Jahre alt, gestorben, sein Leib ruht auf dem schönsten evangelischen Friedhof, droben auf der stillen Höhe des Zion.

Auch der Name Spittler ist mit der evangelischen Missionsarbeit im heiligen Lande eng verbunden. Wir kennen ihn schon von der „Deutschen Christentumsgesellschaft" und der Entstehung der Basler Missionsgesellschaft her. 1840 erwarb Spittler das 1½ Stunden von Basel auf einem Hügel einsam und verlassen liegende Kirchlein St. Chrischona, um in seinen öden Mauern seine „Pilgermissionsanstalt" einzurichten. „Jeder echte Zionspilger ist Missionar und umgekehrt," so pflegt Spittler den Namen „Pilgermission" zu erklären. „Handwerkermission" wäre deutlicher gewesen, denn Spittlers Plan war, Handwerker auszubilden, die er dann als Evangelisten an Pfarrer und Synoden abgab. Die ersten Evangelisten und Diakonen für Jerusalem und Palästina waren Palmer und Schick. 1846 im Herbst trafen sie in Jerusalem ein.

Bald folgten zwei andere. Aber das Erwerben ihres Lebensunterhalts durch ihr Handwerk, und zugleich Evangelisieren, erwies sich als undurchführbar. Dennoch hielt Spittler mit großer Zähigkeit an seinem Plan eines Brüder-



Pilgermiſſionsanſtalt in St. Chriſchona bei Baſel.

hauses in Jerusalem fest, zumal er seit Gobat Brüder für eine in Abessinien wieder aufzunehmende Mission brauchte. Ludwig Schneller, bisher Lehrer und Hausvater auf St. Chrischona, wurde zum Vorsteher des Brüderhauses in Jerusalem ernannt. Am 8. November 1854 langte er mit seiner Frau und sechs Brüdern in Jerusalem an. Nachdem vier Brüder nach Abessinien gesandt und zwei von Gobat in der Palästinamission vorläufig angestellt waren, fehlte es für Schneller im Bruderhaus an eigentlicher Missionsarbeit. Er kaufte vor den Toren der Stadt ein Grundstück, erbaute ein Häuschen und wollte unter der Landbevölkerung Missionsarbeit treiben. Aber es kam anders. Wegen der Unsicherheit konnte Schneller erst 1859 wagen, sein Haus dauernd zu beziehen und dann mußte er fünf neue Chrischonabrüder ausbilden, welche zwischen Abessinien und Jerusalem Missionsstationen anlegen sollten, eine immer fünfzig Stunden von der anderen entfernt, als „Apostelstraße", eine Idee Spittlers, die mit seinem Tode 1867 erlosch. Schneller, und mit ihm viele andere, hatten die Undurchführbarkeit des Plans längst eingesehen und ihn laut beklagt. Noch in demselben Jahr aber, in welchem er die Brüder nach Ägypten ziehen lassen mußte, hat Schneller mit Spittlers Einwilligung das syrische Waisenhaus eröffnet, das sein eigentliches, reichgesegnetes Lebenswerk wurde.


Ludwig Schneller.

Daß Norddeutschland, welches lange der evangelischen Arbeit in Palästina gegenüber zurückhaltend gewesen war, endlich mit ans Werk ging, ist das Hauptverdienst des Divisionspfarrers, späteren Hofpredigers Strauß, und des von ihm begründeten Jerusalemsvereins.

Er war 1845 im heiligen Lande gewesen. Sein Buch über diese Reise: „Sinai und Golgatha" weckte in den weitesten Kreisen Interesse für das heilige Land. 1852 wurde der Jerusalemsverein gegründet, dessen Vorsitzende Oberhofprediger Dr. Hoffmann bis 1875, Oberhofprediger Dr. Kögel bis 1892 waren; jetzt ist's D. theol. Graf von Ziethen-Schwerin.

Nur durch die Hilfe des Jerusalemsvereins wurde es in Beirut 1856, Alexandrien 1857 und Kairo 1872 möglich, die evangelischen Schweizer und Deutschen zu Gemeinden zu sammeln und mit Geistlichen zu versorgen. Da sich diese Gemeinden der preußischen Landeskirche anschlossen, so wurde dem Jerusalemsverein eine Kollekte gewährt, welche seit 1896 zu Weihnachten eingesammelt wird.

1860 übernahm der Verein, auf Gobats Wunsch, die schon bestehende Missionsstation in Bethlehem — die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft mußte

nämlich ihre Missionsarbeit im heiligen Lande einschränken. Neben Bethlehem entstand 1865 eine arabische Filialgemeinde in Bedschala, 1884 wurde noch eine Arbeit in Hebron angefangen; 1890 und 1891 übernahm er zwei neuentstandene deutsch-evangelische Gemeinden in Jaffa (Joppe) und Haifa am Karmel. Aber mit den Aufgaben sind auch stetig die Kräfte gewachsen.

Arabisch-evangelische Gemeinde in Bethlehem.

Hier, wo das „Welt- und Himmelslicht" zuerst erschienen war, war es wieder sehr dunkel, wenigstens dämmerig geworden. Wohl war der größte Teil der Bewohner der alten Davidsstadt Christen, aber es ließ sich auch auf sie das Wort anwenden: „eurethalben wird Gottes Name gelästert unter den Heiden." Die Anhänger der römischen und griechischen Kirche lebten untereinander in bitterster Fehde, die oft, an der Höhle der Geburt und der Krippe Jesu, in blutige Kämpfe ausarteten. Hier übernahm 1860 der Chrischonabruder Müller die Arbeit, der auch eine Knabenschule leitete und viele Waisenkinder in sein Haus aufnahm. Zwei arabische Lehrer standen ihm an der Schule zur Seite. Vierundzwanzig Jahre lang hat das Müllersche Ehepaar, unter großen Anfeindungen seitens der römischen und griechischen Rivalen, aber unter dem größten Segen Gottes gearbeitet; auch eine Mädchenschule wurde eröffnet. Zu seinem Nachfolger wurde Pastor Ludwig Schneller, Sohn des Begründers des syrischen Waisenhauses, berufen. Der nahm einen Lieblingsplan Müllers mit Eifer auf, nämlich in Bethlehem eine evangelische Kirche zu bauen, aber erst 1893, Schneller war inzwischen Pastor in Köln geworden, konnte das Kirchlein eingeweiht werden. Pastor J. Böttcher war 1892 Schnellers Nachfolger geworden. Auch Böttcher ist eine wichtige Erweiterung der Arbeit in Bethlehem gelungen: 1898 konnte er in Bethlehem ein stattliches Waisenhaus errichten, das etwa



Hofprediger Dr. Strauß, Gründer des Jerusalemsvereins.

siebzig Kinder aufzunehmen vermag. „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht!"

Eine halbe Stunde nordwestlich von Bethlehem liegt das große Dorf Bedschala mit 4000 christlichen Einwohnern. Oft hatte hier Missionar Müller Bibelstunden gehalten; dürftig, wie der Stall von Bethlehem, war der Versammlungsort, und ein kleiner Kreis geringer Leute war die Zuhörerschaft. Als aber Schneller, bei seinem Bau des syrischen Waisenhauses in Jerusalem, viele Bethlehemitische Maurer und Steinmetze beschäftigte, und 1878, 35 Familienväter ihm ihren Entschluß mitteilten, zur evangelischen Kirche überzutreten, stellte



Evangelische Weihnachtskirche, Schule und Pfarrhaus zu Bethlehem.

der Jerusalemsverein den Lehrer Bschara Canaan als Evangelisten in Bethlehem an. Ein Körperverletzungsprozeß brachte in den achtziger Jahren große Trübsal über die Gemeinde; seitdem es aber gelungen war, die Häupter der Parteien, Griechen und Protestanten gütlich zu einigen, blühte die Gemeinde erfreulich auf; eine Mädchenschule wurde gebaut, Bschara Canaan wurde 1891 zum Prediger ordiniert. Er starb 1899. Auch Missionar Müller ist 1901 heimgegangen.

Auch die Leute in Hebron, obgleich von jeher wegen ihres Fanatismus berüchtigt, hatten allmählich den praktischen Wert der Schulen und Hospitäler erkannt und wandten sich nach Bethlehem: „Kommt und helft uns!" So sandte denn der Jerusalemsverein einen jungen arabischen Arzt und einen Evangelisten

nach Hebron. Der Arzt wurde förmlich überlaufen — mit Neid und Haß sahen es die mohammedanischen Oberen, besonders der Mufti, der Oberpriester. Und er setzte es durch, daß der Besuch der christlichen Schule und Klinik bei schwerer Strafe verboten wurde. Und bis zum heutigen Tage lassen die Mohammedaner in Hebron christlichen Einfluß nicht aufkommen. Der Evangelist ist noch da, aber es geht ihm wie Abraham, der einst auch in Hebron gelebt und „geglaubt hat auf Hoffnung, da nichts zu hoffen war, auf daß er würde ein Vater vieler Völker!"

Auf einem gepflasterten Wege, zwischen Weinbergsmauern von Hebron gen Nordwesten reitend, gelangt der Reisende zur altberühmten Eiche von Mamre, die als Abrahamseiche gezeigt wird und schon im sechzehnten Jahrhundert in hohem Ansehen stand. Der Stamm hat unten zehn Meter Umfang, die Krone zirka hundert Schritt.



Armenisches Waisenhaus auf dem Weinberge bei Bethlehem.

Deutsche evangelische Liebesanstalten in Jerusalem.

Die Mädchenerziehungsanstalt Talitha-Kumi und das Hospital der Kaiserswerther Diakonissen.

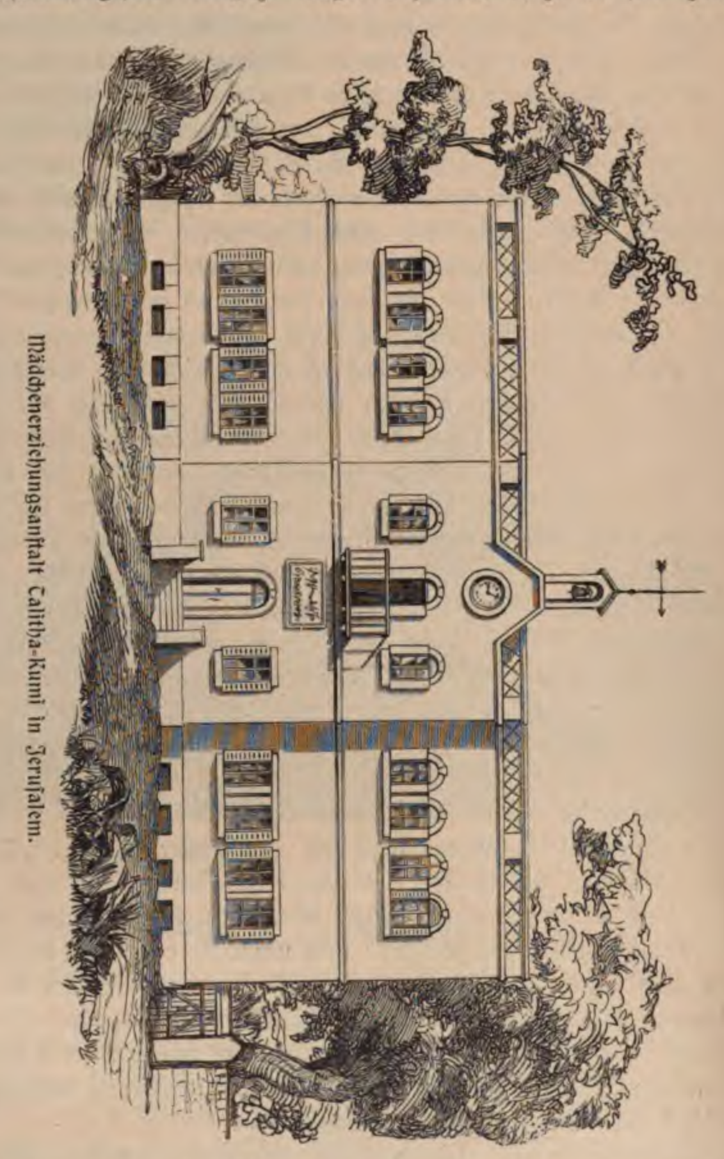
Diakonissen mit ihrer stillen, selbstlosen Übung christlicher Barmherzigkeit würden wohl auf jedem Missionsgebiet willkommen sein. Besonders aber sind sie am Platz, wo tiefgewurzeltes Mißtrauen gegen den Protestantismus erst aus dem Wege zu räumen ist, ehe die Missionsarbeit einsetzen kann. Schon Gobat hatte Fliedner, den Diakonissenvater, um ein paar Diakonissen für Jerusalem gebeten, und als König Friedrich Wilhelm IV. die Mittel zur Verfügung stellte, in Jerusalem für etliche Diakonissen ein Haus zu mieten, kam Fliedner selbst 1851 mit vier Diakonissen und mietete ein Häuschen auf dem Zion nahe der englischen Christuskirche. Die Diakonissen unterrichteten, neben ihrer

Krankenpflege, an der bischöflichen Schule und nahmen einige Waisenkinder in ihr Haus. Von Kranken wurden sie bald überlaufen, und das Schimpfen auf das „Hundehaus" seitens der Mohammedaner hörte bald auf. Der Raum des Hospitals wurde bald zu eng; man kaufte ein andres Haus und zugleich, dank der Hochherzigkeit des preußischen Königs und seiner Gemahlin und andrer Wohltäter, einen Platz vor dem Jaffator, wo die Diakonissen mit den Waisenkindern alljährlich ein paar Wochen in Zelten leben können. Bei dem immer zunehmenden Zuspruch mußte man sich entschließen, das Kinderhospiz vom Krankenhause zu trennen, und 1868 wurde das neue Haus vorm Jaffatore von 89 Kindern bezogen. Talitha-Kumi war es genannt worden, der Platz aber hieß schon lange „Gottfrieds-Höhe". Bald arbeiteten acht Diakonissen in Talitha-Kumi, das Hospital in der Stadt aber verpflegte über 800 Kranke! Ein eigener Arzt war sehr bald angestellt worden. Aber die Lage des Hauses in der engen Stadt war nicht gesund. So entschloß sich Pastor Schlicht, der damalige evangelische Geistliche in Jerusalem, 1885, zusammen mit allen Geistlichen in Deutschland, die vor ihm Pfarrer in Jerusalem gewesen waren, und zusammen mit dem Vorstand von Kaiserswerth, einen Aufruf an die evangelische Christenheit Deutschlands, der Schweiz und Hollands zu erlassen, mit der Bitte um Gaben für den Neubau eines Hospitals. 1894 konnte dann auch das neue Gebäude, das nahe bei Talitha-Kumi steht, feierlich eingeweiht werden. Acht Diakonissen besorgen die Pflege, über 800 Patienten werden jährlich behandelt. Und mit welchem inneren Segen arbeiten die Schwestern! Als 1866 die Siege Preußens auch hier besprochen wurden, sagte ein Mohammedaner zu einem Reisenden scherzend: „Uns haben die preußischen Schwestern besiegt!" Wie oft nahmen schon Mohammedaner eine Diakonissin gegen Insulten in Schutz: „Das ist auch eine rechte Tochter Allahs!" Vertrauen erweckt die Liebesarbeit in erster Linie!

Ebenso segensreich ist die Erziehungstätigkeit der Schwestern. Zu einer Kaiserswerther Diakonisse in Beirut sagte ein griechischer Bischof: „Die Katholiken machen alles zu Nonnen, die Amerikaner zu Damen, ihr aber lehrt die Kinder und erzieht sie zur Arbeit!" Weit über 1000 Kinder haben den Segen der Diakonissenanstalt bis heute genossen; und wenn sie auch nach der Entlassung in die alten Verhältnisse zurückkehren, verwischt wird der Einfluß der evangelischen Erziehung fast nie. Ein arabisches Mädchen, welches durch ihren Onkel mit Gewalt aus Talitha-Kumi entfernt wurde, grämte sich tot. Eine ganze Reihe von Lehrerinnen und Diakonissen sind schon aus Talitha-Kumi hervorgegangen. „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein!"

Was Talitha-Kumi für das weibliche Geschlecht bedeutet, das ist das syrische Waisenhaus für die Knaben des heiligen Landes. Im Sommer 1860 erglühten die Gipfel des Libanon manchen Abend von dem Feuerschein brennender Dörfer. Mohammedaner und Drusen (eine seit Jahrhunderten losgetrennte Kaste der syrisch-arabischen Mischbevölkerung im Libanon) hatten ein gräßliches Schlachten unter den Christen des Libanon begonnen. Tausende von

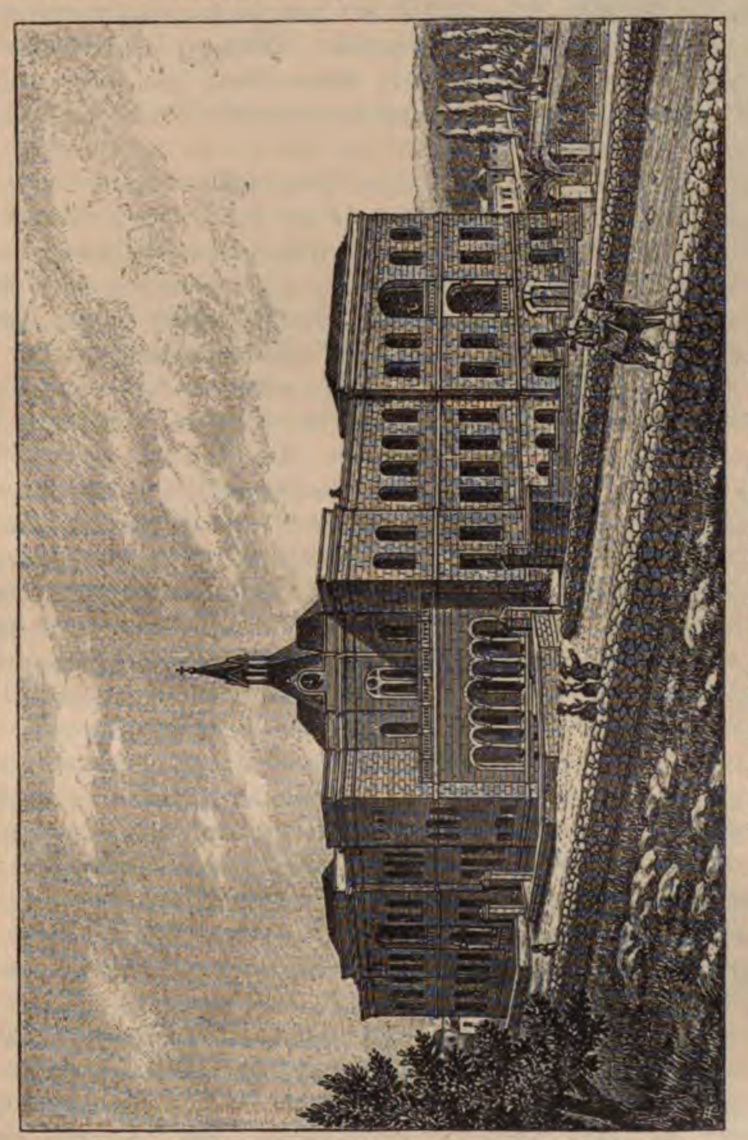
Weibern und Kindern flohen zur Meeresküste hinab. Unbeschreiblich war das Elend der Armen; hungrig und bloß irrten die Waisenkinder in den Städten und Dörfern am Meer umher. In Beirut, am Fuß des Libanon, waren die meisten zusammengeströmt. Jetzt wußte Schneller, wozu er sein Haus gebaut!



Mädchenerziehungsanstalt Talitha-Kumi in Jerusalem.

Aber siehe, unter allen den Tausenden von Waisenkindern gelang es bloß neun zu überreden, mitzugehen! Schon viele Schauergeschichten hatten ihnen ihre Priester von den Protestanten erzählt. Am Ende des ersten Jahres waren es 29 Waisenkinder, die auf das Primitivste untergebracht und erhalten wurden. Schularbeit und körperliche Arbeit in Haus und Hof, Feld und Garten, das

war das Tagewerk. Mit jedem Jahr wurde die Zahl der Anstaltskinder größer. Nach zwanzig Jahren hatte sie schon die Zahl 125 überstiegen. Allmählich wurden auch im syrischen Waisenhause Schuhmacher-, Schneider-, Tischler-, Drechsler-, Schlosser-, Töpfer-, Buchbinder- und Buchdruckerwerkstätten errichtet,



Hospital der Kaiserswerther Diakonissen in Jerusalem.

von deutschen, und nun auch schon von arabischen, in der Anstalt selbst ausgebildeten Meistern geleitet. Auch eine Art Seminar für die Begabten wurde gegründet. In der Philisterebene pachtete Schneller in der Nähe von Ramleh ein Stück Land, um dort mit entlassenen Zöglingen eine Ackerbaukolonie zu gründen. Zwölf Jahre haben die Unterhandlungen mit der hohen Pforte gedauert:

1877—1889! Bir-Salem, d. i. Horn des Friedens, wurde die Kolonie genannt. Das Aufblühen derselben sollte aber Schneller nicht mehr erleben. Er starb 1896. Aber sein Werk geht weiter. Denn schon 1889 hatte sich auf Schnellers Betreiben der „Evangelische Verein für das syrische Waisenhaus in Jerusalem“ gebildet, an den Schneller seine Anstalt mit dem ganzen, sehr wertvollen Grundbesitz, nur gegen Erstattung seiner persönlichen Auslagen, abgetreten hatte. Der Vorstand des Vereins hat seinen Sitz in Köln. (Pastor Th. Schneller.)

Eine Perle im Kranz der evangelischen Anstalten Jerusalems ist das Aussätzigenasyl „Jesus-Hilfe“.

Eine größere Schar von Aussätzigen, „ausgesetzt und ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft,“ hielt sich stets in der Nähe von Jerusalem auf, in den Höhlen bei der Stadt ein dürftiges Unterkommen findend. Steinhütten am Zionsthor wies ihnen später die Regierung als Wohnung an. Sie lebten vom Betteln. Der abergläubische Bauer, der ihren Fluch fürchtet, gibt ihnen oft reichlich. Um die Elendesten aber, die nicht mehr betteln gehen konnten, kümmerte sich niemand, selbst ihre Mitgenossen nicht, die doch auch bald so weit waren! Wirkliche Barmherzigkeit erfuhren die Ärmsten der Armen erst, als evangelische Christen nach Jerusalem kamen. Die Tochter des Bischofs Gobat besuchte sie als Erste; sie wurde von den Aussätzigen fast angebetet. Als dann dem pommerschen Freiherrn von Keffenbrink, auf einer Pilgerreise durchs heilige Land, 1865, dies Elend durchs Herz gegangen, und durch seine Anregung ein Komitee zusammengetreten war (unter Gobats Vorsitz), kaufte man vorm Jaffator ein Grundstück und baute ein Asyl. Die Brüdergemeinde stellte das Hauselternpaar. Als aber die Stadt Jerusalem sich allmählich fast bis an das Asyl ausgedehnt hatte, mußte das Haus verlegt werden, und so entstand 1886 eine halbe Stunde vor der Stadt, in der Nähe der deutschen Tempelkolonie, das jetzige Asyl „Jesus-Hilfe“. Es hat Raum für 60 Kranke. Heilung kann ihnen ja nicht gebracht werden, aber Linderung. Zu der Linderung, das heißt zur täglichen Behandlung und Pflege der Kranken verleiht aber einzig und allein ein starker Glaube die Kraft! Es kommt außerdem als erschwerender Umstand die merkwürdige Stumpfheit, ja der schnöde Undank hinzu, den viele Kranken auf alle erfahrene Liebe zeigen! Auch sind keineswegs alle 60 Plätze in dem Asyl besetzt; viele, viele Aussätzige führen lieber das alte Bettlerleben weiter, solange sie irgend können!

Wie das Aussätzigenasyl, so verdankt auch das Kinderhospital „Marienstift“ seine Begründung, oder doch Mitbegründung, zwei hochgestellten Zionspilgern. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und seine hohe Gemahlin stifteten 1872, bei ihrem Aufenthalt in Jerusalem, fünf Freibetten für kranke Kinder in dem Hospital eines Arztes, Dr. Sandreczky. Ein eignes Gebäude hat das Kinderhospital noch nicht. Leider ist Dr. Sandreczky schon gestorben.

Indirekt hat endlich auch das Hospiz des Johanniterordens der evangelischen Mission Helferdienste leisten dürfen. Wie mancher Gast dieses Hauses ist als warmer Freund der evangelischen Arbeit im heiligen Lande in

die Heimat zurückgekehrt! Deutsche Handwerksburschen waren jahraus, jahrein nach dem heiligen Lande gekommen, „fechtend", d. i. bettelnd, den Klöstern zur Last fallend. Wie viele Evangelische waren darunter! Wie viele traten um des Gewinnes willen zur römischen Kirche über! Auf Antrieb des Bischofs Gobat wurde eine Pilgerherberge aus Mitteln des Kollektenfonds, die König Friedrich Wilhelm IV. bewilligte, 1851 eröffnet. 1855 wurde in der Nähe der Grabeskirche ein eignes Haus gekauft. 1858 übernahm der evangelische Zweig des Johanniterordens (Balley-Brandenburg) dies Haus. Mit der Übernahme dieses Hospizes — das auch Pilger aus anderen Ständen beherbergt — knüpfte der Johanniterorden an seine älteste Vergangenheit wieder an, da er selbst am Anfang des zwölften Jahrhunderts in Jerusalem entstanden ist, hervorgegangen aus einer Brüderschaft edler Männer, die sich in einem, auf dem Muristan gelegenen Hospital der Pflege der Kranken und Pilger widmeten. „Muristan" heißt übrigens der Platz, auf dem sich die neue deutsche Erlöserkirche erhebt. 1869 ist der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen — nachmaliger Kaiser Friedrich III. — Gast in diesem Hospiz gewesen. Bibeln, später Pilgerscheine, wurden und werden den Gästen beim Abschied vom Hospiz als Andenken mitgegeben.

Bildung einer selbständigen evangelischen Nationalkirche, das ist, wie überall, auch im heiligen Lande, das Ziel der evangelischen Mission. In Jerusalem, Haifa und Jaffa bestehen evangelische Gemeinden, zarte Pflänzchen, die starker Stütze und kräftigen Halts bedürfen. Dem Missionsgedanken selbst verdanken sie ihre Entstehung.

Die deutsche evangelische Gemeinde in Jerusalem hängt in ihrer Entstehung und Entwicklung natürlich mit all den evangelischen Liebesanstalten zusammen, die wir kennen gelernt haben. Die Mitglieder der evangelischen deutschen Gemeinde in Jerusalem setzten sich anfänglich nur aus Diakonissen und den Bewohnern des Spittlerschen Brüderhauses zusammen. Aber der evangelischen Anstalten wurden mehr, der Reiseverkehr und die Industrie hob sich, es entstanden deutsche evangelische Geschäfte in Jerusalem — schon 1875 hatte die deutsch-evangelische Gemeinde 200 Seelen. Allmählich hat sich auch die Gemeinde von dem anglo-preußischen Bistum gelöst, obwohl der erste Pfarrer der Gemeinde, der dänische evangelische Pastor Valentiner, noch etwas in der Zwangsjacke steckte, durch die Rücksichten, die er nehmen mußte gegen die englische Judenmissionsgesellschaft, der die Kirche gehörte, in der er alle 14 Tage predigen durfte und gegen die englische Kirche, nach deren Ritus er zu konfirmieren hatte. Sein Nachfolger Pastor Lic. Hoffmann, jetzt Superintendent in Frauendorf-Pommern, erhielt in gleicher Weise die Erlaubnis der Mitbenutzung der Christuskirche. Aber es drängten die Verhältnisse auf Selbständigmachung! 1871 durfte Lic. D. Weser, Hoffmanns Nachfolger, ein Refektorium als deutsche evangelische Gottesdienststätte einweihen, das die Gemeinde erworben hatte. Lic. Dr. Reinecke (jetzt Professor am Predigerseminar zu Wittenberg) Wesers Nachfolger, brauchte sich schon nicht mehr auf die 39

Artikel der englischen Kirche verpflichten. Die einzige Verbindung zwischen der deutschen und der englisch-evangelischen Gemeinde bestand nur noch in der Person des Bischofs Gobat. Aber Gobats Nachfolger Barclay stellte sich zur deutschen Gemeinde kalt und fremd. Als Barclay starb, trat Preußen 1886 von dem Vertrag betreffs des englisch-deutschen Bistums in Jerusalem zurück. Jetzt wurde die Hälfte des Bischofsgehalts für rein deutsche Zwecke frei. Ein neues Kuratorium wurde in Preußen gebildet, das Kuratorium der „Evangelischen Jerusalemsstiftung", und am 31. Oktober 1893 wurde der Grundstein zur deutsch-evangelischen Erlöserkirche auf „dem Muristan", und zwar auf den Grundmauern der alten Maria latina major gelegt; am 31. Oktober 1898 erfolgte in Gegenwart Seiner Majestät des deutschen Kaisers die Einweihung.

Die evangelischen Gemeinden in Haifa und Jaffa haben sich hauptsächlich aus Mitgliedern des „Tempels" gebildet, die zur evangelischen Kirche zurückgekehrt sind (vergl. erster Teil „Jerusalemsverein"). Hoffmann, des Basler Missionsinspektors und Berliner Generalsuperintendenten Bruder, war der Meinung, daß das, durch den zu erwartenden Zusammenbruch der Türkei herrenlos werdende Erbe in Palästina, niemand weiter als sein Erbe ansprechen dürfe, denn das Volk Gottes. Er regte in gläubigen, pietistischen Kreisen eine Auswanderung nach Palästina an. Die Landeskirche schloß Hoffmann aus, da er sich bei der Konfirmation der Kinder der palästinensischen Auswanderungskolonie Kirschenhardthof in Württemberg, nicht an die Ordnungen der Landeskirche binden wollte. In den Jahren 1868—1878 entstanden im heiligen Lande nun die Kolonien: Haifa, Jaffa und Sarona (nahe bei Jaffa) und zuletzt Jerusalem. Die meisten Kolonisten waren ganz Hoffmanns Geisteskinder, ja, sie machten sogar den Schritt mit, den Hoffmann vom Pietismus zum Rationalismus tat, als er die kirchlichen Sakramente, die Lehre von der Dreieinigkeit, der Gottheit und dem Versöhnungstode Christi verwarf. Einige nur schieden sich von ihnen und suchten sich wieder der evangelischen Kirche zu nähern. Ganz entsprechend entstand die evangelische Gemeinde in Jaffa-Sarona. Die Gemeinde in Haifa, mit Pfarrer Tietze an der Spitze, zählte im Jahre 1901 132, die zu Jaffa, unter Pfarrer Schlaich, 104 Seelen.

Das heilige Land ist fraglos eins der schwierigsten Missionsfelder der Welt. In religiöser Hinsicht gleicht es nur allzusehr den öden Steinhalden, die es weithin bedecken. Welche Enttäuschung haben diese schon manchem Pilger bereitet, dem in der Phantasie immer noch das heilige Land vorgeschwebt als das Land, „in dem Milch und Honig fließt". Erfolglos scheint's von vornherein, diese Wüsteneien bestellen zu wollen. Und doch! Laß nur den fleißigen Landmann arbeiten und schaffen! Die Steine kann er wegräumen, die Felsen sprengen, Erde hinzutragen — und sendet Gott Früh- und Spätregen, dann siehe: die Wüste verwandelt sich in grünende Fluren!

Freilich, zahlenmäßig lassen sich hier die Erfolge der Missionsarbeit noch weniger ausdrücken als auf andern Missionsfeldern, und die indirekten Erfolge der evangelischen Mission im heiligen Lande sind sichtbarer als die direkten. Die

Häupter aller Sekten, die Glieder der unierten Kirchen sind aus langem Geistesschlaf erwacht, ja, und wenn nicht die strengen Regierungsverbote beständen, so würden die christlichen Anstalten und Schulen auch von zahlreichen mohammedanischen Kindern besucht werden. Die Griechen suchten den Evangelischen manches nachzumachen, sie eröffneten in Jerusalem ein Hospital, die Römischen stellten manche Mißbräuche, besonders im Franziskanerkloster, ab, gut eingerichtete Schulen und Industriewerkstätten haben auch die römischen Katholiken jetzt in Jerusalem. 26 römische Gemeinden bestehen im heiligen Lande, eine prächtige Residenz mit Kirche und Priesterseminar befindet sich in Jerusalem für das Haupt der römischen Kirche in Palästina, ein Institut nach dem andern erhebt sich, mit französischem Gelde aus dem Boden gezaubert — und, wie überall, drängen sich die Katholiken in die evangelische Missionsarbeit ein. Die evangelische Kirche hat weder die Macht noch die Mittel, es der römischen gleichzutun, die Konkurrenz ist hierbei ausgeschlossen, auch ist alle Polemik und Opposition sowohl gegen die römische wie gegen die griechische Kirche aussichtslos. Aber die Arbeit an der Jugend, das Begründen von evangelischen Gemeinden, die evangelisch sind von Kindesbeinen an, das ist's, worauf der Schwerpunkt zu legen ist. Die evangelische Christenheit hat sich besonnen, welche Segensströme sich über ihre Heimat von den Bergen des heiligen Landes ergossen und sie wird immer besser sorgen, daß diese Ströme auch wieder zu den Stätten zurückgeleitet werden, von welchen sie einst ausgegangen sind.

Bei weitem die wichtigste und bedeutungsvollste Missionsarbeit im heiligen Lande wird übrigens von der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft getrieben, welche von Dschedeide bei Damaskus bis Ghaza das Land mit einem Netz von Stationen überzogen hat. In Arabien arbeiten die amerikanischen reformierten Presbyterianer auf drei Stationen. In Persien arbeiten besonders zwei evangelische Missionsgesellschaften: im Norden die amerikanischen Presbyterianer, im Süden die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft. Alle Stationen haben Missionsärzte und -ärztinnen, Hospitäler und Polikliniken, und auch höhere Unterrichtsinstitute. Die Presbyterianer haben gegen 250 Gemeinden in Persien. In Urmia ist der Schwerpunkt ihrer Mission; in der weiten, fruchtbaren Ebene um Urmia haben sie ihre größten Gemeinden mit zirka 5000 Christen — meist aus den Nestorianern übergetreten. Als die armenischen Blutbäder auch die Mitglieder der Nestorianerkirche für ihr Leben und Eigentum zagen machten, wandten sie sich mit einer Bittschrift um Schutz an den russischen Zaren. Russische Mönche kamen zur Rekognoszierung, überredeten Tausende von Nestorianern, sich in ihre Listen zu schreiben, der heilige Synod in Petersburg beschloß die Einverleibung der nestorianischen Kirche in die griechische orthodoxe, und tatsächlich traten von den 25000 Nestorianern über 20000 über, nachdem sie den Irrlehren des Nestorius abgeschworen hatten! Die nestorianische Kirche hat seit dem 9. September 1898 aufgehört zu existieren!

Damit sind wir mit dem, was über Vorderasien gesagt werden mußte, fertig. Vielleicht ist mancher Leser der Meinung, auch dies wenige Gesagte

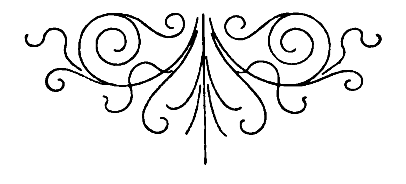
gehört nicht hinein in eine Geschichte der evangelischen Heidenmission, denn die Mohammedaner sind doch keine Heiden. Aber wenn wir im I. Teil des Buches von dem Jerusalemsverein und St. Chrischona in der Reihe der Missionsgesellschaften hörten, so mußten wir sie doch auch wohl auf ihr Arbeitsfeld begleiten. Wir sahen, daß sie auch nicht einmal Mohammedanermission treiben, im eigentlichen Sinne —, die Türen sind in Vorderasien dieser Mission noch verschlossen. Überhaupt ist es jetzt noch völlig verkehrt, den Islam in seinen Hochburgen anzugreifen; da vielmehr gilt's einzusetzen, wo seine weit über die Länder ausgeschwärmten Truppen, weniger gut organisiert und geleitet, anzutreffen sind. Die wirksamste Mohammedanermission ist zur Zeit die Christianisierung der vom Islam bedrohten, noch heidnischen Völker und die Rückgewinnung der erst kürzlich ihm zugefallenen, bei denen er noch nicht tiefer eingewurzelt ist. In der rheinischen Mission auf Sumatra, in Ostafrika, ist die Frage die brennende: „Christus oder Mohammed?" Die Erfahrungen in der Missionsarbeit unter den Mohammedanern in Niederländisch-Indien sind recht erfreuliche; hier sind sie am wenigsten organisiert; in Ostafrika bei der mohammedanischen Küstenbevölkerung ist die Arbeit schon viel schwieriger, — die Truppen des Islam sind hier schon geschulter, aber die Mission unter den 50 Millionen Mohammedanern in Indien (Britisch-Indien), und nun gar erst in Vorderasien trägt von vorneherein den Stempel der Erfolglosigkeit an der Stirn, sofern sie direkt darauf aus ist, Proselyten zu machen. In den Ländern, wo der Islam die Herrschaft hat, ist der Mohammedaner des Todes, der Christ wird.

Wir verzichten daher darauf, auf die direkte Mohammedanermission einzugehen. Ich möchte nur noch mit ein paar Worten auf einen interessanten Ausblick auf die Zeitfolge der Christianisierung der Völker hinweisen, wie ihn Dr. Kratzenstein aus Andeutungen der biblischen Weissagung entnimmt. Darnach werden die Mohammedaner die letzten sein, die den Weg zum Kreuze Christi finden. Eine großartige, verborgene Weissagung vom Elend und der Erlösung der Menschen findet sich, wie Ribbentrop, der Goßnersche Missionar, auf der Seefahrt nach Indien fand, in den Namen der zehn ersten Erzväter von Adam bis Noah: Die zehn Namen und deren Übersetzung, gleich in einen Satz gefaßt, lauten:

Adam, Seth. Enos, Kenan, Mahalaleel, Jared
Der Mensch gesetzt in Elend und Klage; Gottes Preis ist: Er steigt herab
Henoch, Methusala, Lamech, Noah.
als Geweihter, überwindet den Tod und bringt Kraft und Ruhe.

Noahs Vermächtnis aber an seine Söhne enthält die Zeitfolge, in der das Heil den drei großen Völkerfamilien zu teil werden wird: „Gott breite Japhet aus und lasse ihn wohnen in den Hütten des Sem, und Kanaan sei sein Knecht. (Kanaan, Hams Sohn.) Erst die Semiten, dann, mit einem Wechsel des Vorrangs, die Japhetiten, zuletzt die Hamiten. „Diese mohammedanischen Völkerschaften," sagt Kratzenstein, „die noch als solche da sein werden, wenn die übrigen Heiden christianisiert sind, wird das bekehrte Israel dem Herrn

zuführen. Wir Heidenchristen haben dazu nicht genug innere Fühlung und Verständnis mit und für die Mohammedaner. Die Ersten werden die Letzten sein, und das Ende kehrt zum Anfang zurück. So bei Abrahams Nachkommen, bei den semitischen Völkerschaften, die im Gebiet des alten chaldäischen Weltreichs wohnen: bei den hamitischen Völkerschaften, die bis nach Australien hin zerstreut sind; bei den Ägyptern und den Mohren: alle diese standen in uralten Zeiten mit Israel in Berührung. Sie hätten die Kunde von dem nahen Gott, und das ewige Heil von Israel haben können, aber sie haben es nicht angenommen. Darum ist es mit ihnen schlimmer geworden, denn zur Zeit, da sie Heiden waren: sie sind Mohammedaner geworden und erhalten nun zu allerletzt das Heil in Christo, durch den Dienst desselben Volkes Israel, das sie vor Jahrtausenden geplagt und in allerlei Sünde und Schande verführt haben. Wo aber die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden!"



10. Kapitel.

Indien.

Wie Zauberklang tönt die Kunde von dem fernen Indien seit uralten Zeiten hinüber zu den westlichen Völkern. Aus dem Nebelschleier, den es umgab, kamen als Zeichen seines wirklichen Vorhandenseins zuerst fremdartige Produkte zu uns, aber diese wurden allmählich zu täglichen Bedürfnissen, der Schleier lüftete sich, Indien wurde der europäischen Macht gewonnen. Der Dampfschiffverkehr nach und von Indien, und ein dichtmaschiges Eisenbahnnetz in dem Riesenlande, haben längst den Anschluß an Europa vermittelt.

Indien ist größer als das Deutsche Reich mit England und Frankreich und den drei großen südlichen Halbinseln Europas zusammengenommen. Aber obgleich sich in den verschiedenen Landschaften Indiens Unterschiede finden, die denen nicht nachstehen, welche unsre nördlichen Küstenländer von den Gestaden des Mittelmeers scheiden, so ist Indien dennoch ein großes Ganze, eine Welt für sich.

Man kann Vorderindien in zwei große Dreiecke einteilen. Das nördliche gewinnt man durch eine Linie von der Indusmündung bis zur Gangesmündung, und von der Gangesmündung zu der Stelle, wo der Indus den Himalaya durchbricht. Dann werden die Seiten des Dreiecks im großen und ganzen dargestellt: westlich, durch den Indus, nördlich durch den Himalaya, südlich durch das Vindhyagebirge. Den größten Teil dieses Dreiecks erfüllt das Hindustan. Das zweite Dreieck hat seine Spitze im Süden, es hat mit dem nördlichen die Grundlinie des Vindhyagebirges gemeinsam; die Südspitze und die beiden Seiten sind mit der Gestalt Vorderindiens gegeben. Der Inhalt dieses Dreiecks ist ein Hochland, das Dekhan. Die Randgebirge vereinigen sich in dem Gebirgsknoten der Nilagiri, der blauen Berge. Zwischen der Nerbaia und der Tapti, zwei Flüssen, deren ersterer die Hauptkette des Vindhya von Osten nach Westen begleitet, und deren letzterer etwas südlicher, ähnlichen Laufs, fließt, erscheint die Felsenburg des Dekhan einigermaßen geöffnet und bietet einen Zugang zum Innern. Auch an der östlichen Spitze des Dreiecks ist das Dekhan zugänglicher: dort hängt die breite Küstenebene von Orissa mit Bengalen zusammen. Das Hindustan hat subtropisches Klima, das außerdem noch durch die Nähe der Schneeberge gemäßigt

wird, das Dekhan aber ist tropisches Land, auf das die Monsune, regelmäßige Südwest- oder Nordostwinde, die die Regenzeit bringen, den größten Einfluß haben. Zwei Jahreszeiten hat das Dekhan, die heißtrockene und die nasse; im Hindustan kommt noch als dritte, die kühle hinzu. Noch schärfer ist der Gegensatz zwischen Hindustan und Dekhan, wenn man die Bewohner ansieht. Im Hindustan wohnen halbbraune, uns verwandte arische Völkerschaften, im Dekhan dunkelfarbige, den Türken und Mongolen verwandte Dravidavölker; dort die Träger der eigentümlichen indischen Kultur, hier die von jenen verabscheuten einstmaligen wilden Waldvölker. Ohne Berücksichtigung dieses Unterschieds ist kein rechtes Verständnis der Mission in Indien zu gewinnen. Gerade die uns blutsverwandten Arier nämlich trotzen hartnäckig der besten Gabe, die wir ihnen bringen können, dem Evangelium. Durch Kolonisation trugen die Arier die Kultur weiter nach Süden; so hat sich brahmanische Kultur und Religion über die ganze Halbinsel hin verbreitet. Aber wenn auch die dravidischen Völker auf diese Weise kultiviert wurden, ihre Sprachen haben sie darum nicht aufgegeben; diese sind nur weiter entwickelt und zu Schriftsprachen erhoben worden, freilich vielfach durchdrungen von Worten aus dem Sanskrit, der Sprache der alten Arier.

Da haben wir das Tamil, das vom Kap Komorin bis über Madras hinaus gesprochen wird, das Telugu, bis nach Mahratta und Orissa gesprochen, und die Sprache der Gonda, nördlich von Telugu. An der Südwestküste ist das Kanaresische die ausgebreitetste Sprache.

Unter dem Namen Hindu faßt man die Arier und Dravida zusammen. Die Hindu machen sechs Siebentel der gesamten Bevölkerung Indiens aus. Das letzte Siebentel sind Mohammedaner. Am stärksten sind diese vertreten im Induslande, im Pandschab und im Duab, d. i. die Ebene der Ganga und Dschamma.

Als Schriftprobe sei hier der Anfang des Spruches Joh. 3, 16 (Also hat Gott) in Hindi, Tami und Telugu gegeben:

Hindi: क्योंकि ईश्वरने जगतको ऐसा प्यार किया
कि उसने अपना एकलौता पुत्र दिया कि

Tami: தேவன், தம்முடைய ஒரேபேறான குமாரனை
விசுவாசிக்கிறவன் எவனோ அவன் கெட்

Telugu: దేవుడు లోకమును ప్రేమించుట ఎలాగంటే,
ఆయన యందు విశ్వాసముంచే ప్రతివాడును నశి

Der Vers: „Laß mich dein sein und bleiben“ heißt auf Tamil:

Nān jendrum unmeijutta Swāmi umirdattil
Wirdamer nirka, sutta Meijubadēsattil
Nir jennei Kattirangum. Nileiwaram Kordum.
Adarku ingum angum. Nān ummei pottawum.

Indiens Geschichte kann hier nur gestreift werden. Aus der ältesten Religion der Arier, wie wir sie in den Vêda ausgeprägt finden, hatte sich mit der Zeit der Brahmanismus entwickelt, mit pantheistischer Spekulation, dem Büßerleben und den mannigfaltigen Zeremonien. Die Brahmanenkaste hatte sich schroff über die übrige Bevölkerung erhoben. Dieser Schroffheit trat ein Königssohn Gautama, im 6. Jahrhundert vor Christi Geburt, als Stifter einer neuen Religion gegenüber, die später nach seinem Ehrennamen „Buddha", d. i. der Weise, genannt wurde. Zwischen beiden Religionen entspann sich ein Kampf ums Dasein, der aber in Vorderindien mit der Ausrottung des Buddhismus endigte. Durch die Ausbreitung des Islam nach Persien wurden die mohammedanischen Eroberungen in Indien vermittelt. Dann begannen die großen mongolischen Eroberungszüge unter Dschingis-Khan und Timurleng. Unter Timurs Nachfolgern entstand das Reich des Großmoguls oder Kaisers im Dekhan, bis der Schah von Persien 1739 Delhi eroberte.

Auch die Europäer waren gekommen. 1498 hatte Vasco de Gama vor Kalikut geankert, Goa war der Mittelpunkt der portugiesischen Kolonien in Indien geworden. 100 Jahre lang hatten die Portugiesen den indischen Handel in den Händen gehabt, dann waren die Holländer gekommen, die sich aber mehr den Inseln des indischen Archipels zuwandten, dann die Dänen, die 1618 Trankebar erwarben, die Franzosen in Pondichery — das Wichtigste aber ist die Entstehung der ostindischen Kompagnie, einer Gesellschaft von Londoner Kaufleuten, der die Königin Elisabeth 1600 ein Privilegium für den Alleinhandel in Indien auf 15 Jahre gegeben hatte. Das Privileg wurde erneuert, ja 1668 überließ Karl II. die Insel Bombay, die er als Mitgift seiner Gemahlin, einer portugiesischen Prinzessin erhalten hatte, der Kompagnie als freies Lehen für ewige Zeiten. Wie eine Spinne ihre verschiedenen Fäden an einzelnen Punkten anknüpft, um mit ihrem Netz den ganzen dazwischenliegenden Raum zu überziehen, so verfuhren die englischen Kaufleute.

In der Gegend des heutigen Madras kauften sie Land; da wo jetzt Kalkutta liegt, bauten sie ein Fort und 1765 kauften sie dem Großmogul sein Reich für 20 Millionen Mark ab, 1849 kam das Pandschab hinzu.

Tiefer Groll entstand gegen die fremden Gewalthaber und endlich 1857 loderte der angehäufte Zündstoff in dem großen Militäraufstand in hellen Flammen empor. Wer von den Lesern „das Pfarrhaus in Indien" von A. Vollmar noch nicht kennt, der lese dies Buch. In anschaulichster Weise, in Form eines Romans, wird hier der Militäraufstand geschildert. England warf diesen Aufstand nieder, aber das Privilegium der Kompagnie wurde aufgehoben und die Königin übernahm die Regierung Indiens durch einen besonderen Staatssekretär. Der Generalgouverneur wurde zum Vizekönig ernannt.

Auch die Kultur- und Religionsgeschichte Indiens kann nur berührt werden. Die alten Arier verehrten personifizierte Naturkräfte; der Zweck ihrer Opfer und Gebete ist aber schließlich immer nur die Erlangung irdischer Gaben. Auf Seiten des Menschen liegt die wirkende Ursache, er bringt

die Opfer dar und erwartet als Gegengabe das Gewünschte. Eine Kastenordnung war noch nicht vorhanden. Als aber mit dem Komplizierterwerden der Opferzeremonien ein Priesterstand immer unentbehrlicher wurde, als er sich von den kriegerischen Helden, und diese sich von den unterworfenen Urbewohnern streng absonderten, war der Grund für das Kastenwesen gelegt. Es gibt eine ethnologische, eine politische, eine religiöse und eine professionelle Kaste in Indien.

Die Urbevölkerung im Gangestal, die sich den Ariern unterwerfen mußte, wurde zur Çudrakaste: ethnologische Kaste.

Der Adel unter den Ariern, gegenüber dem gemeinen Volk unter den Ariern, bildet die Vaiçakaste: die politische.



Anbetung der Brillenschlange.

Der Priesterstand aber erhob sich sogar noch, als Mittler zwischen Göttern und Menschen, über den Adel; das sind die Brahmanen, die religiöse Kaste. Hierzu kommt nun die, in viele Abstufungen zerfallende, professionelle Kaste, nach den verschiedenen Berufsarten, bis zu den „Kastenlosen".

Das Opfergebet hieß ursprünglich „das Brahma", später wird dieser Ausfluß menschlicher Religiosität als die Weltseele gefaßt; aus ihr ist durch Emanation die wirkliche Welt entstanden und mit ihr das Böse. Die Aufhebung des Bösen kann nur durch Auflösung der Welt und Rückkehr ins Brahma stattfinden. Die Erlösung des Einzelnen ist die Auflösung ins Brahma, „das Zurückkehren aus der Vielheit in das Eine". Die praktische Ausführung dieses letzten Gedankens ist das der Welt entsagende Leben des frommen Asketen, des Büßers.

Zu diesem, alle Tatkraft lähmenden Verlangen nach dem Nichtsein, dem „Entwerden", mag das heiße Klima und der Kastenunterschied noch das Seine beitragen. Durch die Seelenwanderung, — eine Lehre, die im religiösen Denken des Hindu den breitesten Raum einnimmt, — findet das Auffsteigen der Menschenseele in immer höhere Existenzformen, zuletzt das Eingehen ins Brahma statt. Versündigt sich aber der Mensch aufs neue, so sinkt er wieder zurück, wird vielleicht als Wurm, Schlange oder Hund geboren und muß von vorn anfangen. Es kann eine Seele durch ihre Schuld Millionen von Malen geboren werden



Verehrung des Götzen Schiwa durch
3 Brahminen.
Ein Oberpriester. Prinzessin v. Baroda.
2 Minister. Ein Priester, ihr Blumen darreichend.
Musikanten. Ihre Minister.

müssen. Durch Reinigungen und Büßungen kann der Mensch Stufen der Seelenwanderung überspringen. Die Mittel der Reinigung sind vor allen Dingen Wasser und Kuhmist. Das Gangeswasser steht obenan. Die Kuh gilt bei den Ariern als heiliges Tier; diese Verehrung hat sich wohl noch aus der Nomadenzeit der Arier erhalten.

Durch den Einfluß des Buddhismus sind in den Brahmakultus fremde Elemente hineingekommen: so die Lehre von den Inkarnationen (Fleischwerdungen der Götter), die aber mit dem „kündlich großen, gottseligen Geheimnis: Gott ist geoffenbart im Fleisch" nichts als den Namen gemeinsam haben. Vischnu ist diese sich inkarnierende Gottheit, der Träger der göttlichen Idee der Welterhaltung.

Neben Vischnu tritt Çiva, der Sturmgott, der Patron der Büßer; seine Gattin ist Kali, die Söhne sind Ganeça und Kartikeya. Diese Götterfamilie wird besonders im südlichen Indien verehrt, und die Opfer, die ihr gebracht werden, haben einen mehr blutigen Charakter.

Buddha hielt zwar, als er als Stifter der neuen Religion auftrat, an der brahmanischen Lehre vom Weltübel und der Seelenwanderung fest, aber er schied Dinge aus, die ganz unpopulär geblieben waren. In der Religion, so lehrte Buddha, hat die Kaste keine Bedeutung, die Opfer, wie sie den Vedagöttern gebracht werden, sind ganz zwecklos, ebenso wie die Selbstpeinigung ganz nutzlos ist. An ihre Stelle setzt Buddha die Wohltätigkeit in barmherziger Liebe, an die Stelle des Einsiedlerlebens das Klosterleben. Wenn die Seele, alles Körperliche als sich fremd erkennend, sich von allem Verlangen und Empfinden frei macht, dann kommt sie von der Notwendigkeit neuer Geburten los und erreicht das Nirwana, das Verwehen (nir = „ver" oder „zer", wa = wehen). Bald hatte der Buddhismus Anhänger vom Himalaya bis Ceylon, in großer Anzahl entstanden Klöster „Vihara"; eine Landschaft Behar führt noch jetzt ihren Namen davon, hier hatte ein buddhistischer Konstantin diese Religion zur Staatsreligion erhoben. Und doch gelang es den Anhängern der brahmanischen Religion, den Buddhismus wieder auszurotten.

Buddha, der natürlich selbst längst in das Nirwana eingegangen ist, wird unter dem Namen Gautama oder Fo göttlich verehrt. Trotzdem die indischen Völker unter der buddhistischen Ethik seufzen, halten sie Buddha doch für ihren Gott und Heiland. „Om! mani padme! hum!" d. i. „Heil du Kleinod in der Lotosblume! Amen!" das ist das Universalgebet, welches in Tibet und der Mongolei das Kind zuerst stammeln lernt, der Krieger in der Schlacht betet und der Sterbende als letzten Seufzer aushaucht, das täglich mit dem, 108 Kugeln umfassenden Rosenkranz, gebetet wird. Lange Bandketten von Seide, Häuten 2c., bedeckt mit diesem sich tausendmal wiederholenden Gebet, sieht man oft quer über einen Fluß hängen, Gebetsräder, ebenfalls mit diesem Gebetsstreifen umgeben, rollen sich ab, vom Wind, vom Wasser oder vom Rauch des Herdes getrieben. Und wieder, bei den südlichen Buddhisten findet man von dieser Gebetsformel keine Spur. Überhaupt ändert der Buddhismus in den verschiedenen ostasiatischen Ländern dermaßen seine Gestalt, daß man ihn kaum wieder erkennt. Das aber haben beide, die Buddhisten und Brahmanen gemeinsam: Der Wechsel der Erscheinungen, der Strom des Entstehens und Vergehens ist ihnen nur ein Wahn, ein Akt der Unwissenheit. Der Brahmane aber sieht hinter allem ein ewiges, unveränderliches Sein, der Buddhismus weiß, daß nichts dahinter ist.

Die Zusammenstellung des Brahma als Personifikation der schaffenden, des Vischnu als der erhaltenden und des Çiva als der zerstörenden göttlichen Tätigkeit zu einer Dreigestalt, Trimurti, der indischen Dreieinigkeit, ist eine sehr mechanische und hat mit dem Allerheiligsten unserer christlichen Religion so wenig gemein, wie die schon oben erwähnten Inkarnationen. So unsittlich und gemein das Leben der inkarnierten Gottheit auf Erden dargestellt wird,

mit soviel Unsittlichkeit ist der Kultus der indischen Religion vielfach verbunden.

Ein prinzipiell verschiedenes Heidentum tritt uns in dem Dämonendienst der nicht-arischen Völker entgegen. Die Opfer, die man den bösen Geistern darbringt, sollen ihre feindlichen Absichten von dem Menschen abwenden. Auch durch Zauberei sucht man dies zu erreichen, und der Zauberpriester versetzt sich durch Ekstase in die unsichtbare Welt, um die Dämonen zu bekämpfen und die Zukunft zu erforschen.

Die ersten christlichen Einflüsse in Indien werden dem Apostel Thomas zugeschrieben, wie sich ja die christliche Kirche Malabars auch nach seinem Namen nennt. Auf dem Thomasberge Mailapur bei Madras soll er den Märtyrertod erlitten haben. Auf dem Konzil von Nizäa finden wir schon



Trankebar mit der Zionskirche.

Johannes, den Bischof von Persien und Großindien; später traten die Beziehungen zu den Nestorianern Syriens in den Vordergrund. Durch das Auftreten der Araber wurden die indischen Gemeinden mehr und mehr isoliert und in ihrer Entwicklung gehemmt. Als die Portugiesen Goa besetzten, wurde hier 1534 ein katholisches Bistum errichtet. Aber erst die Jesuiten fingen an, in ihrer Art erfolgreiche Mission zu treiben. Wir haben schon im ersten Teil von Franz Xaver, „dem Apostel der Inder" gehört. Drei Namen führen uns in die Anfänge der evangelischen Mission ein: 1. Bartholomäus Ziegenbalg, 2. Christian Friedrich Schwartz, 3. Karl Gottlieb Ewald Rhenius.

Wie Ziegenbalg königlich dänischer Missionar wurde, und daß er am 9. Juli 1706 als erster deutscher evangelischer Missionar in Trankebar landete, hat der Leser schon im ersten Teile dieses Buches erfahren. Mit ihm war der

Zuschauer.

Götzenfest in Melar (Indien).

Neuer Tempel.

Holz zum Verbrennen.

Tanzende Badaga.

Missionar Heinrich Plütschau; zu zweien hatte man sie ausgesandt, wie einst der Herr mit seinen Jüngern getan. Aber hätten sie gewußt, was für Berge von Hindernissen sich in Trankebar vor ihnen auftürmen würden, sie wären vielleicht dennoch, auch zu zweien, verzagt geworden! Aber „wohlweislich hat Gott das Zukünftige mit dichter Nacht bedeckt“ singt schon ein alter römischer Heide. Die beiden Brüder hatten großes Vertrauen auf ihren königlich dänischen Empfehlungsbrief — der dänische Kommandant, der sie bei der Landung empfing, erklärte, allenfalls könnten sie in der dänischen Schule beschäftigt werden, sonst wüßte er nicht, wozu sie zu gebrauchen wären. Sie sprachen übrigens den Kommandanten, nachdem er sie hatte sechs Stunden warten lassen. Dann ließ er sie stehen. Ein mitleidiger Deutscher verschaffte ihnen Nachtquartier. Zwei dänische Geistliche, welche in Trankebar waren, begrüßten sie kaum, und als die Deutschen, welche fast die Hälfte der Besatzung in Trankebar bildeten, die Andachtsstunden der beiden Missionare zu besuchen anfingen, hielt der eine dänische Prediger eine geharnischte Predigt gegen sie und nannte sie falsche Propheten und Irrlehrer. Der katholische Pater aber, der als Missionar der römisch-katholischen Mission in Trankebar stand, sah sie erst recht als lästige Eindringlinge an. Als sie sich bei dem Kommandanten auf den königlichen Empfehlungsbrief beriefen und ihn sogar in der Predigt anklagten, daß er nicht seiner Pflicht gemäß handele, schlug dieser Ziegenbalg mit der Faust vor die Brust und warf ihn ins Gefängnis. Er ist der Feind der Missionare geblieben bis zu seiner Heimkehr nach Dänemark, nach 10 Jahren! Zu der Feindschaft der Menschen kamen andere Mißgeschicke: 1708 kamen 2000 Taler Missionsgelder an, aber sie fielen aus dem Landungsboot heraus und waren für immer verloren! Von 1710—13 fuhr, infolge von heimischen Notständen, überhaupt kein dänisches Schiff nach Indien, vier Jahre blieben sie ohne jede Nachricht. Dann behielt das königlich dänische Missionskollegium 10000 Taler zurück, welche die Missionsfreunde in Deutschland gesammelt hatten. Das Kollegium



Tamulischer Sänger mit der Wina (Guitarre).

meinte, die Missionare müßten sich selbst erhalten, der Herr habe auch seine Apostel leer ausgesandt. Einer von den drei nachgesandten Missionaren erwies sich als ein „falscher Bruder", der ihnen nur Kummer und Herzeleid bereitete — ja menschlich gesprochen: zu verwundern ist es nicht, daß Plütschau und zwei von den nachgesandten Missionaren die Flinte ins Korn warfen und nach Hause zurückkehrten.

Aber Ziegenbalg blieb. Er hatte die beiden Sprachen gelernt, die man als Missionar in Tranlebar verstehen mußte: um der Mischbevölkerung willen das Portugiesische, und um der Eingebornen willen das Tamulische. Letzteres hat er gelernt, indem er einen alten malabarischen Schulmeister samt seiner Schule in sein Haus nahm und dann zwei Jahre lang bei einem malabarischen Gelehrten, der mehrere europäische Sprachen verstand, Unterricht nahm. Schon hatte Ziegenbalg sein Wörterbuch, das er sich angelegt, auf 40000 Worte gebracht. Er übersetzte Luthers kleinen Katechismus, eine Reihe der schönsten evangelischen Kirchenlieder, nach und nach das ganze Neue Testament und das alte, bis zum Buch Ruth. Die getauften Eingebornen zog er als Gehilfen hinzu. Dabei begegnete es ihm, daß ein solcher Helfer, der 1. Joh. 3, 1 übersetzen sollte: „Sehet, welche eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder sollen heißen" abwehrend ausrief: „Nein, das ist zu hoch und zu viel; ich will statt dessen übersetzen: Daß wir dem Vater die Füße küssen dürfen; das ist schon herrlich und groß genug!" Als ihm endlich durch Freunde in Europa von der Halleschen Waisenhausdruckerei eine Druckerpresse mit malabarischen Lettern gesandt wurde, — sie waren, nach Ziegenbalgs Angabe, mühsam gefertigt — da ging er ans Drucken. Das apostolische Glaubensbekenntnis war das erste, was in tamulischer Schrift erschien. Noch jetzt ist die Druckerei in Trankebar ein unentbehrliches Mittel für die Missionsarbeit.

Auch benutzte Ziegenbalg jede Gelegenheit, durch Lektüre oder Unterhaltung in die malabarische Gottes- und Weltanschauung einzudringen — er hat sie später in einem gelehrten Buch ausführlich dargestellt. Was wir oben nur andeuteten, wird hier genau behandelt: der ganze Götterstaat mit seinen 330 Millionen Gottheiten, die alle mit Brahma, Vischnu und Çiva, dem Schöpfer, Erhalter und Zerstörer des Lebens zusammenhängen.

Hausandachten in portugiesischer und tamulischer Sprache wurden gehalten, auf den Gassen und Märkten ließ sich Ziegenbalg mit jung und alt in Gespräche ein, mit gelehrten Eingebornen wurde Briefverkehr gepflegt. 1707 fing Ziegenbalg an, an einer großen Straße im Heidenviertel ein Kirchlein zu bauen, die 1718 durch eine große stattliche Kirche, die „Jerusalemskirche", ersetzt wurde. In ihr versammelt sich noch heute die evangelische Missionsgemeinde Trankebars zu ihren Gottesdiensten. Ganz besonders pflegte auch Ziegenbalg den Kirchengesang; aus den wenigen übersetzten geistlichen Liedern wurde nach und nach ein ganzes Gesangbuch, zu welchem ein malabarischer Dichter Kanabadi, nachdem er zum Glauben gekommen war, manchen trefflichen Beitrag geliefert hat.

Seine größte Lust aber hatte Ziegenbalg an der Jugend. Gleich anfangs hat er zwei Schulen eingerichtet. In der einen wurde portugiesisch, dänisch und

deutsch unterrichtet — ein ausgedienter Korporal und Sergeant halfen dabei —, in der anderen unter Mitwirkung zweier Eingebornen, wurde malabarisch unterrichtet. Später trug er sich mit der Einrichtung eines Missionsseminars, in welchem malabarische Jünglinge zu Lehrern und Missionsgehilfen ausgebildet werden sollen, ja so praktisch ist der einst so unpraktische Jüngling geworden, daß er auf Einrichtung von Industrieen sann, welche den durch ihren Übertritt zum Christentum oft um Brot gebrachten Heiden Beschäftigung und Erwerb gewähren sollte. Natürlich hätte Ziegenbalg auch gern sogleich, als Apostel durchs Land reisend, den Samen des Evangeliums ausgestreut, — wie sich so viele in der Heimat den Missionar vor allen Dingen vorstellen — aber das hat er sich



Indische Schule der Eingebornen (nach altem System).

für die Zeit aufsparen müssen, wo er mit Land und Leuten völlig vertraut und die Missionsstation zu Ansehen gelangt war.

Fleißige und anziehende Berichte über ihre Arbeit sandten Ziegenbalg und Plütschau regelmäßig in die Heimat; diese wurden in Halle gesammelt und gedruckt und in regelmäßigen Fortsetzungen seit 1710 herausgegeben. Das ist dann die erste Missionszeitschrift geworden, die berühmten vielgelesenen ausführlichen „Berichte der königlich dänischen Missionare aus Ostindien“, deren erster Band mit Ziegenbalgs Bild geschmückt ist.

1714 reiste Ziegenbalg nach Europa. Er wollte sich gern gegenüber den verleumderischen Berichten rechtfertigen, welche durch seine Feinde in Trankebar

nach Europa gelangt waren und auch das Missionsfeuer in der Heimat schüren. Seine Rechtfertigung gelang ihm vollkommen; der dänische König ernannte ihn zum Propst und berief den Kommandanten aus Trankebar zurück; ebenso diente sein Aufenthalt in der Heimat dazu, mächtig das Missionsinteresse anzufachen. In vielen Städten mußte er unter großem Zulauf predigen, in Württemberg und Meiningen wurde sogar eine Landeskollekte erhoben. Nach fast zweijähriger Abwesenheit kehrte er nach Indien zurück; eine Lebensgefährtin, die erste deutsche Missionarsfrau, Marie Dorothea Salzmann, begleitete ihn.

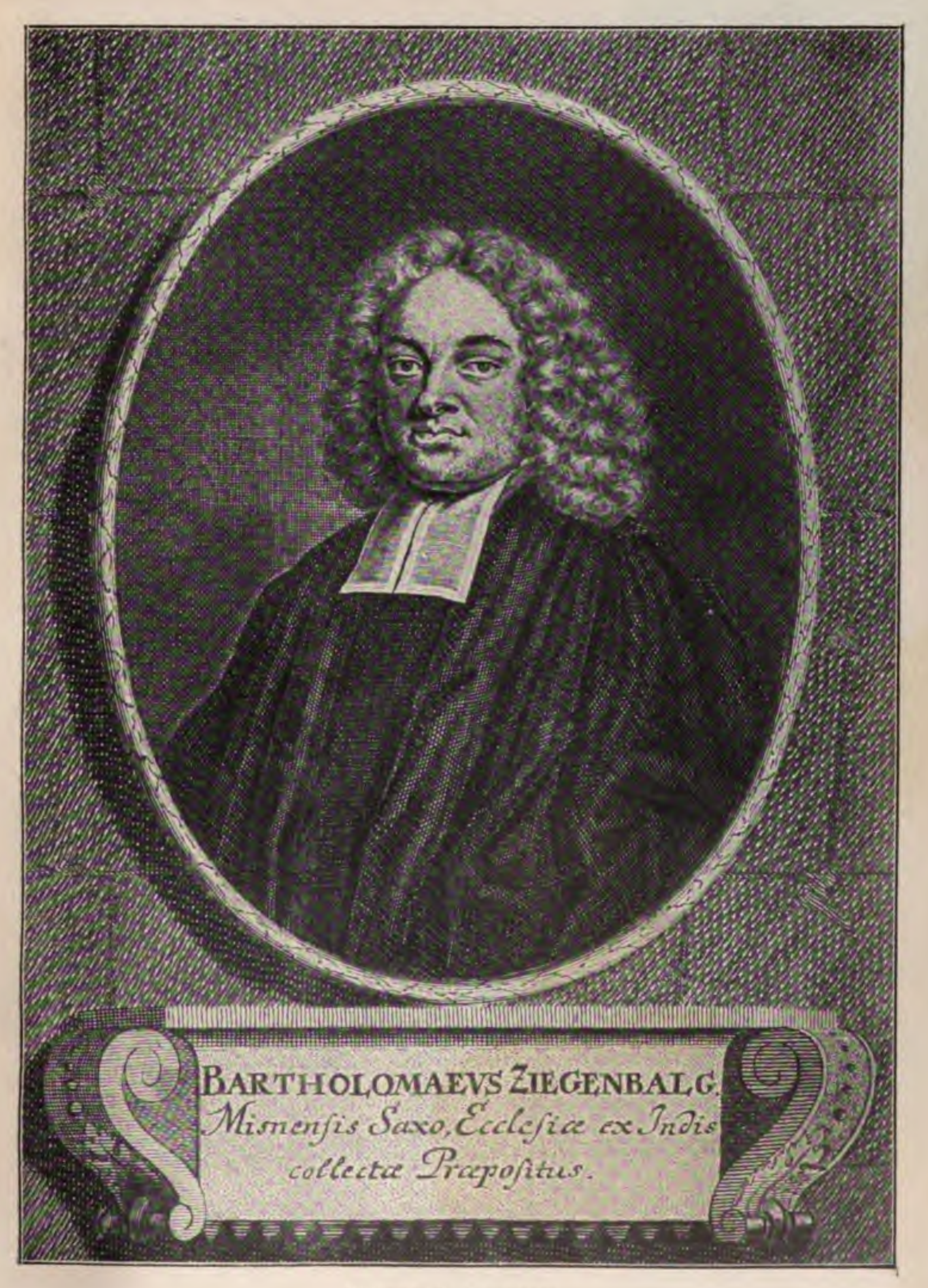
Ziegenbalg stand im 33. Lebensjahr, als er wieder in Trankebar eintraf. Noch in demselben Jahre, 1716, gründete er ein tamilisches Lehrerseminar. Mit acht Tamilenjünglingen wurde der Anfang gemacht. 1718 durfte er die Jerusalemskirche einweihen, — da traf ihn das erwähnte unverständige Vorgehen des Kopenhagener Missionskollegiums wie ein vernichtender Schlag. Schnell sanken seine Kräfte. Er erlosch wie ein Licht. „Wie ist mir's doch so hell vor den Augen, mir ist's als schiene mir die Sonne ins Angesicht," flüsterte er im Sterben. Während man ihm seinen Lieblingschoral „Jesus, unser Trost und Leben" vorspielte, ist er entschlafen. Über das Wort des Täufers: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen" hat ihm sein Gehilfe, Missionar Gründler, die Leichenrede gehalten. Am zweihundertjährigen Gedenktag seiner Geburt, 1883, ist ihm auf der Leipziger Missionsstation Schiali eine Gedächtniskirche gesetzt worden, „die Ziegenbalg-Jubiläumskirche".

Als Ziegenbalg starb, zählte die Missionsgemeinde in Trankebar 250 Seelen; eine bescheidene Frucht! Aber man bedenke die Hindernisse, mit denen Ziegenbalg zu kämpfen gehabt hat, und dann war es ihm auch nicht um Massenerfolge, sondern um die Bekehrung einzelner Seelen zu tun. Ein „Bahnbrecher" der Mission ist er dennoch gewesen, draußen in Trankebar und daheim in Deutschland, dort hat er alle Hindernisse, hier hat er ein gut Teil von Vorurteilen durchbrochen, die der Mission entgegenstanden.

Gründler, der Ziegenbalg die Augen zugedrückt hatte, folgte ihm bald ins Grab, inzwischen waren aber Gesellen gekommen, „daß sie hülfen ziehen," unter ihnen war der begabteste Benjamin Schultze, der die Bibelübersetzung Ziegenbalgs vollendete. Schultze wandte sich bald nach Madras, wo er bis 1743 wirkte und 700 Seelen sammelte. Er hatte enormes Sprachtalent, so daß es ihm nicht schwer wurde, die Teluguspräche und das Hindostani zu erlernen und die Bibel oder Bibelteile in dieselbe zu übersetzen. Schultzes Nachfolger in Madras wurde Joh. Philipp Fabricius.

In Trankebar war einer der Nachfolger Ziegenbalgs Joh. Balthasar Kohlhoff. Unter ihm wurde der erste Landprediger Aaron ordiniert; fünfzehn Jahre später aber trat der Mann die Arbeit in Trankebar an, der der größte Missionar ist, den die dänisch-hallesche Mission nach Indien gesandt hat:

Christian Friedrich Schwartz. Fabricius' Wirksamkeit kam dem inneren Ausbau der tamulischen Kirche zu gut, Schwartz hat dem Missionswerk nach außen hin eine außerordentliche Ausdehnung gegeben. Schwartz ist in



Missionar B. Ziegenbalg.

Sonnenburg bei Küstrin 1726 geboren; ein Schriftchen Franckes: „segensvolle Fußstapfen des noch lebenden Gottes“ hatte ihn nach Halle gezogen, dort hat Gott sich sein Rüstzeug völlig vorbereitet. 1750 betrat er die Küste von Trankebar. Auf der Überfahrt hatte er die Fußstapfen des noch lebenden Gottes auch schauen dürfen: das Schiff, auf dem er ursprünglich hatte reisen wollen, sank im Meerbusen von Biskaya mit Mann und Maus, ihr eignes scheiterte, nachdem er und seine Gefährten ihr Ziel glücklich erreicht hatten.

Als Schwartz in Trankebar eintraf, waren in Trankebar und seinem Filial Poreiar 1674 Christen, dazu kamen 3555 Seelen in fünf Bezirken von benachbarten Radschas. Ferner waren Madras und Kudelur besetzt. Fünf Missionare standen in Trankebar. An dem Feuer der ersten Liebe der neuangekommenen Missionare entzündete sich der Eifer der alten aufs neue. Eine herrliche Zeit der Einigkeit im Geist und fröhlicher Arbeit verstrich während der ersten 12 Jahre, wo Schwarz in Trankebar stand.



Missionar Chr. Fr. Schwartz.

Bereits nach vier Monaten konnte Schwartz die erste tamilische Predigt halten (über Matth. 11, 25). Nun drängte es ihn, in die Heidendörfer hinauszuziehen, um das Evangelium zu predigen. Ein besonders lieber Begleiter war ihm hierbei der tamilische Gehilfe Philipp, der einst von seiner heidnischen Mutter an der Kirchtür niedergelegt und dem Christengott zum Sklaven geweiht worden war. Leider machten Kriegsunruhen im Lande dies Missionieren recht schwierig. Engländer und Franzosen stritten sich um die Vorherrschaft in Indien, und die verschiedenen Radschas standen bald auf dieser, bald auf jener Seite. Der westliche Nachbar von Trankebar, der Radscha von Tandschaur, bedrohte die dänische Kolonie, namentlich das Jahr 1756 wurde ein Schreckensjahr für die Mission in Trankebar; 1758 war wieder Kudelur der Schauplatz von Krieg und Kriegsgeschrei, so daß sich die Gemeinde zerstreute.

Besonders sehnsüchtig waren Schwartz' Blicke auf die fruchtbare, volkreiche Ebene gerichtet die sich westlich von Trankebar am Kaweristrom ausbreitet. Dort liegt einige Stunden westlich von Tandschaur die große Stadt Tritschinopoli mit 100000 Einwohnern. Ein mohammedanischer Nabob hatte sie zu seiner Residenz erhoben. Tritschinopoli gehört mit Madura zu den heiligsten Städten der Hindu in Südindien. Sie liegt nahe am Kaweri; hochberühmt ist besonders die dicht bei der Stadt auf einer Strominsel gelegene Tempelstadt Seringham mit ihren Pagoden und den 15 kolossalen, über und über mit bildnerischem Schmuck bedeckten Tortürmen. Die Stadt war der Garnisonort einer starken englischen Truppe, denn der Nabob war mit den Engländern verbündet. Letzterer hatte um einen Seelsorger gebeten, und dies war die Veranlassung, daß Schwartz 1762 dorthin kam. Als er merkte, daß hier seines Bleibens länger sein würde, ließ er sich von der englischen Missionsgesellschaft „zur Beförderung christlicher Erkenntnis" als deren Angestellten übernehmen, ohne jedoch seine persönliche Verbindung mit den andern Missionaren und mit Halle zu lösen.

Schwartz wurde zugleich von der Ostindischen Kompagnie als Garnisonprediger angestellt. Mit Feuereifer nahm er sich der geistlichen Versorgung der Söldnertruppe an.

Viermal predigte er des Sonntags: tamilisch, portugiesisch, deutsch und englisch, er gründete eine Schule für verwaiste Soldatenkinder, er hielt Betstunden für die angeregten Soldaten. Um mit den Mohammedanern in Tritschinopoli in Berührung kommen zu können, lernte er die hindustanische und persische Sprache — doch erstickte der mohammedanische Fürst jeden Erfolg unter den Anhängern des Islam sofort im Keim.

Aber um so ungehinderter konnte seine Arbeit unter den Tamilen sich ausbreiten. Bald war er in der Stadt und den umliegenden Dörfern eine bekannte Erscheinung; die Kinder liebten ihn, den Gegnern stopfte er den Mund durch Schlagfertigkeit. Zwei frühere Unteroffiziere wurden seine Gehilfen, ein dritter entstammte der Sudra-, ein vierter der Kaste der Brahmanen; ein fünfter war bei der Explosion eines Pulvermagazins 30 Stunden lebendig begraben gewesen und hatte sich dann zu Jesu führen lassen; ein sechster war heidnischer Dorfpriester gewesen. Alle diese Gehilfen bezahlte Schwartz selbst; er verwendete dazu das Gehalt, das er als Garnisonpfarrer erhielt, und das in Kriegszeiten ziemlich hoch war. Seine einzige Erholung fand er in der Abwechslung der Arbeit, die sich durch den ganzen Tag hinzog.

Seit 1772 lag der Schwerpunkt seiner Arbeit in Tandschaur, wo inzwischen ein neuer Radscha auf den Thron gekommen war. Derselbe war Schwartz sehr gewogen und wäre wohl ein Christ geworden, aber die Hofbrahmanen ließen es nicht dazu kommen. Schon 1773 nahm ihm der Radscha von Arkot Thron und Reich. Der neue Herr hatte Tandschaur mit Hilfe der Engländer erobert. So hinderte er es nicht, daß ein christliches Armenhaus gebaut wurde, in dem zugleich ein Betsaal war. Ja, Schwartz konnte sogar den Bau zweier Kirchen

durchsetzen: eine größere, die Christuskirche, wurde die englische Garnisonkirche, die kleinere in der Vorstadt war die tamilische. Um die letztere erhob sich im Lauf der Jahre eine ganze Anzahl von Stationsgebäuden. Hier schaltete und waltete Schwartz wie ein Patriarch unter den Tamilen. Einmal hatte er bei drohender Hungersnot rechtzeitig Reis angekauft, den er nachher unter die Notleidenden verteilte; viele meldeten sich darauf zum Taufunterricht. Um der großen Kindersterblichkeit zu steuern, führte er die Schutzimpfung ein, zur Hebung des Wohlstandes die Seidenbaukultur. Die Gemeinde wuchs von Jahr zu Jahr; in Schwartz' Todesjahr zählte sie 2800 Seelen. Nicht wenige waren Glieder höherer Kasten. Übertriebenen Kastenstolz wußte er auf seine Weise zu strafen. So sprach er zu einem stolzen Jüngling: „Sieh, hier sind Heiden im Unterricht, welche von niedrigen Geschlechtern sind. Du wirst es wohl nicht ertragen können, mitten unter ihnen zu sitzen. Setz dich hier 20 Schritt abseits!" Nicht lange, und der Jüngling war zu ihnen herangerückt.



Pagode in Indien. Tandschaur.

Ende der siebziger Jahre wurde Schwartz nach Palmkotta gerufen. Dort taufte er als Erstlingsfrucht eine Frau aus königlichem Geschlecht, Rosa Clarinda. Als er 1785 wieder dorthin kam, fand er bereits eine kleine Gemeinde vor, die zum Teil aus Gliedern besserer Kasten, wie der Schanars (Palmbauern), bestand. Schwartz ließ hier seinen tüchtigsten Katecheten zurück. Das ist der Anfang der berühmten Tinevellymission, einer der gesegnetsten in ganz Indien.

Mit den Trankebarschen Missionaren blieb Schwartz übrigens in beständiger Verbindung. Die jungen Missionare, die in Trankebar ankamen, gingen regelmäßig zuerst nach Tandschaur, um sich von ihm in den Missionsdienst und in die tamilische Sprache einführen zu lassen. Schwartz war die Seele des ganzen Missionswerks.

Wir würden einen wichtigen Zug in Schwartz' Lebensbild auslassen, wollten wir von seiner politischen Tätigkeit schweigen. Je weniger er für sich Ehre suchte, um so mehr wurde sie ihm zu teil. Alle hatten zu ihm unbe-

grenztes Vertrauen. So wurde er, je länger je mehr, der Mittelsmann zwischen der englischen und der eingebornen Regierung. Als der Radscha, den der Nabob von Arkot entthront, den die Engländer aber wieder eingesetzt hatten, 1787 gestorben war, nahm Schwartz die Vormundschaft über den Thronerben an. Nie hat er in politischen Geschäften krumme Wege gut geheißen, nie etwas anderes im Auge gehabt, als nur das Wohl des Landes, nie ist auch seine Missionsarbeit hinter den politischen Geschäften zurückgetreten. Besonders benutzte er seinen Einfluß dazu, daß an allen größeren Orten Regierungsschulen im christlichen Geist eingerichtet wurden.

Fast 25 Jahre durfte Schwartz auf solche Weise in Tandschaur wirken. Zu seinem Schmerz sollte sein Lebensabend durch eine dunkle Wolke getrübt werden. In Europa gelangte der Rationalismus zur Herrschaft, die Missionsgaben flossen spärlicher, tüchtige Missionare wurden immer seltener. So wollte Schwartz wenigstens die Zukunft seines Lebenswerks in Tritschinopoli, Tandschaur und Palmkotta sicher stellen. Sein ganzes Vermögen von 200 000 Mark, das er vermöge seiner hohen amtlichen Stellungen allmählich angesammelt, vermachte er den drei Stationen als Stiftungsvermögen. Drei Missionare gab ihm der Herr als würdige Fortführer des Werkes, den jüngeren Kohlhoff, Jänicke, den Bruder des Begründers der Berliner Missionsschule, und Sattianaden, einen Eingebornen, der bis 1815 in großem Segen in Tinevelly gewirkt hat. So war auch diese dunkle Wolke etwas lichter geworden.

1797 warf eine schwere Krankheit Schwartz aufs Lager. 50 Jahre lang hatte er in der Arbeit gestanden, ohne ein einziges mal seine Heimat wiederzusehen. Im folgenden Jahre ist er gestorben, tiefbeklagt im ganzen Lande von Engländern und Hindu, von Vornehmen und Geringen, von Christen und Heiden. Sein königliches Mündel ließ ihm ein Marmordenkmal in der Christuskirche setzen. Auf der Deckplatte des Grabes aber ist der Nachruf eingehauen:

„Weise im Rat, entschieden zur Tat,
Freundlich und gütig, von Herzen demütig,
Von Gesinnung lauter und fleckenrein,
In Wort und Wandel ohn' Heuchelschein.
Der Witwen und Waisen liebreicher Vater,
Allen Bedrängten ein treuer Berater,
Denen in Finsternis Helfer zur Klarheit,
Wandelnd und weisend die Wege der Wahrheit,
Den Fürsten und Völkern gesetzt zum Segen:
O daß ich nachwandelte deinen Wegen!
Das wünscht sich, Vater, betend allhier
Sarfodschi, dein Mündel, als Erbteil von dir!"

Mit tiefer Bewegung sah Verfasser dieses Buches im Missionsmuseum des College zu Canterbury „Reliquien" von Schwartz „dem Königspriester": Beffchen seines Talars, die er lange getragen, mehrere Briefe von seiner Hand 2c. Die Engländer wissen, was sie an ihm gehabt haben.

Karl Gottlieb Ewald Rhenius war 1790 als Sohn eines preußischen Offiziers in Graudenz geboren. Von einer frommen Mutter und einem frommen Oheim nach dem frühen Tode des Vaters erzogen, erweckte das Lesen von Missionsnachrichten in ihm den Wunsch, zu den Heiden zu gehen. „Karl, geh nicht übers Meer," so beschwor ihn seine Mutter unter Tränen, „aber liebe Mutter, was soll ich machen, wenn Er's verlangt?" Das war seine Antwort. Er riß sich los von ihr und ging zu Jänicke nach Berlin in die Missionsschule. Er hat seine Mutter nicht mehr wiedergesehen.

Bei Jänicke ist Rhenius 15 Monate gewesen, dann ging er 1812 nach England, um dort sein Studium zu beenden. Am 4. Februar 1814 schiffte er sich als Missionar der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft nach Ostindien ein.

Gerade in diesem Jahre war durch Beschluß des englischen Parlaments Indien für die evangelische Mission freigegeben worden, der Widerstand der englisch-ostindischen Handelskompagnie gebrochen. In Trankebar erlernte Rhenius die tamilische Sprache und wurde dann in der Hauptstadt der Präsidentschaft Madras als Missionar angestellt.

Hier hatte der deutsche Missionar Schultze 1726 zuerst den Tamulen das Evangelium gepredigt, Fabricius, bekannt durch seine tamilische Bibelübersetzung und seine tamilischen Kirchenlieder, war ihm gefolgt. Dann war die traurige Zeit gekommen, von der wir bei Schwartz's Lebensende hörten: spärliche Missionsgaben und ungeeignete Missionare, die durch das Christentum bloß die Sittenlehre der heidnischen Dichter und Philosophen zu verbessern suchten und den Antrag stellten, die Mission als Bekehrungsanstalt der Heiden solle aufhören. Wir wissen schon, daß Rhenius auf einem andern Grunde stand, auf dem, außer welchem kein andrer gelegt werden kann, welcher ist Christus. Mit ganzer Kraft warf sich Rhenius auf die Arbeit an den Heidenmassen, die ihn umringten und beschloß, dem Vorbild des großen Heidenapostels nach, den Hindus ein Hindu zu werden. Da hat er denn eine Schule nach der andern eingerichtet, ist unermüdlich im Inneren des Landes umhergereist. Er verkehrte mit allen Klassen der Bevölkerung, mit Brahmanen und Sektenhäuptern, mit den Großen wie mit den Geringsten, immer heiter und offen, lauter durch und durch, immer voll Hoffnung und durch Enttäuschungen nicht verbittert. Und die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, waren große. Immer noch wurde von der englischen Regierung dem Heidentum Vorschub geleistet. Bei den Götzenfesten z. B., wo das riesige Götzenbild von den Volksmassen auf einem Wagen gezogen wird, wurden diese zum Ziehen von Amtswegen gezwungen. 1817 brachte Rhenius eine Bibelgesellschaft zu stande, an deren Stiftung sich, außer Europäern, auch Heiden der verschiedensten Stände beteiligten, auch begründete er ein Schullehrerseminar und eine Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Schriften in der Tamilsprache. Seinem vielgeliebten König Friedrich Wilhelm III. sandte er ausführliche Berichte und neue Testamente in der Tamilsprache. Er war von weitherzigem, kindlich frommem Gemüt und arbeitete mit allen benachbarten Missionen brüderlich vereint, wenn sie nur den Herrn Jesum lieb hatten, gleichviel, ob sie Hochkirchliche oder Wes-

leyaner, Herrnhuter, Lutherische oder Reformierte waren. Da versetzte ihn seine Missionsgesellschaft nach Tinevelly — ein herber Schmerz für Rhenius, der wohl merkte, daß man ihm seine Weitherzigkeit verdachte.

Der Ort seiner neuen Wirksamkeit war Palmkotta in Tinevelly. Von Tinevelly hatte Schwartz sterbend gesagt: „Es ist große Hoffnung, daß das Christentum hier blühend werden wird." Rhenius richtete sein Streben vor allem auf drei Dinge: „die zerstreuten Christen zu sammeln, Schulen einzurichten und ein Seminar für Missionsgehilfen zu gründen." Im Seminar übernahm er selbst viele Lektionen und bildete sich dabei zur wahren Meisterschaft im Katechisieren aus. Überall öffneten sich ihm die Häuser, die sonst den Europäern verschlossen blieben, sogar Brahmanenhäuser; vornehme Heiden erkannten und unterstützten seine segenbringende Wirksamkeit.

Nach vier Jahren begehrten einige Seelen die Taufe. Nicht lange darauf faßten einige Familien südlich von Palmkotta den Entschluß, Christen zu werden. Diese gehörten zu den Schanâr, den Palmbauern, die da wohnen, wo auf rotem Sand ungeheure Palmyrawälder sich ausdehnen, aus deren Saft die 300 000 Schanâr sich ihre Hauptnahrung, braunen Zucker, kochen. Unter diesen einfachen Leuten, die unter ihrem mühevollen Tagewerk wenig Zeit hatten, an etwas Höheres zu denken und die von heidnischer Geisterfurcht ganz niedergedrückt waren, schlug die Predigt von dem Heiland mächtig ein, der sich, aus Liebe, zu den Mühseligen und Beladenen herabgelassen. Die Familienhäupter dieser Schanâr kamen zu Rhenius mit der Erklärung: „Wir haben lange genug grobe Speise gegessen, wir wollen nun Reis essen." Im Südosten entstand eine Gemeinde nach der andern. Rhenius kaufte Land, auf dem die Christen sich ansiedeln konnten. So entstanden viele Christendörfer. Als erstes Arulur, als zweites, aus der Gabe des frommen Grafen Dohna: Dohnawur. Aber das Wort des Heilands erfüllte sich auch hier „haben sie mich verfolgt, so werden sie euch auch verfolgen". Man verhinderte die Christen am ernten, sie wurden geschlagen, gebunden, gefoltert; ihre kleinen Betkapellen wurden zerstört. Dem Evangelium freundlich gesinnte Gutsherren mußten durch Plünderung und Denunziationen die Vergünstigungen büßen, die sie den Christen erwiesen hatten. So wurde der Gouverneur Monro ermordet, seine Mörder aber freigesprochen. In 90 Dörfern gab es 3000 Christen.

Da inzwischen die Zahl der zu Unterrichtenden auf 8000 gestiegen war, reichte das Seminar nicht mehr hin, diese alle mit Lehrern zu versorgen. Rhenius vereinigte daher tüchtige Jünglinge und Männer zu einer besonderen Seminarklasse, aus der sie nach kurzem biblischen Unterricht in die Dörfer zurückkehrten. Auch sonst war Rhenius unermüdlich tätig. Durch die von ihm gegründete Traktatgesellschaft verbreitete er das Gotteswort und versorgte Schule und Gemeinde mit christlichen Büchern. 1833 waren 36 000 Bücher in tamilischer Sprache gedruckt: Neue Testamente, Geschichts-, Geographie- und andre Bücher. In 261 Dörfern waren 134 Kirchen, 120 Katecheten, 107 Schulen, und alles leitete Rhenius mit unermüdlichem Eifer.

Dennoch hat die englische Missionsgesellschaft Rhenius, der sich nicht für manche Eigentümlichkeiten der englischen Kirche begeistern konnte, aus ihrem Dienst entlassen.

Seine deutschen Mitarbeiter verließen mit ihm den englischen Dienst, blieben aber in Tinevelly, wo ja noch genug Raum war, unter den 700 000 Heiden, neben den englischen Missionaren, zu wirken. Englische Freunde in Indien, die den Schritt der englischen Missionsgesellschaft mißbilligten, unterstützten sein Werk reichlich, besonders aber förderte Goßner in Berlin das Unternehmen. So hat Rhenius noch drei Jahre in gewohntem Eifer und unter großem Segen gearbeitet, bis ihn Gott am 5. Juni 1838 heimrief. Auf einem kleinen Kirchhof, den er vor kurzem gekauft, ruht er inmitten seiner Kinder. Auf seinem Grabstein stehen die Worte: „Mein Gericht ist bei dem Herrn und mein Werk bei meinem Gott."



Prozession des Götzenwagen am Jahresfeste des Götzen Juggernaut.

Die englische Missionsgesellschaft bot sofort seiner Witwe eine Pension an, die sie dankbar annahm. Die Wiedervereinigung der getrennten Teile der Mission war damit angebahnt. Gerade in den drei Jahren der Spaltung hatten sich mehr Heiden zum Übertritt gemeldet als je. „Einen tüchtigeren, einsichtsvolleren, praktischeren und eifrigeren Missionar als Rhenius hat Indien kaum gesehen," so schreibt der englische Missionsbischof Caldwell, der als einer der Erfahrensten in den neueren Tamilmissionen gilt. 11 200 Christen sind während der Arbeitszeit Rhenius' aus den indischen Heiden gewonnen worden. Dr. Gundert aber, der 1836 kurze Zeit unter Rhenius gearbeitet hat, beschreibt ihn: „Rhenius war ein Offizier, ein geborener Herrscher. Seine Gegenwart wirkte wie ein Zauber. Noch steht er vor uns, ein kerzengerader Mann.

mittlerer Größe, stark gebaut, mit mächtigem Kopf, kühner Nase, blitzenden, dunklen Augen, hoher Stirn. Jeden Morgen wird erst englische Hausandacht gehalten, mit hellem Gesang, dann wirft er sich in den Strom der Arbeit. Alle Fenster und Türen stehen offen um seinen Schreibtisch; von da und dort kommen die Leute an ihn heran. Der Schreiber hat das zuletzt übersetzte Kapitel des Propheten abgeschrieben, der Sekretär die befohlenen Briefe erledigt; schnell werden sie vorgelesen, und Rhenius unterzeichnet das Palmblatt mit dem Griffel. Um 1 Uhr wird gespeist, da sagen die Kinder auf, was sie gelernt. Den Nachmittag über wird er wieder von Menschen angegangen und überlaufen, bis die Sonne sich neigt, und der gesattelte Ponny vorgeführt wird, — etwa zum Ritt nach der Hauptstadt, um dort noch den Heiden zu predigen; womöglich aber ist er zurück, um den Abendgottesdienst in Tamil zu halten. Und nach dem Tee sitzt der unermüdliche Mann wieder am Schreibtisch und übersetzt weiter an seiner geliebten Bibel."

„An mir liegt's ja nicht," so hörte man ihn in der letzten Zeit seines Lebens oft sagen, wenn er von dem entscheidenden Schritt sprach, der ihn von der englischen Kirche getrennt hatte. Und wahrlich, Eitelkeit hat ihn nicht dazu getrieben, sondern sein Gewissen.

Verfall und Wiederaufbau der Trankebarschen Mission.

Wir haben schon von dem Rationalismus und seinem lähmenden Eishauch, den alsbald die Mission, auch die in Trankebar spürte, oben gehört. Es konnte nicht schlimmer werden, als es geworden war, wenn Leute wie Hüttemann sich noch Missionare nannten und von den Heiden schrieben: „Der Kirche Jesu ist an solchen Proselyten wie Malabaren, Nikobaren, Grönländern, Lappländern und Eskimo wenig gelegen. Alle diese Nationen sind ein Affengeschlecht, die erst zu Menschen gemacht werden müssen, ehe ihnen das Christentum mit Nutzen gepredigt werden kann." Unter traurigen Umständen beging so die Trankebarsche Mission 1806, ihr hundertjähriges Jubiläum. Die Zahl der Missionen schwand immer mehr zusammen; man konnte gar nicht mehr alle Stationen halten. Wohl oder übel mußte man sich entschließen, die auf englischem Gebiet liegenden Stationen Madras, Kudelur, Tandschaur und Tritschinopoli nach einander an die englische Missionsgesellschaft „zur Beförderung christlicher Erkenntnis" abzutreten, die sie nachher der „S.-P.-G."-Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums übergeben hat. Nur Trankebar und Poreiar blieben in der Pflege der dänischen Mission. Aber 1825 besiegelte eine königlich dänische Verordnung das vollständige Ende der dänischen Mission: „Die geistlichen Beamten sollen zwar den Titel „Missionar" fortführen, aber nur da, wo sie etwas auszurichten hoffen können, und wo der moralische Charakter der Person dazu auffordert, sollen sie sich bestreben, die Heiden zu bekehren. Geld darf zur Ausbreitung des Christentums nicht verwendet werden."

1837 starb in Trankebar der letzte dänisch-Hallesche Missionar Kammerer. Auf seinem Sterbelager beklagte er sein unnütz in Indien zugebrachtes Leben!

Gottlob ist aber auf den Niedergang der Trankebarschen Mission eine Erneuerung gefolgt. Die lutherische Mission in Leipzig hat die Ehre des evangelischen Deutschland in Trankebar gerettet.

Von ihrer Entstehung und der Verlegung des Missionszentrums von Dresden nach Leipzig haben wir im ersten Teile dieses Buchs gehört. 1840 sandte die Leipziger Mission den Missionar Cordes nach Trankebar, wo er zunächst dem dänischen Pastor Knudsen als Gehilfe zur Seite stehen sollte. Dieser kehrte aber bald nach Hause zurück und Cordes trat an seine Stelle. Als dann 1845 die dänische Regierung Trankebar an England verkaufte, drohte die letzte Missionsstation englisch zu werden. Da richteten die lutherischen Tamilen von Trankebar das Gesuch an den König von Dänemark, die dortige Mission nicht den Engländern, sondern der deutschen lutherischen Mission zu überweisen. Diese Bitte erfüllte der König.


Senior Cordes (Indien).

Mit frischem Eifer ging Cordes daran, der alten, fast erstorbenen Mission frisches Leben einzuflößen. Es mangelte vor allen Dingen an tüchtigen eingeborenen Gehilfen. Kurz entschlossen nahm er die Gründung eines Lehrerseminars in Poreiar in Aussicht. Bald bot sich, als weitere Missionare nachgesandt wurden, günstige Gelegenheit, das Werk zu erweitern. In Mayaveram hatte die englische Kirchenmission eine Station angelegt, aber 1844 wieder aufgegeben. Die Leipziger traten in diese Arbeit ein. Ähnlich traten die Amerikaner ihnen Pudukotei, im Süden, ab. In Madras trennten sich 1846 mehrere hundert Tamilen von der hochkirchlichen englischen Mission, in welcher sie sich wegen der strengen Unterdrückung der Kaste nicht wohlfühlten und wünschten zur lutherischen Kirche zurückzukehren, in der die Kastenfrage milder gehandhabt wird. Alle in Indien arbeitenden Missionsgesellschaften sehen in der Kaste eins der Hauptbollwerke des Heidentums und eins der Haupthindernisse der Mission, auch die Leipziger; aber sie versuchen eine eigenartige Kampfesweise: sie lassen die Kaste vorläufig bestehen, reinigen sie von heidnischen Auswüchsen und erwarten von der Lebensmacht des Evangeliums, daß sie allmählich die Kaste verschwinden machen wird, wie das Baugerüst um den fertig werdenden Bau.

Wie in Madras, so hat im Laufe der Jahre die Leipziger Mission auch auf anderen alten Arbeitsstätten der hallesch-dänischen Mission wieder Fuß gefaßt. Viele neue Stationen im Kaweridelta und dann in dem ganzen Gebiet,

von der Kaweri bis nach Madras hinauf sind dazu gekommen. Unter andern wurde Combaconum besetzt: Dort reiht sich Pagode an Pagode, ein heiliger Teich an den andern. 10 000 Priester nähren sich dort auf Kosten der Wallfahrer. Im Süden hat sich die Leipziger Mission bis nach Madura, dem Hochsitz des Brahmanentums, im Westen bis fern nach Coimbatur und Bangular ausgedehnt. Auf diesem weiten Gebiete sind jetzt auf 40 Hauptstationen und 205 Predigtplätzen 20 819 Christen gesammelt; 31 Missionsarbeiter stehen draußen, 258 Volksschulen und höhere Schulen sorgen für die Ausbildung der Jugend, das Ganze gekrönt vom Lehrer- und Predigerseminar in Trankebar.



Brahmanenmädchen in Indien.

Im April 1899 nahm der „Tinevellyaufstand", der Aufstand der Marawer-Kastenleute gegen die strebsamen niedrigen Schanâr, seinen Anfang. Eifersucht und Neid ist der Grund. Möglich daß die Schanâr, wenn sie erst wissen, daß sie von den Hindus nichts zu hoffen haben, sich in Scharen der christlichen Kirche zuwenden werden.

Und nun noch ein Bild aus der Leipziger Mission. Ich führe den Leser nach Sidambaram, der alten Tempelstadt. „Christen können hier nicht leben, Schiwa duldet es nicht," so hatten die Leute hier immer gesagt, jetzt hat die Leipziger Mission zirka 700 Christen dort. Wir nähern uns, von Süden mit der Eisenbahn kommend, mehr und mehr dem Kaweristrom, plötzlich ist er da, wir fahren über ihn, auf einer 1100 Schritt langen Brücke. Da taucht vor uns ein breiter, massiger Doppelturm auf: Das ist der berühmte Götzentempel von Sidambaram. Die Heiden sagen, er sei so heilig, daß jeder, der ihn nur von fern sieht, dadurch seiner Sünde ledig und der Seligkeit gewiß wird. Seit vielen Jahrhunderten strömen denn auch hier die Menschen von weither zusammen, um

diesen Segen zu erlangen. 20000 Menschen wohnen hier. Alle Hauptstraßen der Stadt führen auf den Tempel zu, jede ist mit zwei Reihen schöner Kokospalmen besetzt. Der Plan der Stadt ist ganz wie das zum „Mühlespiel" benutzte Brett. Nahe beim Tempel haben die Brahmanen ihre Häuser. Sie gehören der höchsten Kaste an, sie sind ursprünglich Priester, aber nicht alle haben eine Anstellung beim Tempel. Wer eine solche hat, dem geht es sehr gut; er bekommt ein hohes Gehalt und von den Pilgern viele Geschenke. Der Tempel ist von einer zwanzig Fuß hohen Mauer im Viereck umschlossen. Über den Toren, die hineinführen, erheben sich Türme; der über dem Nordtor ist 200 Fuß hoch, ganz aus gewaltigen Granitquadern zusammengefügt, über und über mit steinernen Bildwerken geschmückt. Mehrere Glocken hängen darin. (Eine ist



Verbrennungsplatz der Hindu, Indien.

von Gußstahl, aus Bochum in Westfalen gekommen!) Im weiten Tempelhof ist der mit einer Steinmauer eingefaßte heilige Teich; wer sich in ihm wäscht, wird von allen Sünden rein. Rechts davon steht eine große Halle, deren Dach auf 1000 Granitpfeilern ruht. Hinter dem Teich liegt, abermals von einer Mauer umschlossen, der innere Hof, in dem der Haupttempel des Schiwa steht. Das Götzenbild ist ganz von Gold!

Neben seinem Bild steht das seiner Frau, der Göttin Kali, eine Kette von Totenköpfen um den Hals. Diese Götzenbilder haben die Priester täglich mit Öl zu salben und ihnen Blumen zu streuen. Die Tempelbesucher aber werfen sich vor ihnen auf die Erde und plappern lange Gebete. Bei jedem Schiwatempel werden Stiere gehalten, — denn der Gott Schiwa soll einen Stier zu

seiner Offenbarung in die sichtbare Welt gesandt haben. Diese Tempelstiere haben die Freiheit, in der Stadt umherzugehen, auf den Märkten den Grünkram zu fressen und die Felder zu verwüsten, und niemaud wagt es ihnen zu wehren. Ja es ist ein Trost für einen Sterbenden, wenn er, den Schwanz eines heiligen Stiers in der Hand, seinen letzten Seufzer tun kann!

Es war im Jahre 1866, als Missionar Wolff in dieser berühmten Heidenstadt seinen Einzug hielt. Der mußte die Missionsstation auf dem alten Totenverbrennungsplatz anlegen, da er keinen anderen Bauplatz bekam. Die ganze Trostlosigkeit des Heidentums zeigt sich bei solch einer Totenverbrennung, wo die Angehörigen klagen, „als die keine Hoffnung haben," und wo die Aasgeier



Indischer Christ predigt den Parias. (Kastenlose.)

sich um die halbverbrannten Leichen streiten. Wegen der Nähe der Landstraße hatte die englische Regierung diesen Platz fernerhin zu benutzen verboten. Er liegt zur Rechten der Straße nach Kuddalur, neben der sich ein Kanal hinzieht. Bald stand ein Kirchlein auf dem Platz, ein Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude, dazu ein „Sattiram", d. i. ein Schuppen mit breitem Dach von Palmblättern, für die Taufbewerber, die auf einige Zeit nach der Station zum Unterricht kommen. Dort aus den Dörfern unter den Mangobäumen mit den ärmlichen Lehmhütten, in welchen Menschen und Vieh zusammenwohnen, kamen sie bald und kommen sie noch, die armen, verachteten Pareiar (Paria). Sie führen ein geplagtes Leben, denn die Arbeit auf den überrieselten Reisfeldern ist nichts



Tamulische Schülerinnen beim Spiel (Indien).

Leichtes, und die Früchte ihres Fleißes heimsen die harten (brahmanischen) Gutsbesitzer ein, deren Leibeigene die Pareier sind. So elend ihr Leben, so stumpf und roh ist ihr Gemüt, voll unsäglicher Gemeinheit. Den Göttern der Brahmanen wagen sie nicht zu opfern, so suchen sie sich die bösen Geister günstig zu stimmen, denen sie Ziegen und Hühner von schwarzer Farbe opfern, ihr Lebenlang Knechte der Todesfurcht!

Die Beweggründe, welche diese armen Leute zum Missionar führen, sind zunächst oft recht äußerlicher Art: der Pareier hofft von ihm Schutz und Recht gegenüber seinem harten Brotherrn. Viele, welche sich in dieser Hoffnung getäuscht sehen, bleiben dann weg, wer aber aushält, lernt anderen Sinnes werden. So herrscht denn oft im Sattiram buntes Leben, wenn viele Familien sich dort zum Taufunterricht einquartiert haben. Bei Sonnenaufgang kommen alle zum



Pariadorf und seine Bewohner.

Morgengebet in die Kirche. Dann kochen die Frauen den Frühstücksreis, und die Männer arbeiten. Erdarbeiten kommen häufig vor. So ragte z. B. bei einer Überschwemmung das Missionshaus, wie eine Arche, aus den Fluten. Biblische Geschichten und der Katechismus bilden dann den Unterrichtsstoff. Sie lernen und verstehen ja langsam, diese armen, rohen Leute, aber das Evangelium erweist sich auch an ihnen als der himmlische Sauerteig. Die Frauen müssen, wenn sie sich zur Taufe melden, den heidnischen Schmuck ablegen; nur ein Stück wird den Verheirateten gelassen: die Tali, eine Medaille, trotz der Armut der Leute meist von Gold, die ganz die Stelle unsers Traurings vertritt. Sie wird nur umgeprägt, und an Stelle der Götzenfratze auf derselben tritt das Zeichen des Kreuzes. Natürlich ist es nicht leicht, so radikal mit allen heidnischen Dingen zu brechen, und wir verstehen es, daß einem Zauberer der Pareiar der Angst-

schweiß ausbrach, als der Missionar ihm den geflochtenen Zauberstrick, in dem viele böse Geister wohnen sollten, und das Zauberbuch zerriß, — dazu kommen aber noch mancherlei Anfeindungen und Verfolgungen, die sie um des Christennamens willen zu erdulden haben. Ein Mann ist nach empfangenem Taufunterricht getauft worden; als er nach Hause zurückkehrt, hat ein andrer von seiner Hütte Besitz genommen, einem andern ist während der Zeit seiner Abwesenheit sein einziges kleines Reisfeld geplündert, in einem dritten Dorf dürfen die Christen aus dem Dorfteich kein Wasser mehr holen, — aber viele, viele bleiben bei dem allen Gott ergeben.

Die christlichen Pareier wohnen zerstreut in den heidnischen Dörfern, oft in einem Dorf nur ein paar christliche Familien. Wo mehrere sind, ist dann auch eine kleine Kapelle errichtet, und an derselben ist ein Katechet angestellt. Auch der Katechet stammt meist aus der Pareierkaste. Er hat in schlichter, einfacher Weise sonntäglich den Gottesdienst zu halten und das Verständnis des Katechismus weiter zu fördern. Wo noch mehr christliche Familien wohnen, ist auch ein Schullehrer angestellt. Der Missionar aber hat mit den Pareiergemeinden reichliche Arbeit, da auch die Katecheten und Schullehrer viel geistlicher Förderung und Leitung bedürfen.

Aber auch die vornehmen Leute in der Stadt sind nicht vergessen worden. Auch ihnen hat Missionar Wolff treulich das Evangelium nahe gebracht, indem er auf den Straßen und vor dem Tempel predigte. Als die Leute nicht mehr zuhören wollten, nachdem der Reiz der Neuheit vorüber war, verschenkte er kleine christliche Bücher an Knaben, die in der (religionslosen) englischen Regierungsschule lesen gelernt hatten. Die wurden gern gelesen, und seitdem fand er auch wieder willigere Hörer bei seinen Straßenpredigten. Wolff ist mitten aus seiner Arbeit heimgerufen worden: ein Herzschlag hat ihn im Schlaf hinweggerafft. Bei seinem Begräbnis zeigte sich viel Liebe und Anhänglichkeit der Gemeinde. Das war im Jahre 1884. Jetzt gehören zu Sidambaram 30 Ortschaften mit 10 gottesdienstlichen Lokalen und 589 Christen.

Die Basler in Indien.

Zwei für das Schulwesen der Leipziger Mission wichtige Stationen liegen im Mündungsdelta der Kaweri oder Kolerum, wie ihr Hauptarm im Delta heißt: Schiala und Majaveram. Fahren wir die Kaweri immer aufwärts und verfolgen wir sie bis zu ihrer Quelle, so sind wir im Alpenland von Kurg, fahren wir mit der Eisenbahn quer durch Südindien von Majaveram bis Kalikut, so befinden wir uns bei der letzten Leipziger Station Koimbatur, ebenfalls in einem Alpenland, am Fuß der Nilagiri oder blauen Berge: beide Gebirge aber schauen auf die Missionsstationen der Basler hernieder. Die Arbeitsfelder der Basler erstrecken sich an der Westküste entlang: in drei verschiedenen Landschaften liegen die 23 Stationen dieser Gesellschaft zerstreut, unter verschiedenartiger Bevölkerung, wie denn auch drei verschiedene Sprachen zur Verkündigung des Evangeliums dort gebraucht werden. 85 Missionare und 61 Missionarsfrauen arbeiten auf

diesen Stationen und haben über 14 700 Seelen gewonnen, gegen 10 000 Schüler haben sie im Schulunterricht.

Kanara, Südmahratta und Malabar heißen die drei Hauptgebiete. Kanara heißt eigentlich „schwarzes Land"; es ist ein Hochland, das vollkommen eben, sich sanft von Osten nach Westen neigt. Hauptflüsse sind im Norden der Kistna, im Süden die uns schon bekannte Kaweri. Die Brunnen in der „schwarzen Ebene" haben meist salziges Wasser, so hat jedes Dorf fast, künstliche Teiche; wenn zu wenig Regen fällt, ist großer Wassermangel. Unter der Bevölkerung gibt es wenig Arier. Der Charakter der Kanaresen steht in mancher Beziehung höher, als der der Bewohner des Tieflandes: sie sind energischer und selbständiger, aber sie sind ebenso lügnerisch und bestechlich wie diese: die Polzeidiener und Wächter sind selber Hauptdiebe; die Oberbeamten sind alle Brahmanen, die kein Gewissen haben.

Die evangelische Mission unter den Kanaresen begann 1810 durch die Londoner Missionsgesellschaft. Eine ihrer ersten Stationen war Bangalur, wo jetzt auch Leipziger Missionare arbeiten. Vorher waren aber schon die wesleyanischen Methodisten und die Missionare der englischen Hochkirche (S. P. G.) nach Bangalur gekommen.

Mit Bangalur ist nun aber nicht diejenige Station zu verwechseln, welche die ersten Basler Missionare anlegten: **Mangalur,** genau unter demselben Breitegrad wie Bangalur gelegen, nur westlich an der Küste. Mangalur, der Ausgangspunkt der Basler in Indien, ist zugleich die größte ihrer Stationen geworden, ja die größte deutsche evangelische Missionsstation, ja vielleicht die größte Missionsstation der Welt!

Am 14. Oktober 1834 landeten die Basler Missionare Hebich, Greiner und Lehner in Kalikut. Bei ihrer Ankunft schenkte ihnen ein englischer Richter wertvolle kanaresische Wörterbücher und empfahl sie an den „Unterkollektor" in Mangalur. Hier machten sie sich sofort an das Erlernen der Sprachen: Kanaresisch und Tulu, und eröffneten bald eine kleine Schule. Mögling, ein begabter Schulmann, wurde ihnen nachgesandt, und schon 1839 bestand die Missionsniederlassung aus acht Gebäuden. Aber gleich zu Anfang mußte die Kanaresenmission durch eine schwere Krisis hindurch. Mögling, ein Optimist und Idealist vom reinsten Wasser, wollte mit vier jungen nachgesandten Missionaren dem apostolischen Missionsideal nachjagen und erwartete alles Heil von einer Nachfolge des armen Lebens Christi. Sie nannten das Missionshaus in Mangalur nur noch „den Palast" und mieteten ein kleines Häuschen: Hier, wo man bloß Tisch und Stuhl hatte, schlief man neben 30 Hindukuaben auf dem Boden und aß mit ihnen dreimal des Tages bloßen Reis. Ja, man versteigerte alles entbehrliche Missionseigentum, versenkte die Stationskasse als ungerechten Mammon in einen Brunnen und suchte durch ein armes Leben dem stumpfen Volke näher zu kommen, — und da Mögling geistig die andern überragte, mußten sie mittun, bis es ihnen zu arg wurde und sie Mangalur verließen. Aber Mögling ist bald zu Besinnung gekommen, hat ihnen abgebeten und sie zurückberufen.

Indes erfuhren die Kanaramissionare immer noch die großen Schwierigkeiten, die der eigentümliche Charakter der Hindus der Mission bereitet, dieser Menschen, deren Wahlspruch lautet: „Was kann man machen? Nichtstun ist gut, Schlafen ist besser, Sterben ist das Allerbeste!“

Doch kam es in Mangalur zu einem allmählichen Wachstum der Tulugemeinde durch Übertritte von Erwachsenen und von Knaben aus der Kostschule. Auch in den nach Norden gelegenen, kleineren Ortschaften Kadike, Mulki und Udapi fand man Eingang, sodaß bei Greiners Hochzeit 1842, schon 120 Christen beim Festmahl bewirtet werden konnten. Kurz zuvor hatten die Billawer oder Palmbauern aus der Umgegend eine Bittschrift an die Missionare geschickt, sie wollten dem Dämonendienst entsagen und Christen werden, die Paoris möchten nur Tempel bauen und die Bibel zur Anbetung darin aufstellen. Aber die Missionare trauten dieser Bewegung nicht, auch hielten sie das Gewinnen von Palmwein für ein zu versuchliches Gewerbe für einen Christen. Lieber wollten die Brüder Kaffeeplantagen und andere Pflanzungen in den Gebirgswildnissen anlegen: — die ersten landwirtschaftlichen Pläne der Basler Missionare. —

Da war es denn ein willkommenes Geschenk, als der „Kollektor“, d. i. Bezirksamtmann, die Ruinen des von den Kurgs zerstörten Amtshauses in Mangalur, samt ausgedehntem Areal, den Balmatthahügel, der Mission als Eigentum übergab. Dort oben, eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, entstand so ein Christendörflein und das Hauptquartier der Basler Mission in Indien.

Um diese Zeit traten die ersten Brahmanenjünglinge über, der hervorragendste unter ihnen war Kaundinja, der später in Basel zum Missionar ausgebildet wurde und bis 1893 unter seinen Landsleuten gearbeitet hat. Der Übertritt dieser Jünglinge erregte ungeheures Aufsehen in Mangalur. Die erbosten Brahmanen ließen den Kopf und die Eingeweide eines Schweins in den Teich der Moschee werfen und gaben die Christen als die Schuldigen an, um sie der Rache der fanatischen Mohammedaner auszuliefern. Zum Glück gelang es dem Kollektor, die Sache aufzuklären. Aber die Schülerzahl schmolz bedenklich zusammen.

Dafür wurde in Mangalur eine vollständige kirchliche Gemeindeordnung ausgearbeitet und allmählich eingeführt.

Das Quartier auf dem Ballmatthahügel mußte später von Zeit zu Zeit erweitert werden. 1861 gehörten 629 Christen zur Gemeinde, welche 21 verschiedene Berufe betrieben, während früher fast alles Palmweinzieher gewesen waren. Ihren sichtbaren Mittelpunkt erhielten sie in der, 1862 eingerichteten Friedenskirche, deren Notwendigkeit sich bei dem ersten, 1861 in Mangalur gefeierten Missionsfest des Distrikts, ergeben hatte.

Wir können nun nicht die Entstehung der einzelnen Teile und Zweige der Station Mangalur ausführlich erzählen. Mangalur hat jetzt 41 000 Einwohner, und der Besucher würde sich kaum nach einem Tage der Besichtigung der Missionsanstalten unter ihnen zurechtfinden und die einzelnen Gebäude auseinander-



Predigt unter den Kulis (Indien).

halten können. Vom Hafen aus kommt man bald in die Straße, welche den Namen „Missionsstraße" führt. Da ist ein großes Gehöft mit der Missionsbuchhandlung, dann die Gebäude der Missionshandlung, Kontor, Verkaufslokal und Warenlager. Besonders kommen hier die Erzeugnisse der Missionsweberei zum Verkauf. Gegenüber ein Haus, in dem zehn christliche Familien wohnen. Weiter hinauf ein Haus mit allerlei Läden. Hier kaufen die Christen, denn die heidnischen Kaufleute verkaufen an Christen nichts, sie würden ja ihre Kaste verlieren. Ein Stückchen weiter die Missionsbäckerei. Nun müssen wir durch die Stadt hindurch. Schon von ferne grüßt uns der Balmatthahügel: über die Baumkronen erhebt sich das Dach der Friedenskirche.



Friedenskirche auf Balmattha, Mangalore.

Am Fuß des Hügels liegt ein ganzes Christendorf, die Missionshäuser, in denen mehrere verheiratete Missionare ihre Wohnung haben, mitten inne. Da erhebt sich auch das Predigerseminar. 30 bis 50 junge Männer von verschiedener Abstammung werden hier zu Predigern des Evangeliums herangebildet. Ein Inder sagt von diesem Seminar: „Früher hatten wir es eher für möglich gehalten, daß Tiger, Wölfe und Lämmer friedlich zusammen lebten, als diese Leute verschiedener Kasten!" Da ist weiter die Knabenschule, in welcher auch Heidenknaben unterrichtet werden (außer den weit über 100 Christenknaben); denn daß den Kindern der Schulunterricht sehr nützlich ist, sehen auch viele Heiden ein. In die Mädchenschule gehen freilich nur einige wenige Heidenmädchen: die brauchen ja nach heidnischer Meinung nichts zu lernen. Außer-

halten können. Vom Hafen aus kommt man bald in die Straße, welche den Namen „Missionsstraße" führt. Da ist ein großes Gehöft mit der Missionsbuchhandlung, dann die Gebäude der Missionshandlung, Kontor, Verkaufslokal und Warenlager. Besonders kommen hier die Erzeugnisse der Missionsweberei zum Verkauf. Gegenüber ein Haus, in dem zehn christliche Familien wohnen. Weiter hinauf ein Haus mit allerlei Läden. Hier kaufen die Christen, denn die heidnischen Kaufleute verkaufen an Christen nichts, sie würden ja ihre Kaste verlieren. Ein Stückchen weiter die Missionsbäckerei. Nun müssen wir durch die Stadt hindurch. Schon von ferne grüßt uns der Balmatthahügel: über die Baumkronen erhebt sich das Dach der Friedenskirche.



Friedenskirche auf Balmattha, Mangalore.

Am Fuß des Hügels liegt ein ganzes Christendorf, die Missionshäuser, in denen mehrere verheiratete Missionare ihre Wohnung haben, mitten inne. Da erhebt sich auch das Predigerseminar. 30 bis 50 junge Männer von verschiedener Abstammung werden hier zu Predigern des Evangeliums herangebildet. Ein Inder sagt von diesem Seminar: „Früher hatten wir es eher für möglich gehalten, daß Tiger, Wölfe und Lämmer friedlich zusammen lebten, als diese Leute verschiedener Kasten!" Da ist weiter die Knabenschule, in welcher auch Heidenknaben unterrichtet werden (außer den weit über 100 Christenknaben); denn daß den Kindern der Schulunterricht sehr nützlich ist, sehen auch viele Heiden ein. In die Mädchenschule gehen freilich nur einige wenige Heidenmädchen: die brauchen ja nach heidnischer Meinung nichts zu lernen. Außer-

dem ist aber doch, unten in der Stadt, eine kleine Mädchenschule für Töchter höherer Kasten eingerichtet. Neben der Mädchenschule auf Balmattha steht die höhere Töchterschule. Hier werden begabte Mädchen zu christlichen Lehrerinnen ausgebildet. Ein paar christliche Witwen haben die Kleinkinderschule im Witwenhause, daran schießt sich das Armenhaus.

Gehen wir weiter, so kommen wir an eine andre Gruppe von Häusern. Dort aus dem großen Gebäude tönt uns das Klappern der Webstühle entgegen. Zwischen 100 und 200 Personen finden hier ihren guten Verdienst, nachdem ihr Übertritt zum Christentum ihnen ihre Existenz genommen hatte. Sauber und einladend schauen die Wohnhäuschen dieser Weberfamilien aus dem Grün der



Missions-Salzziegelei in Mangalore, Indien.

Gärten hervor. Hinter dem Dorfe zieht sich ein großes Ackerfeld hin, das an christliche Pächter verpachtet ist, die ebenfalls in der Nähe ihre Häuser haben.

Ein wichtiger Zweig der Missionsarbeit ist die Verbreitung von Bibeln und guten Büchern in der Landessprache, die werden in der Buchdruckerei gedruckt, welche zu den ansehnlichsten Gebäuden auf Balmattha gehört. Die Basler Handels- und Industriekommission hat alle derartigen Erwerbszweige auf den Missionsfeldern der Basler Gesellschaft unter ihrer Leitung. ¾ Stunden südlich von Balmattha, in Dscheppu befindet sich auch noch eine Ziegelei mit Dampfmaschine, eine zweite ist in Kudrolli, noch etwas weiter entfernt. Die Ziegelsteine von hier sind berühmt und weit und breit begehrt.

Da wir bei der Beschreibung der Gebäude in Mangalur sind, so seien schließlich auch die englische und die katholischen Kirchen erwähnt, darunter eine große portugiesische, bei welcher der katholische Bischof residiert. Mangalur ist

der Hauptsitz der Jesuitenmission an der Westküste. Ihr Kolleg ist eins der hervorragendsten Gebäude der Stadt. Ein Priesterseminar und Nonnenkloster haben sie auch. Aber die zahlreichen Hindutempel und Moscheen sind ein Zeichen, daß Mangalur immer noch eine Heidenstadt ist, die nur ganz allmählich von den heidnischen Anschauungen, entsetzlichen Irrtümern und schändlichen Lastern durch die Kraft des Evangeliums zu befreien ist.

Zu Südkanara gehören außer Mangalur noch die Stationen Mulki, sechs Kilometer nördlich von Mangalur, Udapi, 50 Kilometer nördlich, wo sich der berühmte Krischnatempel mit seinen acht Klöstern befindet, Karkala, elf Stunden von Mangalur im Innern des Landes mit einem riesigen granitnen Standbild des Gautama (Buddha); Basrur, 40 Kilometer nördlich von Udapi. Hier ist die Macht des Heidentums noch besonders groß: 46 Götzenfeste werden hier noch jährlich gefeiert! Endlich Kasergod, die jüngste Station Kanarar, das Bindeglied zwischen Mangalur und Kannanur im Süden.

Das Missionsgebiet von Nordkanara ist, der Sprache wegen, dem von Südmahratta, Präsidentschaft Bombay, zugeteilt. In Nordkanara haben die Basler eine, in Südmahratta fünf Stationen. Südmahratta ist das Schmerzenskind der Basler Mission in Indien. Taube Blüten genug, aber die Früchte sind nur spärlich. Die Hungersnöte füllen immer die Kirchen, Kapellen und Anstalten, — so wuchsen die Gemeinden in der Hungersnot zu Ende der siebziger Jahre ums Dreifache, — aber dabei sind viele schlechte Elemente in die Gemeinden hineingekommen, die langsam wieder ausgeschieden werden müssen. Und nicht bloß dies, fast von allen Stationen ergehen Klagen wie folgende: „Dieser, der der Erstling in der Gemeinde zu werden versprach, fiel wieder ab, ja selbst der Katechet fiel in sein Heidenleben zurück!" Aus Guledgud wird von einem Büßer Ventaka Swami erzählt. Er war aus der Brahmanenkaste und hatte in seiner Jugend die Begeisterung, ja Anbetung, gesehen, mit der man einen Büßer vor dem Tempel des Hanuman, bei seiner Rückkehr von einer Büßerwallfahrt, begrüßt hatte, und hatte den Entschluß gefaßt, auch Büßer zu werden, um am Ende des Lebens, ohne Seelenwanderung in die Gottheit aufzugehen. Hanumans Bild ist übrigens ein großer eiserner Affe, der auf den Altären der Hanumantempel steht. Hanuman war nach der Sage ein General des Königs Rama, in dem Vischnu als Mensch erschienen ist, und hatte dem König seine geraubte Gemahlin wieder erlangen helfen. Zum Dank dafür wird er, wie Rama, göttlich verehrt, aber in der Gestalt eines Affen, und Affen, wirkliche, lebendige Affen, werden in den Hanumantempeln gehalten, verpflegt und verwöhnt! In Südindien gehört Hanuman zu den beliebtesten Götzen. Auf seinen Büßerwallfahrten war dann Ventaka Swami mit der Mission in Berührung gekommen, ja, er hatte nicht wieder vom Evangelium loskommen können, er war getauft worden — und dann war er von der Station eine Zeit nachher verschwunden, wieder abgefallen, hinter sich gegangen!

In Dharwar mit seinen 33 000 Einwohnern, an der prächtigen Heerstraße von Bombay nach Madras gelegen, pflegen drei Zeitungen in der Kanara- und

der Mahrattisprache, eine Bibliothek, ein Lese- und ein Literaturverein den Hinduismus und suchen ihn neu zu beleben, — es wird ihnen nicht gelingen! Und gerade hier bei der Betrachtung des Schmerzenskindes der Basler Mission in Indien sei auf eine hochbedeutsame und hocherfreuliche Tatsache aufmerksam gemacht, welche alle die Männer übereinstimmend bezeugt haben, welche die Missionsfelder in Indien besuchten und studierten! Vor 50 Jahren hatte jedes Unternehmen in Indien nationaler oder religiöser Art nur dann Aussicht auf irgend welchen Erfolg, wenn es den prinzipiellen Widerspruch gegen das Christen-



Kirche in Dharwar (Indien).

tum auf seine Fahnen schrieb, heute kommt die Gegenreformation am weitesten, wenn sie ihr Gewand mit christlichen Flicken und Federn schmückt." Und jener ehrwürdige englische Bischof in Indien wird wohl Recht haben mit seinem Ausspruch: „Und wenn mit einem Schlage alle Missionare, Katecheten und Christen aus Indien weggenommen würden, etwas würde doch im Lande zurückbleiben, Einer: Christus! Sein Geist ist schon in Indien und er wird auch Indien überwinden!"

Schwierig ist das Missionswerk auch im Kurglande, südwestlich von Mangalur. Das ist ein Alpenland, dessen höchste Gipfel bis 2000 Meter aufsteigen. Die Gipfel sind kahl, sonst ist das ganze herrliche Land ein großer



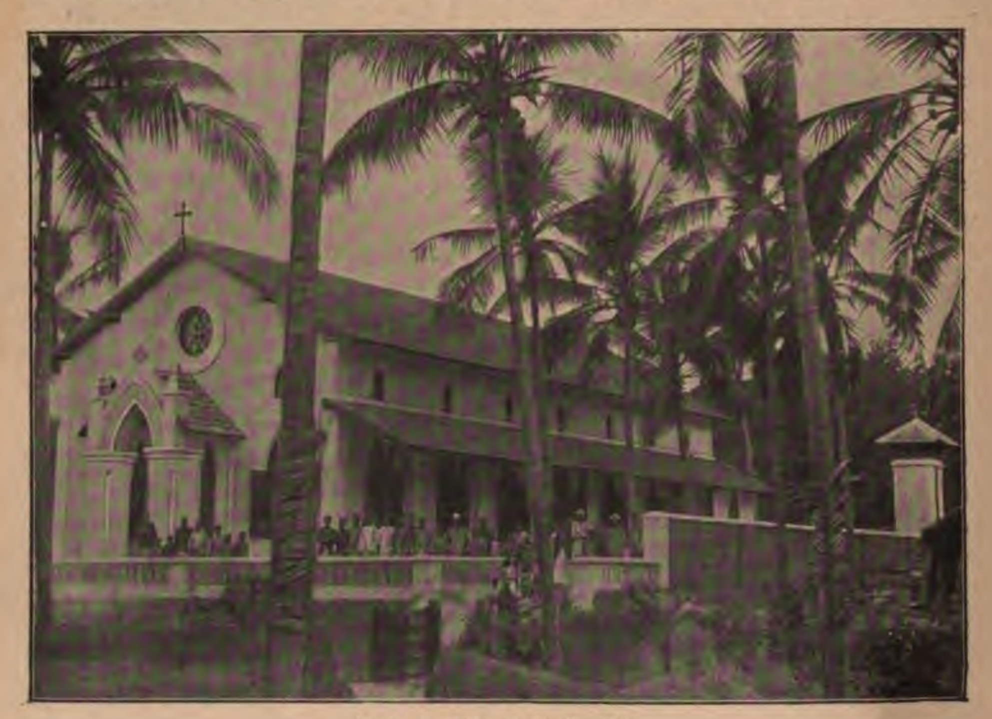
Aussätzigenasyl in Mangalur (Indien).

Wald. Hier lebt ein stolzes, kriegerisches, lange unabhängiges Volk, die Männer oft über sechs Fuß groß, mit einer Art Turban, langem Gewande, Dolch und Gewehr ausgerüstet, die Frauen in kleidsamer Tracht; diese Kodaga haben eine andre Volksklasse, die Holeier, fast zu Sklaven gemacht. Hier taufte Mögling 1853 den ersten Kurgmann und gründete in Almanda eine Station. Aber die Sklaven zeigten sich williger, das Evangelium anzunehmen, als ihre Herren. Diese legte ihnen viele Hindernisse in den Weg. Zuletzt versuchte man die Bekehrten in einem eignen Dorfe zu sammeln und ihnen durch Anlegung einer Kaffeeplantage Arbeit und Lebensunterhalt zu verschaffen. So entstand mitten im Urwald das Dorf Anandapur, d. i. Freudenstadt. Kaundinja, der bekehrte Brahmane, den wir schon kennen gelernt haben, wurde in dieser Kolonie als Missionar angestellt. Auch in Merkara, der Hauptstadt des Bergländchens, ist eine Station, die jetzt zwischen 120 und 150 Gemeindeglieder hat. Gar malerisch krönt ein Fort mit der englischen Kirche die Stadt. Am Fuß des Forts steht das Handlungshaus der Basler Mission. Das frühere Missionshaus wurde in ein Regierungshospital umgewandelt. Die Mission erwarb ein geräumiges Haus in der Nähe als Eigentum.

Wir kommen endlich, noch weiter südlich, nach Malabar, das Gebiet der Malayalimsprache von Mangalur bis zum Kap Kuman. Die hier ziemlich weit zurücktretenden Westghats verschanzen das ganze Land gegen Osten bis auf den Durchgang der merkwürdigen Talebene der Ponani, die eine Bahnverbindung zwischen Kalikut, Koimbatur und Madras ungemein erleichtern. Das äußerst fruchtbare Land ist das Land der Palmen, — Wälder von Kokospalmen bedecken die Küste, — des Pfeffers, des Zimmets, der Bananen und Banianen (eine riesige, ungemein wuchernde Feigenart). Der Reis wird zweimal geerntet. Die beiden Hauptstämme der indischen Bevölkerung, Arier und Drawidas sind hier aufs innigste verschmolzen. Die eingebornen Brahmanen sind Landbesitzer, dann kommen die Nayer, ebenfalls Landbesitzer, die sich auch weit über die andern Kaste erhaben dünken. Die zahlreichste Menschenklasse sind die Tiar oder Palmbauern, denen im Süden die Hawer entsprechen. Aus diesen beiden Kasten rekrutiert sich hauptsächlich die Schar der malabarischen Christen. Auch die Fischerkaste ist zugänglich. Die auf der untersten Stufe stehenden Nayadis, die in den Wäldern hausen, verunreinigen die Atmosphäre der höheren Kasten schon auf 72 Fuß! Die Mohammedaner an der Küste sind meist Feinde der Mission.

Unzertrennlich mit der Basler Mission in Malabar ist der Name Dr. Gunderts verbunden, den Missionar Mögling (vergl. S. 347) 1838 nach Mangalur berufen hatte. Gundert, ein Tübinger Theologe (vergl. den ersten Teil dieses Buchs) und ehemals begeisterter Anhänger von D. F. Strauß, war erst Gehilfe des Freimissionars Groves im Tamillande, danach bei Rhenius in Tinneveli gewesen. Mögling war sein Universitätsfreund. Gern war Gundert gekommen und Basler Missionar geworden. Seine Frau, Julie, wurde die erste Basler Missionsfrau in Indien. Sie eröffnete in Mangalur sofort eine Mädchenanstalt. An Gundert gewann die Basler Mission eine ganz hervorragende Kraft; dieser

tiefgegründete, wahrhaft gebildete Mann mit seinem nie versagenden Humor ist ein Segen für die Mission geworden, draußen wie in der Heimat. Gundert wurde der Begründer der Malabarmission. Einer Aufforderung zufolge nahm er sich der Pulayersklaven auf der Pflanzung Andscharkandi bei Kannanur an, wo ein Tamilkatechist, wie in einem kleinen Sodom, treu gearbeitet hatte. Als ein englischer Richter im Jahre 1839 sein schönes Heimwesen auf dem Nettur-hügel bei Talatscheri der Mission schenkte, war Gunderts dauernde Niederlassung in Malabar gesichert. Von Talatscheri aus besuchte Gundert die englische Militär-station Kannanur, wo Hebich 1841 ihm die Arbeit abnahm. An J. M. Fritz (der übrigens 21 Jahre in Indien wirken konnte) gewann Gundert in Tala-



Kirche in Tschombala (Indien).

tscheri einen tüchtigen Gehilfen. Unter den eingebornen Gehilfen ist der ehe-malige Elefantenführer Gowinda als einer der tüchtigsten Straßenprediger zu nennen. Gundert hatte bald eine Druckerei begründet. Durch ein aus ihr stammendes Traktat war Gowinda der Mission zugeführt worden. Die Station Talatscheri entwickelte sich ruhig und stetig; bald nahm sie im Schulwesen Malabars die erste Stelle ein. (Aus Anlaß einer Visitation des Missions-inspektors Öhler wurde in Talatscheri ein Predigerseminar gegründet.) Übrigens hat die Malabarmission auch manche Schwierigkeiten durchzumachen gehabt. Zwar nach einem Jahrzehnt war eine bedeutende Anzahl von Christen ge-sammelt. Die größte Gemeinde war in Kannanur, aber ein Drittel derselben



Missions High-School (Gymnasium) in Dharwar (Indien) mit 15 Lehrern und 246 Schülern.

waren Europäer und Mischlinge, fast zwei Drittel fremdländische Dienstleute und inländische Leibeigene. Die Tamilparia, mit denen es die Mission besonders zu tun hat, sind in ihrem eignen Vaterlande ein tief verwahrlostes Geschlecht, wievielmehr in der Fremde! Unsagbar scheußliche, unnatürliche Sünden gehen bei ihnen im Schwange, aber sie sind gerade begabt genug, die Missionare durch christliche Worte zu täuschen! Eine Erweckung, die in dem ersten Jahrzehnt stattgehabt, hatte wenig Frucht gezeigt. Und dennoch ist endlich die Malabarmission emporgeblüht. Gunderts Name aber soll unter den treuen Geduldsarbeitern nicht vergessen sein!



Straße in Kalikut (Indien). Im Hintergrund ein Tempel.

Schon ehe die Basler in dies Gebiet kamen, hatte ein englischer Militärprediger in Malabar eine kleine Gemeinde gesammelt und in Kannanur war ein Kirchlein für sie gebaut worden. 1838 übernahm die Basler Gesellschaft diese Gemeinde. Sie zählte am Ende des Jahrhunderts zirka 870 Gemeindeglieder. Eine Weberei in Kannanur, mit ihren beiden Zweigstationen Talatscheri und Tschombala, verschafft Hunderten von Bekehrten das tägliche Brot. Mehrere Schulen sind in Talatscheri, von denen die eine dadurch merkwürdig ist, daß sie von einem reichen Heiden erbaut und der Mission geschenkt worden ist.

Werfen wir einen Blick auf Kalikut („Hühnerburg"), die Hauptstadt Malabars. Auf der Rhede von Kalikut landete einst als erster Europäer Vasco de Gama. Die Stadt erstreckt sich, in üppigstem Grün versteckt, etwa zwei Stunden in die Länge; sie hat 67000 Einwohner. Ein Drittel der Bevölkerung

bilden die fanatischen Mapillas. Die Basler Mission hat auch hier bedeutende Industrieanlagen, Weberei, Ziegelei, Handlungshäuser. Hier hat der Missionsarzt Dr. Liebendörfer auch ein Spital erbaut. Über 1240 Gemeindeglieder haben die Basler in Kalikut. Verfasser stand vor Jahresfrist mit dem Missionar Jaus in Kalikut in Briefwechsel wegen indischer Rätsel, und der Missionar sandte ihm eine Sammlung von 150 Rätseln: 130 Malayalim- und 20 Kanaresischen Rätseln. Einige mögen hier ihre Stelle finden. (Sie sind bisher noch ungedruckt!)

„Steckst du es nicht, so keimt es nicht; an der Staude rankt es nicht; Fehlt's, so schmeckt dir kein Gericht" (Salz). Sagt man: es soll stehn, so steht es nicht; sagt man: es soll gehn, so geht es nicht; nimmst du den Stecken, so springt's! (Boot.) Einer trägt die Augen im Kopf und sagt zu dem, der die



Kirche in Kotageri, Indien.

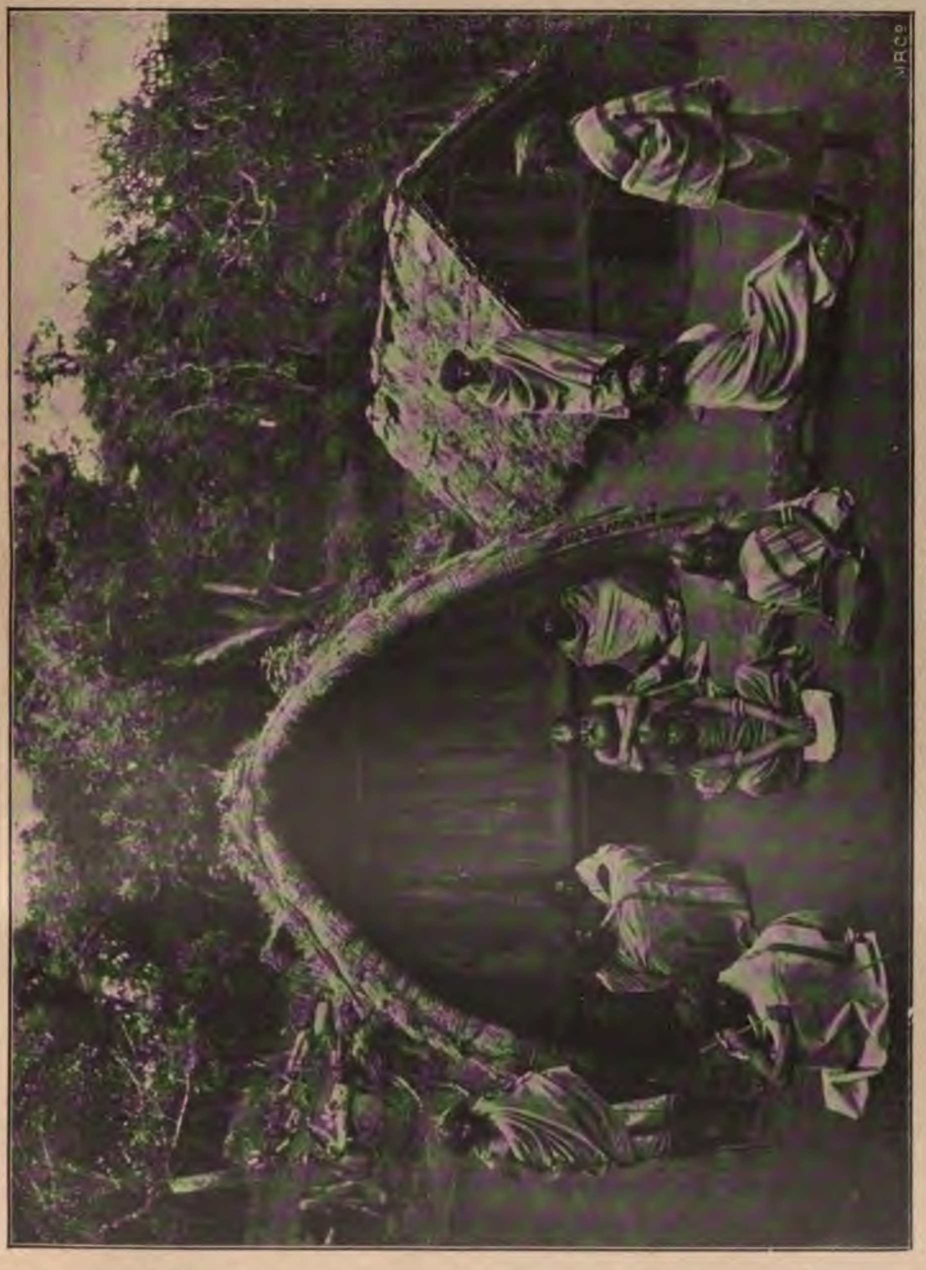
Augen im Bauch hat: „Sieh, da kommt einer, der die Nase in der Hand hat!" (Elefant.) Und noch ein Kanaresisches: In einem See steht eine Königstochter; vertrocknet der See, so stirbt sie. (Lampenlicht.)

1854 wurde in Keti ein Sanatorium für erholungsbedürftige Missionare gebaut. Keti liegt in den Nilagiri oder blauen Bergen. Es ist dies der mächtige Gebirgsknoten, zu dem die höher und höher ansteigenden Ghats sich auftürmen. Die Nilagiri ragen wie eine mächtige Berginsel aus dem Tieflande empor, deren höchster Gipfel, der Doddabetta, sich fast 3000 Meter über dem Meeresspiegel erhebt. Je weiter man emporsteigt, um so mehr weicht die feuchte Dschangelluft einem frischen Alpenwehen. Die Ausblicke sind herrlich, — ein blaues Meer mit erstarrten Wogen. Der edle Engländer Casamajor hat 1849, als er starb, den Baslern zwei Häuser in Keti und Kunnur samt Ländereien in Keti und einen



Missionar B. Lüth mit Lehrern von Süd-Mahratta (Indien).

Missionsfonds hinterlassen. Keti hat jetzt nahe an 300 Gemeindeglieder, Lehrerseminar, Katechistenmittelschule und Gemeindeschulen. Fünf Stunden östlich von


Todas auf den Nilagiris.

Keti liegt noch eine Basler Station in den Nilagiri: Kotagiri mit über 200 Gemeindegliedern. Die Badagas, Ackerbauer und Viehzüchter sind der Mission am meisten zugänglich, — am wenigsten die Todas, der älteste hier angesessene Stamm,

ein von den Einflüssen des Hindutums unberührt gebliebener Rest der alten drawidischen Bevölkerung, ein Hirtenvolk, in dem die Sitte der Vielmännerei herrscht!

Von Keti aus fahren wir nun wieder mit der Eisenbahn nach der Ostküste, nach Madras. Wir wollen doch wenigstens einen Abstecher ins Teluguland machen, um die Hermannsburger und Breklumer Missionare auf ihren Arbeitsfeldern zu besuchen. Nicht weit nördlich von Madras zieht sich das **Teluguland** an der Ostküste Vorderindiens hin. Telugu mag von 13—15 Millionen Menschen gesprochen werden. Ein Teil des Landes liegt auf dem Hochplateau des Dekhan,



Kirche zu Tirupati.

— ohne reichlichen Regen ist hier Hungersnot unausbleiblich, — in der Küstenebene aber prangen Laubwälder in reicher Fülle, und wo man Wassergräben gezogen hat, lohnt der Reisbau. Das ganze Land hat, obgleich die Kasten arischen Ursprungs nur schwach sind, doch die Physiognomie des Hinduismus erhalten. Eine ganze Reihe von Missionsgesellschaften arbeiten im Telugulande, die Londoner Missionsgesellschaft schon seit 1805. In den ersten dreißig Jahren konnte nicht ein einziger getauft werden; erst seit man Kostschulen einrichtete, kann von Taufen berichtet werden. Aber im Norden blieb das Teluguland ein unfruchtbarer Boden. Ganz anders im Süden! Hier liegt seit 1824 die Londoner

Station Kaddapa. Nicht weniger als 90 Außenstationen mit mehr als 5200 Christen weist die Mission hier nach fünfzig Jahren auf. Ja, aber die Leute gehören auch zur Mâlakaste, die ebensotief unter den andern Kasten steht wie weiter südlich die Pareier. „Wen da dürstet, der komme!" „Den Armen wird das Evangelium gepredigt!" Auch die Missionsgesellschaft der amerikanischen Baptisten und die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft machen dieselbe Erfahrung, daß die geringen Leute zu Hauf kommen.

Gehen wir nun auf die Hermannsburger Mission im Telugulande ein. Als die im ersten Teil dieses Buchs erwähnten inneren Stürme über diese Missionsgesellschaft ergingen, war das Werk in Indien eben begonnen. Nach und nach, von 1866—1883, wurden zehn Stationen in der Präsidentschaft Madras,



Missionshaus Parvatipur.

Distrikt Nellur, gegründet. Sulurpeta war die erste, Tirupati, 1877, die vorletzte. Bei den durch uralten Götzendienst, Aberglauben, Priester- und Selbstbetrug und Kastenvorurteile gefesselten Hindus ging's nur langsam vorwärts. Aber am Ende seines Lebens durfte sich Theodor Harms doch über 1160 Getaufte freuen. Eine Station, Sriharikota, ist wieder aufgegeben, sodaß die Hermannsburger jetzt 10 Stationen haben mit 19 Außenstationen, 12 Missionaren, 91 eingebornen Gehilfen und fast 1900 Gemeindegliedern. Oft und viel haben die Gemeinden unter der Cholera zu leiden gehabt, sowie unter der Aussaugung durch die heidnischen Grundbesitzer. Nicht wenige sind nach Südafrika ausgewandert. In solchen Zeiten der Seuche und der Armut zeigt sich die Unbarmherzigkeit des Heidentums in ihrer ganzen Finsternis: die Kranken lassen sie liegen und zu dem Armen sprechen sie: „Da siehe du zu!" Könnten nur die Missionare immer

helfen wie sie möchten! Aber sie haben selbst nur ihr bescheiden Teil. Doch sagt der Rückblick der Hermannsburger Denkschrift der letzten fünfzig Jahre Missionsarbeit: „Unsere Arbeit in der Telugumission ist eine gesegnete gewesen. Kleine Beete sind's jetzt zwar noch, aber es werden große Erntefelder werden. Die Predigt stößt vielfach auf Widerspruch, aber Widerspruch ist besser als Stumpfheit und Gleichgültigkeit. Stellten wir den Paria irgendwie leibliche Hilfe in Aussicht, sie würden in Scharen kommen!"

In Tirupati ist durch die opferfreudige Hilfe des nordschleswigschen Missionsvereins die Station neugebaut. Dort ist eine Schule mit 14 eingeborenen Lehrern.



Kirche in Parvatipur.

Auch die Breklumer Schleswig-Holsteinische Missionsgesellschaft arbeitet im Teluguland und zwar im Distrikt Vizagapatam und im benachbarten Jeypurlande.

Die Breklumer beabsichtigten 1882 zuerst, unter dem Bergvolk der Gonds und Kois weiter landeinwärts zu missionieren, aber der König in Bastar ließ keinen Missionar ins Land; so wandten sich die Brüder nach dem äußersten Nordwesten des Telugulandes, gegen das Jeypurgebirge hin. Vor der Stadt Salur (16239 Einwohner) legten sie die erste Station an; Kirche und Schule wurde, trotz des heftigsten Widerspruchs der Brahmanen, mitten in der Stadt, zwei Götzentempeln gegenüber gebaut. Und siehe, nicht nur der Fürstensohn von Salur besucht die Missionsschule, sondern die Schule hat sich überhaupt so



Missionar Hartw. Harms mit Blaschor und Schülern in Nayudupet (Indien).

gehoben, daß die englische Regierungsschule sich neben ihr nicht halten konnte, und ihre Räume der Missionsschule zur Verfügung gestellt wurden. Ärztliche Hilfeleistungen sind sehr begehrt; 1200 arme Kranke erhalten durchschnittlich im Monat vom Missionar Medizin, auch ist ein Anfang gemacht worden, brotlos gewordenen Christen wirtschaftliche Hilfe zu leisten. Das gesamte Schulwesen in Salur (gegründet 1884) liegt jetzt in Händen der Mission.

5⅕ Meilen nordöstlich von Salur liegt die zweite Telugustation der Breklumer: **Parvatipur**, welche sie von der Londoner Mission übernommen hat, freilich nur als Grundstück mit Brunnen und Katechetenhäuschen. Die Gebäude, voran die große solide Kirche, die jetzt hier stehen, sind von den Breklumern gebaut worden. In Salur zählt die Gemeinde über 226, in Parvatipur über



Missionshaus in Jeypur, der Hauptstadt des Jeypurlandes.

67 Seelen. In Parvatipur befindet sich ein kleines Seminar für das Telugugebiet. Eine Senanamissionsarbeit, — wir werden bald von dieser Art von Missionsarbeit hören, — hat die Breklumer Mission seit 1898 in Angriff genommen; in Salur stehen zwei Schwestern, in Kotapad-Jeypur steht eine.

Westlich an dies Gebiet grenzt das Hauptfeld der Breklumer, das Jeypurland (es ist der südlichste Teil des großen Orissalandes). Ein unter englischer Oberhoheit stehender, reicher, edler, dem Evangelium wohlgesinnter Fürst regiert hier. Der Osten des Landes ist gebirgig (höchst malerisch!); daran schließt sich im Westen eine große, teilweise bewaldete Hochebene. Drei Viertel der über 800 000 Seelen betragenden Bewohner sind Ureinwohner, dunkelfarbig, kräftig, zähe, kühne Jäger in den Wäldern, in denen der Tiger, Bär, Leopard und

Panther haust. Sie sind Dämonenanbeter. Ihre Sprache, die Odiyasprache, ist vom Telugu ganz verschieden. Odiya, Joh. 3, 16, Anfang:

ଯେହେତୁ ତାହାଙ୍କଠାରେ ପ୍ରତ୍ୟେକ ଜଣ ବିଶ୍ୱାସକାରୀ ଯେମନ୍ତ
ନଷ୍ଟ ନ ହୋଇ ଅନନ୍ତ ପରମାୟୁ ପାଇବ ଏଥିପାଁଇ ଈଶ୍ୱର ଜଗତକୁ
ଏତେ ପ୍ରେମ କଲେ ଯେ ସେ ଆପଣା ଅଦ୍ୱିତୀୟ ପୁତ୍ରଙ୍କୁ ଦେଲେ

Dies Missionsgebiet ist ein Fiebergebiet, trotzdem es ein Gebirgsland ist. 6—7000 Fuß hoch hat man in Indien fast europäische Luft, in der Ebene hat man sehr heiße, aber trotzdem gesunde Luft, aber in der Höhenlage von 3000 Fuß disponiert die Luft sehr für das Malariafieber: dennoch ist es für die Mission ein sehr hoffnungsvolles Land, weil die Leute noch kulturlos sind. In einem Distrikt findet sich z. B. nicht ein einziger Götzentempel; der brahmanische Einfluß ist noch nicht bis hierher gedrungen. Die Hauptarbeit der Missionare besteht in der Schule und in der Dorfpredigt unter Benützung der laterna magica. Bis jetzt am gesegnetsten ist die Arbeit auf der Station Kotapad, wo der Missionar auch eine ausgedehnte ärztliche Praxis hat. Auch ist hier schon ein Gehilfenseminar eingerichtet. Das erste Gesangbuch in der Uriyasprache (oder Odiya), mit 60 Liedern, ist soeben fertig geworden. Hin und her im Lande „rauschet es, als wollte es regnen“, ganze Familien, ja ganze Dörfer zeigen die Absicht, überzutreten.

1892 hatten die Breklumer 124 Seelen, 1898 hatten sie 533 Seelen im Jeypurlande. In Telugu und Jeypur zusammen hatten sie 1900: 1103 Christen. Am 1. April 1901: 1530 Christen, 4944 Taufbewerber auf sechs Stationen. Die siebente wird angelegt.

Die Bewohner sind bis auf 36 000 Hindus: Drawida, Kolarier und Ureinwohner.





Missionar Pohl, umgeben von seinen Gehilfen (Parvatipur).

11. Kapitel.

Das übrige Britisch-Indien.

Die Goßnersche Mission. Die Zenanamission. Die Himalayamission der Brüdergemeinde. Ein Besuch auf einzelnen Hauptstätten der nichtdeutschen Missionen.

Die Goßnersche Mission.

Die Station Tschaibasa, die südlichste der Goßnerschen Mission, schaut auf das Orissaland hernieder, von dessen Sprache wir wenigstens eine Schriftprobe im vorigen Kapitel bringen konnten. Beiläufig sei hier erwähnt, daß in Orissa, in der Küstenstadt Puri, sich der Tempel des Dschaganâth, d. i. Herr der Welt, befindet, der, ein unförmlicher blauer Block, an seinem Hauptfeste von tausenden von Menschen gezogen wird, — oder wurde, denn der Eifer dieses Götzendienstes hat sehr nachgelassen (vergleiche Seite 337). Es sei hier erwähnt, weil dieser Götzendienst gerade vielen Missionsfreunden bekannt ist. Also Tschaibasa ist uns das Bindeglied zwischen Orissa und Tschota-Nagpur, so heißt das Arbeitsfeld der Kolsmission. Der Name bezeichnet eine ganze, große Provinz. Die Gesamtbevölkerung beträgt 5½ Millionen Seelen. Die Zahl der Kols ist in Tschota-Nagpur etwas über 1½ Millionen. Die Kols zerfallen in folgende Stämme, welche in Sprache und Gesichtsbildung oft sehr von einander abweichen: Uraos, Santals, Mundaris, Hos oder Larkas, wozu noch solche kommen, die einfach als „Kols" bezeichnet werden. Die Uraos sind dravidischen Stammes, die andern nennt man Kolarier. Eine Anzahl kleiner Stämme übergehen wir. Die Mundari- und Larka-Kols sind einander am verwandtesten. Tschaibasa ist die Larkastation. Unter den Larka hat die Mission bis jetzt am wenigsten Erfolg gehabt. Die Goßnersche Mission zählte im Jahre 1900 im ganzen in Tschota-Nagpur 53779 Getaufte und 4352 Taufbewerber.

Die gemeinsame Religion aller Kols ist das alte Heidentum. Sie haben eine dunkle Ahnung von einem Schöpfer, der entweder in der Sonne wohnt, oder mit der Sonne gleichgesetzt wird. Die Mundaris nennen ihn Sing-bonga,

„Sonnengeist", die Uraus „Dharme". Am heidnischen Erntefest opfert ihm der Kol ein weißes Huhn. Auch hat sich hie und da die Sitte erhalten, beim Säen die ersten Körner gegen das Licht zu heben. Doch übt der Glaube an den guten Lichtgott fast gar keinen Einfluß auf das Herz des Kol aus, vielmehr sind es allein die bösen Geister, die „Bhuts", welchen man aus Furcht vor Schaden und Strafe dient. Es gibt Dämonen, die an bestimmte Orte, solche, welche an bestimmte Felder und solche, die an bestimmte Häuser gebunden sind. Sie werden oft durch längere oder kürzere Pflöcke versinnbildlicht. Im Hause hat der Bhut gewöhnlich seinen Sitz unter dem Feuerherd oder oben unter dem Dachfirst. Die Hauptaufgabe bei dem ganzen Teufelsdienst ist die, den Bhut auf seinen bestimmten Raum zu beschränken und in Ruhe zu halten. Dies geschieht durch Opfern von schwarzen Hühnern und Ziegen. Jedes Dorf hat seinen besonderen Dorfteufel. Das Auftreten irgend eines Unglücks wird darauf zurückgeführt, „daß der Teufel los ist." Er muß also wieder gebannt werden. Mit welchem Opfer dies zu erreichen sei, das sagt der Zauberer, das Opfer selbst vollzieht der Priester, dessen „Levit" der Wasserträger ist. Zur Erlernung der Zauberformeln bestehen förmliche Schulen. Auch der Glaube an Hexen und die Furcht vor Gespenstern, meist Seelen von Menschen, die eines gewaltsamen Todes gestorben sind, ist weit verbreitet. Beim Opfer selbst wird das schwarze Opfertier erst vor den Opferstein gestellt, mit einem roten Strich gezeichnet, und wenn es den ihm vorgeworfenen Reis frißt, durch Trennung des Kopfes vom Rumpf getötet. Das Blut fließt auf den Stein, das Fleisch wird mit nach Hause genommen, die Opfermahlzeit mit dem berauschenden Illireisbranntwein gehalten. 1545 wurde Tschota-Nagpur vom Sultan Akbar unterjocht. Die Brahmanen verschafften sich Einfluß beim Herrscher, der freie Bauernstand der Kols sank zu Pächtern herab, die der Willkür der Hindu preisgegeben waren. Und seit die Engländer das Land in Besitz genommen haben, 1832, wurden die Kols noch mehr unterdrückt, denn die Verwaltung des Landes lag in den Händen der Unterbeamten, die mit den Aussaugern gemeinsame Sache machten. Die Kols bauen Reis und lieben die Jagd. Regellos stehen ihre elenden, viereckigen Hütten in den Dörfern. Die Arbeit liebt der Kol weniger als den abendlichen Tanz auf der Akra, dem Tanzplatz, der in keinem Dorfe fehlt. Meist wird dieser Tanz unter dem reichlichen Genuß von Reisbranntwein, den auch die Frauen und Mädchen nicht verschmähen, zur zügellosen Orgie.

Noch einen Blick auf die Bodengestalt des Landes Tschota-Nagpur: es besteht aus drei Hochebenen. Die erste, etwa 3600 Fuß überm Meer, bildet kleinere Plateaus, auf denen zerstreute Dörfer liegen; die Felsen haben oft wunderliche Gestalt, etwa versteinerten Halbkugeln gleichend. In den dichten Urwäldern hausen wilde Tiere. Chainpur oder Büchselpur ist die Station, die auf dieser höchsten Hochebene liegt. Die nächst niedrigere, etwa 2100 Fuß überm Meer, zeigt als charakteristisches Merkmal die schönen Mangohaine, die bei keinem Dorfe fehlen. Das Land ist mit Dörfern und Feldern übersät. Hier liegen die Stationen: Lohardagga, Ranchi, Govindpur, Burju, Takarma,



Mela (heidnisches Volksfest) in Ghazipur. Opfern für Verstorbene.

Singhani. Das dritte Hochplateau, etwa 800 Fuß überm Meer, ist am dichtesten bevölkert und am heißesten. Die Stationen Purulia, Chakradharpur und Thaibasa liegen hier.

1844 schickte Vater Goßner vier seiner Zöglinge, Schatz, Brandt, Batsch und Janke nach Kalkutta. Sie sollten sich in Birma ein Arbeitsfeld suchen. Aber englische Freunde, und der in englischen Missionsdiensten stehende Württemberger Dr. Häberlin rieten ab, nach Birma zu gehen, sie möchten vielmehr in Kalkutta abwarten, wo sich für sie offene Türen zeigen würden. So blieben sie in Kalkutta. Mittlerweile hörten sie durch englische Beamte von der Provinz Tschota-Nagpur. Diese Beamten empfahlen ihnen das dortige Heidenvolk, und ein Kapitän Hannington trat am kräftigsten für diese Idee ein. Die Missionare



Dorftenne bei den Kols.

sahen sich daher 1845, nachdem Häberlin persönlich Tschota-Nagpur besucht hatte, der Ungewißheit überhoben, wo sie zu arbeiten haben würden.

Nach langer, mühsamer Reise, — Eisenbahn gab es nicht, — gelangten sie im November nach Ranchi. Ein in der Nähe der englischen Beamtenhäuser liegendes Stück Land nahmen sie sogleich in Erbpacht und fingen mit dem Hausbau, der Garten- und Feldbestellung an. Sie wohnten und wirtschafteten gemeinschaftlich, — zwei waren verheiratet. Hindi hatten sie notdürftig gelernt, so fingen sie frisch und fröhlich die Missionsarbeit unter den Kols an. Die Hälfte der Missionarsgemeinschaft waren von Hause aus Lehrer, so war es kein Wunder, daß man sogleich mit einer kleinen Schule begann.

Die „Jungen" fingen auch bald an zu zwitschern, so wie sie es in der christlichen Schule lernten, aber das „Singen" der Alten blieb aus. Es kamen

andere Missionare nach, man legte neue Stationen an: Domba, Lohardagga, Pituria; man disputierte mit Hindus und Mohammedanern, man entfaltete eine aufopfernde ärztliche Tätigkeit — umsonst, die Bereitschaft zu eingehenderem Unterricht, zum Heraustreten aus den bisherigen Lebensgewohnheiten blieb aus. Die Missionare wurden verzagt. Aber Goßner mahnte zum Ausharren.

Und wie wohl hat er daran gethan! Am 9. Juni 1850 wurden die ersten vier Männer aus dem Stamm der Uraus getauft. Halb neugierig, halb sehnsuchtsvoll hatten sie während eines längeren Aufenthalts in Randhi an den dortigen Gottesdiensten teilgenommen und dann den Taufunterricht begehrt. Zurückgekehrt in seine Heimat legte der eine Getaufte sogleich ein mutiges Zeugnis für das Evangelium ab: „Ich will mir eine Axt kaufen, um dich damit zu erschlagen, der du unsern Stamm entehrt und verführt," so fuhr ihn ein vornehmer Heide an; „Aus jedem meiner Blutstropfen, die ich um Jesu willen vergießen werde, werden Tausende von Christen geboren werden." Das war seine Antwort. Zwei Missionare waren bereits gestorben. Goßner schrieb: „Dies Wort (von den Urauchristen) ist wohl zwei Menschenleben wert!"

Und nun entstand eine große Bewegung durchs ganze Volk. Die getauften Urauleute und andere, die Missionare auf wochenlangen Predigtreisen, trugen die Mahnung hin und her: „werdet doch auch Christen!" Das gottesdienstliche Lokal in Randhi reichte längst nicht mehr aus, die Christen in den Dörfern bauten sich selbst kleine Kapellen, die christlichen Feste, auch das Erntedankfest mit dem Opfer von Landeserzeugnissen bürgerten sich ein.

Da brach 1857 der Militäraufstand in Indien los, — die englische Regierung befahl den Goßnerschen Missionaren, sich nach Kalkutta zu retten. Als sie den Rücken gekehrt hatten, ging auf den Stationen alles drunter und drüber. Alle Gebäude, auch die große Christuskirche in Randhi, wurden geplündert, 700 Christen flohen in die Wälder, lieber wollten sie den wilden Tieren als den Hindus und Mohammedanern zum Opfer fallen! Ende des Jahres konnte alles auf die Stationen und in die Dörfer zurückkehren, und nun strömten die Familien nur so zum Taufunterricht, freilich nicht alle aus wirklichem Heilsverlangen! Die christlichen Engländer hatten gezeigt, wer Herr im Lande sei!

Inzwischen aber war wichtiges in der Missionsleitung vorgegangen. Missionar Schatz war nach Berlin gereist während des Aufstandes, und auf sein Zureden hatte sich der 84jährige Goßner entschlossen, die Kolsmission an die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft abzutreten. Goßner starb schon 1858, und als Generalsuperintendent Büchsel an seine Stelle trat, bildete sich ein Komitee zur Leitung der Kolsmission. Manche Änderungen traten ein, so z. B. bekam fortan jeder Missionar sein Gehalt, der gemeinsame Haushalt hörte auf. Die englische Kirchenmissionsgesellschaft aber wollte sich erst noch die Übernahme der Kolsmission überlegen.

Die Besoldung des einzelnen Missionars war sehr bescheiden; so fingen einige ältere Brüder an, durch Häuserkauf und Pachtungen sich Privatbesitz zu erwerben. Als an des verschollenen Schatz Stelle vom Kuratorium ein Mann bestellt wurde, der von vornherein erklärte, er werde dem Bestreben, sich Privat-

besitz zu erwerben, entgegentreten, protestierten die Brüder gegen seine Person, — es war der Theologe Sternberg, — und sie drangen mit ihrer Weigerung durch. Mangel an europäischen Missionsarbeitern, dies blieb nun eine ganze Zeit die Signatur in der Kolsmission. Während derselben kam der in Kalkutta residierende Bischof der Kirche von England nach Randhi, um die Kolsmission sich anzusehen. In einem Brief an Dr. Büchsel erinnerte er dann an Goßners Wunsch, die Mission durch die Missionsgesellschaft der englischen Kirche fortgesetzt zu sehen. Aber Büchsel lehnte ab. Im Jahre 1868 kam es zu einer Trennung zwischen den Kolsmissionaren: von zwölf traten sechs aus und siedelten



Missionar Dr. Nottrot in Ranchi mit eingeborenen Gehilfen an der Bibelübersetzung arbeitend.

auf die, von einigen unter ihnen erworbenen Grundstücke, über. Auf ihrer Seite standen die englischen Beamten. Diese sechs versuchten nun möglichst ihre alten Gemeinden zu sich herüberzuziehen, aber es gelang ihnen nur mit wenigen. Diese Missionare sind dann vom Bischof von Kalkutta nach den herkömmlichen Formen in die englische Kirche aufgenommen worden, mit ihnen ihre Anhänger. Ein erfahrener englischer Missionar — jetzt Bischof — übernahm die Leitung der englischen Kolsmission, welche bis zu dieser Stunde weiter gewachsen ist.

Kein Wunder, daß, als die Evangelischen uneins waren, die Katholiken kamen, um im Trüben zu fischen. Sie fingen klein an, aber sie haben es zu-

wege gebracht, daß auch die christliche Kolsmission ein Spiegelbild der allgemeinen Christenheit geworden ist, voll Entzweiung und Zerklüftung.

Jetzt wurden durchgreifende Änderungen in der Kolsmission eingeführt. Fast acht Jahre lang hatten die Missionare das Bereisen der Dörfer so ziemlich ganz unterlassen. Alles war nach Randhi zentralisiert. Dies konnte so nicht bleiben, die Missionare, immer noch elf an der Zahl, mußten auf einzelne Stationen verteilt werden. Diese haben dann auch mit großer Anstrengung und unter empfindlich beschränkten Geldmitteln an der Anlegung neuer Stationen gearbeitet: Patrasburdsch, Goßner-Pur (das alte Gowindpur), Lohardagga und Matthäuspur. Ebenso wichtig war, daß die Missionare nun endlich auch Mundari und Urao



Aussätzige Frauen und Kinder in Johardogga (Kolsmission).

lernten und so den Kols in der Muttersprache, nicht mehr bloß in Hindu, predigten. 1895 wurde das Mundari-Neue Testament fertig und in Kalkatta gedruckt. Eine Probe, wie die Kolsprache klingt:

„Müde bin ich, geh zur Ruh'" rc.:

Kami te hokatanaing
Giti te sinotanaing
He Apu am sirmare
Nida re horoleme
Papkedaing okona
Tising chemaingme ena
Maium Prabhu Isu a
Saben pap abungtana.



Frau Dr. Nottrott mit der Nähschule in Ranchi.

Auf das Schulwesen war von Anfang an großes Gewicht gelegt worden, wie es ja bei Männern, deren viele früher Schullehrer waren, nur natürlich ist; das ganze Schulwesen krönt das Predigerseminar zu Ranchi, aus dem schon eine ganze Anzahl tüchtiger eingeborner Prediger hervorgegangen sind (neunzehn im Jahre 1895).

In dem letzten Jahrzehnt ist auch die Krankenpflege in der Kolsmission zu besonders erfreulicher Entwicklung gekommen. Daß unter der pflegenden Hand der Missionare größere Krankenanstalten entstanden, in denen besondere Arten von Leidenden Aufnahme und vielleicht dauernden Aufenthalt fanden, das war früher nicht gewesen. Nun war das Elend der vielen Aussätzigen, die es in Indien gibt, einigen frommen Engländern und Schotten aufs Herz gefallen. Sie



Aussätzige Männer in Lohardagga.

bildeten einen Verein, sammelten Gelder und fragten bei einigen Missionsvorständen an, ob sie nicht ihren Missionaren gestatten wollten, Aussätzigenasyle unter ihre Aufsicht zu nehmen. Das Mitleid brachte zusagende Entscheidung. So entstand zu Lohardagga unter der gesegneten Hand des Missionars Ferdinand Hahn auf einem, von einem reichen Heiden geschenkten Platz, dicht neben der Missionsstation ein Hospital, wo ein an leichterem Aussatz erkrankter Katechist inmitten aussätziger Familien wohnt. Noch größer und reicher entwickelt ist das 1888 gegründete Asyl in Purulia unter dem kürzlich gestorbenen Missionar Uffmann. Seine älteste Tochter, zur Erziehung nach Deutschland geschickt, war in Berlin am Aussatz erkrankt und gestorben. Seitdem hatte sich Uffmann ganz der Arbeit an den Aussätzigen hingegeben, und unter seiner Leitung hat sich

das Asyl in Purulia zu einem stattlichen Dorf von über 300 Einwohnern entwickelt. Da sind 9 Häuser für Männer mit 28 Zimmern, und 8 Häuser für Frauen mit 25 Zimmern; Häuser für den eingebornen Arzt, den Aufseher, ein Knabenheim, ein Mädchenheim, Kaufläden, Schule, Kapelle, Apotheke. Fast alle Insassen des Asyls sind jetzt Christen.

Ein Krankenhaus für Kranke aller Art ist in Randhi auf dem Missionsgrundstück entstanden; es heißt wie das, welches Goßner ein Jahr vor seiner Mission in Berlin begründet hat: „Elisabeth-Krankenhaus".



Missionar Uffmann,
der Vater der Aussätzigen, der seit vielen Jahren dem großen Aussätzigenasyl in Purulia vorgestanden hat, und dessen eine Tochter selbst am Aussatz gestorben.

Weit schwieriger aber ist die Aufgabe, die die Kolsmissionare gegenüber der sozialen Frage haben. Die meist aus den niederen Volksschichten stammenden Kolschristen werden vielfach von ihren Herren bei der Pacht- und Rentenzahlung betrogen, und offenbar hat der Rat der Missionare, „lieber Unrecht leiden, als Unrecht tun" seine Grenze, und die Behörden müssen zu Schutz und Entscheidung angerufen werden. Da haben denn die Jesuitenmissionare wieder im Trüben zu fischen verstanden, dem Volk große Versprechungen gemacht, einen Aufstand gegen die Grundbesitzer herbeigeführt und schnell Tausende getauft, ohne diese irgendwie kirchlich versorgen zu können. Als dann einige solcher unversorgt gebliebenen Ortschaften bei evangelischen Missionaren um einen Lehrer baten, ging die Goßnersche Mission nach reiflicher Überlegung auf die Bitte ein. So entstand die Station Büchselpur.

Noch zwei Stationen seien erwähnt: Tschakradharpur, das ist die Kreuzung der den Süden von Tschota-Nagpur durchschneidenden, neu erbauten Eisenbahn und der großen Landstraße von Randhi nach Tschaïbasa. Dieser Knotenpunkt verspricht von besonderer Bedeutung für die Provinz zu werden. Und endlich das in der Entstehung begriffene Ebenezer — die Jubiläumsstation 1845—1895!

Auch sei des jüngst aufgetretenen „falschen Messias" Daud Birsa erwähnt, welcher vorgab, von Gott gesandt zu sein, um sein Volk in dem nahe bevorstehenden Weltuntergange zu retten. Seine Lehre war ein Gemisch von heid-

nischen, mohammedanischen und christlichen Anschauungen. Zu Tausenden strömte das Volk ihm zu, denn die Kunde von Wundern, die er tue, durcheilte das Land. Er verbot, Steuern zu zahlen und der Königin Viktoria Gehorsam zu leisten. Als ihn die Regierung gefangen nahm, hatte er gesagt: „In drei Tagen bin ich wieder bei euch!" Aber er blieb im Gefängnis, und nun kamen Tausende von Heiden und abgefallenen Christen zu den Missionaren, die alle Hände voll zu tun bekamen.

Als Abschluß des über die Kolsmission Gesagten noch ein kleines, prägnantes Bild: ein Besuch auf ihrer Station Lohardagga. Zehn Meilen nördlich von Ranchi ist sie gelegen, durch dichten Urwald mit himmelanstrebenden Stämmen,



Der Aufrührer Daud Birsa als Gefangener mit vier indischen Soldaten in englischen Diensten.

hernach durch welliges, grasbewachsenes Hügelland führt der Weg dahin. In den hie und da zerstreuten Wäldchen von Fruchtbäumen liegen die Dörfer der Kols versteckt. Endlich zeigt uns ein weißer Kirchturm, daß unser Ziel nahe ist. Wir müssen durch die Stadt Lohardagga hindurch, um zur Station zu kommen. Durch ein Gittertor, rechts und links von einer mächtigen Aloshecke flankiert, treten wir in eine Akazienallee ein, die nun gerade auf die Kirche zuführt. Das Haus rechts neben der Kirche ist das Haus des Missionars. Weit springt das Dach vor und bildet auf allen Seiten des Hauses einen schattigen Gang, die Fenster reichen bis auf den Boden und können als Türen geöffnet werden. Grobe Leinwand, unter dem Strohdach ausgespannt, bildet die Zimmerdecke, ein großer Fächer, der in der heißen Jahreszeit Tag und Nacht in Bewegung erhalten wird,

mildert die Glut durch Zugluft. Die Hitze macht es dem Europäer unmöglich, ohne mancherlei Dienstboten hier auszukommen, und nur der Unkundige hält es für Luxus, wenn er hört: der Missionar hat seinen Koch, seinen Wäscher, seinen Pferdeknecht, seinen Kuhhirten, seinen Gärtner, seinen Stationswächter 2c. Im Jahre 1848 hatte ein englischer Beamter der Goßnerschen Mission sein ganzes Anwesen in Lohardagga geschenkt, das war die Entstehung der Station Lohardagga. 1857, im Militäraufstand, wurde sie völlig zerstört und konnte nicht sobald wieder aufgebaut werden. Aus drei Kolsgemeinden der Umgegend ging man zum Teil nach Randhi zum Taufunterricht, zehn Meilen weit! Bei vielen Kols aber waren es keineswegs rein geistliche Motive, daß sie sich zu den Missionaren hielten. Sie hofften, nach Niederwerfung des Aufstandes von 1857, ihre alten Erbländereien mit Hilfe der Missionare wieder zu bekommen; lange genug hatten die hellbraunen Hindu sie bedrückt, nachdem sie ihnen das Besitztum ihrer Väter genommen. 1872 baute Missionar Lorbeer die Station wieder auf, 1877 trat Missionar Hahn hier in die Arbeit ein, und Lohardagga ist eine Station des Segens für die Kolsmission geworden. Aus der Mädchenschule, — wir kamen an ihr auf dem Wege durch die Akazienallee nach der Kirche vorüber, — ertönt Gesang. Mit brennend roten Blumen im rabenschwarzen Haar, in ein langes, weißes Gewand (mit farbiger Kante und malerischem Faltenwurf) gehüllt, erwarten uns die Schülerinnen, und nicht bloß das Fehlen der schweren Kupferringe und Kette an Hand, Fuß und Hals, nicht bloß die Sauberkeit ihres Äußeren, der offene, freundliche Blick, mit dem sie uns ansehen, zeugt von dem segensreichen Einfluß der christlichen Umgebung. Ebenso herzerfreuend ist der Besuch in der Knabenschule: mit ehrerbietiger Verbeugung, die Hand auf der Brust, begrüßen uns die Jungen, — wie anders auch hier wieder ihr Gesichtsausdruck, als der bei Heidenknaben! Jisu sahay! d. i. Jesus ist Helfer, so lautet ihr Gruß. Doch unsere Zeit ist kurz; noch einen Blick ins Katechistenhaus, wo die eingeborenen Gehilfen der Missionare, die in ihren Dörfern später die Gottesdienste zu leiten haben, nach einem mehrjährigen Seminarkursus in Randhi, noch die praktische Anleitung zur Führung ihres Amtes erhalten; schräg gegenüber die Dera, die Herberge für die Christen, welche von den Dörfern auf die Station kommen und die Kols der Umgegend, die zum Taufunterricht erscheinen. Finster, stumpf und roh ist bei manchem noch der Gesichtsausdruck, — die Männer haben das Haar in einen Zopf geflochten, der mit Kuhmist verklebt ist, — dieser Zopf fällt, wenn sich jemand für das Evangelium entscheidet. Das Dach des Aussätzigenasyls sehen wir von ferne winken, der Tag ist um, wir können nicht mehr hin, schon ertönt aus dem Katechistenhaus „Nun ruhen alle Wälder“ oder „Kami te hokatanaing“, d. i. „Müde bin ich, geh' zur Ruh!“ Mit dem Gefühl, eine Stätte der Arbeit und des Segens besucht zu haben, scheiden wir von Lohardagga.

Nördlich von ihrem Arbeitsfeld unter den Kols hat die Goßnersche Mission noch fünf Stationen am oder in der Nähe des Ganges: Ghazipur, Buxar, Darbangha, Chapra und Muzafferpur, die man unter dem Namen Gangesmission zusammenfaßt. Nach langer Arbeitszeit und vielen Opfern an Menschenleben

und Geld zählen diese Stationen doch erst 700 Getaufte; die Hälfte davon befindet sich in Ghazipur. Hier ist überall harter Boden unter den Hindus, und es scheint auch mit Indien so zu kommen, daß die Ersten werden die Letzten sein — die Hindus, und die Letzten die Ersten — die armen Kols. Eines Mannes muß hier Erwähnung getan werden, der seine Lebensarbeit in der Gangesmission getan hat unter dem Erkennungszeichen eines Apostels, wie es St. Paulus 2. Kor. 12, 12 bezeichnet, unter viel Geduld! Das ist der Missionar Dr. Ribbentropp, dem es Vater Goßner mit seinem Zeugnis von Christo angetan, also daß er, der Gymnasiallehrer in Berlin nach Indien als Missionar



Eingeborne Pastoren unter den Kols.

zu gehen beschloß. Wir belauschten ihn schon bei seinen Bibelstudien auf der Seereise, wie er im Hafen der Kapstadt die „glänzende Schrift", die Weissagung aus den Namen der zehn Erzväter von Adam bis Noah auf die Erlösung der Menschheit fand. Am 21. September 1848 wohnte er der ersten Straßenpredigt in Kalkatta bei und trat bald darauf die Arbeit auf der Station Tschapra an, die er fünfzehn Jahre lang, bis zu seinem Heimgang getrieben hat. Die vielgeübte Versetzung des Geistes in fremde, uralte Denkweisen, — er war Doktor der Philosophie, — machte es ihm leicht, sich mit den verschiedenen Formen der Hindureligion auseinanderzusetzen. Die kalte Zeit reist er umher und predigt in Dörfern, auf Märkten, an den Straßen; kommt dann am Abend noch ein

junger Brahmane, um weitere Belehrung zu suchen, „wer sollte da nicht wieder wach werden!“ Aber nicht in philosophische Spekulationen läßt er sich ein, den Punkt nur sucht er zu finden, in welchem seine eigene Seele gefaßt worden ist, den ungeheuren Mangel eines Menschenherzens, das ohne Gott in der Welt ist. Die Kinder waren seine Lieblinge, und die Arbeit in der Schule war seine Lust. In Kleidung und Lebensweise den Ärmsten gleich zu werden, damit sie ihm innerlich gleich würden, das war sein Bestreben. Für Kranke, Fakire und Bettler hat er eine Herberge gebaut, damit sie auch die frohe Botschaft vernähmen; die Aussätzigen hat er selbst gepflegt und hat sie nachher selbst begraben. Im Glauben hat Rippentropp gesät — und nicht viel Früchte erlebt. Er hat sich mit Goßner getröstet: „Regnet's nicht, so tröpfelt's doch!“ „Freilich muß man sich zerarbeiten, daß die wenigen, die sich gefunden, nicht wieder davonlaufen! Wir freuen uns der hie und da hervorkommenden Grasspitzen, solange die Garben noch nicht zu sehen sind!“ Im September 1863 ist er unerwartet plötzlich gestorben. Er war eine reife volle Garbe, ein lebendiges Denkmal der erneuernden Liebesmacht des Heilandes, darum bedurfte er keines langwierigen Krankenlagers. „Seine Seele gefiel Gott wohl, darum eilte er mit ihm aus diesem bösen Leben.“



Missionar W. Ziemann, Ghazipur.

Dem Manne, dessen Bild wir hier noch bringen, Vater Ziemann, dem Begründer von Ghazipur, ist ein literarisches Denkmal gesetzt, eine Lebensbeschreibung von ihm erschien vor zehn Jahren. 38 Jahre lang hat er in Indien unter Hindus und Mohammedanern im Segen gewirkt. Er war einer von der alten ungelehrten Goßner-Garde, die sich im fremden Lande selbst durchschlagen mußten. Ziemann hat seine Station Ghazipur unabhängig von der Goßnerschen Missionskasse, aus Beiträgen, die er selbst in Indien sammelte, bis 1881, seinem Todesjahr, erhalten. Sein Nachfolger in Ghazipur hat sein Leben beschrieben.

Ein neues Arbeitsfeld der Goßnerschen Mission tut sich gerade in unsern Tagen in Assam, dem Teelande Vorderindiens auf, dort in dem vom Brahmaputra durchströmten Tale, wo in den hunderten von Teegärten 3000 christliche Kols aus Tschota-Nagpur arbeiten, die, vertrieben von ihren Bedrückern, hier ihr Brot finden. Immer mehr strömen ihnen nach. Sie haben in Assam hart zu arbeiten und sind dort zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten

haben. Außer den 3000 christlichen Kols leben 177 000 heidnische Kols in Assam. Die Goßnersche Mission kennt ihre Art, ein Wohnhaus in Goshat, dem Mittelpunkt in Oberassam, wo die Kolschristen wohnen, steht zum Verkauf, auch sind eingeborne Pastoren bereit, dorthin zu gehen. „Die Zukunft Assams gehört den Kols," so meinen die sachkundigen Teepflanzer, und „Assam wird ein zweites Tschota-Nagpur werden", das ist die Hoffnung erfahrener Missionare.

Die Senânamission.

Das heidnische Frauenleben Indiens kann eigentlich gar nicht in einheitlicher Darstellung vorgeführt werden, sowenig wie es möglich ist, das Leben der



Wie man in Indien ißt (zuerst der Mann, dann die Frau.)

europäischen Frauen in einem Bilde darzustellen, bei welchem man der Spanierin wie der Russin, der Engländerin wie der Griechin, gerecht werden wollte, und nicht minder der schlichten Frau vom Lande und der vornehmen Städterin. In Indiens Ländern sind fast noch größere Unterschiede, wenigstens was vornehme und geringe Frauen anbetrifft, denn die Kasten scheiden dort die Bevölkerung viel weiter voneinander, als bei uns die Stände. Beschränken wir uns also auf das nördliche Vorderindien und auf das Frauenleben der höheren Kasten und in den größeren Städten.

Von der heidnischen Frau in Indien sagt eine Augenzeugin, indem sie ihr Los zusammenfaßt: „Die Töchter Indiens sind unwillkommen bei ihrer Geburt,

bleiben ohne Unterricht in ihrer Kindheit, werden durch ihre Verheiratung nur Sklavinnen, sind verflucht als Witwen und sterben unbeweint!"

Fragt man, woher es kommt, daß in Indien die Tochter unter Verwünschungen bei ihrem Eintritt in die Welt empfangen wird, so finden wir die Antwort in der heidnischen Lehre von der Seelenwanderung. Alle Menschen, die ihre Sünden nicht genügend abgebüßt haben, werden noch einmal auf Erden geboren als Tiere, — oder auch als Mädchen. Das Weib gilt als ein tiefuntergeordnetes Wesen, und die Geburt eines Mädchens wird immer als ein Unglück betrachtet. Die Frauen bewohnen einen besonderen Teil des Hauses, zu dem ein enges Pförtchen führt,



Eine Frau fährt ihre Götzen spazieren. (Indien.)

„Senâna" genannt. Jede Frau hat ihre besondere Kammer, die sie mit ihren Kindern bewohnt. Von Jugend auf wird das Mädchen mit allem möglichen Schmuck behängt, Ohr- und Nasenringen, Arm- und Fußringen; wenn die Kleine herumspringen kann, trägt sie sicher schon für einige hundert Mark Schmuck an sich. Zur Putzsucht wird das Mädchen erzogen, und mit unsittlichen Göttergeschichten wird ihre Phantasie erfüllt. Irgend welchen Schulunterricht erhält sie nicht. Vor dem zehnten Lebensjahr muß das Mädchen verheiratet sein, sonst wäre es eine unauslöschliche Schande für die Familie. Nach dem zwölften Lebensjahre ist sie dann für immer von ihrer Mutter fort, eine Gefangene unter den übrigen Frauen in dem Hause ihres Mannes, in der Senâna. Ein Tag verstreicht wie der andere; die einzige Abwechslung bringt ab und zu ein Gang

nach dem Tempel, um vor dem Götzenbild zu beten, oder nach dem heiligen Flusse, um das sühnende Bad zu nehmen. Sonst Tag für Tag dasselbe geisttötende Einerlei: sich putzen, essen, Siesta halten, schwatzen, sich untereinander zanken, am Fensterchen stehen und in die verschlossene Welt hinausstieren. Ein Lichtpunkt ist's, ein Sonnenstrahl bescheint solch armes Wesen, wenn sie Mutter eines Sohnes wird. Das ist ihr Ehrentag. Das Knäblein stirbt, — und hinweg ist der Sonnenschein. Und noch mehr: der Gatte stirbt, — und der Inbegriff alles Elends bricht über die arme Frau herein, denn nun ist sie eine Witwe. Sie wird als eine Ausgestoßene behandelt, Mletscha = Scheusal ist ihre Anrede, wenn sie es könnte, würde sie sich mit dem Leichnam des Gatten gern



Angehende Bajaderen (Tänzerinnen). Indien.

verbrennen lassen, um mit seinem Geist in der jenseitigen Welt vereint zu sein, — aber die englische Regierung hat schon lange die Witwenverbrennung abgeschafft; so heißt's leiden und tragen! Und wenn sie einst stirbt, wird ihr kein ehrenvolles Begräbnis zuteil; Männer der niedrigsten Kaste tragen den Leichnam zum Verbrennen vor die Stadt, und die Geier und wilden Tiere streiten sich um die halbverbrannten Reste!

Doch auch diesen Ärmsten ist Heil und Hilfe zugedacht. Am Kreuz auf Golgatha ist auch den Frauen Indiens die herrliche Freiheit der Kinder Gottes erworben. Lange Zeit freilich hat niemand daran gedacht, ihnen den Weg des Lebens kund zu tun.

Den Männern Indiens wurde das Evangelium vielfach nahe gebracht, und in Südindien z. B., wo die Abschließung der Frauen eine weniger strenge ist, hörten auch die kleinen Mädchen in christlichen Mädchenschulen von dem Heiland und Erlöser, aber ihren Schwestern weiter im Norden blieb die Lebensquelle verschlossen.

Und doch wäre es so nötig gewesen, von Anfang an in die Frauenwelt das Christentum zu pflanzen, denn in ihr hat das Heidentum mit seinem Aberglauben den festesten Halt. Das erkannte mancher Missionar.

Auch der treffliche Dr. Mullens in Kalkatta hatte oft erfahren müssen, daß Männer, die geneigt waren, Christen zu werden, von der heidnischen Mutter oder Gattin zurückgehalten wurden. Ja aber Männern blieben die Senânas verschlossen, so mußten Frauen die Missionsarbeit übernehmen, — und Frau Dr. Mullens war 1855 die erste, welche voll glühender Begeisterung Hand dazu anlegte. Und es gelang. Viele Senânas blieben ihr freilich verschlossen. Aber schon damals gab es viele Hindu, die schon mancherlei von der europäischen Kultur angenommen hatten und auch ihren Frauen etwas Bildung gönnten. Manche dachten wohl auch wie jener vornehme Mann, der die Lehrerin bat: „Lehre die Frauen, daß sie sich nicht zanken, sie tun es alle Tage, und ich habe keinen Frieden!"

Frau Dr. Mullens wurde in der Blüte ihres Lebens in die ewige Heimat abgerufen, aber andere folgten ihr, und zehn bis fünfzehn Jahre nach jenen ersten Anfängen gab es fast in allen großen Städten Indiens Senânaschulen, und bis jetzt ist dieses Werk stetig gewachsen.

Blicken wir einmal hinein in die Tagesarbeit einer Senânamissionarin.

Vor 25 Jahren war es noch eine Seltenheit, in dem Basar oder den Straßen einer indischen Stadt eine Senânamissionarin zu sehen, heute gehört sie mit zum Bilde einer indischen Stadt. Am frühen Morgen sehen wir die kleinen Mädchen scharenweise zur Missionsschule gehen. Alle tragen weite, bauschige um das Fußgelenk anschließende Beinkleider, eine bis an die Hüften reichende lose, kurzärmelige Jacke und einen dünnen, schleierartigen Umhang. Die Nasen aller sind zweimal durchbohrt: die Scheidenwand und der linke Nasenflügel. Durch erstere wird bei Kindern reicher Eltern ein goldener Ring gezogen, mit einem kleinen Rubin in der Mitte und zwei Perlen an der Seite. Wenn die Kinder heiraten, wird ein gleicher, nur viel größerer Ring, im linken Nasenflügel befestigt; das ist der eigentliche Trauring. Bis sie denselben erhalten, tragen sie einen mit Indigo gefärbten Baumwollenfaden nebst Troddel im Nasenflügel. Der Rand der Ohren ist acht- bis zehnmal durchbohrt und mit goldenen Ringen behängt. Drei der sechs Lehrerinnen sind bis jetzt angekommen, mehrere intelligente Hindufrauen aus höherer Kaste sind darunter. Eben schlägt die Schuluhr sechs, und eine Gruppe kleiner Mädchen kommt eilends in die Schule gelaufen: „Miß Sahib kommt!" Alles strömt in die Klassenzimmer, die Lehrerinnen ergreifen den ihnen unentbehrlich erscheinenden Stock und beginnen mit dem Unterricht. Die Missionarin beginnt ihren Rundgang durch die sechs Klassen. In

jeder erheben sich die Schülerinnen, wenn sie eintritt, und begrüßen sie mit einem eintönigen: „Salaam Miß Sahib!"

Eine ganze Anzahl wird nach der Wasserleitung in der Veranda geschickt, um sich Hände und Gesicht zu waschen. Große Aufregung entsteht, als sie verkündigt, daß morgen ein Sahib und eine Madam Sahib kommen werden, um sich die Schule anzusehen. Dann geht die Missionarin in die „kleine Stube" und erteilt den sechs Größten Religionsunterricht; nachher Kindern aus der fünften Klasse. Um halb acht Uhr ruft die Glocke zur gemeinsamen Morgenandacht in der großen Halle, 60 Fuß lang, 40 Fuß breit, hoch und luftig. Am obern Ende hängen drei riesige, in lebhaften Farben gemalte, in echt indischem



Indische Wasserträger.

Stil gehaltene biblische Bilder: Christus und die Samariterin, Christus zwei Blinde heilend, und Christus die Kinder segnend. Darüber hängt eine große Holzplatte mit den zehn Geboten; an den Wänden sind große Abbildungen von Säugetieren, Vögeln und Fischen. Zuerst werden die Namen aufgerufen; dann stehen auf ein Kommandowort alle Kinder, mit unterschlagenen Armen, straff in Reih und Glied. Die Missionarin stimmt ein Bhajan (geistliches Lied in indischer Tonart) an. Alles singt freudig mit. Doch würde uns der Gesang kaum gefallen: in Molltönen bewegt sich der Gesang, jede Silbe ist mit Schleifen und Läufen verbunden, die für eine europäische Kehle fast nicht nachzuahmen sind. Dann folgt, auf das Aufsagen des Wochenspruchs, ein kurzes Gebet der Missio-

narin, und zum Schluß beten alle das Vaterunser. Dann geht es in allen Klassen wieder fröhlich an die Arbeit. Seltsam mutet es uns an, die Kleinen ihr Einmaleins herleiern zu hören: sie hocken in Reih und Glied und wiegen beim Hersagen den Oberkörper hin und her. Unterdessen ist die Bibelfrau, „Mai-Somi" gekommen, sie gibt in drei unteren Klassen biblischen Geschichtsunterricht. Um zwölf Uhr marschieren die Mädchen in Reih und Glied aus der Schule, unter Absingung eines Liedes, das sie ermahnt, auch den Rest des Tages fleißig und sittsam zu sein. Mehrere begleiten die Missionarin nach dem Missionshause. Sie haben besondere Anliegen. Eine erzählt schluchzend, bisher sei sie ohne Wissen des Vaters zur Schule gekommen, nun habe er's erfahren und sie furchtbar bedroht, wenn sie ferner noch käme; sie müsse nun Lebewohl sagen. Miß Sahib verspricht, heute nachmittag ihre Mutter und Großmutter zu besuchen; vielleicht lasse sich etwas ausrichten.

Der Gong ertönt, und in dem Missionshaus setzen sich sechs müde und hungerige Arbeiterinnen zu Tisch; ein Kuli setzt den Pankah überm Tisch in Bewegung; ohne den Luftzug wäre die Hitze unerträglich. Eine der sechs Frauen, eine Dr. med., hat in der Stadt ein Missionshospital, drei sind ihre Gehilfinnen als Krankenpflegerinnen, eine hat das Amt, Senânabesuche zu machen. Die letztere ist besonders müde von den Vormittagsbesuchen, — aber bald kommt der Munschi, der eingeborene Sprachlehrer, um ihr die tägliche Stunde in der Landessprache zu geben. Unterdessen gibt Miß Sahib den beiden Töchtern des Katecheten eine Religionsstunde, und Fräulein Doktor gibt zwei Christenfrauen, die im Hospital helfen, eine „Doktorstunde". Eben will sie aufatmen, da wird sie in der glühenden Hitze zu einer Schwerkranken gerufen. Als sie von derselben zurückkommt, ist es schon wieder Zeit, in die Poliklinik zu gehen, wo so manche Kranke sie sehnsuchtsvoll erwartet. Sechzig bis siebzig Frauen sitzen in der Veranda der Poliklinik, mitten unter ihnen Mai-Sara, die Bibelfrau, die ihnen Bhajan vorsingt und den Inhalt erklärt. Sobald die Sonne wie ein großer, glutroter Ball am Horizont verschwindet und für einige Minuten das entzückendste Farbenspiel an ihm hervorruft, ist die Poliklinik leer; das Tagewerk der Ärztin ist vollbracht.

Unterdessen hat die Senânamissionarin ihre Senânabesuche gemacht. Sie hat das Haus zur selben Zeit wie die Ärztin verlassen. Ihr erster Weg war zur Mutter und Großmutter der kleinen Schülerin, deren Vater den ferneren Schulbesuch untersagt hatte. Sie weiß, der junge Vater wird ganz von seiner Mutter beherrscht hat; sie diese gewonnen, so ist von ihm nichts mehr zu fürchten. Sie schenkt den Frauen, die sie neugierig umdrängen, biblische Bilder und redet freundlich mit ihnen, — als sie die Senâna verläßt, drängt sich freudestrahlend das kleine Schulmädchen an sie heran: „O ich habe Permeschvar (Gott) so gebeten, und er hat's gehört, nun darf ich wieder zur Schule kommen!"

Der nächste Besuch gilt einem etwa fünfzehnjährigen Mädchen; ein Blick lehrt, daß sie nicht mehr lange zu leben hat. Bis zu ihrer Verheiratung, vor zwei Jahren, ging sie in die Missionsschule. Ihre großen, sprechenden Augen

sind auf ein Bild des „Guten Hirten“ geheftet, der sein Schäflein heimträgt. Roh und gleichgiltig wird sie von den anderen Frauen behandelt, — ein kleines Heiligtum inmitten einer Mördergrube, die Frucht jahrelanger, treuer Gebete. Begierig saugt sie alles ein, was ihr die Missionarin sagt von der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden, der die Leiden dieser Zeit nicht wert sind.

Im nächsten Hause herrscht große Aufregung in der Senâna: die Frauen wollen zur Göttin Kali schicken, weil etwas passiert ist, das nach ihrem Aberglauben Unglück bringt. Mühsam bringt die Missionarin sie von ihrer törichten Furcht ab, gibt ihnen Wolle und Kanevas zum Sticken, liest mit ihnen einen Abschnitt aus dem Neuen Testament und singt mit ihnen.



Häuser von Eingeborenen in Kyelang. (Himalayamission der Brüdergemeinde.)

Endlich ist das Tagewerk aller Bewohnerinnen des Missionshauses zu Ende. Sie ruhen und die Abendbrise kühlt die heiße Stirn, — die Sternbilder zu ihren Häupten, groß und klar, mahnen an die süße, ferne Heimat. Um zehn Uhr beschließt eine gemeinsame Abendandacht den Tag.

In Sikandra bei Agra am Jumna, zwischen Delhi und Allahabad, hat der Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande seine Pflegekinder, die er erhält, aber Hunderte von Kindern werden jährlich in Schulen und Erziehungsanstalten, die er unterstützt, erzogen. Eine große Anzahl von diesen ist getauft und konfirmiert, zu Lehrerinnen und Bibelfrauen ausgebildet, oder an Handwerker und Beamte, Kolporteure und Katechisten ver-

heiratet. An zahlreichen Orten sind diese zu Missionsarbeiterinnen im weiteren Sinne geworden, für ihr Haus und ihre näheren Kreise. Die ehemaligen Schülerinnen werden die Lehrerinnen ihrer Kinder, und die christlichen Häuser sind Oasen in der Wüste des Heidentums. Tausende von Frauen hören alljährlich in den Senânas, auf den Straßen der Städte und Dörfer, an den Badestellen und auf den Götzenfesten Gottes Wort; oft Hunderte an einem Tage! Der ausgestreute Same kann nicht ohne Frucht bleiben!

Und doch ist die Senânamission im großen und ganzen noch nicht über die Saatzeit hinausgekommen. Aber wenn erst allgemein das Ernten anheben wird, dann wird sich's zeigen, daß das Christentum gerade von den Senânas aus



Altes Königsschloß, im Vordergrund Missionsgebäude Leh. (Himalayamission der Brüdergemeinde.)

am nachhaltigsten die Adern des Volkslebens durchdringen wird. „Von der Kinderstube aus wird die Welt regiert!“

Schon lange hat der Leser gewiß erwartet, auf ein Missionsfeld der Brüdergemeinde geführt zu werden. Erwähnt haben wir schon mehrere Arbeitsfelder in Afrika: Süd, Ost und West, ohne jedoch näher auf sie einzugehen. Hier, wo wir soeben von Sikandra erzählten, sind wir wieder in der Nähe eines ihrer Arbeitsfelder, und zwar ist es eins der eigenartigsten und schwierigsten, landschaftlich großartigsten, religionsgeschichtlich und sprachlich interessantesten von ganz Indien: es ist die Mission der Brüdergemeinde in den wildzerrissenen Hochtälern des Himalaya.

Angeregt durch den Chinamissionar Gützlaff hatte die Direktion der Brüdergemeinde 1850 beschlossen, eine Mission unter den Mongolen zu beginnen. Aber den ausgesandten Brüdern wurde 1854 klar, daß Gott die Tür zu den Mongolen

ihnen von Indien aus nicht auftun wollte. So beschränkten sie sich auf die in den indischen Tälern des Himalaya wohnenden Tibetaner. So wurde 1856 und 1857 die Station Kyelang in Lahul gegründet. Nun stieß zu den beiden Brüdern Pagell und Heyde Missionar Jäschke, um hauptsächlich Sprachstudien zu machen und die Bibel ins Tibetische zu übersetzen. Jäschke war der größte Sprachgelehrte, den die Brüdermission gehabt. Von größter praktischer Bedeutung für die Missionare sind sein großes deutsch-tibetisches, sein englisch-tibetisches Wörterbuch und seine tibetische Grammatik geworden. (Weiteres siehe S. 387.) 1865 erst konnten die ersten Tibetaner getauft werden: Vater und Sohn, die lange in Diensten der Missionare gestanden hatten. Ganz allmählich folgten ihnen mehrere. Doch wurde 1865 eine zweite Station angelegt: Poo in Kunawar nahe der tibetischen Grenze. Erst nach langen Verhandlungen mit der Regierung konnte 1885 in Leh, der Hauptstadt von Ladakh, eine dritte Station errichtet werden, wozu 1895 als vierte Chot, in der Nähe von Kyelang gekommen ist. Eine fünfte, in der Nähe von Poo, ist im Entstehen. Die Brüdergemeinde hatte 1900 neun verheiratete Missionare am Himalaya, einen unverheirateten und zwei verheiratete Schwestern, vier Stundenhalter und einen Nationalhelfer, 88 Getaufte, 11 Schulen mit 210 Kindern. (Seitdem geringe Veränderungen!)



Flußübergänge vermöge aufgeblasener Jakhaut und Seilbrücke, Himalaya (Brüdergemeinde).

Für unsren Besuch auf diesem Missionsfeld nehmen wir unsern Ausgangspunkt in Simla, der berühmten Sommerresidenz der indischen Vizekönige. 2180 Meter hoch, auf den Vorbergen des Himalaya gelegen, bietet sie eine herrliche Aussicht in die Gebirgswelt: tief eingerissen liegt zu unsern Füßen die das ganze Gebirge durchschneidende Schlucht des Sodledschflusses, und nördlich davon

steigt ein Höhenzug über den andern bis zu den ewig-weißen Berghäuptern von 6—7000 Meter Höhe empor. Wir folgen dem Fluß talaufwärts. Die Felswände steigen oft fast senkrecht bis zu 10000 Fuß zu beiden Seiten auf, prachtvolle Deodarzedern schmücken die Talseiten. Rampur ist die erste größere Stadt, die wir treffen; dann geht's auf einer luftigen, schwanken Rotangbrücke über den brausenden Strom. Wir erreichen Chini, wo die fünfte Station entsteht. Bis hieher ist der Weg von der englischen Regierung gut in stand gehalten. Aber nun heißt's klettern auf Saumpfaden der Eingebornen, über monatelang verschneite Pässe! Endlich sind wir in Poo, 1200 Fuß über dem Fluß, inmitten schroffer Felswände; Flächen, die sich für den Landbau eignen, fehlen fast ganz und müssen auf künstlich gemauerten Terrassen angelegt werden. Aber die Leute sind fleißig und lassen sich keine Mühe verdrießen. Besonders steht die Aprikosenzucht in Blüte; Aprikosen bilden das Hauptnahrungsmittel für Menschen und Vieh. Aus den Kernen wird ein wohlschmeckendes Öl gepreßt.



Aus dem Naularangtal, Himalaya. (Brüdergemeinde.)

Wenn wir durchs Sotledschtal nach Norden wandern, am Biatfluß hinauf, um nach der Station Kyelang zu kommen, so müssen wir über den 13300 Fuß hohen Rotangpaß. Der führt uns in das Tschandra- und Baghatal (10000 Fuß über dem Meer), welche von allen Seiten mit gletscherreichen Eisbergen eingefaßt sind. Im Baghatal liegt Kyelang. Es ist ein ziemlich rauhes Klima schon, in dem wir uns hier befinden. Schon Ende September pflegt der Frost einzusetzen und bald scheidet sie sechs Fuß hoher Schnee ganz von der Außenwelt ab.

Um nach Leh zu gelangen (von Kyelang aus), muß man sich darauf einrichten, zehn Tage lang keine Ortschaften und fast keine Menschen anzutreffen.



Kyelang, Mutterstation der Brüdergemeinde-Mission Himalaya.

Nach zwei Tagen gelangt man auf halsbrechenden Pfaden, ab und zu durch ein Wachholderbaumwäldchen reitend, zum letzten Dorfe der Landschaft Lahul. Eine Tagereise von hier, auf einer matten- und wasserreichen Hochfläche, halten die Tibeter im August eine Art von Markt ab; ganze Schafherden führen sie mit sich. Handelskarawanen begegnen dem Reisenden von Kyelang nach Leh öfters. Jammervoll nehmen sich dabei die nacktbeinigen Hindutreiber aus, wenn sie die Schneefelder zu passieren haben. Der 17 000 Fuß hohe Ladschulingpaß ist unter anderen zu übersteigen! Wenn man ihn überschritten hat, steht man am Süd-rande der 16 000 Fuß hohen Rupschuhochebene, welche im Sommer von vielen



Mitsahoygletscher, Himalaya (Brüdergemeinde).

Hundert Nomadenhirten mit ihren Schaf-, Ziegen- und Yak- (Ochsen-) -herden bewohnt wird. Rupschu ist das Paradies der Murmeltiere. Dann kommt ein Paß, der noch höher ist, der Taglangpaß mit 18 000 Fuß Höhe, von dem es allmählich in das Industal hinabgeht. Endlich ist Leh erreicht mit seinem siebenstöckigen Königsschloß, wo einst die Könige der Landschaft Ladak residierten. Der 1000 Fuß lange und 170 Fuß breite Bazar (Markt) in Leh ist oft gedrängt voll von Hindus, Persern, Chinesen, Tibetern und Yarkandern, die durcheinander lärmen, kaufend und verkaufend. In Leh haben die Brüdermissionare die Schule und das Hospital von der Regierung übertragen bekommen. Beide sind für die Mission natürlich von besonderer Wichtigkeit.

Und nun ein Wort über die Bewohner dieser Hochtäler. Sie sind, wenn auch von Tibet politisch ganz abgeschlossen, Tibetaner und reden die tibetische Sprache. Ihre Religion ist der Buddhismus. Der Charakter der Bevölkerung ist zäh, verschlossen und hinterlistig. Für höhere, geistige Dinge wenig empfänglich, haben sie nur Sinn für das Materielle. Die Ärmeren stehen unter schwerem sozialen Druck, der durch die Reichen, denen sie verschuldet sind, ausgeübt wird. Auch leidet die Bevölkerung schwer unter dem Joch, das die Herrschsucht der Lamas, der buddhistischen Priester und Mönche ihnen aufbürdet. Die Unsitte der Vielmännerei untergräbt das Familienleben.



Rast auf einer Missionsreise, Himalaya. (Brüdergemeinde.)

Die Missionsarbeit ist sehr schwierig. In allen Stationen der Brüdergemeinde werden tibetische Dialekte gesprochen. Die Schriftsprache wenigstens stimmt in allen Dialekten überein. Eine Probe (Joh. 3, 16 Anfang):

དཀོན་མཆོག་གིས་ཉེད་ཀྱི་སྐུས་གཅིག་

Leute, die orthographisch richtig schreiben können, sind Seltenheiten im Lande. Die Schriftsprache liegt Jahrhunderte hinter der Umgangssprache zurück. Was würde werden, wenn man von den Kindern in Deutschland verlangte, sie sollten ihre Schularbeiten in Mittelhochdeutsch schreiben! In diese Schriftsprache haben Missionar Jäschke und Redslob die Bibel übersetzt. Von andern Über-

setzungen sind zu nennen: die Calwer biblischen Geschichten, die Glaubenslehre von Beck und ein Gesangbuch. Als selbständige Arbeiten in tibetischer Sprache wurden geliefert: Schulbücher und eine Reihe kleinerer belehrender Schriften und Traktate, mit besonderer Berücksichtigung der buddhistischen Anschauungen. Im Kyelanger Tal wird eine Sprache gesprochen, die dem Tibetischen nicht näher steht, als das Italienische dem Hochdeutschen, — das Kyelanger Tal aber zählt noch nicht 1000 Seelen! Ist man aus dem Tal heraus, kann man die Sprache nicht mehr verwerten. Im Gebiet der Flüsse Tsandra und Lhaga wird schon wieder Mandschas gesprochen, das vom Hindostani so weit abweicht, daß einem sein Hindostani nichts hilft. Könnte man ahnen, welche unter den Sprachen einst den Sieg erringen wird, so könnten die literarischen Arbeiten sehr vereinfacht werden.



Missionare und Christen auf Station Leh, Himalaya (Brüdergemeinde).

Das ist neben dem Charakter der Bewohner der Westhimalayatäler eine der Hauptschwierigkeiten für die Ausbreitung des Evangeliums. Und doch braucht man nicht zu verzagen. Die Mission der schottischen Kirche im Osthimalaya zeigt, daß mit Gottes Hilfe große Erfolge erzielt werden können, selbst wenn es zehn Sprachen zu bewältigen gibt!

Und nun habe ich noch dem Leser einen Besuch in einzelnen Hauptstätten der nichtdeutschen Missionen versprochen. Ein kurzer Besuch kann's nur sein, und ob es „Hauptstätten" sind, wohin ich ihn führe, darüber ließe sich auch sehr streiten. Jedenfalls sind's drei gewaltige Städte: Bombay, Benares und Kalkatta, und hineingesehen haben in die hinterindische Mission müssen wir doch wenigstens auch.

Es wird von besonderem Interesse sein, wenn einmal kein Missionsmann, sondern ein deutscher Professor unser Führer ist. Professor Reuleaux möge unser

Cicerone in Bombay sein: Mumbee, sagt der Inder. Ein schmaler Meeresarm trennt die Bombayinsel vom Festlande. Das indische Viertel ist wie mit dem Messer von dem englischen Teil der Stadt abgeschnitten. Ein emsiges Schaffen und Treiben wie in einem Bienenschwarm! Viele indische Handwerker arbeiten am Sonntag wie sonst. Aber auf den Werften, in Fabriken 2c. sind soviel indische Arbeiter beschäftigt, daß deren Feiern am Sonntag doch dem ganzen Volkstreiben am Sonntag einen andern Anstrich gibt. Ein gewaltiges Kohlenmagazin in den Hafenanlagen fällt uns auf; am Haupttor steht die Firma: „Basler Missionsgesellschaft". Schopenhauer, der in der buddhistischen Nirwana das letzte sieht, sagt wiederholt, daß die Mission so gut wie gar keine Fortschritte in Indien gemacht habe. Äußerlich freilich ist auch wenig davon zu merken, aber



Religiöser Tanz maskierter Lamas, Himalaya (Brüdergemeinde).

in Wahrheit hat die Mission viel ausgerichtet. Bedeutend ist die christliche Hindugemeinde, — die englische Regierung konnte und kann nichts besseres tun bei den immer sich wiederholenden Hungersnöten, als die zahlreichen Waisen aus halb ausgestorbenen Dörfern den großartigen christlichen Waisenanstalten zuzuweisen. Ströme des Segens gehen dadurch auch von den Missionen aus, daß sie Erziehung und Bildung verbreiten, vermöge ihrer tüchtigen Schulen, auch an solche, welche der Hindureligion angehörig bleiben. So gelangt ein stetiger Strom von humanen und bessernden Anschauungen ins Land, und in der ganzen Bevölkerung geht ein geistiges Glimmen und Erglühen vor sich, welches befreiend auf die Volksseele einwirkt. Überall tritt dieser Vorgang zu Tage: im Gespräch, in der Lektüre, in der Presse. Der Missionar Sherring erzählt ein Gespräch mit einem gebildeten Inder

über die Mittel, den Götzenkultus zu beseitigen: „Wir brauchten," sagte der Inder, „einen Luther unter uns!" Ja, einen indischen Luther, der die Formen findet, in welchen die dick überwucherten Keime zum Großen und Guten, die im Volke schlummern, ans Licht geführt werden können, einen indischen Luther, der mit dem Kastenwesen aufzuräumen und die Priesterwirtschaft wegzufegen versteht. Ob die in Bengalen blühende Gesellschaft „Brahmo-Samadsch", welche sehr freisinnige, aber indische Grundsätze verbreitet, solchem Luther Vorläuferdienste tut, ist sehr fraglich, da sie gegen die starre Zwingburg der Kastenregel nicht vorzugehen wagt.

Ein mächtiger Bundesgenosse für die innere Reform ist das weibliche Element, bisher noch zum allergrößten Teil zur geistigen Knechtschaft verdammt, — aber die indische Frau beginnt an den Riegeln zu rütteln, die sie von der Welt abschließen. Sie lauscht mit Spannung den von indischen Blättern gebrachten Erzählungen von ausgezeichneten indischen Frauencharakteren, von der Durgavati, Königin von Gurrah, welche selbst gegen den gewaltigen Akbar die Rechte ihres Kindes zu verteidigen wagte, in die Schlacht zog, und besiegt, sich den Tod gab. Rama Bai, eine junge schöne Inderin, hatte studiert und setzte vor 20 Jahren die Pandits in Erstaunen durch ihre Gelehrsamkeit und dadurch, daß sie mit dem Herkömmlichen gebrochen. In der heiligen Sanskritsprache hat sie zündende Vorträge gehalten. Zeitungen erscheinen, die Annoncen zur Wiederverheiratung von Witwen aufnehmen, — und doch! Die Kraft zu Indiens Wiedergeburt wird nicht ausgehen von irgend welcher Reform oder Emanzipation! „Es sei denn, daß jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er das Reich Gottes nicht sehen!"

Eine ganze Reihe von englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften arbeiten in Bombay: der amerikanische Board, die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft, die hochkirchliche Missionsgesellschaft, die schottische Staats- und Freikirche, die Methodisten und die Baptisten. Schulwesen und Senanamission ist überall die Parole.

Aber was ist Bombay in den Augen eines Hindu gegen Benares! Täglich sollen gegen 10000 Pilger aus ganz Indien zu seinen Toren eingehen, denn Benares ist die Pforte des Himmels. Schon in grauer Vorzeit war Benares die Stadt der Tempel und Paläste, der Sitz der Hindubildung und Gelehrsamkeit. Als Buddah auftrat, zählte die Stadt 700 Schulen und Hochschulen, und nun wurde es der erste und wichtigste Sitz des Buddhismus. Aber der Brahmanismus überwand ihn; die Buddhisten wanderten aus und erbauten sich eine Stunde von Benares die Stadt Sarnath, die ihnen genau so hoch und heilig galt als Benares den Brahmanen. In Sarnath wohnten 1000 Mönche in 30 Klöstern. Da kamen die Brahmanen über Sarnath und machten es dem Erdboden gleich. Doch drohte der heiligen Stadt neue Gefahr von Seiten der mohammedanischen Moguln, als diese unter Baber und Akbar ihr glänzendes Reich in Indien aufrichteten. Akbar selbst war gerecht und weitherzig, aber der Sultan Ala z. B. rühmte sich, 1000 Tempel in Benares zerstört zu haben. Aurangzeb, um 1660, erbaute auf den Trümmern eine prachtvolle Moschee: 150 Fuß steigt das Ganges-

ufer steil an, und weitere 150 Fuß hoch ragen die schlanken Minarets in den glänzend blauen Himmel, alle anderen Tempel der Stadt weithin übrragend. Aurangzeb wollte den Hindus die Überlegenheit seiner Religion handgreiflich vor die Augen stellen. Jetzt ist die Mogulherrschaft längst vorbei, und der Hinduismus hat sich wieder siegreich aus dem Staube erhoben. Man zählt über 1000 Tempel jetzt in Benares, der Hochburg des Hinduismus, dieser Religion, die 190 Millionen Menschen, fast den siebenten Teil der ganzen Menschheit in ihrem Bann hält.

Der Ganges macht einen Bogen in Gestalt eines Halbmondes: diesen nach Osten offenen Bogen füllt die Stadt Benares aus. Das Ufer steigt ziemlich steil 100—150 Fuß an — und die ganze Uferseite, vom Wasserrande bis zur Höhe, ist auf weiter als eine Stunde mit Tempeln und Palästen bedeckt; überall führen Marmortreppen hinab zum Strom. Täglich steigen an 50 000 Menschen zum Ganges hinunter, um dort zu baden. Es ist für jeden, der in Benares wohnt, Vorschrift, daß er sich alle Morgen im Ganges von seinen Sünden reinige. Die Badenden schöpfen auch Wasser, das sie unter flüsternden Gebeten wieder ausgießen, oder sie beten den Rosenkranz im Wasser stehend ab, oder sie trinken auch das trübe, lehmfarbige Wasser. Fast alle nehmen sich Wasser mit nach Hause.

Ganz dicht bei Aurangzebs Moschee liegt der berühmte goldene Tempel, so genannt wegen der Goldbekleidung an einer seiner Kuppeln. Er ist dem Schiwa geweiht (Mahadö bei Goethe), draußen werden Wachshände, -beine ꝛc. verkauft; denn auch in Indien gilt dem Gläubigen der Satz so gut wie bei der Mutter Gottes von Kevelaar:

„. . . . wer eine Wachshand darbringt, dem heilt die Hand zur Stund',
Und wer ein Wachsherz opfert, dem wird das Herz gesund!"

Dem Schiwa und seiner Gattin Kali wurden früher Menschenopfer dargebracht; dem Schiwa zu Ehren sprangen die Büßer durchs Feuer, der Kali zu Ehren ließen sie sich an Haken, die durch das Fleisch ihres Rückens geschlagen waren, durch die Luft schwingen. Im „goldnen Tempel" wird Schiwa unter den Zeremonien des Lingam verehrt — eine scheußliche, unbeschreiblich unsittliche Art des Götzendienstes. Im Hinterhof des Tempels ist der Manikarnikabrunnen, in den sich Schiwa gestürzt haben soll, als Aurangzeb alle seine Heiligtümer mit Vernichtung bedrohte. Aus diesem Brunnen soll die Göttin Kali ihre Speise entnehmen; so werfen die Gläubigen alles durcheinander hinein: Milch, Mehl, Kuchen, Früchte, Blumen ꝛc. — und doch trinken sie aus dem Brunnen, denn es heilt das Wasser dieses Brunnens alle Schäden Leibes und der Seele.

Wer in Benares stirbt, geht sicher zur Seligkeit ein. Daher läßt sich, wer es nur ausführen kann, vor seinem Tode noch nach Benares schaffen. Da wird gerade eine Leiche auf einer Bahre getragen, die Leiche in buntfarbige Stoffe eingenäht; die Leichenführer begleiten ihren Marsch, der im Geschwindtritt stattfindet, mit dem schauerlich klingenden Ruf: Harri Harri bol! Harri Harri bol! Harri ist ein Beiname Vischnus, und bol = hat gerufen. Das Gangesufer ist

ihr Ziel; dort wird die Leiche verbrannt und die Asche in den heiligen Strom gestreut. Freilich ist von Verbrennen zu Asche fast nie die Rede: halb verbrannt treiben die Leichen den Strom hinab!

Benares hat bis heute dem Evangelium den zähesten Widerstand entgegengesetzt. Seit 1817 arbeitet die englische Kirchenmissionsgesellschaft in dieser Stadt. Sie unterhält ein vielverzweigtes Werk. Vier Jahrzehnte lang waren unsre Landsleute Leupolt und Baumann die Leiter. Auch die Baptisten und die Londoner Missionsgesellschaft sind in die Arbeit eingetreten, — aber bis heute ist es eine Saat auf Hoffnung, eine Saat, die auf Bazaren und in Senanas in höheren und niederen Schulen reichlich und treulich ausgestreut wird. Die Hindu sagen, Benares sei von Schiwa selbst aus Gold und Perlen aufgebaut und nur ihre Sünden hinderten sie daran, die goldnen Straßen und Tempel zu sehen. Wann werden sie die Augen bekommen, daß sie sehen das Jerusalem, das droben ist, die Stadt der goldnen Gassen?!

Und nun noch nach Kalkatta, der Stadt der Paläste! Aber die Paläste sind nicht diejenigen der Inder, sondern der Engländer und tragen den Stempel der Entstehungs- und Entwicklungszeit des großen östlichen Handelsemporiums deutlich an sich. 1886 hat „Kalikatta" = schwarze Stadt, ihren zweihundertsten Geburtstag gefeiert. Ein indisches und ein chinesisches Stadtviertel ist streng von dem englischen geschieden. Im botanischen Garten befindet sich der berühmte „große Baum", eine Baniane, vielleicht ein paar Tausend Jahre alt, dessen Krone eine Grundfläche von zirka 6800 qm überschattet, so daß etwa 6700 Menschen unter diesem Baume zusammenstehen könnten. Die Baniane ist eine Art Feige. Buddha lehrte unter solch einer Riesenfeige. Vielleicht war's im heiligen Lande auch ein ähnlicher, in der ganzen Gegend als „der Feigenbaum" bekannter Baum, von dem der Heiland Joh. 1, 48—50 spricht. Das Treiben auf den Bazaren und die Formen des Hindugötzendienstes können wir übergehen, auch lassen wir uns an der Notiz genügen, daß sieben englische und schottische Missionsgesellschaften hier ihre mühevolle Predigt- und Schularbeit treiben wie in den andren indischen Städten.

Ich habe den Leser besonders deswegen nach Kalkatta geführt, weil hier am 11. November 1793 ein Mann gelandet war, der für die Mission in Indien von der größten Bedeutung ist, William Carey. Wie er Missionar geworden ist, das haben wir im ersten Teil dieses Buches schon gelesen. In Kalkatta erging's ihm traurig. Aller Mittel bar, mußte er versuchen, in den Sunderbunds, den weiten Niederungen des Gangesdeltas, als Pflanzer sein Leben zu fristen. In Hashnabad, 40 englische Meilen östlich von Kalkatta, baute er sich an, erlernte fertig das Bengalische und suchte, ein ernster, wunderbarer Waldeinsiedler, die Bengalen in der wilden Dschungelgegend zu bekehren. Bald darauf bekam er einen Aufseherposten auf einer Indigopflanzung und konnte nun aufatmen. Im Umkreis von 20 Meilen besuchte er an 200 Dörfer. Seine Frau war unheilbar irrsinnig, er aber blieb glaubensstark. Carey arbeitete auch schon an einer bengalischen Bibelübersetzung und kaufte eine hölzerne Druckerpresse in

Kalkatta. Auch eine Schule hatte er schon gegründet. Als die Indigopflanzung in andere Hände überging, kaufte Carey die Außenfaktorei Kiderpür, um hier eine Baptistenniederlassung zu begründen.

Bald wurden ihm andere Missionare nachgesandt, und da auch sie keinen englischen Paß erhalten hatten, landeten sie nicht in Kalkatta, sondern in dem dänischen Sirampur. Dorthin siedelte im Jahre 1800 auch Carey über, und hier wurde sein Hauptwirkungsfeld. Die Missionare bildeten eine Brüderschaft, die Frau des einen Bruders Marshmann, die erste Missionarsfrau in Indien, stand dem Hauswesen vor. Grundstück und Haus kaufte die Missionsgesellschaft, die Druckerei und Schule ergaben bald Überschuß. 1804 konnte die erste Kapelle für eingeborene Christen gebaut werden.

Da gründete Lord Wellesley, Generalgouverneur in Ostindien, in Kalkatta eine Hochschule, in welcher die jungen englischen Beamten, neben europäischen Wissenschaften, auch die Geschichte und die Sprachen Indiens lernen sollten. Zum bengalischen Lehrer ernannte er Carey. Seitdem ist Carey außer in Sirampur auch in Kalkatta tätig gewesen, unterrichtend und des Abends in einer Kapelle in Kalkatta predigend, — 30 Jahre lang. Seine irrsinnige Frau starb 1807, er verheiratete sich nun mit einer Schleswigerin, Lady Rumohr, die in Dänisch-Ostindien Erholung suchte. Seine vier Söhne standen ihm im Missionsberuf zur Seite, einer in Rangun in Hinterindien.

Carey beherrschte unter allen Engländern die Landessprache am völligsten, er allein konnte das Sanskrit fließend wie ein Brahmane sprechen. Er hat ein bengalisch-englisches Wörterbuch geschrieben und — hat Europa das Sanskrit wiedergegeben. Carey hat, man lese und staune, allmählich 28 Übersetzungen der Bibel und Bibelteile geliefert. Das alte Testament hat er in 7, das neue Testament in 28 Sprachen (Dialekte) übersetzt! Leider brannte 1812 die Werkstatt ab. Manches war gerettet, vieles verloren, darunter das Polyglottenwörterbuch der aus dem Sanskrit abgeleiteten Sprachen, ein Werk, das Carey zu allen Zeiten einen Ehrenplatz unter den Orientalisten erworben hätte. Im Jahre 1818 kam die erste Zeitung in orientalischer Sprache in der Missionsdruckerei heraus, „Indiens Freund," die mit aller Kraft für die Abschaffung der indischen Greuel, wie Witwenverbrennung und Kinderopfer eintrat. Seit 1829 fließt der Ganges unblutig in die See, seit 1832 dürfen keine Witwen mehr verbrannt werden. Weit hinaus trugen Careys Schüler als Beamte dies Wort ins Land:

Bewa mat jaláo: Du sollst deine Witwen nicht verbrennen!
Beti mat maro: Du sollst deine Töchter nicht töten!
Korhi mat dabáo: Du sollst deine Aussätzigen nicht lebendig begraben!

Schon 1812 hatte Carey die Gründung eines Krankenhauses für Aussätzige in Kalkatta durchgesetzt. Unter seinem Einfluß entstand in Sirampur und Kalkatta eine durch gütige Beiträge unterstützte Freischule, deren Schülerzahl auf 10000 Knaben stieg. Er versuchte eine Volksbildung, eine Volksschule ins Leben zu rufen und der dänische König belohnte ihn mit dem Danebrogorden.

Wie demütig er blieb, dafür ein Beispiel: Einst fragte jemand an der Tafel des Generalgouverneurs in Kalkatta etwas laut nach Careys Herkunft, ob er nicht ein Schuhmacher gewesen sei. Carey, der anwesend war, hörte es und antwortete: „nein, nur ein Schuhflicker“ und fuhr lächelnd im Gespräch mit seinem Nachbar fort.

Leider wurde der Lebensabend Careys dadurch getrübt, daß, infolge von Verleumdungen, die baptistische Missionsgesellschaft sich von seiner Sirampurmission lossagte und diese durch einen Geldbankerott in Kalkatta viel Geld verlor. Doch ward ihm in den letzten Monaten seines Lebens die Freude, daß Nachrichten von neuen Unterstützungen für die Mission und Übersetzungsarbeiten eintrafen. Oft flüsterte er während seiner letzten Tage, wenn ihn die 26 Tochtergemeinden seiner Mission zu Sirampur beschäftigten: „Was hat Gott getan, was hat Gott getan!“ Am 9. Juni 1834 ist er gestorben. Der dänische Befehlshaber in Sirampur ließ Halbmast flaggen, Hindu und Mohammedaner bildeten Spalier bei seinem Leichenzuge. Seine selbstgewählte Grabschrift entspricht dem Predigtthema, über das er einst, flammend und das Missionsfeuer entzündend, in England gepredigt: „Erwartet große Dinge von Gott, versucht große Dinge für Gott!“ Die Grabschrift aber heißt:

„Ein elender, armer, hilfloser Wurm,
Sink ich in deiner Liebe Arm.“

Von dem Sohne Careys, Felix, hörten wir schon. Er gehörte zu den ersten Missionaren, welche 1807 nach Hinterindien kamen. Doch war er nicht von der Standhaftigkeit seines Vaters, der sich durch schwerstes Leid in der Familie nicht in seinem Missionseifer lähmen ließ. Als sein Weib und seine Kinder in den Fluten des Irawaddi ertranken, gab Felix Carey die Arbeit auf und verließ das Land. Aber Gott hatte schon für den rechten Mann gesorgt, der ein Bahnbrecher des Evangeliums in Hinterindien werden sollte: Adoniram Judson, ein Amerikaner, als Jüngling vom Gottesleugner zum begeisterten Jünger Jesu bekehrt, der sich 1812 von dem neuentstandenen American Board nach Indien senden ließ. Aus Überzeugung Baptist geworden, trat er bald in den Dienst der neuentstandenen Amerikanisch-Baptistischen Missionsgesellschaft über. Als ihm der Eintritt in Vorderindien verschlossen blieb, segelte er mit dem nächsten Schiff nach Rangun, d. h. Friedensstadt. Rangun ist eine Hauptstätte des Buddhismus; die Glocke im großen Tempel wiegt 500 Zentner. Unendlich mühsam war das Erlernen des Barmanischen.

1815 konnte er einige kleine Schriften in der Landessprache abfassen, 1819 konnte er die drei Erstlinge taufen. Um der Feindschaft der Priester und Beamten zu begegnen, fuhr Judson den Irawaddi 200 Stunden hinauf zum König, erreichte aber nichts. Bald darauf brach der Krieg zwischen England und Barma aus; Judsons mußten nach Kalkutta fliehen. Unterwegs aber wurde er mit seiner Frau ergriffen und ins Gefängnis geworfen (in einen früheren Löwenkäfig), ihr Leben hing an einem Faden. Rangun fiel, Judsons wurden befreit, aber für Frau Judson waren es der Leiden zu viel gewesen, sie starb 1826.

Judson aber nahm die Missionsarbeit wieder auf, und was ihm mit den Vornehmen in Barma nicht gelungen, das gelang mit einem in Barma verstreut wohnenden Volk, dessen Erstling Judson 1828 taufen konnte: mit den Karenen. Die Nordkarenen sind kriegerische, wilde Naturkinder, die Südkarenen sind von den Barmanen und Siamesen unterworfen. Ihre Dörfer bestehen aus je einem großen kasernenartigen Hause, in welchem oft bis zu 80 Familien wohnen. Doch gilt dies nur von den Nordkarenen. Ihre Religion ist Dämonendienst, sie glauben an Nats, oder böse Geister, die versöhnt werden müssen. Das Merkwürdigste aber ist an den Karenen eine gewisse Uroffenbarung, die sie haben, mit unbestreitbaren Anklängen an das alte Testament, ja an die Bergpredigt. Man staunt, wenn man z. B. die Geschichte vom Sündenfall liest oder Anklänge an die zehn Gebote, oder das Gleichnis von dem breiten und schmalen Wege. Die Karenen sagen, „das Buch Gottes, in dem das alles im Zusammenhange geschrieben steht, wovon wir nur noch Bruchstücke haben, ist uns verloren gegangen, aber die weißen Männer werden es uns wiederbringen." Daher die offenen Türen der Karenenmission.

Der Erstling aus den Karenen war der von Judson 1828 getaufte Sklave Ko Tha Bju in Tawoy, und dieser wurde, unaufgefordert, sogleich Prediger des Evangeliums unter seinen Landsleuten. Aber demütig, — wie später sein Kameruner Abbild Koto von Mangamba (cf. Kamerun), — machten ihn die Erfolge, die er hatte, verzagt, und er kam zu Boardmann, der Judson zu Hilfe geschickt worden war: „Schreibe nach Amerika, daß sie mehr Lehrer senden, ich weiß zu wenig!" Beide, Boardmann und Ko Tha Bju, predigten in den Karenendörfern, Boardmann barmanisch und Ko Tha Bju übersetzte, — beide ohne Rücksicht auf Anstrengung und Müdigkeit, sodaß Boardmann 1831 der Riesenarbeit erlag. Mason wurde als Ersatz aus Amerika geschickt. Ko Tha Bju predigte oft unter ungeheurem Zulauf; er verstand es, die Herzen der Höchsten wie der Niedrigsten zu packen und zu bewegen. „Ko Tha Bju," sagt ein Missionar, „war ein unwissender und einfältiger Mann, dennoch hat er mehr gewirkt, als wir alle!" 1828 war Ko Tha Bju getauft, und zwölf Jahre später zählte man unter den Karenen 1270 wirkliche Christen! Ein großes Verlangen nach Gottes Wort hielt unter den Karenen an, mit Eifer lernten sie lesen und die Bibel, welche 1851 vollständig ins Karenische übersetzt war, wurde weit und breit gekauft. Es mag jetzt an 100000 Christen in über 500 Karenengemeinden geben. Der Herr hat die Arbeit der amerikanischen Baptisten reich gesegnet, — und die beiden Missionare Wade und Mason, welche das Karenische zur Schriftsprache erhoben, sollen neben Judson und Ko Tha Bju unvergessen sein! Daß die Barmanen die christlichen Karenen aufs Härteste bedrückt haben, nimmt uns nicht Wunder, „haben sie mich verfolgt," spricht der Herr, „so werden sie euch auch verfolgen," aber seit die Provinz Pegu, in welcher Rangun liegt, 1852 dem britischen Reiche einverleibt ist, haben doch die Bedrückungen ihre Kraft verloren.

13. Kapitel.

Niederländisch-Indien.

Die inländischen Gemeinden. Die holländischen Missionsgesellschaften. Die Rheinische Mission. Die Neukirchener Mission.

Es gibt in Niederländisch-Indien etwa 247 000 Seelen, welche nicht von irgend einer Missionsgesellschaft und deren Missionaren geistlich versorgt werden, sondern für welche die holländische Kolonialregierung durch 17 von ihr besoldete Prediger sorgt, denen 300 inländische Gehilfen aller Art zur Seite stehen. Christentum und Mohammedanismus sind in Niederländisch-Indien scharfe Rivalen; um recht viele christliche Soldaten zu bekommen, hat die Regierung die Einrichtung getroffen, daß der christliche Soldat höheres Handgeld bekommt als der mohammedanische. Natürlich lassen sich viele junge Mohammedaner, welche Soldat werden wollen, vorher schnell taufen! Römische Katholiken sind unter den inländischen Gemeinden nur etwa 30 000 vorhanden. Auch ist von eigentlicher Missionsarbeit der Römischen unter den Eingebornen kaum die Rede; aber in die von den Evangelischen gesammelten Gemeinden drängen sie sich hier, wie überall ein. Etwa die Hälfte der inländischen Christen stammen noch aus der alten Zeit, da die holländische Regierung ihrerseits Mission trieb unter den zum römischen Glauben bekehrten Inländern.

Eine wunderbare Geschichte haben die Bewohner der Sangi- und Talansinseln, nördlich von der Ostspitze von Celebes hinter sich. Im fünfzehnten Jahrhundert wurden sie zu Mohammedanern gemacht, im sechzehnten Jahrhundert zu römischen Katholiken, im siebzehnten Jahrhundert zu reformierten Christen! 1887 bildete sich ein eigenes Missionskomitee für diese Inseln, und fast lauter deutsche Missionare wurden dorthin geschickt. Fast lauter Söhne derselben arbeiten heute dort. Wie sehr die Gemeinden verwildert sein mußten, ersieht man daraus, daß ein evangelischer Missionar auf einer der Inseln, zu 64 wirklich christlich getrauten Paaren, 341 neu hinzutrauen konnte — in einem Jahr! Das System, nach welchem die Missionare auf diesen Inseln hauptsächlich arbeiten, ist das sogenannte „anak piajara“ System, d. h. die Missionare nehmen eine Anzahl Knaben oder Jünglinge ins Haus, die ihnen in Haus und Garten arbeiten

müssen und dabei Unterricht erhalten, um später als Gehilfen verwendet zu werden. So hat auf Sianir Missionar Kelling ein richtiges kleines Seminar mit zwanzig Zöglingen.

Wenn wir nun zu den eigentlichen Missionsgesellschaften kommen, so muß der Überblick über die hundertjährige Geschichte der Alten Rotterdamer Gesellschaft (welche 1897 ihr hundertjähriges Jubiläum feierte) wehmütige Gefühle hervorrufen. In den ersten sechzig Jahren hatte diese Gesellschaft großartige Erfolge zu verzeichnen. Aber, — die Gesinnung wurde kritisch-theologisch, — jetzt hat sie nur zwölf Missionare aufzuweisen. Am reichsten gesegnet war das Gebiet auf der Minahassa in Celebes (vergl. Dr. Grundemann, Riedel, Lebensbild eines Missionars in der Minahassa, und: Grundemann, Missionsstunden), jetzt hängt die Minahassamission nur noch lose mit der Missionsgesellschaft zusammen. Das bei weitem wichtigste Gebiet dieser Gesellschaft ist Ostjava. Die Christen isolierten sich von den Mohammedanern und Heiden in selbständigen Dörfern, aber die ärztliche Mission ist der Magnet, der fort und fort Andersgläubige nach den Christendörfern zieht. Direktor Gunning besuchte im Jahr 1900 seine Stationen auf Java, Celebes und Neu-Guinea. In Celebes-Minahassa ist das Seminar Tomohon sehr wichtig, welches die 138 Missionsschulen der alten Rotterdamer Gesellschaft mit Lehrern versorgt. Aber der Schwerpunkt der Arbeit dieser Missionsgesellschaft liegt in Ostjava, wo sie auf sieben Hauptstationen 8700 Christen zählt. In Modjo Warno soll ein Prediger-Seminar gegründet werden. Sonst arbeitet die Gesellschaft noch auf der Insel Savu (zwischen Timor und Sumba), und auf Ostsumatra, östlich vom Tobasee.

An zweiter Stelle kommt die neue Rotterdamer Gesellschaft in Betracht, welche zehn Missionare in Westjava hat. Diese Missionare haben neuerdings auch unter den eigentlichen Bewohnern Westjavas, den Sudanesen, Eingang gefunden, und zwar durch eine christliche Frau, die Frau eines Halb-europäers, Olive mit Namen, welche in ihrem Hause Versammlungen abhielt. 1724 Christen sind vorhanden. Leider dringt die römische Mission von Batavia aus in diese Gemeinden mehr und mehr ein.

Die Utrechtsche Mission auf Halmahera, östlich von Celebes, hat zwei Stationen, desgleichen auf Buru, das weitaus wichtigste Arbeitsfeld ist aber Halmahera. Hier entstand vor vier Jahren eine merkwürdige Bewegung: Die Heiden warfen ihre Götzen weg, ganze Dörfer kamen und meldeten sich zum Unterricht und zur Taufe, bauten freiwillig Lehrerwohnungen und Schulen 2c. An 37 Gemeinden arbeiten jetzt 32 Lehrer. Die ganze Mission zählt jetzt 3663 Christen. Die Mission der Gereformeerde Kerken in Mitteljava und auf Sumba hat in Surabaya (Java) eine blühende Missionsschule mit hundert Kindern. Das Javakomitee hat in Batavia auf Java zwei Missionare, und zwei auf Ostjava unter den Maduresen; außer dem Javakomitee hat die mennonitische Mission (doopsgezinden) auf Java einige Missionare. Mergaredjo ist die Hauptstation. 1245 Seelen stehen im ganzen unter dem Einfluß der Mission. Zwei ihrer Sendboten stehen auf Sumatra, im südlichsten Teile des

Batalandes, haben aber noch keine nennenswerte Frucht gesehen. Nicht weit von ihren beiden Stationen starb zu Malintang in Mandailing, mitten unter den Mohammedanern eine englische Dame (1897). Diese war in Verbindung mit der Rheinischen Mission als erste Missionsarbeiterin nach Sumatra gegangen, hatte sich dann aber ganz allein in die Landschaft Mandailing begeben, welche vor fünfzig Jahren vergeblich um Missionare gebeten hatte und nun ganz und gar dem Islam anheim gefallen war. Ob die Arbeit dieser Einsamen vergeblich gewesen ist, wird erst die Zukunft lehren.

Zwischen Batavia und Buitenzorg (sans souci) auf Java, in Depok, befindet sich ein Gehilfenseminar; es bildet inländische Gehilfen aus für alle Missionsgesellschaften, die sich seiner Hilfe bedienen wollen. Das Malaiische ist die Unterrichtssprache, weil es im ganzen Archipel verbreitet und leicht zu erlernen ist. Dies Seminar hat für die ganze Missionsarbeit in Niederländisch-Indien hohe Bedeutung und ist für sie von großem Segen. Dr. Schreiber von der Rheinischen Mission sagt, man brauche z. B. nur die Photographien der Seminaristen betrachten und zu vergleichen, wie die jungen Leute beim Eintritt und beim Abgang vom Seminar aussehen. Die vergeistigten Gesichtszüge der späteren Bilder ist Beweis genug für die tiefgreifende Wirksamkeit des Seminars.

Nur das Wichtigste aus der Missionsgeschichte Niederländisch-Indiens, soweit es die nicht-deutschen Gesellschaften betrifft, sei hier angeknüpft. Die ganze Inselwelt, die eine mächtige Vulkankette mit mehr als hundert noch tätigen Vulkanen wie ein Rückgrat zusammenhält und die von einer Pracht der Vegetation ist, wie man sie sonst nur in den tropischen Küstengebieten Brasiliens kennt, hat eine eigenartige, nämlich mohammedanisch-malaiische Kultur, wenn auch im Innern der Inseln noch Naturvölker vorhanden sind, — wie die Batas auf Sumatra, die Dajaks auf Borneo und die Alifuren auf Celebes. Chinesen sind in sehr großer Zahl nach diesen Inseln ausgewandert. 1602 wurde die holländisch-ostindische Handelsgesellschaft gegründet, 1610 kam ihre Verwaltung in die Hände eines Generalgouverneurs, der nicht weit von dem jetzigen Batavia das Fort Nassau gründete und schnell holländischen Einfluß auszubreiten verstand. Später haben dann die Holländer unter heldenmütigen Kämpfen mit den neidischen europäischen Mächten, und mit großem Geschick ihre Herrschaft über die andern großen Sundainseln ausgedehnt und von Anfang an überall den reformierten Glauben durch ihre Domines — geistliche Herren — zu pflanzen gesucht. Am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts waren auf diese Weise etwa 40000 Christen gewonnen, die aber wenig mehr waren als Namenchristen. Dazu ließ die holländische Regierung in der nun folgenden Zeit der Aufklärung den Sendboten des falschen Propheten völlig freie Hand.

Die ersten Missionare, welche nach Java kamen, waren: der Holländer Kam und zwei von Jänike ausgebildeten Brüder, Supper und Brückner. In Surabaya entstand durch einen Deutschen, „Vater Emde," ehemaligen Matrosen, dann holländischen Pensionär, eine Erweckung, die zur Bildung von kleinen inländischen Gemeinden führte, denen der Friese Jellesma als eigener Missionar gesandt

wurde. Schon 1855 waren in 17 Dörfern über 2200 Getaufte. Jellesmas Grabstein trägt den Namen: „Apostel der Javanen." Dann machte sich auch hier der lähmende Einfluß des Rationalismus geltend; Bildung, holländisch Beschaving = Beschabung, wollten die Missionare bringen, aber nicht Christum, ja fast wäre die Javamission ganz aufgehoben worden.

Wir kommen auf Java noch zurück bei Besprechung der Neukirchener Mission. Da Sumatra und Borneo bei der Arbeit der Rheinischen Mission behandelt werden, komme ich jetzt auf Celebes und die benachbarten Inseln.

Im südlichen Teile der Insel ist es bis jetzt zu einer namhaften Missionsarbeit nicht gekommen. Sehen wir uns dagegen das blühende Missionsfeld in der Minahassa, dem nordöstlichsten Teil der Insel, unter den Alifuren etwas näher an. Die ersten Missionsarbeiten in der Minahassa, von der fast jeder Europäer den Namen Menado als vorzügliche Kaffeeplantage kennt, sind durch spanische Priester geschehen, deren Getaufte die Holländer dann in die reformierte Kirche überführten. 1822 kamen die ersten Sendboten der Niederländischen Missionsgesellschaft zu Rotterdam: Lammers und Müller, aber erst mit dem Eintritt Hellendoorns, 1826, fing die Morgendämmerung an; er wurde der Bahnbrecher für die Arbeit der nachrückenden Brüder Riedel und Schwarz, die zu den bedeutendsten evangelischen Missionaren gezählt werden müssen. Bald wie ein Sauerteig wirkend, bald wie ein Strom durch das geöffnete Schleusentor brausend, breitete sich unter ihrer Arbeit das Evangelium aus. Straßenpredigten hielten sie nicht, diese eignen sich nicht für Niederländisch-Indien, aber die einzelnen Personen haben sie ins Gespräch gezogen wo sie konnten, Schulen haben sie sogleich gegründet, Kostschulen eingerichtet, ärztliche Hilfe geleistet. Als sie erst kleine Gemeinden gesammelt hatten, hat Riedel regelmäßig Sonntags nachmittags die Predigt vom Vormittag wiederholt und sich dadurch einen guten Stamm zuverlässiger Christen herangebildet. Seit 1852 besteht ein Lehrer- und ein Evangelistenseminar. Allmählich traten die Veränderungen, die die Missionsarbeit gewirkt, immer deutlicher zu Tage. Vor dem Einsetzen der Missionsarbeit werden z. B. die Feste der Alifuren als wahre Orgien geschildert, auf denen Zeit, Kraft und Vermögen verschwendet wurden; die Leute selbst seien ganze Wilde, unsittlich im höchsten Grad und so kriegerisch, daß das Kopfabschneiden eine Volkssitte sei; ihre Kleidung besteht aus Bast, ihre Religion ist Dämonenanbetung. Aber schon vor vierzig Jahren schreibt ein Naturforscher: „Diese Christen sind andere Menschen geworden, sie wohnen, essen und kleiden sich besser. Das Kopfabschneiden ist verschwunden. Tausende lesen, schreiben und rechnen, sie gehorchen ihren Vorgesetzten, arbeiten und sind glücklich!" Im Jahre 1868 gab es in der Minahassa 125 Lehrer und 30 Seminaristen. — Die Missionsgesellschaft war nicht mehr imstande, die Kosten und Gehälter zu tragen. Da übernahm die holländische Regierung einen Teil der Schulen, beseitigte aber aus den übernommenen den Religionsunterricht! Später hat die Regierung auch einen Teil der Missionare als Hilfsprediger der Landeskirche angestellt, sodaß das Missionsgebiet in der Minahassa jetzt nur noch durch einen dünnen Faden mit der Mis-

sionsgesellschaft zusammenhängt; zwei Missionare hat sie nur noch dort: der eine ist Leiter der Seminars, der andere steht an der Spitze einer Druckerei. Die römischen Sendboten aber sind gekommen und treiben Gegenmission! Es gibt jetzt in Minahassa etwa 155 000 Christen.

Zwischen der Nordspitze von Celebes und der südlichsten Insel der Philippinen liegt die Kette der Sangir- und Talautinseln. Von den über hundert Sangirinseln sind nur zehn bewohnt und nur drei bemerkenswert. Auf ihnen haben die Brüder Schröder, Steller, Grohe und Kelling mit großer Selbstverleugnung gearbeitet — ohne Verbindung mit europäischen Niederlassungen. Dasselbe ist der Fall bei den vier Brüdern van Essen, Tauffmann, Günther und Richter auf den Talantinseln. Viele deutsche Namen sind darunter, aber von deutschen Missionsfreunden ist wenig für diese einsamen Sendboten geschehen. Steller und Kelling sind inzwischen gestorben. Vierzig Jahre lang haben beide auf diesen Inseln unermüdlich gearbeitet. Steller ist sein Sohn gefolgt, der in Manganitu 17 000 Christen hat. Kelling sind zwei seiner Söhne im Missionsberuf gefolgt.

Auf den Sangirinseln gibt es jetzt 43 354 Christen, auf den Talautinseln 8400.

Zwischen Celebes und Neu-Guinea liegen die Molukken, von den Portugiesen entdeckt und von römischen Missionaren, Franz Xaver an der Spitze, bald darauf als Missionsfeld okkupiert. Auf das ganz äußerliche römische Christentum pfropften dann die Holländer, als sie Herren dieser Inseln wurden und unter entsetzlichen Bluttaten ihre Macht befestigten, einen ebenso toten Protestantismus. Durch Reisspenden lockte man die Eingebornen in die Missionsschulen, daher der Name „Reischristen". Auf Ceram in Amboina hat W. Careys Sohn, Jabez, drei Jahre gearbeitet, unter großem Segen aber hat der Holländer Kam, ehemaliger Gerichtsbote, Sendbote der Niederländischen Missionsgesellschaft in Amboina und auf vielen Reisen in dieser Inselwelt umher, sein Lebenswerk getan: 80 Kirchen im Umkreis von hunderten von Meilen, eine noch größere Anzahl von Schulen hat er regelmäßig besucht und über 20 000 Bibeln verbreitet. Er starb 1833, beweint von Tausenden von Christen auf den zahlreichen Inseln. Auf den Amboinainseln zählt man jetzt etwa 60 000 Christen. Ein furchtbares Erd- und Seebeben hat im Jahr 1899 fast alle Kirchen unbrauchbar gemacht!

Eine ähnlich segensreiche Wirksamkeit hat auf der Insel Timor (durch Flores, Sumbawa, Lombok und Bali mit Java lose verbunden) der Missionar Le Bruin seit 1819 entfaltet, welcher z. B. nach siebenjähriger Arbeit fast 750 Schüler in seinen Schulen hatte. Als dritter im Bunde sei Missionar Bär erwähnt, ein Deutscher, ein Mann voll Glaubens und heiligen Geistes, der auf Kisser, nahe bei Timor, seit 1825 arbeitend, eine Gemeinde von 1400 Seelen um sich gesammelt hat. Treue und tüchtige Männer waren ihre Nachfolger, — bis sich die Missionsgesellschaft aus Mangel an Mitteln entschließen mußte, mit der Regierung Unterhandlungen, betreffs vollständiger Übernahme der Mission und der Missionare als Hilfsprediger, anzuknüpfen. Und schon seit 1864 betrachtet die Gesellschaft diese Mission als aufgegeben. „Wehmütige Gefühle muß

einem die hundertjährige Geschichte der alten Rotterdamer Missionsgesellschaft erwecken," so sagten wir oben. Aus den kurzen Andeutungen, die wir geben konnten, wird der Leser dies verstehen.

Um hier gleich ein Wort über die Philippinen zu sagen, so ist die große Majorität ihrer Einwohner noch rein heidnisch. Sie mögen etwa 10 Millionen Einwohner haben, von denen etwa $2^1/_2$ Millionen dem Namen nach katholisch sind, trotzdem Spanien, seit 1565 Herrin der Inseln, die Mission unter politischem Hochdruck betrieben hat. In krassester Weise ist das römische Ritual mit heidnischen Zeremonien durchsetzt. 1893 machte die britische Bibelgesellschaft den Versuch, durch zwei spanische Kolporteure heilige Schriften verbreiten zu lassen. Aber der eine starb plötzlich, wahrscheinlich an Gift, der andere wurde ausgewiesen. Seit dem siegreichen Krieg der Amerikaner gegen Spanien in jüngster Zeit stehen die Dinge etwas besser. Die Bibelgesellschaft in Madrid hat das Evangelium St. Lucae in die Sprache der Pangalen übersetzt. Luc. 15, 18 lautet in dieser Sprache (Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen ꝛc.) Onalaguey ac sirin, tan onla ac ed amac tan icuan co ed sicato: Ama nâncasalanan ac ed taoen tan di ad sica —.

Doch nun auf nach Sumatra und Borneo, den hoffnungsvollen Arbeitsfeldern der Rheinischen, und dann zurück nach Java, der Wirkungsstätte der Neukirchener Missionare!

Auf Sumatra arbeitet die Rheinische Mission unter den Batas im nördlichen Teil der Insel. Von Holland bis Padang, dem Hafenort auf der Mitte der Westküste, würden wir sechs bis sieben Wochen reisen, dann geht's mit einem kleinen Küstendampfer nordwärts bis zur Tapanulibai. Dort oben zwischen den Gebirgszügen, die wir von der Küste aus sehen, auf den großen Hochflächen wohnen die Batas. Am Meeresstrande wohnen die Malaien. Auf steilen Felsenpfaden geht es hinan, bis uns der Urwald aufnimmt — schwarz und schweigend von ferne, aber voll lauten Lebens, wenn wir ihn durchwandern. Affen, Papageien, Tiger, Elefanten und ein Heer von großen Insekten sorgen für Unterhaltung! Es wird moraftig, Blutegel sind eine wahre Landplage. Da öffnet sich ein Durchblick: tief unten schäumt der Batang Tori in engem Felsenbett dahin. Auf eiserner Brücke überschreiten wir ihn bald. Dann geht's wieder hinauf und durch die Flächen des blaßgrünen Allangallanggrases, 5—6 Fuß hoch, wie durch ein graugrünes wogendes Meer hindurch. Hat man den höchsten Punkt erreicht, so kann man weit nach Osten hinüberschauen bis zu den fernen blauen Bergen von Malakka. Bald senkt sich der Weg: vor uns liegt ein liebliches Tal von einem Kranz von Bergen umgeben; Bäche ziehen sich wie Silberfäden durch hellgrüne Reisfelder, Dörfer mit schwarzen Giebeldächern und manche auch schon von einem Kirchturm überragt, grüßen uns von ferne. Das ist die fruchtbare Landschaft von Sipirok. Würden wir von der Hochebene, statt nach Osten zu wandern, uns nach Nordwesten wenden, dem Lauf des Batang Toru folgend, so würden wir nach einigen Tagemärschen die Hochebene von Silinding erreichen, die wie ein einziges großes Reisfeld aussieht. Wie dunkelgrüne Flecken



Schwester Metzler und ihre Schule.

liegen die Dörfer auf diesem hellgrünen Teppich. Nördlich von Silindung fangen wieder die Allangflächen an: plötzlich blitzt in der Tiefe ein gewaltiger blauer See auf, mit einer bergigen Insel in der Mitte, — das ist der Tobasee. Hier im Tobalande leben die Batas noch ganz nach ihren alten heidnischen Sitten. Das Dorf mit stachliger, undurchdringlicher Bambushecke eingefriedigt, der schmutzige Boden von Schweinen aufgewühlt, die Häuser auf Pfählen gebaut, auf Leitern zu erreichen, der Sobo, das Versammlungshaus in der Mitte. Die Frauen müssen arbeiten (der Reisbau liegt ihnen ob), „der Herr der Schöpfung" aber tut nichts, oder er spielt irgend ein Glücksspiel mit Seinesgleichen. Die heidnischen Batas haben Sklaven, die sie grausam behandeln, ihre eignen Kranken



Batahäuptlinge.

aber behandeln sie kaum besser, streuen ihnen spanischen Pfeffer in Augen, Mund und Nase, um die Lebensgeister zu wecken und tragen die mit einer ansteckenden Krankheit Behafteten in eine einsame Waldhütte, — ohne Pflege. Ihre Religion ist Dämonendienst; Schutzgeister besorgen sie sich selber, indem sie gestohlene Kinder, die sie aufs freundlichste behandelt und denen sie lauter (vom Kinde unverstandene) Segensversprechungen abgenommen haben, plötzlich töten. Unter einander leben die einzelnen heidnischen Batadörfer in beständigem Krieg, die Kriegsgefangenen quälen sie, wie dies die Amerikaner in Nordamerika tun.

Vor 65 Jahren drangen in das Bataland mohammedanische Malaien ein. Ganze Landschaften verödeten unter deren Morden und Brennen. Südlich von

Sipirok hausten sie besonders arg, aber die holländische Regierung legte sich ins Mittel, nahm die Landschaft in Besitz und legte Kaffeeplantagen an. Leider aber stellte die holländische Regierung mohammedanische Beamte an, und so kam der Islam doch unter die Batas, obgleich sie ihm lange Zeit blutig widerstanden hatten.

So standen die Sachen vor vierzig Jahren. Da hat es Gott wunderbar gefügt, daß die Rheinische Missionsgesellschaft einige Missionare nach Sumatra schicken mußte. Von Borneo waren — wir kommen unten darauf genauer zu sprechen — die Missionare durch das Blutbad von 1860 vertrieben, — da kam einer von ihnen, Klammer, 1861 nach Sumatra und gründete die Station **Sipirok**; einige holländische Missionare, die kurz vorher ins Land gekommen waren, schlossen sich ihm an. Das war der Anfang der so überaus gesegneten Batamission.

Die Folgezeit, bis auf den heutigen Tag, hat es immer klarer werden lassen, wie wunderbar die Vorsehung Gottes war, die die Rheinische Mission nach Sumatra und zwar gerade nach Sipirok führte. Die kurz hintereinander angelegten drei Stationen (außer Sipirok selbst) Bunganbondar und Prau Sorat waren der starke Damm, an dem die Wellen des Islam sich brechen, der ganz Sumatra widerstandslos, ja sogar unter Protektion der holländischen Regierung, unter seine Botmäßigkeit zu bringen drohte.

Gedeckt durch diesen Damm konnten nordwärts die Stationen im Batang Toru Tal, im Silindung und später in Toba angelegt werden.

Die drei Stationen auf dem Hochplateau von Sipirok verleugneten ihren Grenzwachtcharakter nicht. Klammer hatte nach jahrelangen Kämpfen eine kleine Gemeinde von vielleicht 150 Seelen! „Nicht viel Edle nach dem Fleisch" waren es. Da machte der Islam einen neuen Versuch, das nationale Heidentum und das noch nicht tief gewurzelte Christentum zu verdrängen, — und die Reichen und Vornehmen hießen ihn willkommen, denn Fleischesfreiheit und Herrscherwillkür bekämpft der Islam nicht! Das Jahr 1867 brachte die Entscheidung. Die Frau des Oberhäuptlings in Sipirok wird krank. Klammer und Schreiber (der jetzige Barmer Missionsinspektor) besuchen sie und bieten ihr ärztliche Hilfe an. Sie werden abgewiesen. Die Frau stirbt. Der Häuptling heiratet eine Mohammedanerin, der Oberhäuptling und alle Vornehmen von Sipirok treten zum Islam über! Bald ist das ganze Hochplateau von Sipirok mohammedanisch, — das kleine Christenhäuflein steht ihm gegenüber. Und der fanatische Haß der neuen Mohammedaner, von Anfang an geschürt, wird wach gehalten bis auf den heutigen Tag. Hunderte von Batas wandern nach Mekka, — wie dies den Mohammedanern vorgeschrieben ist, — und es ist bekannt, daß von Mekka aus ein Netz, politisch-religiöser Bestrebungen die ganze Welt des Islam umspannt und den christlichen Mächten und ihren Bestrebungen entgegenarbeitet.

Aber, Gott sei Dank, die evangelische Mission hat dem Islam nicht nur Widerstand geleistet, sie hat ihm sogar schon erworbenes Terrain wieder abgenommen. Es kamen wohl Zeiten, wo alles vergeblich schien: ein Schüler Dr. Schreibers, Dja Muda, der der Mission alles verdankte, was er war, trat

zum Islam über, die Station Prau Sorat mußte aufgegeben werden — und doch, alles in allem, die Arbeit in Sipirok ist nicht erfolglos geblieben. Als der Islam kam, hatte die Rheinische Mission in Sipirok 300 Christen, jetzt hat sie ungefähr 2900! Ein Mohammedaner aus der Gemeinde des Missionars Schütz in Sipirok wird Mekkapilger, kehrt zurück, — die Mohammedaner in Sipirok jubeln im Gedanken an die zu erwartenden Anfeindungen der Christen, — da stirbt er einige Stunden vorm Erreichen seines Heimatortes! So ermutigte Gott selbst die Missionare, weiter zu kämpfen.

1884 erhielt einer der ersten Pandita (d. h. eingebornen, ordinierten Pastoren der Rheinischen Mission) den Auftrag, sich in Padang Bolak, d. h. der nach Osten zu, bis zur Straße von Malakka sich erstreckenden Niederung niederzulassen. Der Versuch gelang aufs beste. Markus Siregar, so hieß er, hat seinen Auftrag mit vielem praktischen Geschick ausgeführt. Vor den Sopos — den bataschen Versammlungshäusern — blies er auf seinem Horn einen Choral in die Welt hinaus. Weit und breit strömten die Leute herbei, er erklärte das Lied, das er geblasen hatte — und war mitten drin in der Verkündigung des Evangeliums! 1888 kam Missionar Irle ihm nach und gründete in Sipiongot (d. h. Wespennest) eine Station. Dank der Vorarbeit des Hornbläsers taten sich überall Türen für das Evangelium auf, oft an solchen Stellen, wo man es nimmer gedacht hätte. Ein Radja, den er einmal beim holländischen Gouverneur wegen Christenmißhandlung hatte verklagen müssen, schickte zu ihm: „ich hätte eher an meinen Tod gedacht, als an solch eine Einladung," schreibt Irle. Aber es war richtig; 80 Seelen meldeten sich bei ihm zum Taufunterricht. Irle hat in Sipiongot ein reich gesegnetes Arbeitsfeld. Körperlich werden an ihn die höchsten Anforderungen gestellt. Er hat sechs Filiale in einer Gebirgsgegend; 400 Seelen zählen seine Gemeinden. Seit zwei Jahren ist er nach dem Süden, an die Grenze von Mandheling, übergesiedelt, wo er eine zweite Station angelegt hat.

Südlich von Sipirok ist übrigens die oben erwähnte Landschaft Mandheling, wo Miß Needham einsam arbeitete und starb. Hier hat Irle ebenfalls eine Station angelegt.

Das ganze Barmer Missionsgebiet auf Sumatra gleicht einer Insel, die ringsum von den Fluten des Islam umbrandet wird. Auch im Norden, in den Landschaften am Tobasee, unternimmt der Islam Vorstöße. Verhältnismäßig am unangefochtensten ist **Silindung**, auf das wir jetzt unsere Aufmerksamkeit richten.

Zwischen Sipirok und Silindung liegen im Batang Torutale die Landschaften Pangalon und Sigompulan. Hier hat das Christentum nach langem Ringen jetzt entschieden den Sieg davongetragen. Etwa die Hälfte der Bevölkerung, nämlich 6200 Seelen, sind schon gewonnen, und die übrigen kommen sicher nach. In Silindung aber ist schon fast die ganze Bevölkerung, 20 000 Seelen, zu wohlgeordneten, meistens schon selbständigen christlichen Gemeinden zusammengeschlossen, und 17 000 Christen sind vorhanden. Die ersten Anfänge der evangelischen Mission in Sumatra unter den Bata gingen von den Engländern aus, 1820, da sie die den Franzosen abgenommenen holländischen Kolonien noch in ihrem Besitz hielten.

Ein Erfolg war nicht vorhanden. Zehn Jahre nach der Abtretung Sumatras an die Holländer scheiterte der zweite Versuch zweier amerikanischer Missionare Munsen und Lymann — sie wurden von den Batas in Silindung aufgefressen. Lange brachte diese Untat die Batas in Silindung so in Verruf, daß kein Missionar zu ihnen zu gehen wagte. Endlich wagte es der Missionar Nommensen 1863, sich in Silindung niederzulassen. Gern würde ich hier, wenn es der Raum gestattete, ein Lebensbild dieses Seniors unter den Batamissionaren anschließen, der die Autobiographie St. Pauli 2. Kor. 11, oder vielmehr den Ausschnitt der Missionstätigkeit aus seinem Leben, zu seiner eignen machen kann: „In Gefahr zu Wasser, in Gefahr unter den Mördern, — die Bata befühlten seine Arme und Beine, ob er bald fett genug zum Geschlachtetwerden und zum Gefressenwerden wäre, sie sägten die Pfosten seiner Hütte an, damit die Hütte ihn beim Eintritt erschlage, sie gaben ihm Gift zu trinken; in Gefahr unter den Heiden, in Gefahr in den Städten (den Bataansiedlungen), in Mühe und Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und Durst, in viel Fasten ohne was sich sonst zuträgt ..... jetzt ist er in Si-Gumpar im Tobadristrikt, der Veteran der Rheinischen Mission. Das Bild eines anderen, kürzlich verstorbenen Veteranen bringen wir hier.



Missionar Johannsen.

Welch eine Wendung durch Gottes Führung! Das **Silindungtal** ist nun der Mittelpunkt der Batamission schon seit langer Zeit.

Das Tal Silindung nimmt nur einen verhältnismäßig kleinen Raum ein, — es ist vielleicht nur vier bis fünf Stunden lang und zwei Stunden breit; ziemlich dicht nebeneinander liegen fünf Stationen. In Pansur-na-pitu erscheint monatlich ein- bis zweimal ein christliches Gemeindeblatt. Vor allen Dingen aber befanden sich hier, und zwar auf einem Platze, der vor wenigen Jahrzehnten noch einen den Begu (Geistern) geweihten heiligen Hain bildete, die neuerdings sehr vergrößerten Seminargebäude (Lehrer- und Predigerseminar), in dem gleichzeitig sechzig Zöglinge Aufnahme finden können; der Lehrerkursus ist ein vierjähriger; wer Prediger werden will, muß zuerst den Lehrerkursus absolviert und sich als Lehrer bewährt haben; dann kommt er noch zwei Jahre ins Predigerseminar. Der Andrang zu dieser Bildungsstätte, der natürlich nicht immer **nur** aus dem Drange, dem Heiland zu dienen, hervorgeht, ist ein enorm großer. So konnte bei einer der letzten Aufnahmen von 107 sich Meldenden nur 32 das

Gesuch gewährt werden. Überhaupt: wie staunten schon die ersten Batamissionare, als sie fanden, daß dies wilde, menschenfresserische Naturvolk eine eigene Schriftsprache hat! Ich gebe wieder eine Probe (Ev. Joh. 3, 16. Anfang):

[illegible]

Die Sprache klingt so: Ai songonon on do hahoholong ni roha ni debata di portibion etc. Seit 1901 ist das Predigerseminar nach Sipoholon übergesiedelt, der nördlichsten Station in Silindung. Oft ist der Seminarleiter mit seinen 57 Seminaristen nach dem Bauplatz auf drei bis vier Tage hinübergezogen, um mitzuarbeiten. Galt es doch z. B., zum Zweck der Wasserversorgung, einen Berg zu durchstechen, um das Wasser hindurchzuleiten. Von welcher Art der Bildungsgrad der bereits im Dienst stehenden Bataschen Lehrer ist, können wir z. B. aus dem Thema einer Preisarbeit sehen, zu welcher 33 Bearbeitungen einliefen, unter welchen ganz vortreffliche Leistungen waren. „In wiefern kann man von den alten heidnischen Batas sagen, daß sie den *einen* Gott gesucht haben (im Anschluß an Apostelgeschichte 17, 27.)". Ein andres Thema war: „Die Weisheit der alten Bata wird erkannt aus ihren Sprichwörtern." Unter den eingeborenen Predigern und Gehilfen sind ganz ausgezeichnete, christlich tief gegründete Leute.

Das Tal Silindung ist mit seiner dichten Bevölkerung jetzt wohl ganz christianisiert. Hier wohnen über die Hälfte der Batachristen überhaupt, rund 17 000. Wenn man von Siboga, an der Küste, die Berge ersteigt und dann das Tal vor sich liegen sieht, und in demselben, aus den Reisfeldern hervorragend, Kirche an Kirche, dann muß man staunen und Gottes Wunderwege preisen. Die größte von allen Gemeinden im Tal Silindung und in Sumatra, ja die größte von allen rheinischen Missionsgemeinden überhaupt ist Pea Radja mit 8 Filialen, 11 Schulen, 12 Lehrern, 760 Schülern, 4 eingeborenen Pastoren und 7600 Gemeindegliedern, 2 Missionsärzte stehen dort, Dr. Schreiber und Dr. Winkler, 1 Missionar (Metzler) und 5 Missionsschwestern. Der Batasche Missionsverein Kongsi-Batak hat in Pea Radja viele Mitglieder. Am 1. Juni 1900 trat Dr. Schreiber sein ärztliches Amt an, — 24 Stunden nach seiner Ankunft bereits konsultierte man ihn. Vom 1. Januar 1901 bis 1. Juli 1901 hat er 9000 Konsultationen in seiner Poliklinik gehabt, die sich auf 2086 Patienten verteilen! Krankenhäuser sind im Bau. Die über Erwarten gewaltige Ausdehnung des Werkes bewog die Rheinische Mission, im Jahre 1901 Dr. Winkler nach Pea Radja als zweiten Missionsarzt zu entsenden.

Da wir gerade von Ärzten und Kranken reden, seien auch die armen Aussätzigen erwähnt, deren sich die Rheinische Mission im Batalande annimmt. 20 Minuten von der Station Laguboti liegt Huta Salem, das Aussätzigenasyl in Sumatra. Huta heißt Hütte und „Salem" Friede. Am 5. September 1899 zogen die armen Aussätzigen aus ihren Erdhütten, in denen sie ihr jammervolles

Dasein gefristet, in die schönen Räume des fertiggestellten Asyls. Jetzt wird es etwa 40 Insassen haben. Die beiden Aufseher haben bei Dr. Schreiber eine Art von Lazaretkursus durchgemacht. Huta Salem gehört zum Tobaland, auf welches wir jetzt zu sprechen kommen.

Die Hauptlandschaft aber im ganzen Batalande ist das Gebiet am Tobasee, wo mehr als die Hälfte des ganzen Batavolks, jedenfalls mehrere 10 000 beieinander wohnen. Vor zwanzig Jahren in Angriff genommen, bietet das Tobaland jetzt das Bild einer der interessantesten Entwicklungen in der Geschichte der Rheinischen Mission. Elf Stationen (die auf der Insel im See mitgerechnet) umgrenzen jetzt das Süd- und Südostufer. Die Aussichten für die Mission waren hier viel ungünstiger als z. B. in Silindung. Der Oberhäuptling des ganzen Tobalandes, der Priesterkönig Singa-Mangaradja war bald, nachdem die Holländer von dieser Gegend Besitz ergriffen, Mohammedaner geworden, — aber Frieden hatte er nicht mit den Holländern geschlossen. Hätte er das getan, so würde er als mächtiger Sultan einen durchschlagenden Einfluß zu Gunsten des Islam für das ganze Land ausgeübt haben. Ferner waren viele Männer aus dem Tobaland in Deli oder Assahan auf den Tabaksplantagen gewesen und dort mit dem Islam bekannt geworden, — wie leicht hätten sie, heimgekehrt, für den Islam Propaganda machen können, aber das haben sie nicht getan, und die Rheinische Mission konnte mit großem Nachdruck das neue Gebiet besetzen und schnell eine Station nach der andern gründen. Um nur eine Station besonders zu erwähnen: am östlichsten Zipfel des Tobasees liegt Si Antar, wo seit zwei Jahren eine Industrieschule besteht. Über fünfzig Schüler sind unter Leitung des Missionars Brinkschmidt fleißig am Hobeln, Löten, Sägen, Schmieden, Leimen, Polieren. Auch Uhren, Pumpen und Wagen werden repariert. Bettstellen, Schränke, Glasfenster, ganze fertige kleine Wohnhäuser, die transportabel sind, zeugen von den Leistungen. Auch die Anfangsgründe der Zahntechnik (mancher Häuptling würde für ein Gebiß mit Freuden hundert Gulden ausgeben) und der Tierarzneikunde werden hier gelehrt. Im Jahre 1899 konnte Missionsinspektor Dr. Schreiber sämtliche Sumatramissionare am Schluß seiner Visitationsreise zu einer Konferenz vereinigen und mit ihnen dankbar sein, wie Gott das Missionswerk hat blühen und gedeihen lassen, das er einst als junger Sumatramissionar anfangen half. Die Rheinische Sumatramission ist reich an interessanten Lebensbildern solcher, die sich durch das Evangelium aus den Heiden berufen ließen (Dr. Schreiber hat sie in einem Büchlein gesammelt), aber auch die Lebensführungen der einzelnen Missionare tragen deutlich den Stempel ‚göttlicher Führung,' so das des greisen Nommensen und des jüngst entschlafenen Johannsen. „In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über euch Flügel gebreitet" (vergl. Dornen und Ähren, herausgegeben von der Brandenburgischen Missionskonferenz: Bilder aus Sumatra). Zum Schluß noch ein paar Worte über die bereits oben erwähnte Batasche Missionsgesellschaft „Kongsi Batak". Der Anfang war ein kleiner Gebetsverein (nur aus Batas bestehend). Dieser trat 1900, gelegentlich der Missionarskonferenz in Balige, an die Öffentlichkeit und nannte sich Batasche Missionsgesellschaft.

Sämtliche Panditas, d. i. eingeborne Prediger, 23 an der Zahl, treten der Gesellschaft bei, ebensoviel Lehrer und Älteste. Ein Vorstand, nur aus Batas bestehend, wurde gewählt. Bald hatte die Kongsi ein eigenes Haus in Pea Radja. Zu ihren Mitteilungen benutzt sie das batasche Missionsblatt Immanuel. Sie sendet eingeborne Missionare in noch heidnische, benachbarte Landschaften, besonders in die Gegenden am Nord- und Ostufer des Tobasees. Am 9. November 1900 sind zwei Evangelisten nach dorthin aufgebrochen. Ihre Berichte bestätigen die Vermutungen, die man hatte, daß dort noch ein grauenvolles Heidentum in ungeschwächter Kraft bestehe. Dennoch sind die beiden Evangelisten von ihrer ersten Missionsreise wohlbehalten nach Hause zurückgekehrt.



Zug der Missionare Lett und Lagemann mit eingebornen Trägern quer durch Nias.

Außer den Malaien bewohnen Sumatra noch die Atschinesen, und zwar wohnen letztere an der Nordspitze der Insel. Sie sind eifrige Mohammedaner, und es ist den Holländern während eines Krieges, der nun schon fast 30 Jahre dauert, nicht gelungen, sie völlig zu unterwerfen! So hat sich die Batamission als eine christliche Scheidewand zwischen die beiden mohammedanischen Völker, die Atschinesen und Malaien geschoben, was bei der ganzen Sachlage in Niederländisch-Indien von ganz unschätzbarem Werte ist.

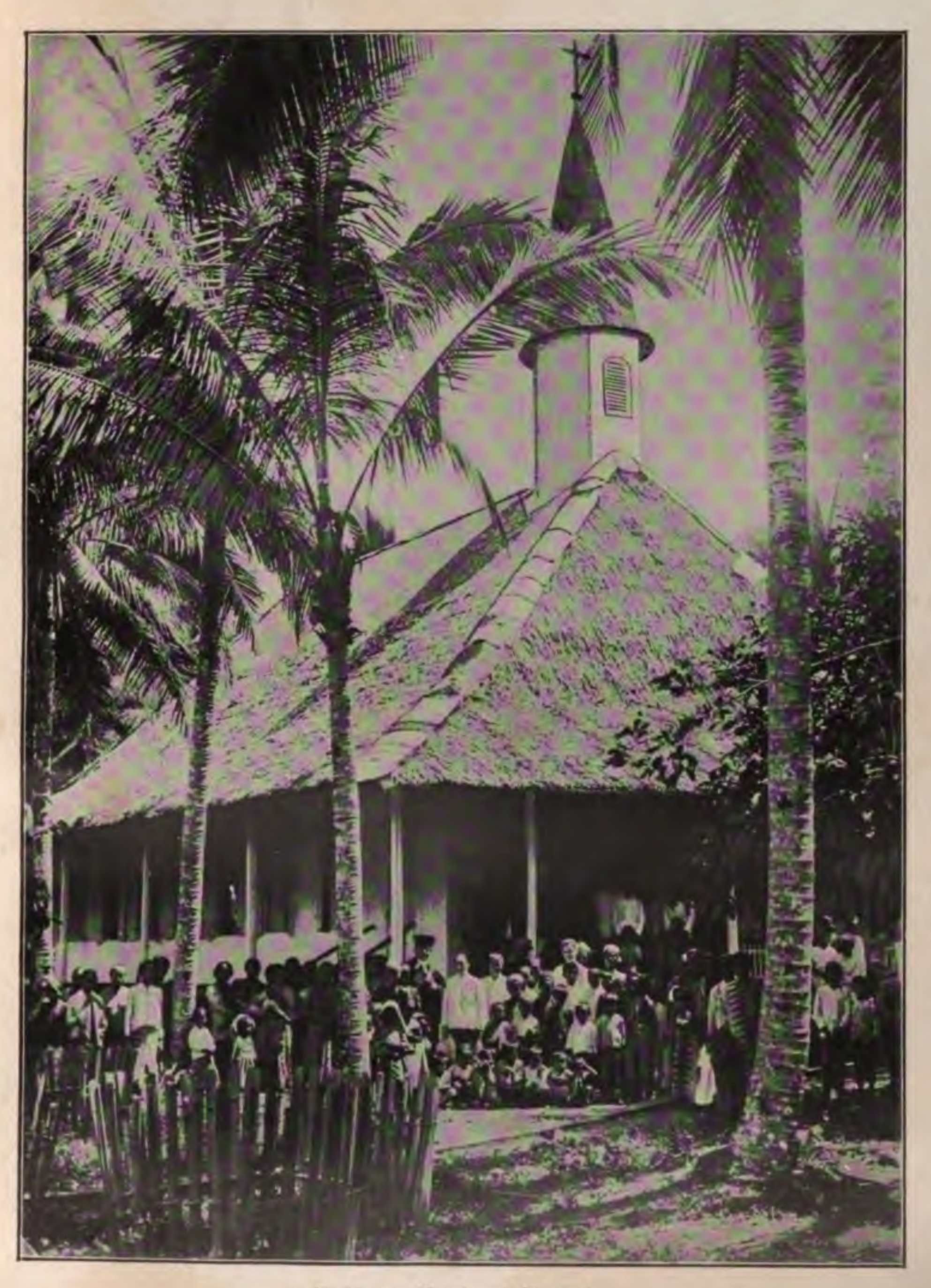
Zu Sumatra gehören auch die westlich vorgelagerten Inseln, unter welchen die Insel Nias bei weitem die bedeutendste ist, sie hat 200 000 Einwohner. Es ist höchst merkwürdig, daß die Niasser nicht schon längst Mohammedaner ge-

worden sind. Denn gerade mit Nias stand Atjeh von jeher in sehr lebhafter Beziehung, von dort bezogen die Atschinesen ihre Sklaven und Sklavinnen, aber Nias für ihren Glauben zu gewinnen, haben die Atschinesen nie ernstlich versucht. Nur einige wenige Stranddörfer sind mohammedanisch. Ein scheinbar sehr geringfügiger Umstand mag dabei sehr mitgesprochen haben: das Schwein, den Mohammedanern ein Greuel, ist bei den Niassern neben dem Hund das einzige Haustier. Hier hat 1866 die Rheinische Mission ihre Arbeit begonnen, und namentlich in den letzten zwölf Jahren hat sie herrliche Erfolge gehabt. Es befinden sich sechzehn Missionare dieser Gesellschaft auf Nias, welche zwölf Stationen haben. Es gibt auf Nias an 4500 Getaufte, auch ein Seminar ist da, unter



30 Niasser in Padang.

Leitung eines Theologen, in Humene. Das Verlangen nach Lehrern unter dem Volk ist groß. Es ist begründete Hoffnung, daß mit der Zeit das ganze Volk für das Evangelium gewonnen wird. Im Jahre 1897 legte Missionar Krumm unweit des Meeresstrandes an der Westküste von Nias eine neue Station, Lahusa, an. Wir können leider nicht im einzelnen erzählen, was Krumm dort an der Pforte der Kopfschneller und im Lande der Kopfschneller alles erlebt hat, wie er am ersten Sylvesterabend in Fieberphantasien bewußtlos lag, während die Leute in Angst vor den Überfällen der wilden Südniasser des Nachts bewaffnet im Dickicht schliefen, und wie er dann übers Jahr doch die Erstlinge getauft hatte. Wie wunderbar! Es kamen sogar Abgesandte der berüchtigten Irauno Huna aus dem Süden und baten um Krumms Besuch. In mitternächtlicher Stunde auf hoher Felsenburg hat er dann unter den Irauno Huna den ersten Taufunter-



Kirche von Mandomai (Borneo).

richt abgehalten, nachdem ihre Götzen in den Abgrund heruntergerollt waren. Und dann ist's vorwärts gegangen! Ende 1901 befanden sich 375 Personen in Lolowua im Taufunterricht! Der Eifer dieser ehemaligen Sklavenjäger und wilden Kriegsgesellen, mit dem sie nun das Evangelium annehmen, gehört mit zu den interessantesten Episoden der neuen Missionsgeschichte!

Die Mentawei-Inseln, längs der Westküste von Sumatra, zwischen 1. und 3. Grad südlicher Breite gelegen, werden jetzt als neuestes Arbeitsfeld von der Rheinischen Mission ins Auge gefaßt.



Tertera von Toegala und Isaako von Bewogora. (Westnias.)

Auf Sumatra hatte die Rheinische Mission Ende 1901 47 784 Gemeindeglieder, 216 Schulen mit 9041 Kindern. Auf Nias: 5778 Getaufte, 26 Schulen mit 720 Kindern.

Leider ist nun das Arbeitsfeld der Rheinischen Mission in Niederländisch-Indien, das wir noch zu besprechen haben, viel weniger ergiebig, ja die Unfruchtbarkeit der Mission auf **Borneo** ist fast sprichwörtlich geworden. Der Bornesische Missionar bedarf aber auch eines besonderen Maßes von Selbstverleugnung, Liebe und Geduld. Das Volk ist schwer erreichbar und wohnt zerstreut; die malaiischen Mohammedaner sind die herrschende Klasse und dem Evangelium so gut wie unzugänglich. Das dajakische Volk, — das auf Borneo ursprünglich das war, was die Batas auf Sumatra, — kommt immer mehr herunter, der bis tief ins Innere betriebene Arrakhandel demoralisiert die Leute noch dazu, — aber gerade in den letzten Jahren hat es Gott gefügt, daß der Rheinischen Mission wieder eine Ermutigung zu teil wurde und ihr drei hoffnungsvolle Arbeitsfelder neu erschlossen wurden.

1835 war der erste Rheinische Missionar Barnstein nach Borneo gekommen und hatte im Süden der Insel zu Bandjermassin die ersten Anknüpfungspunkte

für eine Mission in jener Gegend gewonnen. Ein Jahr darauf kamen vier Brüder ans Barmen und besetzten das Gebiet, ein Sendbote der alten Halleschen Missionsgesellschaft kam noch dazu, sodaß ein Teil der Brüder zu den Dajaken ins Innere der Insel abkommen konnte. Wir können nun nicht die Anlegung der einzelnen Stationen verfolgen. Nach zwei Jahrzehnten hatte die Rheinische Mission sieben Stationen auf Borneo. Die Zahl der Schulkinder erscheint auffallend groß (fast 1000), aber die holländische Regierung zwang die Dajaken, ihre Kinder in die Missionsschulen zu schicken. Ferner hatten die Missionare über 400 verschuldete Dajaken (Pandelinge) losgekauft, die sich bei der Missionsstation ansiedeln mußten.

Zwei Blian oder Götzenpriesterinnen. Borneo.

Da brach ein furchtbares Unwetter über die bornesische Mission herein. Lange schon gärte auf der Insel der mohammedanische Fanatismus, geschürt durch die immer zahlreicher werdenden Mekkapilger, und als bei dem Thronwechsel im Sultanat von Bandjermassin die holländische Regierung statt des Erben einen Prätendenten zum Nachfolger ernannte, brach die Wut in hellen Flammen aus: alle Europäer auf der Insel sollen vernichtet werden. Ein getaufter Dajak wird der erste Märtyrer. Ein holländisches Dampfboot kann noch die Missionarsfamilien, die sich nach der Station Bethabara geflüchtet, bergen, aber auf der Station Tanggohan werden Missionar Rott mit Tochter, Wigand mit Frau und Kind, Kind mit Frau ermordet, desgleichen Missionar Hofmeister mit Frau auf Station Pendaalai; sämtliche Stationen werden zerstört!

Nur die in Bandjermassin war geblieben, wo Barnstein, und nach ihm van Hoesen in aller Stille die Arbeit fortsetzten. Aber obgleich man wieder, als ruhigere Zeiten kamen, neue Stationen anlegte, ist es in Südostborneo im großen und ganzen nicht zu einem allgemeinen Aufblühen der Mission gekommen. Die Bevölkerung ist dünn gesät, und wo sie dichter ist, da hat der Islam bereits

zu tiefe Wurzel geschlagen. „Blumen in der Wüste," so überschreibt ein Aufsatz in einem rheinischen Missionsblatt das, was es von der Missionsarbeit auf Borneo zu erzählen hat. So bezeichnend dieser Titel, so beherzigenswert ist die Frage, mit der der Aufsatz schließt: „Sollten nicht Missionsfreunde vorhanden sein, die Borneo ganz besonders in ihr Gebet mit einschließen? Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist." 1884 hatte die Rheinische Mission auf Borneo im ganzen 910 Seelen; Ende 1901 ist der Stand: 2006 Gemeindeglieder, 21 Schulen, 808 Kinder.

Eine weit größere Seelenzahl weist übrigens die Mission der englischen Hochkirche im Norden von Borneo auf, in der Landschaft Saráwak, wo sie seit



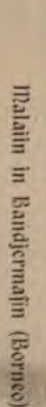
Die auf Borneo ermordeten Missionsgeschwister.

1852 Sendboten hat, nachdem England 1846 von einem Inselchen Labuan vor Saráwak Besitz genommen.

Und noch ein Wort über die Arbeit der **Neunkirchener Missionare** auf Java. Diese Mission nennt man die Salatigamission, nach Salatiga, der hochgelegenen Bezirkshauptstadt im Süden der Residentschaft Samarang, in Mitteljava. Eine holländische Dame hatte in dieser Gegend mit Missionar Jellesmas Gehilfen und dann mit Jellesmas Nachfolger eine kleine Gemeinde gesammelt, welche 1860 schon 47 Getaufte zählte. Später gewann sie den treuen Missionsbeter Pastor Witteween in Ermeloo mit seiner Missionsgemeinde für diese kleine Schar, und ein Bauernsohn de Boer entschloß sich nach Njemoh zu gehen, wo

jene holländische Dame diese Javaner, 3½ Stunden von Salatiga in ländlicher Stille angesiedelt hatte. Hier hat er von 1869 an unter großem Segen gewirkt und hat eine Missionskolonie nach der andern angelegt. Als Witteween keinen geeigneten Helfer schicken konnte, trat Neunkirchen ein und sandte von 1884—1885





Malaiin in Bandjermasin (Borneo).



Kirche in Ambarava (Java).

Missionarsehepaare in die Salatigamission. Als de Boer 1891 starb, waren an 24 Orten 300 Erwachsene und 200 Kinder getauft. Übrigens bildete sich 1889 auf Betrieb der holländischen Freunde in Utrecht ein Verein zur Unterstützung der Missionare der Salatigamission, welcher königliche Sanktion hat und alle Missionsgrundstücke und -gebäude auf Java, die fast alle durch holländische



Kirche in Srendeng (Java).

Liebesgaben entstanden waren, auf seinen Namen einschreiben ließ. Die Sala-
tigamission hatte Ende 1900 im Ganzen sieben Hauptstationen mit neun Mis-
sionaren, von denen zwei mit Sprachstudien beschäftigt, und einer in der Heimat
war. Sie hatten 41 eingeborne Mitarbeiter, 955 Getaufte, 424 Schulkinder;
260 Personen hielten sich äußerlich zu den Gemeinden.

Die eingeborenen Helfer sind von besonderer Wichtigkeit. Denn die Ja-
vanen haben infolge jahrhundertelanger Bedrückung seitens der verschiedensten
Herrscher dem Europäer gegenüber zwar etwas überaus Unterwürfiges, aber doch
Verschlossenes und Unzugängliches. So kann der europäische Missionar des ein-



Javanischer Missionsgehilfe [illegible]

[illegible] ns
n Helfers gar nicht entbehren. [illegible] acht
ute findet und ihre [illegible] en bis
d berichtigt. Eingeborne [illegible]

Die jüngeren Leute [illegible]
ei Batavia geschickt. [illegible] entbehren.
erber und der [illegible] bel vor und
n Scheinwesen [illegible] freilich manch
tigamission [illegible] benutzen auch
leicht genommen [illegible] aus vorzulesen.
[illegible] sich mit Zeichen-
[illegible] vorgelesene würde
[illegible] n griechischer Satz

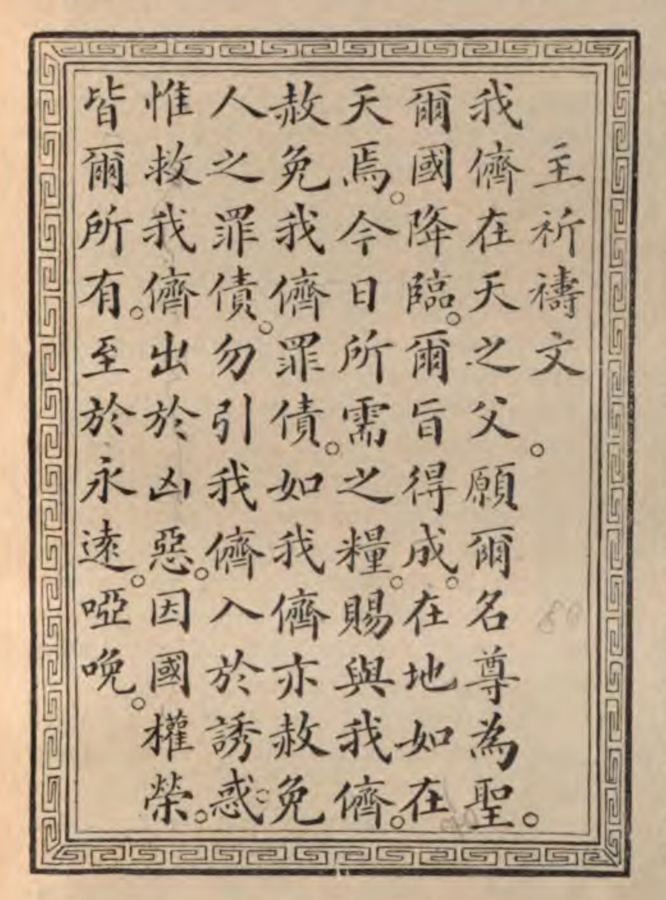
13. Kapitel.

China.

Einleitung. Zwei Bahnbrecher: Morrison und Gützlaff. Die Rheinische und die Basler Mission in China.

Diese werden kommen von Sinim (Jesaia 49, 12). Jesaias kennt also schon den Namen China. Unverkennbar chinesische Schriftzeichen auf altägyptischen Denkmalsfunden beweisen, daß zwischen China und Ägypten Verbindungen bestanden. Vielleicht war das heilige Land eine Etappe auf der Verbindungsstraße. Die Litteratur der Chinesen weist zurück bis vor die Auswanderung Jakobs und seiner Söhne nach Ägypten. Im „Schuking“, dem ältesten Geschichtswerk, werden uns sogar Tatsachen erzählt, die sich 2300 Jahre vor Christi Geburt ereigneten. So berichtet die chinesische Chronologie von „der großen Flut“ unter den mythischen Kaisern Nyau und Schun, 2293 vor Christi Geburt. China ist $1\frac{1}{2}$ mal so groß wie ganz Europa, und seine Einwohner haben von Abrahams Zeiten bis heute ihre eigentümliche Nationalität bewahrt. Über 400 Millionen Menschen wohnen in dem „Reich der Mitte“, zirka 390 Millionen in den 18 Provinzen des eigentlichen „himmlischen Reichs“ und zirka 35 in der Mandschurei, dem Stammland „der Söhne des Himmels“ der chinesischen Herrscher. Stelle diese 425 Millionen in eine Reihe, fünf Glieder tief und laß sie an dir vorüberziehen! Wenn du sechs bis sieben Jahre gewartet hast, dürften sie vorbei sein! Es ist unmöglich, daß das, was man von einem Teil dieses Riesenreichs hört, z. B. Klima und landschaftliche Art betreffend, auf das ganze Reich zutrifft. Es leben Millionen in der fast tropischen, Millionen in der gemäßigten Zone, Millionen im Gebirgs-, Millionen im Flachlande, Millionen dicht zusammen wie in kaum einer Gegend eines abendländischen Kulturlandes, Millionen zerstreut &c. So wenig wie man sagen kann: dieser Mensch spricht europäisch, so wenig darf man sagen: dieser Mensch spricht chinesisch. Es gibt in China viele Sprachen, die gesprochen, aber nicht geschrieben werden: diese zerfallen in Mandarin-, Hakka-, Hoklau- und Puntichinesisch und zahllose Mischdialekte, die so verschieden von einander sind wie das Deutsche vom Spanischen. Das Hakka-, Hoklau- und Puntichinesisch wird übrigens nur in der Provinz Kanton gesprochen. Aber es gibt auch eine Sprache, die geschrieben,

aber nicht gesprochen wird. Diese Schriftsprache ist die große Einheitssprache, die im ganzen Reich verstanden wird — so wie jeder Europäer die Zahlen 1, 2, 3, 4 u. s. w. verschieden nennt und doch gleich schreibt und versteht. Ja, aber wenn die chinesische Schrift nur nicht so schwer zu erlernen wäre! Es sind an 4—6000 verschiedene Schriftzeichen zu erlernen für den, der die Sprache beherrschen will, außerdem aber haben die verschiedenen einsilbigen Worte noch die mannigfachste Betonung: eben, aufsteigend, fortgehend, rückkehrend, und das 1. in hoher, 2. in tiefer Stimmlage. Kein Europäer, der in China literarisch


主祈禱文
我儕在天之父。願爾名尊為聖。
爾國降臨。爾旨得成。在地如在
天焉。今日所需之糧。賜與我儕。
赦免我儕罪債。如我儕亦赦免
人之罪債。勿引我儕入於誘惑。
惟救我儕出於凶惡。因國權榮
皆爾所有。至於永遠。啞唍。

Mgo sa tschai then tschi fu. Nyen ni ṅyang tsun wui schin. Nikwet kono lim. Ni tschi tet schin schai thi yi tschai then wui. Kim nyit so si tschi lyong sz yi. Ngo sa scha men ngo sa tschui tsai yi ngo sa ya scha men nyin tschi tschui tsai. Vut yin ngo sa nyin yi yu fet. Tan kyn ngo sa tschut yi hyung ok. Yin kwet then yin tschin ni so yu tschi tan yun yen. Amen.

Das heißt wörtlich: Herrengebet. Unser im Himmel o Vater. Wünschen dein Name geehrt werden heilig. Dein Reich komme. Dein Wille werde erfüllt auf Erden wie im Himmel. Diesen Tag was nötig an Nahrung gib uns. Vergeben unsere Sündenschuld, wie wir auch vergeben Menschen seine Sündenschuld. Nicht führen uns Menschen in Versuchung. Sondern errette uns aus Übel. Denn Reich, Macht Herrlichkeit, alles du haben bis Ewigkeit. Amen.

tätig ist, kann die Hilfe eines chinesischen Literaten und Schreibers entbehren. Der chinesische Prediger und Missionar liest den Text aus seiner Bibel vor und übersetzt ihn dann in die allen verständliche Umgangssprache, die ja freilich manch ein Missionar beherrscht, wie seine Muttersprache. Viele Missionare benutzen auch wohl eine gute Übersetzung in der Umgangssprache, um daraus vorzulesen. Predigtbücher in diesem leichten, allgemein verständlichen Chinesisch mit Zeichenschrift sind auch vorhanden. Das aus der chinesischen Bibel vorgelesene würde den chinesischen Zuhörern ebenso unverständlich bleiben, wie ein griechischer Satz

den Zuhörern in einer deutschen Dorfkirche. Wir bringen als Probe das heilige Vaterunser in chinesischer Sprache und Schrift mit nebenstehendem Text und wörtlicher Übersetzung.

Diese 425 Millionen Chinesen sind unter einem Herrscher vereinigt. Die heutige Dynastie, die Tsindynastie, ist eine mandschurische. 1664 vertrieben die Mandschu, aus ihren Steppen kommend, die Mingdynastie. China zählt 24 Herrscherhäuser mit 243 zum Teil hervorragenden Herrschern. Eine unermeßliche Literatur hat sich in den 40 Jahrhunderten aufgehäuft. Der Katalog zur kaiserlichen Bibliothek in Peking ist für 150 Mark in den großen Buchläden zu haben. China hat eine lange Reihe von hochberühmten Weisen, Staatsmännern, Dichtern und Philosophen; es hat wohleingerichtete Institutionen, alle Regierungsformen sind durchgeprobt, sogar der Kommunismus der heutigen Sozialdemokratie wurde eingeführt und endigte mit einem völligen Bankerott! Man mag über das Mandarinentum denken wie man will, dennoch ist die Regierungsmaschine bewunderungswürdig. China ist sehr spröde, sich dem Einfluß von Völkern hinzugeben, die erst „seit gestern“ sind, und China unsre Zivilisation aufdrängen zu wollen, empfindet es als ebendieselbe Beleidigung, wie wir es empfinden würden, wenn uns zugemutet würde, den chinesischen Zopf anzunehmen.

Und trotz aller seiner vieltausendjährigen Kultur ist das chinesische Volk ein armes, finstres, den Dämonen und gröbstem Aberglauben verfallenes Volk. Es hat den höchsten Grad der Entwicklung erreicht und ist dann stehen geblieben. China hat Jahrtausende Zeit gehabt, daß es Gott suchen sollte, ob es ihn doch fühlen und finden möchte — und hat ihn nicht gefunden. Die Lehre des Confucius, Chinas Staatsreligion, hat wahrlich Gelegenheit genug gehabt, ihre letzten Resultate auszuwirken und das Ergebnis ist das heutige China. Wer nur ein wenig von chinesischen Verhältnissen weiß, der kennt die Stellung, die Confucius in dem Leben des Chinesen einnimmt. Jeder Schulknabe im Reiche betet ihn täglich an, die Gelehrten sind seine ergebenen Sklaven, die Kaiser wetteifern miteinander, ihm zu huldigen, der Jahrestag seines Todes wird heilig gehalten, in jeder Stadt ist ein Tempel seiner besonderen Anbetung geweiht. Confucius starb 479 v. Chr., er wurde 500 Jahre später in den Fürstenstand, im fünfzehnten Jahrhundert zur Kaiserwürde erhoben. Seine Reden und Aussprüche sind im chinesischen Volk bekannter als in einem evangelischen die Sprüche der Bibel. Und doch ist die Lehre des Confucius eigentlich gar keine Religion. „Ehret die Götter, aber haltet sie ferne von Euch!“ „Wuchert mit den fünf Kardinaltugenden, die ein jeder mit auf die Welt bringt: Yin, ni, li, tsi, sin, d. i. Liebe, Gerechtigkeit, Anstand, Weisheit, Wahrheit!“ „Verehrt eure Ahnen!“ Das sind besonders prägnante Sätze aus seiner Lehre. Ein Rationalismus, der dem natürlichen Menschen aus der Seele gesprochen ist, — kein Wunder, daß die Dichter aus der rationalistischen Zeit in unserm Vaterlande voll Entzücken „die Sprüche des Confucius“ besangen und sie ganz mit ihrer Art von Christentum übereinstimmend fanden. Über das Jenseits hat Confucius den Chinesen nichts gesagt, noch weniger über die Sünde! Man könnte sagen: der Confucianismus findet



Chinesische Kaufleute.

seinen Ausdruck in dem Satz: „Alles was ihr wollt, daß die Leute euch nicht tun sollen, das tut ihnen auch nicht," während Christus spricht: „Alles was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen!" Kein Wunder, daß der Confucianismus, der nichts über das Jenseits sagt, der Menschenseele nicht genügen kann und daß die Religion Buddhas, welche den Weg zur Glückseligkeit im Jenseits lehren zu können vorgibt, in China so große Verbreitung fand. Zu der Lehre des Confucius und des Buddha kommt noch als dritte die des Laotse, welche auch, ähnlich wie die Buddhas, den Menschen von den Leidenschaften befreien will, um Seelenruhe, langes Leben und Unsterblichkeit zu erlangen. Man kann als Charakteristikum von Laotses Taoismus das angeben, daß er die Möglichkeit lehrt, den Tod durch Beihilfe des „Unsterblichkeitstrankes" zu überwinden. Doch ist die Religion des Laotse in China fast überall so mit der des Buddha verquickt, daß sie rein nirgends mehr erscheint. Aber auch der würde sehr enttäuscht sein, der, wenn er nach China kommt, die Anhänger des Confucius als Menschen zu finden erwartet, die ein verhältnismäßig sittliches Leben führen, fern von den groben Ausartungen des tiefstehenden Heidentums. Confucius hat zwar den Götzendienst nicht gewollt, und doch ruiniert der Götzendienst die besten Kräfte des chinesischen Volkes. Was nur z. B. an Kerzen, Räucherwerk, Papiersachen (Nachahmungen von Geld, Geräten, Häusern, Tieren 2c.) und Seidenstoffen vor den Götzenbildern und Ahnentafeln verbrannt wird, beträgt jährlich viele Millionen Dollars. In Kanton steht ein Tempel, der heißt der Tempel der 500 Götter, soviel Götzenbilder stehen



Chinesin mit Kind auf dem Rücken.

seinen Ausdruck in dem Satz: „Alles was ihr wollt, daß die Leute euch nicht tun sollen, das tut ihnen auch nicht," während Christus spricht: „Alles was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen!" Kein Wunder, daß der Confucianismus, der nichts über das Jenseits sagt, der Menschenseele nicht genügen kann und daß die Religion Buddhas, welche den Weg zur Glückseligkeit im Jenseits lehren zu können vorgibt, in China so große Verbreitung fand. Zu der Lehre des Confucius und des Buddha kommt noch als dritte die des Laotse, welche auch, ähnlich wie die Buddhas, den Menschen von den Leidenschaften befreien will, um Seelenruhe, langes Leben und Unsterblichkeit zu erlangen. Man kann als Charakteristikum von Laotses Taoismus das angeben, daß er die Möglichkeit lehrt, den Tod durch Beihilfe des „Unsterblichkeitstrankes" zu überwinden. Doch ist die Religion des Laotse in China fast überall so mit der des Buddha verquickt, daß sie rein nirgends mehr erscheint. Aber auch der würde sehr enttäuscht sein, der, wenn er nach China kommt, die Anhänger des Confucius als Menschen zu finden erwartet, die ein verhältnismäßig sittliches Leben führen, fern von den groben Ausartungen des tiefstehenden Heidentums. Confucius hat zwar den Götzendienst nicht gewollt, und doch ruiniert der Götzendienst die besten Kräfte des chinesischen Volkes. Was nur z. B. an Kerzen, Räucherwerk, Papiersachen (Nachahmungen von Geld, Geräten, Häusern, Tieren ꝛc.) und Seidenstoffen vor den Götzenbildern und Ahnentafeln verbrannt wird, beträgt jährlich viele Millionen Dollars. In Kanton steht ein Tempel, der heißt der Tempel der 500 Götter, soviel Götzenbilder stehen



Chinesin mit Kind auf dem Rücken.

darin. Dem „Familiengott“, der Ende des Jahres dem höchsten Gott über die Familie berichtet, schmiert die Familie den Mund mit Honig und Zucker ein, auf daß er Gutes berichte; der Glücksspieler prügelt seinen Gott, wenn das Spiel verloren wurde; der Bauer trägt seinen Gott in dürren Zeiten in die Sonnenglut hinaus, damit er auch merke, wie die Sonnenstrahlen brennen. In der Fuh-Kien-Provinz ließ der Vizekönig Götzenbilder köpfen, weil sie ihm in seinen Unternehmungen nicht beigestanden. Der Kranke reibt sein krankes Glied an dem entsprechenden Glied seines Götzen, um gesund zu werden. Erde und Luft denken sich die Chinesen vom Drachengeist bewohnt, darum haben alle ihre Gebäude keine geraden Linien, man könnte dem Drachen ja durch gerade Balken die Eingeweide durchbohren. Dabei ist das Opiumrauchen in ganz China verbreitet: in manchen Gegenden rauchen von 100 Männern 80 Opium, von 100 Frauen 40—50, es gibt mehr Opiumläden als Reisläden; überall sind Mohnfelder in China, und aus Indien werden von der englischen Regierung immer noch Opiumlasten eingeführt für 90 Millionen Mark pro Jahr! Ein Opiumraucher aber wird bald zum schlimmeren Sklaven seines Lasters als der Branntweintrinker bei uns, und die leiblichen und geistigen Folgen sind noch furchtbarer. Dazu die Spielwut, die viele über Nacht zu Bettlern macht, die ihrerseits eine noch furchtbarere Landplage werden, als dies in manchen Gegenden bei uns der Fall ist, — der Geschäftsmann gibt dem Bettler, der sich in seinem Laden zu töten droht, aus Aberglauben was er verlangt! Die furchtbarste Grausamkeit ist in China zu Hause, — ziehen wir über die chinesischen Gefängnisse und Hinrichtungsstätten, auf denen die Kreuzigung sehr beliebt ist, einen Schleier. Die Unwahrhaftigkeit übersteigt alles Maß. Das Schriftzeichen für „Eid“ ist aus zwei Zeichen zusammengesetzt, von denen das obere „Wort“ und das untere „brechen“ bedeutet. Der Käufer zahlt weniger als er sollte, und der Verkäufer bedient sich falscher Maße und Gewichte. Den Magen seiner Fische füllt der Verkäufer mit Kieselsteinen. Die Ungerechtigkeit der Mandarinen ist sprichwörtlich. Sie nennen sich zwar „Eltern des Volks“, aber das Volk fürchtet ihre „Krallen“.

Die Stellung der Frau ist jammervoll. Alles, was schwach, gemein, verkommen, unzüchtig ist, wird im Chinesischen durch Schriftzeichen ausgedrückt, denen das Zeichen für „Frau“ beigefügt wird. Das Glück, einen Sohn geboren zu haben, ist der einzige warme Sonnenstrahl in dem Leben der Frau. Gebiert sie Töchter, so kehrt sie wohl die Neugeborenen (in manchen Gegenden Chinas wenigstens) mit dem Besen zum Hause hinaus und läßt sie umkommen. Würde doch die Tochter später den Ahnen ihres Mannes, den sie heiratet, opfern, und die eigenen Eltern hätten nichts davon! Vor der Ahnentafel, die in seinem Hause steht, verbrennt der Chinese Gold- und Silberpapier, das verwandelt sich in der unsichtbaren Welt in Gold und Silber, und den Seelen von Vater und Mutter fehlt es nicht an allem, was sie brauchen. Dem Vater schenkt der Sohn zu dessen sechzigsten Geburtstag einen möglichst prächtigen, rot angestrichenen Sarg, — rot ist die Glücksfarbe, — ein altes Mütterchen zeigte dem Missionar

ihren Sarg auf dessen Frage, ob sie sich nicht nach ewigem Leben sehne: „hier ist mein ewiges Leben!" Alles strebt danach, die Examina zu machen, durch welche man eine Staatsanstellung bekommt, — dann hat man sein Schäfchen im Trocknen! Jeder kann ins Examen gehen, nur die Söhne der Henker, Barbiere und Schauspieler nicht. Ein Gouverneur der Provinz Ngan-Whui berichtet, daß unter seinen letzten Examinanden 35 über 80 und 13 über 90 Jahre alt gewesen sind. Zum Examen wird der Text der 13 Klassiker auswendig gelernt, dazu die staatlich anerkannten Erklärungen, und übt man sich im Versemachen. Ein Aufsatz und ein Gedicht wird jedem zu machen aufgegeben, ferner gibt es



Ahnentempel, China.

verschiedene Themata zu bearbeiten. Es gibt zu denken, daß „ein Vergleich zwischen Confucius und Christus" auch schon als Examensthema vorkommt. Ungefähr zweieinhalb Millionen Menschen versuchen jährlich in China das erste Staatsexamen zu machen. Von je hundert besteht aber nur einer und erhält den Titel: „shu tshoi," d. i. blühendes Talent. Von tausend blühenden Talenten bestehen nur etwa sieben das Examen zum zweiten Grad: Ki' nyin = erhabener Mann. Von jeder Provinz erringen durchschnittlich fünfundzwanzig den dritten Grad: tsin-s = in die Wissenschaft Eindrungener, zwei bis vier den vierten und letzten: hon-lim = Herr des Pinselwaldes. Aus der Zahl der letzteren wählt dann der Kaiser seine Gesandten, Präsidenten, Minister und Feldherrn. Bei

diesen Staatsprüfungen, — wo jeder Prüfling in einer kleinen Zelle hockt, herrscht viel Willkür und Bestechlichkeit. —

Doch wo anfangen und wo aufhören, um den Leser in die ganz eigenartige — verkehrte — Welt Chinas einzuführen? Kennt doch der Missionar, der sein Leben in China zugebracht, dies Volk noch nicht aus!

Es war die Londoner Missionsgesellschaft, welche zuerst auf China, als ein Feld der evangelischen Mission, den Blick richtete. Die erste Mission überhaupt haben nachweislich schon die Nestorianer in China getrieben, und zwar Jahrhunderte lang. Eine Gedenktafel in chinesischer und syrischer Schrift, die in der Provinz Schen-si gefunden worden ist, bezeugt die, Anno 787, schon ziemlich weite Verbreitung des Christentums. Der Franziskaner Johannes von Monte Corvino war der erste römische Missionar, welcher 1295 am Hofe des Groß-Khan Timur, des Nachfolgers von Kublai-Khan eintraf. Papst Clemens hat ihn zum Erzbischof von Khanbaligh: „Stadt des Khan," Peking ernannt. Als aber, 1370, die Ming die Tartaren aus China vertrieben, mußten die römischen Missionare mit ihnen fliehen. Dann haben die Jesuiten Xaver, Ricci und Schall (ein Deutscher) in China missioniert, 1552, 1582 und 1644, — nach ihnen eine lange Reihe andrer Jesuiten, die es verstanden, sich den Kaisern nützlich zu machen und dabei auf ihre Weise Mission zu treiben, wie denn einer z. B. in vier Jahren 186000 Kindern den Himmel eröffnete, dadurch, daß er sie ohne Wissen und Willen ihrer Eltern taufte. Als die evangelische Mission einsetzte, zählte die römische Kirche in China 6 Bischöfe, 23 Missionare und 215000 Christen.

Als die Londoner Mission ihre Arbeit in China begann, wußte sie wohl, daß dies zunächst nur eine Vorarbeit sein könne, denn China war ein verschlossenes Land. Der erste Missionar sollte darum zuerst womöglich eine Bibelübersetzung und ein chinesisches Wörterbuch herstellen.

Dieser erste Missionar war Robert Morrison, geboren 1782 in Morphet in Nordengland. Als Arbeiter in einer Spinnerei bekehrt, bereitete er sich in London auf den Predigerberuf vor. 1806 kam an ihn der Ruf, als Missionar nach China zu gehen. Eifrig betrieb er das Chinesische mit Hilfe eines ihm bekannten Chinesen. Als er 1807 nach China abgeordnet war, mußte er über Amerika reisen, weil die Ostindische Kompagnie keine Missionare auf ihren Schiffen beförderte. In New-York fragte ihn der Rheder vor der Abreise nach Kanton: „Und Sie glauben also wirklich, daß Sie auf den Götzendienst des großen chinesischen Reiches einen Eindruck machen werden?" worauf Morrison antwortete: „Nein, mein Herr, ich glaube, Gott wird es tun!"

Im September 1807 landete er in Kanton, der einzigen chinesischen Stadt, in der von Europäern Handel getrieben werden durfte. Sonst war das gewaltige Reich, das vom Altaigebirge, wo der Schnee nie schmilzt, bis zur Insel Hainan reicht, wo es nie friert, vom gelben Meer bis zu den Quellen der Riesenströme Jangtsekiang und Hoangho, ja doppelt so weit, bis nach Kaschgar, — verschlossen. In Kanton waren dreizehn Handlungshäuser der englisch-ostindischen

Handelsgesellschaft. Die Europäer hatten ein Grundstück am Perlstrom, das sie nicht verlassen durften. Das Innere der Stadt Kanton zu betreten, war ihnen bei Todesstrafe verboten. Aber das Geschäft blühte, und so ließen sich die Europäer die Behandlung gefallen. Morrison, der sich unterdessen sehr im Chinesischen vervollkommnet hatte, wurde von der Handelskompagnie als Dolmetscher angestellt. Er nahm noch weiteren chinesischen Unterricht, aber sein Lehrer mußte heimlich zu ihm kommen. Von Kanton aus begaben sich die Europäer abwechselnd nach Makao, und dorthin kam 1813 Milne von der Londoner Missionsgesellschaft, um Morrison zu helfen. 1818 war dann auch wirklich die Bibel ins Chinesische übersetzt und auf Kosten der britischen Bibelgesellschaft gedruckt, ebenso, 1823, das große, sechsbändige Wörterbuch! Ein dritter Missionar, Medhurst, kam auch noch nach Makao, — sie wurden damals immer das berühmte Missionars-„Kleeblatt" genannt. Doch mußten Milne und Medhurst bald Makao-Kanton verlassen, weil ihnen die portugiesischen Priester in Makao das Leben zu schwer machten, — sie gingen nach Malakka, um dort unter den ausgewanderten Chinesen zu arbeiten.

1814 konnte Morrison den ersten Chinesen, Tsai-a-ko, taufen. Er schrieb damals in sein Tagebuch: „Bei einer Wasserquelle am Fuße eines einsamen Hügels, nahe am Meeresufer taufte ich ihn auf den Namen des dreieinigen Gottes, heute am 14. Juli, möge er die Erstlingsfrucht einer Ernte von Millionen sein, welche an den Namen Jesu glauben und durch ihn selig werden!" Einer seiner treuesten Gehilfen wurde der Chinese Liangafa, der für sein Volk eine Glaubenslehre geschrieben hat, die er selbst mit hölzernen Typen druckte. Aber als er sie verteilen wollte, wurde er ins Gefängnis geworfen und, nachdem er mit Stockschlägen bestraft worden, nur auf die Fürsprache von Kaufleuten wieder freigelassen. Ihm konnte Morrison während verschiedener Reisen nach England und Malakka die Missionsarbeit übertragen. Liang-afa ist der erste evangelische Evangelist unter den Chinesen gewesen, und sein Andenken wird unter den christlichen Chinesen in Segen bleiben.

Morrison starb 1834. Nach aller seiner mühsamen Arbeit und allen Gebeten bestand der sichtbare Erfolg in drei bis vier Getauften. Aber seine Hoffnung war nicht gebrochen. Durfte er Kanton und Makao nicht verlassen, um ins Innere von China einzudringen, so blühte doch das anglochinesische Seminar in Malakka auf, das von ihm gegründet worden war, um Europäern Gelegenheit zu geben, die chinesische Sprache und Literatur kennen zu lernen, und um Chinesen mit dem Christentum bekannt zu machen. Sein Gehalt aber, als Dolmetscher der ostindischen Kompagnie, ermöglichte ihm, die Missionsarbeit unter den Chinesen in Malakka, Penang, Singapore und andern Orten reichlich zu unterstützen. Um dies hier gleich zu erwähnen: das Seminar in Malakka wurde seit 1840 von Dr. Legge, dem berühmten Sinologen und späteren Professor in Oxford, geleitet († 1897; sein Lebenswerk ist die Herausgabe, Übersetzung und Erklärung der chinesischen Klassiker in zwölf Bänden, darunter auch das oben erwähnte Schuking, Buch der Urkunden). Frei konnten sich in Malakka und

den anderen genannten Orten die Missionare unter die Chinesen mischen und ihre Art verstehen lernen, — eine weise Fügung Gottes, daß die eigentliche Festung des Jahrtausende alten Heidentums noch vorläufig verschlossen blieb. In demselben Jahre, 1834, in welchem Morrison starb, hatte sich die englisch-ostindische Kompagnie aufgelöst. —

In diese Zeit fällt auch die Anfangsarbeit des berühmten deutschen Chinesenmissionars Gützlaff.

Ein Pyritzer Kind, hatte er 1815 als Sattlerlehrling in Stettin dem König Friedrich Wilhelm III. ein Gedicht überreicht, — er wollte ein berühmter Mann werden, — aber bei Vater Jänicke, wohin ihn der König überwies, wurde er gründlich zum Leben aus Gott geweckt. Er besaß eine enorme Sprachenbegabung, begann unter Tholuck das Studium des Persischen, schrieb schon in Rotterdam, wo er nach der Berliner Zeit sich zum Missionsberuf noch speziell vorbereitete, Bücher über die Mission in holländischer, später in deutscher, englischer, lateinischer, chinesischer, japanischer, siamesischer und cochinchinesischer Sprache. Nachdem er einige Jahre in Java und Siam gearbeitet hatte, faßte er den Plan, als Missionar in China einzudringen. Die Rotterdamer Gesellschaft versagte ihre Erlaubnis, Gützlaff sagte sich von ihr los, — er war durch seine verstorbene Frau wohlhabend, — und machte nun 1831—33 drei Reisen an der chinesischen Küste entlang, als Dolmetscher auf Schiffen, die Opium einschmuggelten. (!) Dabei predigte er und verteilte Traktate an Tausende. Seine Berichte von der Bereitwilligkeit der Chinesen machten in England ungeheures Aufsehen. Bald gab er auch den Dolmetscherdienst auf den Schmugglerschiffen auf, — sein Gewissen mochte ihn wohl treiben (!), — und wurde Dolmetscher in englischen Konsulardiensten, mit einem Gehalt von 16 000 Mark. Diese Stellung hat er bis zu seinem Tode innegehabt, hat sie auch nicht aufgegeben, als eine amerikanische Firma ein Schiff kaufte, das nur den Zweck haben sollte, christliche Schriften an Chinas Küste zu verbreiten, und Gützlaff, den einzigen, der die Küstendialekte beherrschte, bat, mit zu fahren.

Seit 1834 hatte die englische Regierung die Wahrnehmung der Handelsinteressen selbst in die Hand genommen und versucht, ob der Handel nicht noch auf andere Plätze als Kanton ausgedehnt werden könne. Aber die Vertreter Englands wurden von den chinesischen Behörden mit einer so hochmütigen Verachtung behandelt, daß schließlich der Krieg unausbleiblich war. Leider brach er erst aus, als die chinesischen Behörden über 20 000 Kisten des teuren Opiums weggenommen hatten. Und so gab denn schließlich dies unglückselige Gift den Anlaß. Der „Opiumkrieg" dauerte von 1839—42 und endete mit einer gänzlichen Niederlage der Chinesen. Diese mußten die Insel Hongkong an England abtreten und, außer Kanton, vier Häfen für den Handel mit dem Ausland freigeben: Amoy, Futschau, Ningpo und Schanghai.

Als sich nach dem Friedensschluß die Missionare (außer Gützlaff war eine ganze Reihe von einer englischen und von vier amerikanischen Missionsgesellschaften inzwischen ausgesandt worden) in Hongkong versammelten, ergab sich auf Befragen, daß sie alle zusammen nur sechs Christen in China kannten!

Gützlaff lebte nach dem Friedensschluß etwa ein Jahr lang als englischer Statthalter auf der von den Engländern als Unterpfand noch besetzten Insel Tschu-san, nach Kräften für das Evangelium wirkend. Von hier war er 1843 nach Hongkong gekommen, als englischer Leiter der chinesischen Angelegenheiten. Hier warf er sich mit allem Eifer darauf, durch eingeborne Missionare das Evangelium in China zu verbreiten und gründete zu diesem Zweck den Christlichen Verein zur Ausbreitung des Evangeliums (Tschwan-fu-yin-tshi-hwui). Gützlaff war der Sekretär, er nannte sich „Gaëhan", Freund Chinas. Im Calwer Missionsblatt von Dr. Barth erschienen lange Zeit monatliche chinesische Berichte Gaëhans.


Missionar Karl Gützlaff
in der Tracht eines Fokiesischen-Matrosen.

Gützlaff fand Dutzende von anscheinend tauglichen Leuten; aus allen 18 Provinzen strömten ihm angehende Prediger zu, die das Evangelium in ihre Heimat tragen sollten.

Die Tätigkeit des Vereins dehnte sich allmählich auf fast alle Provinzen aus; auf Peking, die Hauptstadt, hatte er sein Hauptaugenmerk gerichtet, wohin 1847 der von dort gebürtige Professor Litijuän vom Verein gesendet wurde; er hat auch tatsächlich eine Anzahl von Mandarinen und Professoren in Peking getauft. Schon 1846 aber hatte Gützlaff einen „Aufruf an die Christen von Deutschland" erlassen, sie möchten seinen Verein in Hongkong unterstützen. Eine Folge davon war, daß der kurhessische evangelische Missionsverein die „Chinesische Stiftung" ins Leben rief, welche Gaben sammeln und entgegennehmen sollte für Gützlaffs Verein. Eine großartige Missionswirksamkeit für China unter gemeinsamer Beteiligung sämtlicher deutscher Missionsgesellschaften sollte angebahnt werden. — Dazu ist es freilich nie gekommen! —

1849 reiste Gützlaff selbst nach Europa, um das Feuer weiter zu schüren. „Wie ein Engel" durchflog er die meisten Länder Europas, überall unermüdlich predigend, werbend, Vereine bildend, unter welche er die Provinzen Chinas als Missionsprovinzen verteilte, und allgemeine Teilnahme für das Chinesenvolk

regend, für das sein Herz brannte. Alle diese Vereine, so hatte er sich gedacht sollten an der chinesischen Stiftung ihren Mittelpunkt haben. Jeder Verein sollte einen tüchtigen Missionar stellen und denselben völlig übernehmen. Von irgend welcher Tätigkeit dieser, in augenblicklicher Begeisterung entstandenen, Vereine war aber nichts zu hören; nur der Berliner Verein legte Hand ans Werk und sandte einen Missionar Neumann nebst Frau nach Hongkong.

Hamberg, ein Basler Missionar, von dem wir sogleich noch mehr hören werden, hatte Gützlaffs Stelle in Hongkong vertreten, während dieser in Europa war. Dabei machte er die wahrhaft niederschmetternde Entdeckung, daß Gützlaffs chinesischer Verein durch und durch faul war. Unter 200 ausgesandten chinesischen Predigern waren 60 Opiumraucher, 55 Lügner und Betrüger, 50, von denen man nach der Aussendung nichts wieder gehört hatte, 15 Untaugliche und nur 20 ehrliche Leute. Berichte und Tagebücher waren erfunden, die Leute saßen, anstatt in die fernen Provinzen zu reisen, in nächster Nähe und verzehrten ihr Reisegeld. Die Bücher, die sie zur Verteilung mitbekommen hatten, warfen sie fort. Als Gützlaff 1850 zurückkehrte, fing er sofort an, — nicht den Verein zu reformieren, wie man denken sollte, sondern die Schäden wieder zuzudecken. Doch er starb schon 1851. Seine Gebeine ruhen auf dem Kirchhof „im glücklichen Tal" zu Hongkong. Auf dem mächtigen Grabstein wird er in englischer Sprache „ein Apostel", in deutscher Sprache gar „der Apostel der Chinesen" genannt. Beides ist eine vage Übertreibung. Er hat viel Anregung für die Mission in China gegeben. Seinem persönlichen Erscheinen verdankt der Berliner Hauptverein für China (dessen Arbeit jetzt Berlin I fortsetzt) und der Berliner Frauenverein für China, der das Findelhaus auf Hongkong gründete und trägt, sein Entstehen. Auf seine Anregung fingen Basel und Barmen ihre Chinamission an.

Wir fahren durch die Straße von Formosa, es ist um Mitternacht. Da flammt plötzlich auf Chinas wildzerrissener Küste ein mächtiger Leuchtturm auf, aus weißem Sandstein gebaut. In demselben Augenblick hören wir den Ruf übers Schiff: „Gützlaff!" Wir fragen, wer gerufen wird. Der Leuchtturm ist nach Gützlaff genannt. Gützlaff war wohl leichtgläubig und optimistisch: aus den Bibeldeckeln der von ihm verteilten Bibeln haben sich die Chinesen Schuhsohlen gemacht, und betrogen haben sie ihn in schamloser Weise, aber ein Recht zu beschuldigen hat erst der, welcher selbst soviel gearbeitet hat wie er und mit dem Aufwand eigner Kosten besseres geleistet hat. Mehr geliebt hat die Chinesen wohl noch Keiner.

Im Jahre 1846 sandten die Rheinische und die Basler Missionsgesellschaft infolge des Gützlaff'schen Aufrufs je zwei Missionare nach China, Barmen: die Missionare Genähr und Küster, Basel: Hamberg und Lechler. Sie wurden von Gützlaff mit Freuden in Hongkong begrüßt, trennten sich aber bald, aus den uns bekannten Gründen, von ihm. Ihr Arbeitsgebiet fanden sie alle in der Provinz Kuang-tung, und zwar die Rheinischen Missionare unter der Punti, d. i. einheimischen Bevölkerung der beiden, Hongkong am nächsten liegenden

Kreise, die Basler unter der Hakka-, d. i. Gastbevölkerung (die einen anderen Dialekt spricht) einiger nahen, und auch sehr entfernten Kreise.

Während man von dem ersten Zeitabschnitt in der Geschichte der chinesischen Mission sagen kann: es handelte sich darum, daß die Missionare die Chinesen gründlich kennen lernten, so kann man von diesem zweiten (seit Eröffnung der fünf Häfen) sagen: die Chinesen mußten Gelegenheit haben, die Missionare kennen zu lernen. Die Bibel war von Morrison übersetzt und von einer Anzahl von Missionaren, die die Hongkonger Missionarskonferenz 1843 dazu bestimmt, aufs neue übersetzt, — zu der Möglichkeit, die Bibel zu lesen, mußte nicht nur die Predigt des Mundes, sondern auch die eines christlichen Lebens kommen. Daß die Missionare nur aus Liebe hinausziehen, ist zunächst allen Heiden, besonders aber den Chinesen lächerlich. An uneigennütziges Wohlwollen glauben sie nicht. Der Missionar muß sein Bekenntnis mit dem Leben erst bekräftigen, ehe sie ihm glauben. Und dazu gehört Zeit.



Missionar Lechler,
53 Jahre Basler Missionar in Südchina, 1847—1899.

Weiter als 50 Kilometer durften die Missionare von den Freihäfen aus nicht ins Land eindringen. So blieben denn die Barmer im Sa-non-kreise, wo sie bald drei Stationen hatten: Saiheong, Tukwing und Sankin. In ersterer Station erblühte ein Katechetenseminar unter Genährs Leitung. Doch ist das Rheinische Missionsfeld in China klein geblieben bis auf den heutigen Tag, — wie wir später sehen werden. Basel dagegen hatte schon 1855 im ganzen 213 Seelen getauft.

Wenn man die Missionare aller Missionsgesellschaften, die um das Jahr 1860 in China standen, zusammenrechnet, so mögen es etwa 100 gewesen sein. Aber die Hände waren ihnen gebunden, ihre Füße gehemmt: 50 Kilometer, aber nicht weiter!

Da sprengte Gott selbst die Fesseln durch die furchtbaren Stürme der Thaiphing-Empörung, mit denen er das chinesische Reich heimsuchte. Ein Gelehrter, Hung Ssiuzün, ein Hakka aus der Provinz Kanton, der an epileptischen Anfällen litt und dabei wunderbare Verzückungen hatte, glaubte sich berufen, sich unter dem Namen „Thaiphing = großer Friede" zum Herrscher aufzuwerfen und die bestehende Regierung zu stürzen.

Unklar aufgefaßte christliche Gedanken mischten sich in seine Träumereien. Liangafa, Morrisons Nationalgehilfe, hatte ihm in Kanton, wo er durchs Examen gefallen war, ein Traktat, „gute Worte" überreicht. Er hatte noch andre gelesen, hielt sich für den jüngeren Bruder Christi und proklamierte sich als



Schule in Sankiwan (China) von Lehrer Phan.

König. Ungezählte Scharen mißvergnügten Volks fielen ihm zu. Er eroberte mehrere Provinzen und setzte sich in Nanking fest. Die Gefahr stieg aufs höchste und die verzweifelten Mandarinen nahmen selbst die Hilfe eines so verhaßten „fremden Teufels" an, wie sie die Europäer nannten. General Gordon verstand ein Heer von Chinesen so zu beseelen, daß es als das „stets siegreiche" den Aufstand in kurzer Zeit gänzlich niederschlug. Das trug sehr zu einem besseren Verhältnis dem Ausland gegenüber bei.

Ein zweiter Krieg erschloß nun aber China wirklich dem Ausland und der Mission. Der Vizekönig von Kanton hatte ein englisches Schiff, es für einen Seeräuber haltend, gekapert und in höhnischer Weise Genugtuung verweigert.

Da machte Frankreich gemeinsame Sache mit England, beschoß und eroberte Kanton Ende 1857. Im Frieden zu Tientsin, 1858, wurde leider der Opiumhandel erlaubt. Die Ausländer erhielten das Recht, Gesandte am Hof zu Peking zu halten, die Missionare die Erlaubnis, mit Pässen überall im Lande reisen zu dürfen. Als das chinesische Volk diese Verträge brach, griffen die Verbündeten abermals zu den Waffen, Peking wurde erobert, der kaiserliche Sommerpalast zerstört, ein Akt der Gerechtigkeit und Vergeltung für die Qualen der englischen Parlamentäre, welche im Wahnsinn starben!



Lehrer Phan mit Frau in Sankiwan (China).

Um gleich das Wichtigste von Chinas Verhältnis zu den Kulturstaaten bis auf die Gegenwart hier anzuführen, so hat China darin eine fast unerreichte Meisterschaft bewiesen, geschlossene Verträge in kluger Weise zu umgehen. Der Widerwille dagegen, sich der überlegenen Macht der Fremden wirklich zu beugen, blieb nach wie vor derselbe. Der Krieg mit Frankreich 1884 war nicht dazu angetan, eine weitere Bresche in Chinas hochmütiges Selbstvertrauen zu legen. Schlimmer offenbarte der Krieg mit Japan die jämmerliche Hohlheit und Schwäche des chinesischen Kolosses. Rußland, Deutschland und Frankreich traten dazwischen und erwirkten die Zurückgabe der Halbinsel Liautung mit Port Arthur an China. Deutschland hatte als Gegenleistung nur einige Rechte in Bezug auf

Bergwerke verlangt. Als aber 1897 eine katholische Missionsstation in Schantung zerstört und zwei deutsche Priester ermordet wurden, da wurde der Anlaß benutzt, um von Kiautschau nebst Umgebung Besitz zu ergreifen. Der Boxer-(Vaterlandsfreunde) Aufstand, die Ermordung des deutschen Gesandten und der gemeinsame Rachezug der Kulturmächte gehört der Gegenwart an.

Wenden wir uns nun zurück zur Arbeit der Rheinischen Mission in China. Missionar Genähr hatte in Ho-au ein kleines Gehilfenseminar gründen können, von dem fast alle Nationalgehilfen ausgegangen sind, die die ersten Missionare auf ihren Reisen begleiteten. Genähr starb 1864, als er sich einer



Chinesische Drcschke.

cholerakranken Christin annahm, die ihre heidnischen Wirtsleute herausgeworfen hatten. Das Seminar wurde nach Fukwing verlegt. Ein ostpreußischer Pastor, sein Nachfolger, konnte mit einigen Nationalgehilfen mehrere neue Stationen anlegen, so zu Fu-mun, wo der inzwischen ausgesandte Missionar Faber, von dem wir später noch mehr hören werden, eine außergewöhnliche Anerkennung unter den höheren Ständen fand. Er fing schon damals an, durch englische und deutsche Übersetzungen und Erläuterungen der chinesischen Klassiker das Verständnis zwischen Chinesen und Fremden zu fördern.

Ein schwerer Schlag traf die Rheinische Mission im Jahre 1871. Zwei Stationen wurden von einer fanatischen, abergläubischen Volksmenge zerstört,

der irgend welche wütende Feinde des Evangeliums, — solche finden sich ja überall und stets, — es beigebracht, daß die „fremden Teufel“ Gift verbreiten; nur die, welche Christen werden, erhalten das Gegengift, die andern müssen sterben. Diese Geschichte mit dem „Geisterpulver“ erregte damals ungeheures Aufsehen und entfesselte die Wut des Volkes in verderblichster Weise. Überhaupt ist keine Erfindung der Christentumsfeinde in China zu dreist, keine Verleumdung zu plump und zu kindisch, sie wird vom Volk geglaubt, ich erinnere nur an die Beschuldigung, die Missionare bedürften zu ihren volksverderblichen Bestrebungen der Augen von Chinesenkindern! Haben doch schon die alten Heiden den ersten Christen nachgesagt, sie äßen Menschenfleisch und tränken Menschenblut. (Verkennung des heiligen Abendmahls.) Im Jahre 1873 übernahm die Rheinische Mission die Stationen des Berliner Hauptvereins für China, von dem wir noch



Missionsstation Lilong in China. 1897.

hören werden; später aber übernahm die Missionsgesellschaft Berlin I dies Arbeitsfeld.

Die Rheinische Mission hatte im Jahre 1901 1013 Gemeindeglieder auf sechs Stationen. Die jüngste ist Hongkong, wo die Rheinische Mission ein Haus erwarb, das als Hospiz vorläufig gedacht war, um das sich aber bald eine kleine Gemeinde ehemaliger Rheinischer Missionschristen sammelte. Wir bringen auf Seite 425 das Bild des Veteranen unter den Chinamissionaren, Lechler.

Machen wir einen Besuch auf ein paar von den sechs Stationen. Tong-tau-ha liegt in der Provinz Kanton, wo die Gebiete der Basler, Barmer und Berliner Mission hart aneinandergrenzen, ja ineinander übergehen. Aber überall geht es schiedlich friedlich zu. Tong-tau-ha war die Schulstation der Rheinischen Gesellschaft. Diese hatte bis vor kurzem dort auch ihr Seminar für eingeborne Gehilfen wie die Basler in Li-long. Die Gegend ist eben und frucht-

bar. Mehrere größere Ortschaften liegen in der Nähe, wir sehen ausgedehnte Reis- und Zuckerfelder, die ein stattlicher Fluß durchschneidet. Die weißgetünchten Häuser der Station grüßen uns schon von weitem. Die Missionare Maus und Diehl und die Missionsschwester Helene Auffermann empfangen uns. (Inzwischen hat sich das Personal geändert.) Sie erzählen uns, wie die Arbeit durch viele Unruhe hindurchgegangen ist. Die Engländer annektierten das hinter Hongkong gelegene Festland und erbitterten dadurch die Chinesen, — die deutschen Missionare mußten es ausbaden! Wahre Angsttage durchlebten die Christen im Juni 1898, wo Räuber- und Rebellenbanden die Station bedrohten. Ein Christ erklärte aus



Seminaristen in Lilong, China.
Chines. Lehrer. — Miss. Gg. Ziegler. — Miss. Schaub †. — Chines. Lehrer.

Angst, nicht mehr zur Gemeinde gehören zu wollen, die übrigen aber blieben treu. Missionar Maus hat dann eine Erholungsreise nach Deutschland angetreten, wo die Missionsfreunde in den letzten Monaten des Jahres 1900/1901 sich an seinem sachkundigen, tapferen Eintreten für die evangelische Mission durch Wort und Schrift erfreut haben. In dem großen Leidensjahr 1900 sind die Stationen in Kanton verhältnismäßig glimpflich davongekommen. Jetzt ist das Seminar nach Tungkun verlegt worden, nordwestlich von Tong-tau-ha, am Ufer des Ostflusses, da wo er mit dem Perlfluß zusammen das riesige Delta bildet, das ein wahres Labyrinth von Inseln und Inselchen erfüllt. In Tungkun hat die Rheinische Mission ein großes Hospital unter Leitung der beiden Missionsärzte Dr. Kühn und Dr. Olpp.

Schon im Jahr 1899 hatte Dr. Olpp (damals allein) 20202 Konsultationen, und 525 Personen wurden in den beiden Krankenhäusern verpflegt. 11 Medizinschüler wurden in der medizinischen Wissenschaft unterrichtet. Während der Kriegswirren mußten Dr. Olpp und Missionar Zahn auf zwei Monate nach Hongkong ziehen. Nach ihrer Rückkehr war das Hospital beinahe ebenso gut besucht wie früher. Tungkun ist Kreisstadt mit zirka 250000 Einwohnern; das Arbeitsfeld von Tungkun und Umgebung zählt gewiß eine Million Seelen. Aber durch Reisepredigt und Hospitalarbeit ist der Boden für die eigentliche Missionsarbeit treulichst vorbereitet. Missionar Maus, den wir in Tong-tau-ha kennen lernten, wird nach seiner Rückkehr auf das Arbeitsfeld in China von



Station Tschonhangkang mit der neuerbauten Kapelle, China.

Taiping aus, wo er stationiert wird, als Reiseprediger namentlich das Gebiet am Ostfluß, also die weitere Umgebung von Tungkun bereisen. Tungkun hatte im Jahr 1901 281 Gemeindeglieder, 3 Schulen mit 27 Kindern. Vergleiche auch das über die ärztliche Mission der Rheinischen Mission Gesagte im ersten Teil dieses Buchs.

Die Basler chinesische Mission feierte 1897 ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Am 19. März 1847 stiegen die Begründer derselben, Missionar Lechler und Hamberg, in Hongkong ans Land.

Gützlaff empfing sie mit offenen Armen. Im Chinesenviertel in Hongkong, in einer finsteren engen Stube, die ihnen gemeinsam angewiesen wurde, legten sie sich zunächst auf die Erlernung der Sprache. Vorarbeiten oder literarische

Hilfsmittel für die Umgangssprache waren nicht vorhanden. Es galt, sie den Leuten abzulauschen. Genähr und Köster von der Rheinischen Missionsgesellschaft waren, wie wir oben sahen, ebenfalls mitgekommen. Gleich am ersten Sonntag besuchte Lechler mit den ihm zugewiesenen Nationalgehilfen 25 Dörfer auf dem Festlande und sah, wie von diesen das Evangelium gepredigt wurde. Er bekam damals schon den Eindruck, wie unlauter und heuchlerisch viele Chinesen sind. Auch wurden die Brüder bald bestohlen und ausgeplündert, — sie blieben den Chinesen „fremde Teufel", obgleich sie sich chinesisch kleideten und den Kopf bis



Chinamissionare des Oberlandes.
S. Lutz. M. Maler. Gieß. Ziegele. Ayun.
J. Dilger. Morgenroth. Lechler. Lörcher. H. Ziegler. Leonhardt.
— Bei der Distriktssynode in Hockschuhe 1897. —

auf einen Zopf rasierten. Missionar Winnes wurde ihnen nachgesendet, und wunderbar, trotz der Verfolgungen der Christen durch die Mandarinen, wurden deren, nachdem erst einmal der Bann gebrochen war, immer mehr, und Anfang 1855 zählte die Basler Gesellschaft in China schon 175 Christen! In Saukiwan fanden die Brüder unter den Maurern und Steinbrechern daselbst freundliche Aufnahme. Die Station Li-long, welcher wir einen Besuch machen wollen, ist auch in dieser ersten Zeit gegründet worden. Der Thaiphingaufstand trieb zwar die Brüder von ihren Stationen nach Hongkong zurück, aber 1859 finden wir Winnes wieder in Li-long, wo schon eine kleine Kapelle stand. Solange war

Li-long meist nur durch Nationalgehilfen pastoriert worden, als aber jetzt Missionare kamen, merkten die Chinesen, daß es ernst wurde, und die dem Evangelium feindlichen Chinesen wiegelten die ganze Gegend gegen die Missionare auf. Dennoch mehrte sich die Gemeinde; zwei Brüder waren Winnes zu Hilfe gekommen. Sie mehrte sich auch trotz der neuen Hetzereien mit dem oben erwähnten „Geisterpulver". Schon 1877 zählte Li-long 186 Christen. Es werden jetzt ca. 315 Christen dort sein. Andre Stationen haben sich ja viel mächtiger entwickelt, aber Li-long hat der Basler Mission eine Reihe tüchtiger Gehilfen geliefert, wie z. B. Kong-Jin-leh, der jetzt Pfarrer an der chinesischen Gemeinde in Honolulu ist.

Wenn wir von Hongkong nach Li-long wollen, so müssen wir um die Hongkong gegenüberliegende Halbinsel Kaulung herum und dann den Tschim-tschumfluß hinauf bis zum Marktflecken gleichen Namens. Von dort erreichen



Hongkong.

wir Li-long in drei Stunden zu Fuß. Träger für das Gepäck finden wir überall. An einer Tragstange trägt er die beiden Gepäckstücke, die sich die Wage halten müssen, stundenlang, ohne abzusetzen. Einer hing, als er bloß ein Gepäckstück hatte, einfach seinen Hund an den Hinterbeinen an der freien Seite auf. Von Tschim-tschun geht's erst bergauf, dann durch flaches Land, zwischen Reisfeldern hindurch. Der Pfad bietet immer nur für eine Person Raum. Li-long mit seinen weißgetünchten Häusern liegt im Schatten schöner alter Bäume, unter denen uns die Banianen (Riesenfeigen) schon von Indien her bekannt sind. Die Landschaft ist wieder hügelig geworden; die zahlreichen kleinen Täler sind einander so ähnlich, daß wir uns ohne Führer sicher verirren würden. Mitten drin liegt Li-long wie „eine Pflaume in den Wellen", — das bedeutet nämlich der Name Li-long. Zwei Missionarsfamilien wohnen dort. In Li-long ist ein Seminar zur Ausbildung der eingebornen Gehilfen und Lehrer und eine Knabenschule. Die Missionarsfrauen haben eine Mädchenschule. Li-long hat mit den

40 Nebenstationen, auf denen 27 Missionare (16 Missionsfrauen) arbeiten und 6200 Seelen gewonnen haben.

Die älteste von allen ihren Stationen ist Hongkong, gegründet 1847, von hier aus wird auch ihre ganze chinesische Mission geleitet. Die Station liegt im Westen der Stadt Viktoria. Sieben Schulen gehören zur Station, darunter fünf Heidenschulen.

Zum Schluß einen Ausblick auf Chinas Zukunft. Ein Chinakenner, Missionar Genähr, seit 1882 in China, schreibt: „Ich glaube nicht, daß der Krieg, den das Ausland mit China führte, sehr viel an dem jetzigen Zustand ändern wird. Die Mandarine und Literaten werden, soweit sie nicht reformfreundlich sind, nach wie vor, noch so wünschenswerten, aber von außen kommenden, Fortschritten abhold sein, hauptsächlich weil sie fürchten, ihr eigener Einfluß möchte dadurch abnehmen. Wir werden also gut daran tun, uns auf Wiederholungen von Unruhen gefaßt zu machen, so lange, bis in China das Christentum zu einer herrschenden Macht geworden ist. Bis dahin gehören ‚Verfolgungen' und ‚Unruhen' zu dem, was uns vorausgesagt ist und dessen wir uns zu gewärtigen haben. Ich möchte das jetzige China mit einem Riesen vergleichen, der von Zeit zu Zeit an epileptischen Anfällen leidet; man kann nie voraussagen, in welchen Zwischenräumen diese wiederkehren. Und wenn der Riese einen dieser Anfälle hat, so ist sein Anblick, wie der eines epileptischen Kranken, zum Erbarmen. Er schäumt und verfällt in Zuckungen. Wenn der Anfall über einen Epileptischen kommt, macht er ganz den Eindruck eines Sterbenden, der in den letzten Zügen liegt; nichtsdestoweniger erholt er sich bald wieder und geht aufs neue seinem Berufe in gewohnter Weise nach. Ähnlich verhält es sich mit dem Riesen ‚China'. Sein letzter Anfall hat Monate lang gedauert und ist noch nicht ganz überstanden. Aber selbst wenn er völlig wieder zur Ruhe gebracht worden ist, so ist dem Frieden doch nicht zu trauen. Wie die Anfälle bei Epileptischen unfehlbar wiederkehren, so sind auch diese fremdenfeindlichen Wutausbrüche in China unvermeidlich. Wir können darum mit Sicherheit darauf rechnen, daß wir beim Fortschreiten des Missionswerkes in China immer wieder von neuen Unruhen, von zerstörtem Missionseigentum und von erneutem Blutvergießen hören werden."

Auf die Frage, ob endlich das Christentum in China den Sieg über das Heidentum davontragen werde, antwortet Missionar Genähr: „Ebenso gewiß, wie es den Sieg davongetragen hat über das alte Griechenland und Rom. Die Aufgabe, die uns gestellt ist, ist hier wie dort dieselbe. Aus jenem Kampfe ging das Christentum als Sieger hervor. Trotz mächtiger Kaiser, schlauer Priester, weiser Philosophen, grausamer Beamter, erbarmungsloser Soldaten, wilder Tiere, brennender Scheiterhaufen, teuflischer Martern hat die Wahrheit, kraft der ihr innewohnenden Macht, gesiegt. Sie wird auch in China siegen. Unverständiger Konservatismus, unbändiger Nationalstolz, uralter Aberglaube,

tiefgewurzelte Religionssysteme, demantene Herzenshärtigkeit, abgründige Lasterhaftigkeit, die Sinnlichkeit berückende Nationalsünden, — wie das Opiumrauchen und der beispiellose Fremdenhaß der Chinesen, — alles das wird von der Gerichts- und Gnadenflut des Christentums, die bis jetzt kaum die Küsten des mächtigen Reiches bespült hat, hinweggeschwemmt werden. Die Flut wird höher und höher steigen, denn die Kraft Gottes ist in ihr. Sie wird jedes Hindernis, das sich ihr entgegenstellt, durchbrechen; sie wird China überfluten und, was der heilige Seher vor mehr als zweitausend Jahren im Geiste gesehen, wird sich erfüllen: ‚Die Erkenntnis von der Herrlichkeit des Herrn wird den Erdboden bedecken wie die Meereswogen den Meeresgrund.‘“



14. Kapitel.

Die Berliner Mission in China.

Der allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein. Die China-Inland-mission. Schluß.

Auf Gützlaffs Anregung hatte sich der Berliner Hauptverein für China gebildet, dessen Missionar Neumann nach Gützlaffs Tode bald der letzte war, welchem die Aufgabe zufiel, Gützlaffs chinesischen Verein in Hongkong zu halten. Er hatte dieselben trüben Erfahrungen durchzumachen wie seine Vorgänger. Enttäuscht entließ er einen Nationalgehilfen nach dem anderen, und bald hatte der Verein aufgehört zu existieren. 1855 kehrte Neumann krank nach Deutschland zurück. Inzwischen waren Hanspach und Dr. med. Göcking (der später auch zum Missionar ordiniert wurde), vom Berliner Hauptverein ausgesandt. Sie fanden zunächst in Viktoria, im Hospital für Matrosen, ihren Wirkungskreis. Göcking war dann bald zurückgekehrt, Hanspach aber hatte auf dem Festlande unermüdlich auf Reisen hin und her für Christum geworben und eine Reihe von Schulen angelegt, in denen christliche Lehrbücher gebraucht wurden. Die ganze Arbeit bewegte sich unter der Hakkabevölkerung im Fayenkreis, nördlich von Kanton und im Kui-schen und Yün-on-Kreis weit im Osten. Der Mittelpunkt war Long-häu, 3 Meilen vom Basler Li-long. Missionar Hubrig war ihm 1866 zur Seite getreten.

Als sie aber, um den Baslern nicht ins Gehege zu kommen, nach Tam-schui überzusiedeln versuchten, erhob sich gegen sie eine so wütende Verfolgung, daß sie mit knapper Not ihr Leben retten konnten und nach Kanton zurückkehrten. So entstand in Kanton die Hauptstation des Vereins. Eine Zentralschule wurde eingerichtet. Als zwei weitere Brüder kamen, wurde Long-häu doch wieder besetzt.

Als 1873 die Rheinische Mission die Arbeit des Berliner Hauptvereins übernahm, hatte Hubrig in Kanton eine Gemeinde von 50 Seelen, aber in den genannten Kreisen seiner früheren Tätigkeit zirka 150 Hakkachristen unter seiner Pflege. In Long-häu waren 169 Christen.

Da entschloß sich Berlin I unter Direktor Wangemann, China unter seine Missionsfelder aufzunehmen. Long-häu übernahm Basel, die übrigen ehe-

maligen Stationen des Berliner Hauptvereins gingen an Berlin I über. Zunächst wurde Kanton als Hauptstation beibehalten. Im Jahre 1900 hatte Berlin I in Südchina 6 Hauptstationen, 44 Außenstationen und 16 Predigtplätze.

Wenn wir die Berliner Missionare in Kanton besuchen wollen (von Hongkong aus), so haben wir es bequem. Zweimal täglich fahren große Salondampfer dahin. Meist ist es sehr voll auf den Dampfern. Confucianische Predigt, durch Leute, die von einer chinesischen Gesellschaft besonders angestellt sind, findet öfter im Zwischendeck statt. Manchmal haben sich auch schon Räuberbanden als harmlose Fahrgäste an Deck begeben und dann die Passagiere überfallen. Daher ist das Zwischendeck mit einer eisernen Gittertür abgeschlossen. Die Fahrt geht zuerst durch die weite Bucht, in die sich die drei größten Ströme Südchinas, der Si-kiang oder Westfluß, der Pe-kiang oder Nordfluß und der Tung-kiang oder Ostfluß ergießen. Diese Bucht heißt Tschu-Kiang oder Perlfluß. Die Gegend, wo die Ufer so nahe zusammentreten, daß man sie sehen kann, heißt die Bokka Tigris, von den Portugiesen nach einer Insel so genannt, die wie ein schlafender Tiger aussehen soll. Hier haben die Chinesen eine Reihe modern bewaffneter Forts. Weiter hinauf, wo der Fluß sich teilt, um die Kanton gegenüberliegende Insel Ho-nam zu bilden, erhebt sich schlank und weithin sichtbar die Pagode von Wham-po. Hier fängt schon die Boot- und Kahnstadt von Kanton an; zahllose im Strom verankerte Fahrzeuge werden von 30000 Menschen bewohnt. Durch richtige Straßen fährt der Dampfer in dieser Wasserstadt hindurch, bis nach der Insel Scha-Min, auf der die Europäerstadt liegt, durch Brücken mit dem eigentlichen Kanton verbunden. Hier ist auch die Berliner Missionsstation ganz nahe bei der prächtigen römisch-katholischen Kathedrale, mit ihren beiden gotischen Türmen. Die Chinesen sagen: „Kanton heißt eigentlich Widderstadt, und die beiden Türme sind die Widderhörner."

Leider ist am 5. August 1898 Kirche, Schule und Missionshaus der Berliner ein Raub der Flammen geworden. Infolge dieses Unfalls ist die Station in die Vorstadt Tung-Schong verlegt worden. Die Mittelschule mit 25 Schülern wurde von Kanton nach Lukhang verlegt. In Kanton blieben das Seminar und die Evangelistenschule. Die Berliner Station kann sich ja, was die Großartigkeit der Anlage betrifft, freilich nicht mit der englischen, oder gar amerikanischen messen, aber es ist doch ein gutes Zeichen, wenn andere Missionsgesellschaften solche Seminaristen, die von der Berliner als unzureichend begabt entlassen wurden, sogleich als Gehilfen anstellen! Außer der Arbeit unter der Hakkabevölkerung auf Honam, wo jetzt ca. 100 Personen an den Sonntagsgottesdiensten teilnehmen, und wo vor kurzem eine schöne Kapelle gebaut worden ist, scheint den Berliner Missionaren eine ganz neue Tätigkeit unter den in Kanton angestellten Beamten aus anderen Provinzen, namentlich aus Hunan zu erwachsen. Dieser Leute hatte sich bisher kein Missionar angenommen. „Großartige höhere Lehranstalten," so schreibt der Berliner Missionssuperintendent Kollecker in Kanton, „gründen die Amerikaner in allen größeren Centren, durch die sie Einfluß auf die leitenden Kreise der späteren Generationen gewinnen; der deutschen

Mission fehlte es dazu an Geld und an Arbeitern. Ach, daß sich ein begüterter Missionsfreund zur Gründung solch einer höheren Schule in Kanton bereit finden ließe, Lehrer und alles andere würden sich schon finden! Wir treiben Kleinarbeit und werben um die einzelnen Seelen."

Anstatt nun den Leser von Station zu Station zu führen oder ihn die Entwicklung der Berliner Mission Schritt für Schritt verfolgen zu lassen: lieber ein kleines anschauliches Missionsbild von einer Station.

Wer die Geschichte der Berliner Mission einigermaßen verfolgt hat, weiß, welche Bedeutung die Stadt Tham-schui für sie hat. Mit knapper Not waren hier die Missionare Hubrig und Hanspach dem Tode entronnen, damals, als ein rasender Menschenhaufe sie umringte, um sie zu ermorden. Sie durchbrachen die Wand, flohen über die Dächer und hielten sich unter einem umgestürzten Boot verborgen, bis der Sturm vorübergebraust war.

An der Spitze des Haufens, der auszog um die fremden Teufel zu fangen, marschierte ein Jüngling, der mit Trommelschlag alle unruhigen Elemente in der Stadt versammelt hatte. Li-tschyung-yin, das ist der Name dieses Jünglings, wurde später einer der gesegnetsten Prediger des Evangeliums im Dienste der Berliner Gesellschaft. Er war ein Mann voll Geist und Glauben, allen Mitarbeitern aus dem Chinesenvolk voranleuchtend, — so wie er einst jenem Mörderhaufen vorangegangen war. Wenn er auf seinen Missionsreisen in einer Dschunke fuhr, so hatte er bald alle Mitpassagiere um sich versammelt, oder er setzte sich zu den Ruderknechten und half rudern, während er durch sein freundliches, menschenbeherrschendes Wesen ihre Aufmerksamkeit auf seine Rede richtete, — an die Predigt von Christo fesselte. Er starb, tiefbetrauert von Europäern und Chinesen. Auf seinem Grabmal, das die Dankbarkeit seiner unter ihm mächtig gewachsenen Gemeinde errichtete, steht ein einziges großes chinesisches Schriftzeichen: „Schin" d. h. Sieg. Es war ein Lieblingswort des Toten. „Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat!" Mancher Heide bleibt stehen, schaut verwundert den Grabstein an und geht kopfschüttelnd weiter, vielleicht leise berührt in seiner Seele von den Strahlen eines neuen Lichtes.

Tham-schui ist eine ziemlich große Stadt, die in einem fruchtbaren Tal liegt, von Reisfeldern, Zuckerrohrplantagen und Obstgärten umgeben. In weiter Entfernung um die Stadt ziehen die Höhen des Kwui'schen Gebirges mit dem Vitzberg im großen Halbbogen nach Norden. Hohe Mauern mit Schießscharten für Bogenschützen schließen die reiche Stadt ein. Wir schreiten durch das schwere, eisenbeschlagene Tor. Die Gassen sind eng. In den Häusernischen stehen scheußliche, schmutzbedeckte Götzenbilder. Ein Laden lehnt sich an den andern.

Hier wird Reis verkauft, dort liegen die getrockneten Seefische, hier ist eine Opium-, dort eine Spielhölle, hier werden Mützen und Schirme, dort dicksohlige Schuhe verkauft. Zwischen den elenden Hütten ragen, ein wenig massiver gebaut, Götzentempel und die Häuser der Beamten und Vornehmen hervor. Die undeutliche, rasche Sprache der Bevölkerung bringt einen jungen, sprachenungeübten Missionar in Verzweiflung. Man wundert sich, wie sich die Leute unter einander verstehen können.

Früher betrat der Missionar, aus Scheu übel behandelt zu werden, nur zögernd die Stadt. Heute hat sich der Tham-schuier an den Fremden gewöhnt. Nur aus der Entfernung rufen die Straßenjungen noch ihr fan-Kwui, fremder Teufel! Christliche Schriften finden ihre Abnehmer. Namentlich gern liest der Chinese John Bunyans Pilgerreise, ein in England ganz außerordentlich verbreitetes Buch, dessen Inhalt man mit der Liederstelle überschreiben könnte: „Mein Leben ist ein Wandern zur großen Ewigkeit." In Tham-schui haben sich schon treffliche Männer zum Herrn bekehrt. Li-tschyung-yin kennen wir schon. Da ist ferner Lyong-ngu-tschin, ein Gelehrter, der ließ sich taufen. Wütend verklagte die Gelehrtenzunft ihr Mitglied bei der Obrigkeit, als einen ungeratenen Sohn, der seine Ahnen schände. Aber unerschrocken bewies der Gelehrte dem Mandarin die Wahrheit des Evangeliums. Und was geschah? der Mandarin selber wurde von der Wahrheit ergriffen, las das Neue Testament, verfaßte einen Aufsatz über das Christentum, der allerdings ein wunderliches Gemisch von buddhistischen und christlichen Gedanken enthielt. Das Große und Edle in Christi Person und Lehre hatte ihm das Herz abgewonnen. Der Mandarin wurde später versetzt, und man hat nie wieder etwas von ihm gehört. — Lyongs ganze Familie aber wurde für das Evangelium gewonnen. Reizend war es, wie z. B. der kleine Sohn Pau-Kong einem alten heidnischen Graukopf oder Grauzopf darlegte, wie Gott Himmel und Erde geschaffen hat, wie er uns liebt und unsere Gebete erhört, — und wie der Alte dabei staunend seine blöden Augen aufriß. Lyong hält seiner Familie regelmäßige Abendandachten, wo er in trefflicher Weise die Schrift auslegt und mit seinen Kindern katechisiert. Lyongs Onkel ist ein Graduierter, einer der angesehensten Männer von Tham-schui. Er wäre längst ein Christ, wenn er die Opiumpfeife nicht so sehr liebte. Aber oft schon hat er die Christen in der Stadt gegen heidnische Feindschaft in Schutz genommen.



Götze aus dem Pestotempel.

Durch Lyong wurde Li-syu-tshoi zum Glauben geführt, ein Graduierter, der in hohem Maße den klassischen Stil beherrscht. Er ist Missionar Voskamps Sprachlehrer gewesen, und bis heute dessen treuer Freund. Das heilige Vaterunser war es gewesen, das ihn zum Nachdenken und Fragen nach dem Heil geführt hat. Als er nämlich freudestrahlend über das bestan
Hause gehen und vor der Ahnentafel beten und opfern w

auf ein Buch in seiner Hand, das ihm beim Ausgang aus dem Tor des ungeheuren Examinationsgebäudes zugesteckt worden war. Er las, — er schlug gerade das heilige Vaterunser auf, — und war gefangen!

Li ist der Mitbegründer eines chinesischen Traktatvereins, der sich bemüht, packende, christliche Abhandlungen und polemische Schriften, in edler, gewinnender Sprache geschrieben, unter den gebildeten Heiden zu verbreiten. In seiner Vaterstadt hat sich der Groll gegen ihn gelegt. Seine früheren Gegner ehren ihn sogar und stehen nicht an zu sagen: „Du hast recht getan, daß Du Christ geworden bist. Das Alte geht nicht mehr!"

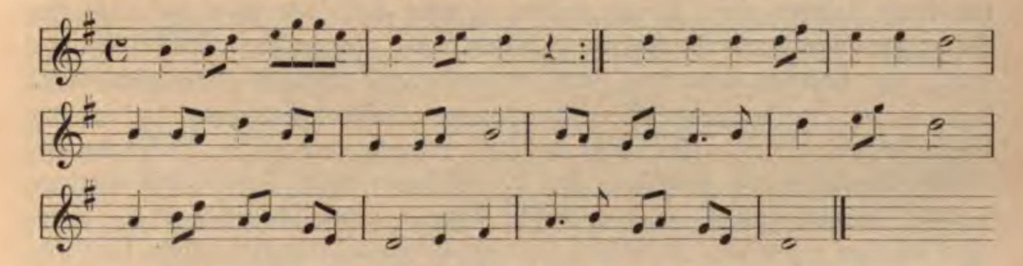

Chinesische Christen.

Ein treues Glied der Gemeinde ist ferner Nyen-fat, ein Kuchenbäcker. Ein mächtiger Drang lebt in ihm, die Schrift zu erforschen. Da er keine Schule besucht hat und er vor dem Lernen der chinesischen Schrift zurückschreckte, lernte er eifrig die lateinische Schrift. Durch die Missionare ist nämlich die Heilige Schrift in die chinesische Umgangssprache übersetzt und mit lateinischen Buchstaben geschrieben worden. So lernte Nyen-fat z. B. sämtliche Briefe des Paulus auswendig. Er stottert sonst, aber wenn er in Eifer gerät und für das Evangelium Zeugnis abzulegen hat gegen Spötter, fließt ihm die Rede glatt von den Lippen. Um die gar zu unverschämten Burschen unter den Christenhassern, die ihm aus seinem Laden seine Kuchen stahlen, in Respekt zu versetzen, nahm er Unterricht im Faustkampf und Speerwerfen bei einem Fechtmeister, — so etwas war dem Fechtmeister noch nicht vorgekommen! Aber siehe, der Fechtmeister ist auch schon längst Christ geworden, getauft von Missionar Kunze, aber auf den rechten Weg zu dem Entschluß gebracht durch unseren Freund, den Bäckermeister! Jetzt ist der ehemalige Fechtmeister Bibelkolporteur. Oft zieht er mit den Missionaren durchs Land und preist die Bibel. Wenn ihn dann die Heiden höhnen, so wallt wohl in ihm das alte Fechtmeisterblut auf, — aber das Schwert des Geistes, die Bibel in seiner Hand hält ihn

im Zaum, — „ich habe mit meinem Wurfeisen manchen Feind zu Boden gestreckt, aber hier“ — und er hält die Bibel hoch — „das trifft und verwundet euer Herz und macht es doch ewig gesund und glücklich!“

Da ist noch ein anderer, Tschang, ein geachteter Kaufmann, früher eifriger Götzenanbeter, aber ehrlichen und wahrheitssuchenden Herzens. Aufmerksam lauschte er, wenn Nyen-fat aus der Heiligen Schrift vorlas. Eifrig disputierte er mit dem in der Fechtkunst, — auch der geistlichen, — wohl erfahrenen Bäckermeister, bis der alte Mensch den Todesstreich erhielt. Da ist Meu-khin, den sein Vater in der Wut mit einem Messer erstechen wollte, als der Sohn den Glauben an Christum bekannte; da ist A-khyun, der schon als Heide in der ganzen Stadt durch seine rührende Kindesliebe bekannt war, mit der er an seiner alten, gebrechlichen Mutter hing. Als er sich taufen lassen wollte, teilte er seinem Mütterlein mit, was sein Herz bewegte, und die alte Frau sagte zu ihm: „Du bist immer ein guter Sohn gewesen. Wenn du diese Lehre annimmst, so muß sie gut sein. Darum will ich mit dir gehen und sie auch lernen.“ Welch selige Freude für beide, nachher den gemeinsamen Heiland gefunden zu haben!

Das war ein Missionsbild aus Tham-schui; eins statt vieler! Von einer mäßigen Bergeshöhe zählt man in der Provinz Kanton oft bis 400 kleiner Ortschaften. Die Missionare haben sie durchwandert, die Neugierde wurde erregt; sie haben sie wieder und wieder besucht; hie und da erhebt sich ein kleines, unscheinbares Haus mit der Überschrift „Evangeliumshalle“. Und wieder nach Jahren, wenn die Christenschar gewachsen ist, steht eine Missionsstation hier und dort, mit Kirche und Schule — ein Zeichen, dem widersprochen wird, aber auch ein Magnet, der alles, was wahres Eisen ist, unwiderstehlich anzieht. Und die christlichen Chinesen sind ebenso glückselig wie wir, wenn sie im Gotteshause gemeinsam Gott anbeten, loben und danken. Unsere Choralmelodien vernehmen wir, — denn freilich chinesische Originalmelodien eignen sich nicht für den Inhalt, so wenig wie die indische Musik. Die einzige chinesische Melodie überhaupt, die etwas angenehm in das Ohr des Deutschen fällt, ist, nach Voskamp, die von der schönen Jasminblume:



Fröhliche Feiern sind die sonntäglichen Gottesdienste, fröhlicher noch die Tauffeiern, — so wenn am Ostersonntag 1899, zu Lukhang im Fayenkreise, 51 Täuflinge vorm Altar saßen und geistlicherweise an ihnen in Erfüllung ging:

„Ostern, Ostern, Frühlingswehen!
Ostern, Ostern, Auferstehen
Aus der langen Grabesnacht!“

Eine fröhliche Feier war auch die des 75jährigen Jubiläums der Berliner Missionsgesellschaft, zu der Missionssuperintendent Kollecker mit der Kantoner Schule, den Evangelisten und Seminaristen nach Lukhang gekommen war (1899). In Lukhang ist die Mittelschule der Missionsgesellschaft.

Berlin I hat in Südchina die Hauptstationen Kanton, gegründet 1867, Fumui, gegründet 1885, Tschu-tong-au, gegründet 1891, Syu-hin, gegründet 1893, Lukhang, gegründet 1897, und Tschichin, gegründet 1898. Eine Nebenstation von Syu-hin heißt Namon. Von Lukhangs Festtagen hörten wir eben. Pfingsten 1899 war auch für Tschi-chin ein Doppelfest. Die Kapelle der Station konnte geweiht und 69 Heiden getauft werden. Und wie feindselig waren die Heiden gerade hier, im äußersten Norden der Kantonprovinz, gegen ihre Landsleute, die Christen werden wollten. Ihrer Güter wurden sie beraubt, verwundet, geschlagen, — aber immer mehr kamen zu Missionar Leuschner und begehrten Taufunterricht.

Da kam am 15. August 1900 ein Telegramm aus Kanton: „Tschichin — Namon — Lukhang zerstört!" Damit hatte Gott der Herr auch Berlin I sein Anteil an den Opfern auferlegt, die er jetzt in China von den Missionsgesellschaften und den Christengemeinden verlangt! Nun aber, nach eingetretener Ruhe, geht nach den übereinstimmenden Berichten aller Missionare eine Bewegung durch das Volk, — ein Suchen und Fragen nach dem Heil, ein förmliches Drängen zum Taufunterricht wie nie zuvor! Ganze Familien, ganze Dörfer kommen und bitten um Lehrer! Leider ist die Station Lukhang am 6. Februar 1902, kaum fertig wieder aufgebaut, aufs neue, durch Brandstiftung, zerstört!

Außerdem hat Berlin I noch ein Missionsgebiet in Nordchina, in der Provinz Schantung.

Durch den „Reichsanzeiger" ist dem deutschen Volk am 5. Januar 1898 mitgeteilt, daß wir an der Kiautschaubucht ein nicht unbedeutendes Gebiet erworben haben. Welchen Leser die hohe Politik interessiert, und wer wissen will, wie weit die römischen Katholiken, den chinesischen Bischof Anzer an der Spitze, mittelbare Urheber dieser Besitzergreifung gewesen sind, der kann das alles aus Zeitungsnummern und Broschüren nachlesen. Die evangelischen Missionsfreunde haben der Provinz Schantung stets ein besonderes Interesse entgegengebracht, denn sie ist eine der gesundesten, schönsten und reichsten Provinzen, Heimat des Confucius und Laotse. Seit 1861 bemühen sich acht evangelische Missionsgesellschaften Englands und Amerikas, den 25 Millionen dieser Provinz das Evangelium zu bringen, und 20000 evangelische Christen stehen schon den 21000 römischen Christen gegenüber. 20 Meilen südwestlich von der Kiautschaubucht liegt Kütschaufau. In dieser Stadt hat Confucius gelebt und ist er gestorben. In einem Tempel, dessen hohes Dach von 20 Pfeilern getragen wird, (jeder Pfeiler ein unbehauener Baumstamm von anderthalb Meter Durchmesser) sitzt die Kolossalfigur des Confucius. Dieser Tempel, oft erneuert, ist 1000 Jahre alt; hier ist der Brunnen, aus dem der Weise vor 2500 Jahren trank. Größer als die Stadt des Confucius ist der Kirchhof, 20 Minuten nördlich davon: die Nachkommen des

großen Lehrers, 7000 Familien haben alle das Recht, hier begraben zu werden. Wenn man vor dem Grabstein des Confucius steht, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier einer der größten Menschen liegt, die je gelebt haben!

Am 22. April 1899 wurde den Berliner Missionaren von der deutschen Regierung der Platz für die Anlegung einer Missionsstation in der Provinz Schantung übergeben. Er liegt eine halbe Stunde von der Stadt Tsintau auf einer Anhöhe, nahe der Kiautschaubucht. Im Hintergrund ragt der zackige Prinz Heinrichsberg, und dahinter lagert sich die Kette des gewaltigen Lauschangebirges. Die Schenkung dieses Platzes soll den Dank der Regierung zum Ausdruck bringen, für die Dienste, welche die Berliner Missionare durch Aushilfe in der Seelsorge an der Besatzung und durch ihre Tätigkeit in der Schule geleistet haben. Nur zehn Minuten von der Station liegt das Chinesendorf Tapautau. Dort kaufte Missionar Kuntze eine Baustelle. Jetzt erhebt sich dort schon eine kleine evangelische Kirche. Im Anfang des Jahres 1900 haben die drei in Tsintau stationierten Berliner Missionare Kuntze, Voskamp und Lutschewitz das Missionshaus bezogen, das ein chinesischer Baumeister für 26000 Mark fertigstellte. 1901 ist in der großen Kreisstudt Tsimo, 45 Kilometer nördlich von Tsintau, eine neue Station angelegt und von Missionar Lutschewitz besetzt, der ein ganz wunderbares Entgegenkommen von den Leuten erfährt.

Zwei chinesische Nationalgehilfen stehen ihnen zur Seite; in der deutsch-chinesischen Schule sind über 60 Kinder. Das ganze deutsche Pachtgebiet mit über 300 Dörfern und der südwestliche Teil der Provinz Schantung bis nach dem Kaiserkanal steht den Missionaren offen.

Über die Provinz Schantung brach nun im vorigen Jahre, sowie besonders noch über die Provinzen Tschili, Schansi, Henau, Tschekiang und die Mandschurei die Christenverfolgung, anläßlich des Boxeraufstandes, herein. Der Christenhaß war seit dem Vertrag von Tientsin, der die freie Ausübung der christlichen Religion bestätigte, wie ein mühsam zugedecktes Feuer, das immer wieder und wieder auflohte. Die wahnsinnigsten Beschuldigungen wurden gegen die christliche Lehre erhoben — nicht erst von den Boxern —; an den Straßenecken Kantons z. B. erschienen schon in den sechziger Jahren Plakate mit einem gekreuzigten Schwein! 1870 wurde ein katholisches Nonnenkloster in Tientsin geplündert und die armen Schwestern mit asiatischer Grausamkeit zu Tode gemartert; während des französisch-chinesischen Krieges wurden 18 evangelische Kirchen und Kapellen zerstört, die katholischen ungerechnet; 1893 wurden zwei schwedische Missionare in Sungpu bei Hankau bestialisch ermordet; 1894 erging es dem schottischen Missionar Wylie in einem Grenzstädtchen der Mandschurei ebenso. Eins der erschütterndsten Bilder ist das Blutbad in Fasan bei Kutscheng 1895, wo Missionar Stewart mit seiner Familie ein Opfer furchtbarster Brutalität wurde . . . „Es ist eine Gnadenführung des Herrn," schreibt Missionar Voskamp 1900, „daß wir hier in der Kolonie Kiautschau und den vielen Dörfern des Schutzgebietes täglich sein Werk ungehindert treiben dürfen. Aus dem Innern kommen flüchtige Christen und

Missionare, um bei uns zu übernachten oder sich länger aufzuhalten. In den Hafenstädten Chinas wohnen zusammengedrängt die Missionare, welche aus den Provinzen des Innern geflohen sind, ihre Häuser und Kapellen, ihre Schulen und Krankenhäuser sind zerstört. Es ist seltsam, daß nach der Friedenskonferenz im Haag der furchtbare Krieg in Afrika ausbrach, und daß nach der internationalen Missionskonferenz in New-York ein Sturm über das chinesische Missionsgebiet fegte, wie er nur mit der altrömischen Verfolgungszeit und den Tagen der Heimsuchung der Missionskirche auf Madagaskar verglichen werden kann. Der Herr behält sich seine Wege und Gedanken vor und läßt sich nicht dreinreden."

Das Zentralorgan der chinesischen Missionare, der „Chines Recorder", brachte in der Oktobernummer 1900 eine Märtyrerliste, wonach den Tod erlitten: in der Provinz Schansi: 56 Erwachsene, 22 Kinder; in der Provinz Tschili: 13 Erwachsene, 4 Kinder; in Schantung: 1 Erwachsener. Davon entfallen auf die China-Inlandmission 38 und 12. Aber schon die Novembernummer erhöhte die Gesamtzahl auf 121 und 33! Die endgültige Totenliste weist 186 Personen auf. In Peking brannten des Nachts vor den Häusern der Heiden Räucherstäbchen, wie sie im Tempel vor den Götzen brennen. Man wollte damit den zügellosen Banden der Yi-cho-Khuen (Boxer) sagen: wir gehören nicht zu der verhaßten Sekte der Christianer. Daß sie das aber taten, zeigte, wieviele Christen schon hie und da in den Straßen wohnten, die dann ermordet wurden!

Jetzt sind ja nun die Missionare in ihre Arbeitsfelder zurückgekehrt, vielfach mußten sie, was Gebäude betrifft, ganz von vorn anfangen. Die Plakate der Kreismandarinen sichern ihnen wieder Schutz zu. „Ich warne euch hiermit," heißt es in einem derselben, „daß ihr keine Sachen bekommt, weder mit dem Missionar, der eine gute Lehre verkündigt, noch mit der Kapelle. Sollten jedoch Sachen entstehen, so mache ich das Dorf dafür verantwortlich." Das Gros der verbündeten Truppen ist abgezogen. Wer hätte nicht das Gefühl, daß trotz aller chinesischen Versprechungen das Wort unseres Heilandes wahr bleibt: „Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter reißende Wölfe." Und die evangelischen Missionare und Missionsgesellschaften rufen nicht nach dem Racheschwert des Staates und fordern keine Sühnekirchen, wenn sie Unrecht leiden müssen!

Was wir nun von der Arbeit des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins in China anzuführen haben, knüpfen wir an ein kurzes Lebensbild seines Ende 1899 verstorbenen großen Missionars D. Ernst Faber an. Faber absolvierte den Seminarkursus im Barmer Missionshaus, in das er 1858 eingetreten war, in vier Jahren, studierte noch zwei Jahre in Basel und Tübingen und ging 1864 in Diensten der Rheinischen Mission nach der Provinz Kanton, wo er unter anderem in Tumun acht Jahre stationiert war. Hier entfaltete er neben seiner missionarischen auch eine reiche ärztliche Tätigkeit und zeigte eine besondere Befähigung für die Auslegung der chinesischen Klassiker. Er machte ausgedehnte Reisen. Der Verkehr mit den Menschen, besonders den gebildeten Chinesen, war ihm die Hauptsache. Auch legte er ausgezeichnete zoologische, und besonders botanische Sammlungen an. Ein bedauer-

liches Zerwürfnis mit D. Fabri führte zu Fabers Lossagung von der Rheinischen Mission. Einen Antrag des Vizekönigs von Kanton, in chinesische Dienste zu treten, lehnte Faber ab. Da bot ihm der allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein an, in seine Arbeit einzutreten, und Faber sagte mit Freuden zu. Fünf Jahre lang war Faber außer Verbindung mit irgend einer Missionsgesellschaft gewesen, und während dieser Zeit hatte er sich ausschließlich mit missionsliterarischen Arbeiten beschäftigt. Und für diese Arbeiten stellte ihn seine Missionsgesellschaft nun auch ferner frei. Im Frühling 1898 reiste er als der erste deutsche Missionar nach Kiautschau, um hier Seelsorge an seinen Landsleuten zu üben und eine chinesische Mission zu begründen. Er ist nur anderthalb Jahre dort gewesen. Die ungesunde Wohnung in Tsintau tat ihm, der schon immer halsleidend war, den Rest. Seinem Begräbnisse wohnte auch Prinz Heinrich von Preußen bei. Wenige Tage vor seinem Tode schrieb er noch, „das Reich Gottes in seiner Herrlichkeit ist meine Hoffnung; im fröhlichen Glauben an Jesum Christum, meinen Heiland, scheide ich.“ Faber war unverheiratet; ein Mensch von immensem Wissen und ein Christ durch und durch. Bei aller Gelehrsamkeit auf das Praktische gerichtet, lebte und erstrebte er praktisches Christentum. Faber hatte sich so in die chinesische Gedankenwelt eingelebt, daß er im stande war, die chinesische den Missionaren und die abendländische den Chinesen zu erleichtern. So sind denn auch tatsächlich viele Gedanken, die er in seinen Schriften niedergelegt, Gemeingut weiter chinesischer und missionarischer Kreise geworden. Faber umgab sich mit gebildeten christlichen und heidnischen Chinesen und arbeitete mit ihnen die christlichen wie chinesischen Ideen in ihrer Sprache durch und ruhte nicht, bis sie sich gegenseitig verstanden hatten. Jeder Gedanke muß erst von diesen Chinesen aufgefaßt und dann in chinesischer Eigentümlichkeit reproduziert werden.



Missionar D. E. Faber.

Auf diese Weise hat er in sechs Bänden die dreizehn Confucianischen Klassiker ausgelegt und ein anderes großes Werk über chinesische Geschichte fast vollendet. Auch das Werk eines chinesischen Gelehrten, Khong-tz-hi, der es gewagt hatte, zum Entsetzen seiner Landsleute, die Echtheit vieler Aussprüche des Confucius anzuzweifeln, hat Faber besprochen. In Summa: Fabers Schriften haben als Verteidigungen des Christentums einen sehr hohen Wert, und der gelehrte Vizekönig Tschang-tschi-tung, der Nebenbuhler des bekannten Li-hung-tschang, soll beim Lesen der Faberschen Bücher ausgerufen haben: „der Fremde kann besser Chinesisch als wir!" Außer in die Sprachenfrage hat sich Faber in die ebenso wichtige und schwierige Sittenfrage eingelebt mit dem Resultat: die christlich gewordenen Chinesen dürfen nicht zu Europäern gemacht werden; es gibt in den Volkssitten ein religiöses und moralisch neutrales Gebiet, und dies muß der christliche Geist verklären.

Wie oft hat Faber einen dünkelhaften chinesischen Gelehrten durch eine einzige Frage über eine schwierige Stelle in einem chinesischen Klassiker in peinlichste Verlegenheit versetzt, um ihn gleich darauf in liebenswürdigster und erschöpfender Weise zu belehren. Fabers Gedächtnis wird bei den Chinesen vielleicht in ähnlicher Weise fortleben, wie Livingstones bei den Afrikanern fortlebt.

Der allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein versorgt die deutsche evangelische Gemeinde zu Shanghai durch Lic. Hackmann und übt Seelsorge an den Seeleuten daselbst. Ferner übt er durch Pfarrer Wilhelm die Pastoration an der evangelischen Besatzung in Kiautschau. Bei der Schularbeit daselbst reichen sich die beiden Prediger des Vereins mit Missionar Voskamp von Berlin I die Hand. Von eigentlicher Missionstätigkeit ist noch nichts besonderes zu berichten.

Es ist nun natürlich ganz unmöglich, auf jede der 44 in China arbeitenden Missionsgesellschaften auch nur mit ein paar Worten einzugehen. Im Jahre 1900 standen in China in der Arbeit: zirka 2000 Missionare (die nicht ordinierten mitgerechnet), 750 Missionarsfrauen, 713 unverheiratete Missionarinnen, 124 Missionsärzte, 59 Ärztinnen, 5206 eingeborene Gehilfen und Gehilfinnen. Es gab in China 526 evangelische Missionsstationen, 2342 Außenstationen, 2079 Schulen mit 37684 Schülern; 100000 Abendmahlsberechtigte waren vorhanden. Etwa 250000 evangelische Christen werden im Jahre 1900 in China gewesen sein — 100000 mehr als im Jahre 1899!

Aber von einer Mission müssen wir noch besonders berichten, obgleich es keine deutsche ist: von der China-Inlandmission, welche allerdings in Barmen einen deutschen Zweig hat, nämlich die China-Allianzmission. Es ist wieder ein einzelner Mann, zu dem die Missionare dieser Gesellschaft als zu ihrem geistlichen Vater aufschauen, der Gründer dieser Mission, J. Hudson Taylor.

Es war an einem schönen Herbstmorgen des Jahres 1896, als der Schreiber dieser Zeilen wenige Schritte von dem Missionshaus der China-Inlandmission in London N. die Stadtbahn verließ. „Sie treffen es glücklich," sagte man uns im Bureau, „Mr. Taylor ist zu Hause, er könnte ebensoleicht in China oder in



Hudson Taylor im Kreise seiner Familie.

Australien sein." Dann ließ es sich der greise Missionsdirektor nicht nehmen, uns das Missionshaus, zu dessen Bau er keinen Menschen um Gaben gebeten, die ihm der Herr auf sein Gebet aber habe zufließen lassen, vom Boden bis zu den Kellereien mit prismatisch geschliffenen Kellerfenstern (alles wundervoll eingerichtet!), selbst zu zeigen. Taylor ist ein auffallend kleiner Mann; sein ganzes Wesen atmet kindliche Frömmigkeit, Demut und Liebenswürdigkeit. Unwillkürlich staunt man über die Kraft Gottes, die in den Schwachen mächtig ist, wenn man denkt, zu welch einem Riesenwerk sich der Herr diesen Mann als Werkzeug erwählt hat. Taylor ist jetzt 70 Jahre alt. Als Kind frommer Eltern wurde



Missionshaus in Long-tschuen.
Krienke. Pförtner. Tochter des Evangelisten.

er als 15jähriger erweckt und gewiß, als Missionar nach China gehen zu müssen. Ein Pastor lieh ihm zwar ein Buch über China, lächelte aber über des Knaben kühne Träume. Aus dem Buch ersah Taylor, daß ärztliche Kenntnisse dem Missionar in China sehr zu statten kommen. So wurde Taylor Schüler in der Ärzteschule zu Hull. Er lebte schon hier in der allerdenkbarsten Einfachheit: Hafersuppe, Reis und Früchte waren seine ausschließliche Nahrung. Diese Ernährungsweise rettete ihm einmal, als er sich Blutvergiftung zugezogen hatte, das Leben. Seine tägliche Beköstigung kostete ihm etwa zwanzig Pfennig. Später, als Assistent, gab er sein Gehalt fast ganz an die Armen und Kranken weg; einmal vergaß sein Chefarzt vollständig ihm das Monatsgehalt zu zahlen. Taylor

mahnte ihn nicht; er wäre fast verhungert. Da fiel dem Arzt noch zur rechten Zeit seine Schuld ein.

Im Jahre 1853 sandte die chinesische Evangelisationsgesellschaft in London Taylor aus, und er landete im Frühjahr 1854 in Shanghai. Als er die Sprache genügend beherrschte, machte er weite Reisen ins Innere, um sich nach einem geeigneten Missionsgebiete umzusehen, überall predigend und Schriften verteilend. In der Stadt Tschang-pau wollte kein Wirt den Fremden (Taylor reiste noch in europäischen Kleidern) aufnehmen; erst als er sich als Arzt vorstellte, fand er Unterkunft. Ein andermal, als er auf den Stufen eines verschlossenen Tempels schlief, fühlten Bettler an ihm herum, um ihn zu berauben; er mußte sich die ganze Nacht wach halten. Dann hatten ihn seine chinesischen Diener absichtlich irre geführt, beraubt und verlassen, — aber ein heidnischer chinesischer Kapitän sorgte dafür, daß er nach Shanghai zurückkehren konnte. Auf einer anderen Reise von Shanghai nach Ningpo fiel ein für das Evangelium schon interessierter Chinese über Bord. In der Nähe waren Fischer bei ihrer Arbeit. „Rettet ihn!" rief Taylor. „We bin," „es paßt uns nicht!" — „Ich gebe euch Geld, wenn ihr's tut!" — „Wieviel willst du uns geben?" — „5 Dollar." — „Das ist uns nicht genug." — „So will ich euch alles geben, was ich habe, kommt schnell, er ertrinkt!" — „Wieviel ist das wohl?" — „Nun, etwa 14 Dollar." — „Wir wollen 20 Dollar haben." — Als sie kamen, war der Mann ertrunken.

Taylor hat diese Geschichte oft hernach erzählt. Den Fischern, die ihren Landsmann hätten retten können, aber keinen Finger dazu rührten, gleicht der Christ, der den Heiden das ewige Leben bringen könnte, aber „es paßt ihm nicht!"

In Ningpo blieb Taylor. 1857 erlebte er dort die Bekehrung des ersten Chinesen. Der fragte ihn nachher: „Wie lange ist dies Evangelium schon in Europa bekannt gewesen?" Und als er's hörte, wie lange, fragte er erstaunt: „und jetzt seid ihr erst gekommen, es uns zu predigen? Mein Vater hat zwanzig Jahre lang nach der Wahrheit gesucht, ohne sie zu finden. O! warum seid ihr nicht eher gekommen?" 1860 kehrte Taylor, völlig erschöpft, nach England zurück. Er hatte sich von der chinesischen Evangelisationsgesellschaft losgesagt, weil diese große Schulden hatte. Da sein Aufruf an mehrere Missionsgesellschaften, die Mission in China kräftiger zu betreiben, keinen Erfolg hatte, erbat er sich von Gott 24 Missionare, um je zwei von ihnen in jede der 11 noch unbesetzten Provinzen Chinas senden zu können. Diese 24 Missionare meldeten sich tatsächlich bei ihm, und so kam es zur Gründung der China-Inlandmission.

Nicht auf das kirchliche Bekenntnis, aber auf Liebe zum Heiland kommt's an, Einkommen kann nicht verbürgt werden, Kollekten finden nicht statt. Gott wird sorgen! Das sind die Grundsätze. In London wurde ein Missionsdirektor (für die Heimat) und ein Missionsrat eingesetzt. Taylor aber ging 1866 wieder nach China.

Zwanzig Personen stark brach seine Missionskarawane von Shanghai auf (30. September 1866), um in Booten auf Kanälen Hang-tschau, die Hauptstadt der Provinz Tsche-kiang zu erreichen. Sie mieteten hier ein Haus (eine frühere Mandarinwohnung) mit dreißig Zimmern und bezogen sie vor Tag und Tau,

als die Hauptstadt noch schlief. Die ärztliche Tätigkeit Taylors war wieder der erste Anknüpfungspunkt mit der Bevölkerung. Ganz allmählich konnte er mit seinen Missionaren es wagen, die Provinz Thekiang und Kiang-su, in der Shanghai liegt, zu durchreisen und Stationen anzulegen. Als im Jahre 1874 weitere 18 Missionare kamen, und im Jahre 1876 zu Tschi-fu ein Vertrag zwischen England und China abgeschlossen war, der den Ausländern das Reisen in allen Teilen des Reichs erlaubte (eigentlich nur eine Bekräftigung des Vertrages von 1860!), wurden von Taylors Missionaren ungeheuere Reisen durch das Inland von China unternommen. So drang Cameron bis an die Grenzen von Tibet vor. Und die Schar seiner Missionare wuchs von Jahr zu Jahr.

1885 traten 7 vornehme, reiche Leute in die China-Inlandmission ein, Studenten und Gardeoffiziere. Ihr Eintritt und ihre Abschiedsreden vor der



Das neue Missionshaus in Song-iang. (Hintere Ansicht.)

Aussendung erregten ungeheures Aufsehen. Eine bemerkenswerte Erscheinung der China-Inlandmission ist auch die außerordentliche Entwicklung der Frauenarbeit. Taylor ist überzeugt, daß Schwestern in aller Sicherheit unter Chinesen leben können, auch wo keine Europäer wohnen. So sind fast die Hälfte aller Ausgesandten unverheiratete Frauen gewesen, die in chinesischer Tracht und Lebensweise ungefährdet das Land durchreist haben.

Konton und Fukien hat keine Taylorschen Stationen. Hier arbeiten Basel, Barmen und Berlin. Dagegen ist Taylors Arbeit in der nun folgenden Provinz Tschekiang die älteste, ausgedehnteste und erfolgreichste gewesen. Hier hatte die China-Inlandmission im Jahre 1900 über 3700 Kommunikanten. In Kiangsu haben der zweite Direktor in China und der Missionsrat ihren Sitz. Da, wo der „große Kanal" den Jang-tse-kiang durchschneidet, ist eine wichtige Station,

ebenso am Kanal selbst, wo sich ein Haus zur Ausbildung für neuankommende Missionarinnen befindet. In Schantung (Kiautschau) tritt Taylors Mission etwas zurück, auch in Tschili sind nur Stützpunkte für durchreisende Missionare, aber in Schan-si ist die Arbeit wieder reich gesegnet gewesen. Hier haben fünf von der „Cambridgeschar" (Studenten und Offiziere) eingesetzt und z. B. in einem Jahre 216 auf einmal taufen dürfen. Mehr als 22 Stationen waren im Jahre 1900 in dieser Provinz. In Schensi, Kan-su und Szitschhuen war ebenfalls die Arbeit in schönster Blüte, dagegen waren in den südlichen Provinzen Jün-nan und Kuei-tschau die Missionare erst in den Anfängen ihres Werkes, ebenso in den mittleren Provinzen Hunan (als christenfeindlichste Provinz berüchtigt!), Hupe und Ho-nan. Dagegen zeigten endlich die letzten beiden Ngan-huei und Kiang-si die Früchte langer, treuer Arbeit. In Kiang-si haben zum erstenmale Missionarinnen selbständige Arbeit begonnen, und vor Beginn des Krieges waren 35 unverheiratete Damen hier tätig.

Taylor ist schon zehnmal von England nach China gereist, er hat stets die weitesten Reisen durchs Land gemacht, auch noch als Siebziger, und durch seine geheiligte Persönlichkeit übt er tiefen, segensreichen Einfluß auf Missionare und Eingeborne. Taylor ist immer groß gewesen im Plänemachen. Aber durch den Plan, der zum Motto seiner Mission geworden war, „Evangelisation der Welt in dieser Generation," hat Gott durch die Ereignisse in China einen dicken Strich gemacht!

Seit Dezember 1899 hatte die deutsche China-Allianzmission an der Verbreitung des Evangeliums in der Provinz Kiang-su teilgenommen.

Vor 300 Jahren rief Franz Xaver aus, nach vergeblichen Bemühungen, in China einzudringen: „O Fels, Fels, wann wirst du dich öffnen?" Der uralte Fels hat sich geöffnet. Aber eine große Masse bewegt sich nur langsam. Es ist leicht, ein wenig Wasser in einem kleinen Gefäß zum Kochen zu bringen, aber dieselbe Hitze würde die Temperatur in einem großen Maschinenkessel kaum verändern. Die Hitze ist nicht verloren, aber die Wirkung zeigt sich nicht so bald. Und — setzen wir hinzu — die Trübsalshitze ist auch nicht verloren, die in dem großen Leidensjahr 1900 über die chinesischen Christen gekommen ist!



15. Kapitel.

Japan.

Umschau im Lande. Die alte römische Mission. Die nichtdeutsche evangelische Mission. Der allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein.

Nach Japan ist es eine lange Reise; unsre Matrosen nennen's „große Fahrt", wenn das Schiff, auf dem sie dienen, Ordre erhält, nach den chinesischen Gewässern abzudampfen. Zwar über Amerika würden wir schneller reisen, — denn, mit der Pacific von New-York nach San-Franzisko fahren zu können, spart Zeit, aber eine „große Fahrt" ist's immer noch. Blaue Berge tauchen endlich grüßend aus dem Meere auf, wir nähern uns dem Lande „der aufgehenden Sonne". Reizend ist die japanische Sage über die Entstehung ihres Inselreichs. Isanami, die Göttin, saß auf dem Regenbogen, der Brücke zwischen Himmel und Erde, und tauchte ihre Lanze ins Meer. Als sie dieselbe wieder emporhob, fielen große und kleine Tropfen von ihr herunter und wurden zu Inseln. Je näher wir an Tokio kommen, um so deutlicher hebt sich die regelmäßige Zuckerhutform des Fusijamaberges vom Horizont ab. Er ist nicht ganz so hoch als der Großglockner, aber er steigt fast direkt aus der Ebene auf. Das Farbenbild des Fusijama ist von immer neuem Reiz, je nachdem man es bei Sonnenaufgang oder -untergang, oder am klaren Mittag oder wolkenumgürtet schaut. Die Japaner versäumen es nie, auf allen ihren Landschaftsbildern den Fusijamakegel als Hintergrund anzubringen. Sie sind stolz auf den Berg, stolz überhaupt auf ihr schönes Vaterland. Heiße, tropische Sommer wechseln mit Wintern, wie wir sie gewohnt sind, und der Europäer friert bei den unzureichenden Heizeinrichtungen oft jämmerlich. Vom Frühling bis zum Herbst ist das Land in einen wahren Garten verwandelt. Ganz wie bei uns strömt und fährt in Extrazügen das japanische Publikum nach den Orten aus den Städten, wo Kirschbaumpflanzungen sind, um sich die Baumblüte anzusehen. Der Japaner ist ein geborener Kunstgärtner und versteht es, seine Ortschaften nebst Umgebung zu verschönen. Cedernwälder schmücken streckenweise sein Vater-

land, riesige bunte Schmetterlinge gaukeln auf den Blumen. Reißende Tiere fehlen. Der Bär hat sich mit den Aino, der Urbevölkerung Japans, auf die Nordinseln zurückgezogen. Den Japaner selbst brauche ich nicht zu beschreiben, — wir können uns ja die Söhne aus dem Land der aufgehenden Sonne als Gäste unter unsern Studenten und Offizieren selber ansehen, — die Aino sind größer als die Japaner, von starkem Haar- und Bartwuchs, sie sollen an die Russen erinnern.

Reis, Tee, Tabak wird in Japan gebaut, überall sieht man Maulbeerbäume wegen der Seidenindustrie. Die Viehzucht ist nur gering. Die kleinen Pferde treibt man, ganz wie in Norwegen, im Frühling hinaus und überläßt sie im Sommer sich selbst. Das Einfangen ist dann sehr mühsam. Die Japaner reiten rohe Pferde auf grausame Weise zu: ein Vorderbein wird hochgebunden, dann springt der Reiter hinauf und schlägt dem Pferde mit einer Latte auf den Kopf, bis es, an allen Gliedern zitternd, vom langen, mühsamen, rasenden Lauf abläßt.

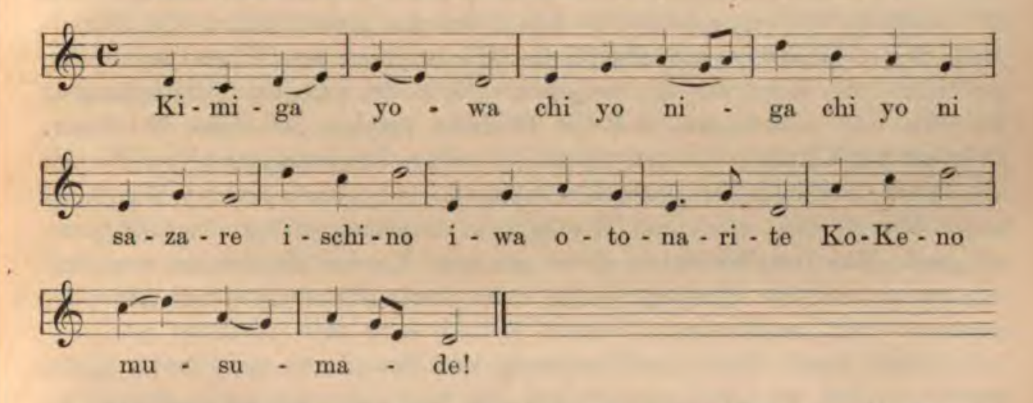
Unheimliche Gewalten schlummern unter Japans Erde. Im Juni 1888 erfolgte ein Ausbruch des Vulkans Bandaisan, der Jahrhunderte lang geschwiegen, und begrub unter seinen Lavaströmen mehrere Dörfer und Hunderte von Menschen. Als der junge Pastor Schmiedel vom evangelisch-protestantischen Missionsverein nach Japan kam, waren die Ausgrabungsarbeiten in vollem Gange. Überall ward unter den japanischen Christen die Hiobsfrage laut, die einst den jungen Göthe beim Erdbeben von Lissabon so viel beschäftigt: „Warum dies alles, wenn es einen gnädigen Gott gibt?“ Ende Oktober 1871 vernichtete ein Erdbeben über 8000 Menschenleben; 10000 Häuser stürzten ein. Gifu war die am meisten betroffene Stadt. Bei dieser Stadt bildete sich plötzlich ein großer See. Eine Kirche stürzte ein und begrub unter sich die darin versammelte Gemeinde. Im September 1889 erlebte Schmiedel einen Wirbelsturm. Bei drückender Schwüle, schon früh am Morgen, lag es einem bleischwer in den Gliedern. Allmählich erhob sich ein Wind, und gegen fünf Uhr nachmittags tobte der Orkan in voller Wut. Um zwölf Uhr nachts war alles totenstill, — man war gerade im Zentrum des Wirbels angelangt, — dann abermals rasender Sturm, bis gegen vier Uhr morgens. Ein zweistöckiges, freistehendes Haus in der Nachbarschaft war vom Erdboden verschwunden. Im Jahre 1896 machte eine furchtbare Springflut, verursacht durch ein unterseeisches Erdbeben, die Stadt Kumashi mit 6000 Einwohnern vom Erdboden verschwinden.

Aber die Japaner machen sich wenig aus den Gefahren, die ihnen in ihrem geliebten Vaterlande drohen. Wenn die Sonne wieder scheint, dann lacht alles in Japan, als wäre nichts geschehen. Wir steigen in Osaka, dem japanischen Venedig, ans Land und fahren von dort mit der Eisenbahn nach Tokio, der Hauptstadt. Diese bedeckt einen Flächenraum wie London, ist aber etwa nur so groß wie Berlin. Parks und Seen sind in der Stadt; Millionen von Wasservögeln beleben die Flächen. Einen merkwürdigen Kontrast bilden die niedrigen japanischen Holzhäuser, und die modernen Steinbauten. Dort erhebt sich der riesige Dom der griechischen Kirche, hier ragt auf einem Hügel, alles überschauend,

das Schloß des Mikado empor, (ähnlich wie das Königsschloß in Stockholm). Durch 36 Tore gelangt man ins Innere und Innerste. Auf dem Bahnhof bieten sich uns, heiteren Angesichts, die Männer mit den Jinrikischa = „Wagen von eines Mannes Kraft", als Droschke an. Der kleine, äußerst muskulöse Mann zieht uns im Trab durch die Stadt nach allen Sehenswürdigkeiten hin, (Universität, Reichstagsgebäude, Kriegsakademie, Handelsschule, Realschule), ja nach den „Bluffs", den europäischen Villen auf den Hügeln vor der Stadt; wir brauchen nicht zu befürchten, daß er müde wird. Auch eine Kaserne zeigt er uns. Jede Kompagnie bewohnt eins von den radienförmig nach dem in der Mitte liegenden Exerzierplatz zeigenden Gebäuden. Daß die Japaner tüchtige Soldaten sind, haben sie im Krieg gegen China allein, und jüngst im Verein mit den übrigen Mächten, gezeigt. Welcher Geist das Offizierkorps beseelt, zeigt ein Vers, den ein japanischer Offizier bei seinem Scheiden aus unsrer Armee, wo er hospitiert hatte, dem Offizierkorps, dem er angehört hatte, ins Gastbuch schrieb:

„Mein Leben fürs Vaterland
In Feuer und Flut,
Treu meiner Pflicht mit Herz und Hand
Ohne Ruhmsuchtglut!
Wo donnernd im Meer die Woge erbraust,
Die Sonne durch Sturmgewölk düster nur scheint,
Das blitzende Schwert in der nervigen Faust,
Für dich, du mein Land, auf den Feind, auf den Feind!"

Ein reizendes Bild (humoristischer Art) kennzeichnete während des chinesisch-japanischen Krieges Chinas und Japans Eigenart: China, ein ungeschlachter Riese, läßt eine Ente nach der andern (Lügen) aus seinem weiten Ärmel fliegen, Japan, der kleine Kunstschütze, knallt sie alle nieder, sobald sie den Ärmel verlassen. Vielleicht interessiert den Leser die Nationalhymne der Japaner:



Das ist: „O daß unser Herrscherhaus viele tausend Jahre bestehe, solange bis ein kleiner Kieselstein zum mächtigen Felsblock geworden ist, bedeckt mit dichtem Moos!"

Die japanische Sprache reiht Silbe an Silbe und flektiert nicht. Daher die große Unbestimmtheit des Ausdrucks. Wâkaru heißt: ich, du, er, sie, es, wir, ihr, sie wissen. Will man sich bestimmt ausdrücken, dann setzt man zusammen, sodaß „wir werden wissen“ heißt: „wir, wissen, Zukunft“. Zum Höherstehenden spricht man anders als zum Gleichstehenden, und wieder anders zum niedriger Stehenden. Der gebildete Japaner bedient sich der chinesischen Schrift, dieses „Rebus, für den allein lösbar, der sich jahrelang damit beschäftigt“. Außerdem gibt es eine leicht zu erlernende japanische Silbenschrift, in der z. B. Bibel und Gesangbuch gedruckt sind, aber man kann damit noch keine einzige Zeitung lesen. Hier ist das japanische Alphabet:

ケダシ カミ セケン ヲカノ
ホド アイシテ ソノ ヒトリ
ウマラスノ ムスコヲ スラ
アタヘテ オヨソ コレヲ シ
ンズルモノホロパズ シテ
カギリ ナキ イノチヲ ヱ
セシムガタメ。

An jedem öffentlichen Gebäude in Japan war bis vor kurzem noch das Wappen Japans: drei Malvenblätter (vergleiche japanische Briefmarken), zu sehen. Das ist aber nicht das kaiserliche Wappen (dies ist die Blüte des Chrysanthemum oder Winteraster), sondern das der höchsten Beamten oder Schogune, die die tatsächliche Regierungsgewalt an sich zu bringen gewußt hatten. Die Winteraster ist den Japanern das Symbol der Sonne, denn der Mikado, der Kaiser, gilt ihnen als Sohn der Sonnengöttin. Japan ist sicher von einwandernden Chinesen einst unterworfen, und die Mischung zwischen den Aino, den Ureinwohnern und Chinesen, hat den jetzigen japanischen Nationaltypus hervorgebracht. Die älteste Geschichte der Mikados ist ruhmvoll und abenteuerreich. Die Pietät gegen den Mikado bildete sich allmählich als besondere Religion aus (Schintoreligion). Aus dem Mittelalter ist die glänzende Tat des Mikados zu erwähnen, daß er die mächtige chinesische Flotte unter Kublai-Khan 1249 vernichtete, die gekommen war, um Tribut zu fordern.

Dann kamen Zeiten der Unordnung und Gewalt, die ganz an die Zeiten des Faustrechts bei uns erinnern; aber ein Rittergeschlecht, und aus ihm besonders *ein* Mann, Yoritomo, stellte die Ordnung wieder her und wurde vom Mikado als oberster Beamter im Reich unter dem Titel Sei-i-toi-Schogûn angestellt, — aber bald residierte er fast selbständig neben dem Mikado, nicht

weit von dem jetzigen Yokohama. 238 Jahre lang hat das „Schogunat" hier neben dem Mikadotron bestanden, bis General Nobunaga seine Macht brach und das Regiment des Mikado wiederherstellte. Einer seiner Nachfolger versuchte es zwar noch einmal, sich hier wieder zum Schogun aufzuwerfen, aber das erbitterte Volk vertrieb ihn aus Kamakura. Er aber erbaute die Stadt Yeddo-Tokio als seine Residenz. Also nur eine Veränderung des Orts! Unter den Schogunen kamen die ersten römisch-katholischen Missionare ins Land.

Gehen wir jetzt kurz auf die Religionen ein, mit denen das Christentum in Japan zu kämpfen hat. Um 550 nach Christo kam über China und Korea der Buddhismus nach Japan. Auf seinem Gange durch die asiatische Völkerwelt hatte derselbe soviele Elemente des Götzendienstes und des Aberglaubens aufgenommen, daß er kaum noch wieder zu erkennen war. Der Buddhismus in Japan ist mit Schintoismus und Confucianismus verquickt, außerdem ist er hier in 12 Sekten zerspalten, — und doch ist der japanisierte Buddhismus der furchtbarste Gegner der Mission in Japan. Bei weitem am meisten Anhänger hat die Schin-Sekte, und diese äfft die christliche Religion nach, wie wir das bei keiner anderen Religion der Erde finden. Der Buddhismus dieser Sekte lehrt die Erlösung des Menschen einzig und allein durch die Kraft des großen Buddha, der verheißen habe, daß keiner verloren gehen solle, der an ihn glaube. Wer an ihn glaubt, der kommt nach dem Tode auf die „reine Erde" in das Land der höchsten sinnlichen Wonne. „Die Seligkeit durch eigne Werke sich verdienen wollen hat keinen Zweck; das Vertrauen auf den großen Amida Buts (Buddha) macht alles!"

Und dieser Buddhismus zählt in Japan 72154 Tempel und 114720 Priester; die Schinsekte hält Predigtreisen, Vortragscyklen, verteilt buddhistische Traktate, gründet Vereine, Kranken- und Waisenhäuser und erhebt ein Zetergeschrei, wenn die Regierung das Christentum begünstigen will. Und doch bemerkte jüngst ein buddhistischer Mönch zu einem Missionar: „Der Buddhismus reicht jetzt bis hieher (die Hand dabei an den Kopf hebend), und das Christentum bis hieher (an die Kniee). Aber bald wird das Christentum solche Fortschritte gemacht haben, daß die beiden Religionen die gleiche Höhe einnehmen. Dann werden sie sich vereinigen, und ich werde Christ werden."

Der Confucianismus, der seit 15 Jahrhunderten in Japan einheimisch war, ist jetzt so gut wie abgetan. Er war die Religion der Gebildeten. Deren Bildung war bis vor fünfzig Jahren chinesische Bildung, jetzt ist sie europäische, — mit der chinesischen Bildung haben sie auch den Confucianismus ausgezogen. Dagegen ist die dritte Religion, der Schintoismus, d. h. der Patriotismus im religiösen Gewande, eine große Macht, — noch keiner Religion ist es gelungen ihn zu verdrängen, auch der Buddhismus mußte sich mit dem „Schogunplatz neben ihm begnügen. „Du sollst den Mikado, als Sohn der Sonne, verehren und ihm gehorchen," das ist der Schintoismus. Und bei der patriotischen Veranlagung der Japaner werden wir verstehen, ein wie gewaltiges Bollwerk diese Nationalreligion, so ärmlich sie auch ist, gegenüber dem Evangelium darstellt.

In aller Kürze gehen wir nun auf die alte, vor-evangelische Mission in Japan ein.

Wenn wir in Nagasaki vor Anker gehen, sind wir an einem Kap vorbeigekommen, „Pappenberg“ genannt. Hier sind im Jahre 1637 37000 Christen hinabgestürzt worden; mit ihrem Tode wurde für Jahrhunderte wieder die Tätigkeit der Mission zum Stillstand gebracht. Daß Xaver in Japan war, wissen wir aus dem ersten Teile dieses Buches. Er hatte ganz und gar keinen Erfolg, weil keine Vorbildung und Erfahrung, aber dreißig Jahre nach Xavers Abgang zählten seine Nachfolger bereits 200 Kirchen. Nobunaga, der Unterdrücker des Schogunats, begünstigte die Christen. Das war die Zeit, in der der Buddhismus in Japan das Nachäffen der katholisch-christlichen Formen lernte, — aber Nobunaga begünstigte auch eine förmliche Inquisition mit allen Greueln und Martern gegen die Buddhisten. Solange Nobunaga lebte, ging alles gut, und die römische Mission hielt ihren Siegeslauf durch Japan, — aber als „ein andrer Pharao“ aufkam, — unter Nobunagas Nachfolgern wurde die ausländische Religion verboten, alle Missionare, 120 an der Zahl, wurden ausgewiesen. Als das nichts half, weil die Jesuiten in Verkleidung weiter missionierten, wurden 1614 alle Fremden mit Gewalt aus Japan entfernt und, laut Edikt des Ministers „alle Fremden, mit ihren Müttern und Ammen und allem, was zu ihnen gehörte, auf ewige Zeiten aus dem Reich verbannt“. Alle japanischen Christen wurden gezwungen, das Kreuz mit Füßen zu treten. Wer das nicht wollte, wurde auf den aus Kreuzen hergestellten Scheiterhaufen verbrannt. Überall hatten nämlich die Jesuiten an den Wegen (wie heute noch besonders in Tirol) Holzkreuze und „Bildstöckl“ setzen lassen. Als sich dann, 23 Jahre später, die noch übrigen Christen zusammenschlossen und einen Gewaltstreich versuchten, trieb man sie nach dem Pappenberg bei Nagasaki und stürzte sie ins Meer. Fortan war das Land gegen alle Fremden hermetisch verschlossen. In Yeddo hielt die japanische Regierung ein paar Gelehrte, die mußten sich mit den Lehren der „verderblichen Sekte“ (derselbe Ausdruck, wie in der römischen Kaiserzeit!) bekannt erhalten, um als „Bluthunde“ (Domini canes!) etwaige Anhänger aufspüren zu können! So blieb Japan 200 Jahre gegen jeden europäischen Verkehr abgeschlossen. Die Berührung mit Europa 1542 bis 1637 scheint spurlos vorübergegangen zu sein. Einzelne Worte im Japanischen deuten nur darauf hin, daß sie kein Traum, sondern Wirklichkeit gewesen war: Castira = castilianischer Kuchen, Graso = Glas, tobacco = Tabak, Kirischito = Christ, buton = Knopf, pan = Brot.

Im Jahre 1853 kam der amerikanische Admiral Perry mit einer Anzahl mächtiger Dampfer in die Bai vor Yeddo. Er verlangte die Freilassung einiger Häfen, da die Japaner jüngst eine schiffbrüchige Mannschaft Fremder grausam aus dem rettenden Hafen wieder herausgetrieben hatten. Nach ein paar Monaten kam er mit einer noch größeren Flotte wieder und holte sich Antwort. Den Japanern hatten die Dampfer, die sie für Teile von „gezämten Vulkanen“ hielten, Furcht und Schrecken eingejagt; sie wagten nicht „nein“ zu sagen. Der Schogun von Tokio hatte diese Entscheidung herbeigeführt. Nun aber erhob sich der ganze

Landadel, seit Jahrhunderten der eifersüchtige Feind der Schogune, brachte eine Armee zusammen, besiegte in der Schlacht bei Fusimi 1868 den Schogun und stürzte das Schogunat für immer.

Nun hieß es: „weiter gegen die Barbaren". Aber man erinnerte an die gezähmten Vulkane, und der Ruf erstarb. Schon 1870 verhandelte der Mikado mit den Gesandten der fremden Mächte in Audienzen!

Sobald Japan den Fremden erschlossen war, trat die evangelische Mission durch die geöffneten Türen herein. Freilich Namenchristen hatten die Japaner auch schon zu sehen bekommen, ehe Missionare unter ihnen weilten. Rohe Matrosen und Kaufleute, die in schamloser Weise Recht und Gerechtigkeit beugten und gewissenlos ihren Lüsten lebten, — sie waren die ersten, die in den geöffneten Häfen zu sehen waren. Außerdem bestanden ja noch die alten Gesetze, die jeden Christen in Japan mit dem Tode bedrohten, und in den Verträgen mit den Mächten war ein Paragraph, der anordnete, alles zu vermeiden, was religiösen Zwist und Hader hervorrufen könnte.

Dennoch sandten mehrere amerikanische Missionsgesellschaften schon 1859 ihre Boten nach Yokohama und Nagasaki, wo sie Sprachstudien machten und allmählich ganz im Geheimen zu predigen anfingen. Das Volk meinte, es seien Schintohalbgötter zu ihm gekommen, — wer denkt nicht an Paulus und Barnabas in Lycaonien! — Die Regierung ließ sie überwachen, merkte aber bald, daß sie die Missionare sehr gut gebrauchen könne. Inzwischen waren nämlich hunderte von jungen Japanern aus Amerika und Europa zurückgekehrt, erfüllt von wissenschaftlichen und technischen Anregungen. So wurde in Yokohama eine Regierungsschule eingerichtet, die ein Missionar leitete, der Englisch lehrte und im übrigen den Lehrstoff auswählen konnte. Dr. Hepburn errichtete in Yokohama eine ärztliche Klinik. Die öffentliche Predigt war noch verboten. Wo einst die Kruzifixe an den Wegen gestanden hatten, da standen jetzt und standen noch die Verbote gegen die verderbliche Sekte. Aber im Jahre 1873 wurden diese Verbote von den Wegen und öffentlichen Plätzen entfernt. Das Gesetz gegen das Christentum wurde zwar nicht aufgehoben, aber es wurde nicht mehr in Anwendung gebracht. Und nun erfuhr die evangelische Mission in Japan eine geradezu wunderbare Entfaltung.

27—30 Missionsgesellschaften, meist englische und amerikanische, haben im Lauf der Zeit ihre Boten nach Japan geschickt. Mehrere von diesen Gesellschaften haben sich in ihren Missionaren in Japan zu einem Presbyterium zusammengeschlossen. Schon Ende der siebziger Jahre hat dies Presbyterium eine eigene Mission von Japan nach Korea hin angefangen, welche eine Anzahl von Stationen daselbst hat. So traten die Methodisten in die japanische Mission ein mit ihren Gebets- und Erweckungsversammlungen (revivals). Die ersten japanischen Christen sind durch solche Versammlungen gewonnen worden. Da sind die Unitarier, die freisinnigen amerikanischen Protestanten, deren System noch über die radikalste deutsche Theologie hinausgeht. Man kann besonders bei ihnen die Prophezeiung der gebildeten Japaner verstehen, der Erfolg werde bloß die

Verschmelzung des Buddhismus und des Christeutums zu einer allgemeinen Humanitätsreligion sein, in der Christus neben Buddha steht, wo selbst die japanischen kaiserlichen Ahnen recht gut ihren Platz finden könnten!

Im März 1898 starb in Tokio einer der japanischen Missionsveteranen, Dr. Guido Verbeck, nach 38jähriger Missionstätigkeit. Verbecks Missionslaufbahn umfaßt die ganze japanische Missionsgeschichte, und in verschiedenen Abschnitten derselben hat er eine hervorragende Rolle gespielt. Er war im Jahre 1859 einer der ersten sechs amerikanischen Missionare, die in Nagasaki landeten, um dort die Missionsarbeit zu beginnen. Er übernahm eine Regierungsschule in der vorwiegend Englisch getrieben wurde, um die vornehmen Jünglinge für den hohen Staatsdienst vorzubereiten.

Später beriefen ihn seine, inzwischen in hohe Staatsämter eingerückten Schüler, nach der Hauptstadt, um die Regierung bei der Errichtung und Leitung der Landesuniversität zu beraten.

Viele deutsche Männer sind an dieser Universität Lehrer gewesen, darunter auch ein Mann, mit dem der Verfasser dieses Buches auf derselben Schulbank gesessen und aus dessen Briefen über seine Reise nach Yesso und den Kurilen manches hier entnommen ist. Verbeck war 17 Jahre lang an der Universität tätig, dann trat er wieder in den aktiven Missionsdienst ein, unermüdlich bis in sein hohes Alter tätig. Wenige Missionare haben es ihm an meisterhafter Beherrschung der japanischen Sprache gleichgetan. Kaum einer ist in gleichem Maße bei hoch und niedrig geliebt und verehrt gewesen. Die japanische Regierung schmückte ihn mit einem ihrer höchsten Orden, der Kaiser von Japan bezahlte alle Kosten seines glänzenden Begräbnisses aus seiner Tasche. Die Stadt Tokio hat ihm ein Denkmal gesetzt.

Verbeck hat einige der ersten japanischen Christen getauft. Im Jahre 1854, noch vor der Erschließung der Häfen durch Perry, war im Hafen von Nagasaki eine kleine englische Flotte aufgetaucht, die wieder verschwand, als die Japaner drohende Miene machten. Ein englisches Neues Testament war ins Wasser gefallen und gelangte in die Hände des japanischen Oberbefehlshabers Wakasa-no-Kami. Der wißbegierige General erfuhr, daß es in Shanghai chinesische Übersetzungen des Buches gäbe. Er verschaffte sich eine und ging mit vier Freunden ans Studium des Neuen Testaments. Aber es wurde ihnen schwer, das zu verstehen, was sie lasen. Nach acht Jahren trifft einer von diesen fünf mit Verbeck in Nagasaki zusammen und erhält von diesem den gewünschten Unterricht. Wakasa wagt zwar nicht wegen seiner hohen Sellung an dem Unterricht persönlich teilzunehmen, sendet aber drei Jahre lang monatlich Boten in zweitägiger Reise nach Nagasaki (er wohnt inzwischen in Saga), die ihm die erwünschte Auskunft einholen. 1866 ist er und sein Bruder in Nagasaki getauft worden.

Aber wer kann von Japans Missionsgeschichte erzählen, ohne eines getauften Japaners zu gedenken, dessen Namen unsterblich bleiben wird: Nisima. Als Sohn eines Offiziers las er im Jahre 1864 in der Einleitung eines englischen Geographiebuchs „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde". Darüber

mußte er immer wieder und wieder nachdenken. Nisima war 1843 geboren. In seiner Stellung, in welcher er das Handelswesen in den Vertragshäfen regulieren zu helfen hatte, vervollkommnete er sich in der englischen Sprache und las nun mit angespanntester Aufmerksamkeit und suchender Seele ein englisches biblisches Geschichtsbuch durch. Eine brennende Sehnsucht erwachte in ihm, Japan zu verlassen und die christliche Bildung des Westens in sich aufzunehmen. Der russische Bischof Nicolai, dem Nisima japanischen Unterricht erteilt, ermöglichte ihm ein unbemerktes Entkommen auf einem russischen Schiff. In Shanghai vermietete er sich als Schiffsjunge auf einem nach Boston fahrenden Amerikaner. In Boston übergibt ihn sein Kapitän dem Rheder Hary, einem eifrigen Mitglied einer amerikanischen Missionsgesellschaft. Im American Board findet er ein zweites Elternhaus. Der Board läßt ihn Theologie studieren. „O Gott, wenn du Augen hast, sieh' auf mich, wenn du Ohren hast, hör' auf mich, ich wünsche von Herzen die Bibel zu lesen und durch die Bibel zivilisiert zu werden," so betete er bald nach der Ankunft in Boston. Nachdem er ausstudiert, wird er Dolmetscher bei der japanischen Gesandtschaft und lernt als solcher die Bildungszentren der alten und der neuen Welt kennen. Er sieht ein: die ganze westliche Bildung beruht auf Erziehung, und zwar auf christlicher Erziehung. Christliche Erziehung für seine Landsleute, das wurde nun sein Sehnen und sein Streben. 1874 läßt er sich vom Board als Missionar nach Japan abordnen. Die Abordnung ist jedem, der sie miterlebt, unvergeßlich geblieben. Nach heißem, die ganze Nacht dauerndem Gebetsringen, bat er am Tage der Abordnung um Mittel zu einer theologischen Hochschule in Japan. Die Zeichnung von 15000 Mark seitens der amerikanischen Missionsfreunde war die sofortige Antwort. In Japan angekommen, ist sein erster Gang zu den alten Eltern. Die nehmen ihn mit Freuden auf und werden Christen. Schon 1875 kann er die „Doschischa", d. i. „Gesellschaft gleichen Zieles", in Kioto eröffnen. Zuerst war's nur ein Schuppen, in dem er 6 bis 8 Schüler unterrichtete. 1879 waren schon 15 japanische ordinierte Prediger aus der Doschischa hervorgegangen. 1890 besuchten 900 Studenten Nisimas Hochschule, die inzwischen zu einem stattlichen Komplex von massiven Gebäuden sich erweitert hatte, in welchen 41 Lehrer, darunter 25 Professoren, unter diesen wieder 7 theologische Professoren, unter diesen ein deutscher, tätig waren. Außer der theologischen ist eine juristische und eine philosophische Fakultät an der Doschischa. Eine Töchterschule und ein Krankenhaus ist mit ihr verbunden. Nisima starb 1890. Unter seinem zweiten Nachfolger Yokoi stand die Doschischa vor drei Jahren in der größten Gefahr, ihres christlichen Charakters entkleidet zu werden; er, samt dem die Doschischa leitenden Kollegium, hatten sich von dem in Japan mehr und mehr aufkommenden materialistischen Geist stark beeinflussen lassen; doch hat das Kollegium sein Amt niedergelegt. Man kann nämlich überhaupt sagen: Japan hat jetzt seine Gründerzeit, mit denselben Folgen für die ganze Lebensrichtung von hoch und niedrig, wie sie uns von den siebziger Jahren in unserer Heimat noch im Gedächtnis ist. Etablissements, Fabriken, Aktiengesellschaften schießen wie die Pilze aus der Erde,

und die Gier nach Geld macht alle höheren Interessen tot. Außerdem hat sich das im Lauf der Jahre immer mehr und mehr verstärkt, was man „Japanismus“ nennen kann, d. h. das Streben alles, was sich nicht für Japans Machtentwicklung nutzbar machen läßt, zurückzuweisen. Religion, Wissenschaft, Kunst, Literatur, — alles soll spezifisch japanisch sein und bleiben. „Das Christentum ist etwas Ausländisches: so gestalten wir also den Schintoismus mit dem, was aus dem Christentum brauchbar ist, aus! Es war also eine große Gefahr, als Yokoi, Nisimas zweiter Nachfolger, den Missionszweck, ja den christlichen Charakter der Doschischa verleugnete. Inzwischen ist ein neuer Verwaltungsrat an die Spitze der Anstalt getreten, der sie in dem Geiste ihres Stifters fortführen will. Vor drei Jahren hat ein neuer Seminarkursus mit 270 Studenten angefangen.

Machen wir nun einen kurzen Rundgang durch die einzelnen Missionsgebiete. Wir fangen im Norden mit dem Hokkaido an, so nennt man jetzt die nördlichen Inseln, von denen Yesso die größte ist. Hier wohnen etwa 20 000 Ainos, und fortwährend wandern Japaner vom Süden hierher aus. Hier ist fruchtbares Missionsland. Es gibt kaum einen größeren Ort, wo nicht wenigstens einige Christen sind. Die Hauptstadt Yessos, Sapporo, ist der Stützpunkt der Mission, an 62 Orten sind christliche Gemeindlein. Auf der Hauptinsel Japans, Hondo, umfaßt der Norden sieben Provinzen. Acht Missionsgesellschaften arbeiten hier, von denen sich sechs in der Stadt Sendai nebeneinander niedergelassen haben! In der Mitte Hondos liegt die Hauptstadt Tokio, in deren Nachbarschaft 18 Missionsgesellschaften ihre Stationen haben. Zehn davon haben in Tokio selbst ihr Hauptquartier. Wie Potsdam mit Berlin, gehört Yokohama mit Tokio zusammen. In diesen Schwesterstädten haben eine ganze Reihe von Missionsgesellschaften ihre höheren Bildungsanstalten. Hier ist auch die Zentralstelle für die Bibelverbreitung in Japan, für die „Christlichen Vereine junger Männer“, die sich ein stattliches Haus für 50 000 Dollar gebaut haben. Also in Tokio drängt sich alles zusammen. Im engsten Kreise um die Hauptstadt liegen fünf Provinzen, in denen fast keine einzige Missionsstation ist; im weiteren (konzentrischen) Kreise liegen vier Provinzen, wo nur drei Städte mit Missionaren besetzt sind. Am japanischen Meer drei Provinzen, nur zwei Städte sind besetzt. In Summa: zwölf Provinzen; in fünf von diesen ist noch keine einzige Missionsstation, in den übrigen sieben ist nur je eine Stadt besetzt. Der Westen von Hondo, das Land südlich und westlich von der Owaribai, ist der Teil Japans, in welchem die Missionsarbeit im besten Zustande ist. Hier hat der American Board 92 Gemeinden. Die englische Kirchenmissionsgesellschaft hat für ihre japanische Arbeit in Osaka ihr Hauptquartier. 15 überreich besetzten Städten in diesem Teil Japans stehen 37 gegenüber, in denen sich kein einziger Missionar befindet. Die Insel Schikoko zählt sieben Missionsstationen; auf der südlichsten Insel, dem sagenumwobenen Kiuschiu, sind hundert Gemeinden mit den Hauptstädten verbunden. Die englische Kirchenmissionsgesellschaft hat in Nagasaki ihren Bischof. In der Nordprovinz Tukuoka blüht ihr Werk am

schönsten. Neben den Etats, den Parias Japans, hat sie hier auch an den Aussätzigen ihr Werk.

Gehen wir nun auf die Arbeit des allgemeinen evangelischen protestantischen Missionsvereins noch etwas näher ein.

Am 8. September 1885 landete in Tokio der erste Missionar dieses Vereins: W. Spinner. Er hatte sein Pfarramt in der Schweiz aufgegeben, um den heidnischen Japanern das Evangelium zu verkündigen. Nach dem Grundsatze: lasset uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen, versuchte Spinner zunächst, die in Tokio und Yokohama lebenden Deutschen und Schweizer zu evangelischen Gemeinden zu sammeln. Etwa 50 Deutsche schlossen



Die theologische Schule in Tokio-Japan mit Lehrern uud Schülern am Eingang.

sich zusammen, und am 1. November 1885 wurde in einer mietweise überlassenen amerikanischen Kirche der erste deutsche Gottesdienst auf japanischer Erde abgehalten. Alle Teilnehmer waren auf das Tiefste ergriffen. Da waren Männer und Frauen, die seit Jahrzehnten keinen deutschen Choral mehr gesungen, Kinder, die schon hätten konfirmiert sein müssen und noch nicht getauft waren! Von nun an war regelmäßig Gottesdienst, Schul- und Konfirmandenunterricht. In Yokohama bildete sich 1886 ebenfalls eine deutsche Gemeinde. Bald sammelte sich um Pfarrer Spinner auch ein großer Kreis von gebildeten Japanern, die seiner Zeit in Deutschland studiert hatten. Es war die Zeit, in der es in Japan zum guten Ton gehörte, über christliche Fragen zu sprechen, und wo in japanischen

Regierungskreisen erwogen wurde, ob man das Christentum durch Gesetz als Staatsreligion einführen sollte. Im Jahre 1887 schon schlossen sich 33 getaufte Japaner um Spinner zu einer Christengemeinde zusammen. Da es an einem Lokale noch fehlte, wurden die Gottesdienste der jungen Gemeinde in dem japanischen Mietshause Spinners abgehalten. Aber der Bau eines eigenen Gebäudes, und das Kommen eines zweiten Missionars wurde bald notwendig. 1887 wurde Schmiedel, früher Religionslehrer am Gymnasium zu Erfurt, mit seiner Frau nach Japan abgeordnet. Wohlbehalten langten sie in Japan an, und bald erstand auch die Missionshalle der kleinen Gemeinde, — ein schlichter, turmloser Holzbau. Durch Schiebetüren kann ein Teil davon für Unterrichtszwecke abgetrennt werden. In unmittelbarster Nähe stehen japanische Häuser, von denen aus manche Störung der Gottesdienste vorgekommen ist. Bald richteten Spinner und Schmiedel auch eine theologische Schule ein, in welcher junge Japaner zu evangelischen Predigern ausgebildet werden. Mit zwei Schülern wurde begonnen. Jetzt stehen bereits vier Nationalgehilfen neben den Missionaren im Liebesdienst der Mission. Auf die Mission unter den japanischen Frauen wurde von Anfang an besonderes Gewicht gelegt. An stete Unterdrückung und Geringschätzung gewöhnt, sind Japans Frauen für den kleinsten Beweis der Teilnahme, für jede Förderung dankbar, zumal den Missionaren, die sie lehren, daß das Evangelium auch ihnen gehört und daß ihnen dadurch ein neues Leben in Aussicht gestellt wird. Das Wort des Heilandes an das blutflüssige Weib „sei getrost meine Tochter!" tönt der Japanerin beseligend entgegen! 1889 entsandte der evangelisch-protestantische Missionsverein Fräulein Dierks als Frauenmissionarin. Ihr folgte bald ein dritter Missionar, Pfarrer Munzinger, der bald eifrig an dem dritten Zweig der Missionsarbeit teilnahm: dem Evangelium in Japan durch Vorträge über die christliche Weltanschauung und durch das gedruckte Wort Bahn zu brechen.



Götzenstandbild am Eingang eines Tempels als Torwächter.

So wurde eine, monatlich in japanischer Sprache erscheinende Zeitschrift „Schinri“ begründet, die sich bald großen Ansehens erfreute. Aber nicht nur die Gottesdienste der kleinen Gemeinde wurden in eigenem Raum gehalten, allmählich erstanden auch eigene Häuser für die Missionarswohnungen und die theologische Schule. Für letztere wurde ein Platz angekauft zwischen dem stillen Haine des Buddhatempels und einem Gewehr- und Geschützarsenal. Die Buddhastatue, welche der Leser auf dem Bilde sieht, ist natürlich nicht vor oder in dem eben erwähnten Tempel. Sie ist eine der größten Sehenswürdigkeiten Japans, der sogenannte Daibutsu, d. i. großer Buddha von Kamakura, wenige Meilen von Yokohama. Kamakura ist uns aus der Zeit der Schogune bekannt. Seit vierhundert Jahren liegt Kamakura, ehedem Japans Hauptstadt, fast wüste. Mehrere große, in den Feldern zerstreut liegende Tempel und der „große Buddha“ zeugen von der ehemaligen Herrlichkeit. Der Daibutsu ist aus ehernen Platten zusammengefügt, seine Höhe beträgt über vierzehn Meter, das Gesicht ist zweieinhalb Meter lang, die Breite von Knie zu Knie beträgt zehneinhalb Meter. Sein Inneres bildet einen Tempel mit zahlreichen Götzenbildern. Am Eingang zu den meisten Buddhatempeln stehen Götzenbilder von besonders furchtbarem Aussehen, (wie unser Bild auf S. 464 zeigt). Also in der Nähe eines kleinen Buddhatempels in Tokio steht die theologische Schule, ferner ist hier eine Missionarswohnung, die Armenschule und eine Wohnung für einen japanischen Gehilfen erbaut.



Buddhastatue in Kamakura.

Mit den fortschreitenden Jahren traten Änderungen im Missionspersonal ein. 1891 kehrte Spinner nach Deutschland zurück, 1892 Schmiedel, 1894 Fräulein Diercks, 1895 Munzinger. Neue Kräfte traten an die Stelle der alten. 1892—1899 Dr. Christlieb, hochverdient durch seine Ausbildung der jungen japanischen Prediger; seit 1895 steht Pfarrer Schiller, seit 1897 Pfarrer Wendt, seit

1898 Pfarrer Haas und Fräulein Heydenreich in Diensten des Allgemeinen Evangelischen protestantischen Missionvereins — alle, von Schiller an, auf Lebenszeit ausgesandt.

An drei Stellen in Tokio haben die Missionare des Vereins Sonntagsschulen, in welche auch oft genug heidnische Eltern ihre Kinder schicken. An der Armenschule unterrichteten unter Leitung von Fräulein Heydenreich japanische Lehrer die Knaben und Mädchen ärmerer Familien in den Fächern einer japanischen Volksschule. In der Abendschule suchen die Missionare junge Japaner mit deutscher Sprache, Geschichte ꝛc. bekannt zu machen. Der Verein hat dreizehn japanische Mitarbeiter. Der erste ordinierte japanische Prediger Minami leitet die erste Gemeinde der Mission im Stadtteile Hongo und besorgt die Herausgabe der Zeitschrift Schinri, der zweite hat eine neue Station in einem anderen Stadtteil, der dritte eine solche in Chiba, südlich von Tokio, der vierte arbeitet zusammen mit Missionar Schiller an der mit der neuen Kirche in Verbindung stehenden Station. Diese Kirche ist 1897, am Geburtstag des deutschen Kaisers, eingeweiht worden. Der japanische Prediger Hiroi ist übrigens aus dem Verein ausgeschieden. Seit 1899 sind die Missionare der japanischen Gerichtsbarkeit unterstellt und zur Steuerzahlung herangezogen worden. Aber sie können auch überall im Lande ohne Paß reisen und Grund und Boden erwerben, so daß sie so gut wie Eigentümer sind.

Noch ein Wort über die Japanmission der „Evangelischen Gemeinschaft“. Am 19. Oktober 1875 fand in Philadelphia eine Missionsversammlung statt, bei der der lange gehegte Wunsch, eine selbständige Heidenmission anzufangen, zum Ausdruck kam. Nach inbrünstigem Gebet sang die Versammlung begeistert:

„Und wir mit Licht im Herzen,
Mit Weisheit aus den Höh'n,
Wir könnten es verschmerzen,
Daß sie im Finstern geh'n?“

Das war die Geburtsstunde der Japanmission. Am 13. November 1877 landeten die ersten Missionare der Gemeinschaft in Yokohama. Es waren die Brüder A. Halmhuber aus Stuttgart und Dr. F. Krecker aus Amerika, nebst Fräulein R. Hudson, einer erfahrenen Lehrerin aus Pennsylvanien. Die beiden letzteren gingen nach Tokio, der erstere ließ sich in Osaka nieder. Andere Missionare sind ihnen gefolgt; wir nennen Vögelein und Hauch. Das Bestreben der Missionare richtete sich vor allem darauf, eingeborne Gehilfen heranzubilden, und schon 1882 konnten die ersten beiden angestellt werden. Leider mußte Halmhuber krankheitshalber nach Deutschland zurückkehren, Station Osaka mußte 1882 wieder aufgegeben werden. 1883 starb Dr. Krecker. Missionar Vögelein aber hielt aus, und unter seiner umsichtigen Leitung blühte das Werk auf, sodaß der Stand desselben folgender ist: 2 Missionare, 14 eingeborne Prediger, 9 Bibelfrauen, 13 organisierte Gemeinden mit 944 Gliedern. 23 Sonntagsschulen mit 496 Kindern. Eine japanische Zeitschrift und ein Predigerseminar steht im Dienste der Japanmission der Evangelischen Gemeinschaft.

Es stehen gegenwärtig etwa 34 Missionsgesellschaften mit etwa 500 evangelischen Missionaren in Japan an der Arbeit. 143 Stationen mit 864 Außenstationen sind vorhanden, zirka 11900 Schüler in den Missionsschulen, zirka 200 Theologiestudierende, 308 ordinierte eingeborene Helfer, 373 Bibelfrauen, 41808 evangelische Gemeindeglieder.

Japans Einfluß auf die asiatische Völkerwelt gegenwärtig kann man vergleichen mit dem Deutschlands auf die Völker Europas im Mittelalter. Von welchem Einfluß ein christliches Japan auf die asiatischen Völker sein würde, läßt sich gar nicht übersehen. Aber ein christliches Japan liegt auch noch in ferner Zukunft, — wenn Gott nicht Wunder tut!

Jetzt ist Japan materialistisch, skeptisch, atheistisch und — schintoistisch. Der Schintoismus, das ist die Kaiser- und Ahnenanbetung, ist das Rückgrat des japanischen Heidentums; daher Japans glühender Patriotismus, daher aber auch die innerliche Verderbtheit. „Liebe das Vaterland, und sonst tue, was du willst!" Verdorben ist der kaiserliche Hof, unmoralisch sind die Buddhistenpriester, zügellos ist der Adel, unzüchtig die Jugend, verschwenderisch und blasiert die besitzenden Klassen, unehrlich und betrügerisch der Handelsstand, ehrlos und unterdrückt der Arbeiter, herzlos der Arbeitgeber, — das ist Japans Volksleben. Ehe der Aberglaube von des Kaisers Göttlichkeit nicht zerstört werden kann, kann Japan nicht christlich werden.

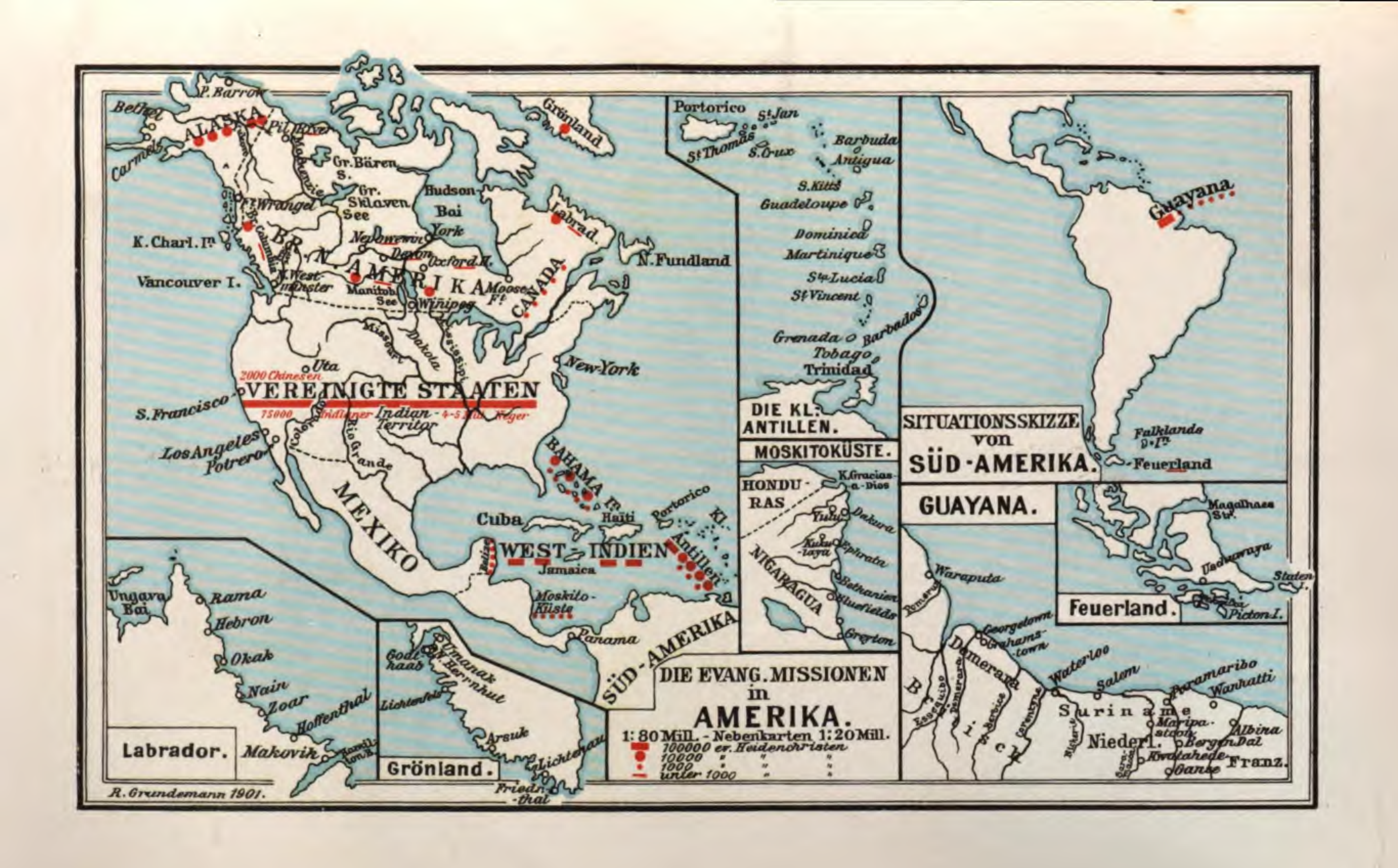

Deutsche evangelische Kirche in Tokio.

Zum Schluß ein japanisches Märchen, zum Zeichen wie tief das japanische Gemüt sein kann.

Zwei junge Eheleute haben ein einziges Töchterlein. Der Mann brin[...] Frau von einer weiten Reise einen Spiegel mit, den er ihr erklärt,

noch nie einen gesehen. Aber die Mutter verschloß den Spiegel im Schrank, statt fortwährend hineinzusehen und hütete das Herz des Töchterleins ebenfalls mit Fleiß vor aller Eitelkeit. Da wurde die Frau krank. Sterbend gab sie der Tochter den Spiegel: „Siehe, das ist eine Zauberscheibe; wenn ich nicht mehr hier bin, dann sieh jeden Morgen und Abend hinein, so wirst du mich erblicken.“ Als die Mutter tot war, tat die Tochter, wie ihr befohlen war. Und sie erblickte das Gesicht der Mutter, bald ernst bald lächelnd, nur nicht blaß und krank, sondern jung und liebreizend, und jeden Abend erzählte die Tochter der Mutter von den Anfechtungen und Versuchungen des Tages. Ihre schönste Freude war, wenn sie sagen konnte: „Mütterchen, heut bin ich so gewesen, wie du mich haben möchtest.“ Der Vater aber konnte es nicht übers Herz bringen, der Tochter zu sagen, daß sie ihr eigenes Bild im Spiegel sah. —




DIE EVANG. MISSIONEN in AMERIKA.
1:80 Mill. - Nebenkarten 1:20 Mill.
100000 ev. Heidenchristen
10000
1000
unter 1000
VEREINIGTE STAATEN
2000 Chinesen
75000 Indianer
4-5 Mill. Neger
Indian-Territor.
BR. N. AMERIKA
ALASKA
CANADA
MEXIKO
WEST-INDIEN
BAHAMA I.
Kl. Antillen
SÜD-AMERIKA
Cuba
Haiti
Portorico
Jamaica
Moskito-Küste
Panama
New-York
N. Fundland
Grönland
Labrad.
Hudson-Bai
York
Oxford H.
Moose F.
Winipeg
Manitob. See
Gr. Bären S.
Gr. Sklaven See
P. Barrow
Bethel
Carmel
K. Charl. I.
Vancouver I.
N. Westminster
S. Francisco
Los Angeles
Potrero
Uta
Dakota
Rio Grande
Labrador.
Ungava Bai
Rama
Hebron
Okak
Nain
Zoar
Hoffenthal
Makovik
Grönland.
Godthaab
Umanak
N. Herrnhut
Lichtenfels
Arsuk
Lichtenau
Friedrichsthal
DIE KL. ANTILLEN.
Portorico
St. Jan
St. Thomas
St. Crux
Barbuda
Antigua
S. Kitts
Guadeloupe
Dominica
Martinique
St. Lucia
St. Vincent
Grenada
Barbados
Tobago
Trinidad
MOSKITOKÜSTE.
HONDURAS
NIGARAGUA
K. Gracias-a-Dios
Bethanien
Bluefields
Greytown
SITUATIONSSKIZZE von SÜD-AMERIKA.
Guayana
Falklands I.
Feuerland
Feuerland.
Magalhaes Str.
Staten
Picton I.
GUAYANA.
Waraputa
Georgetown
Grahamstown
Demerara
Waterloo
Salem
Paramaribo
Wanhatti
Suriname
Niederl.
Albina
Franz.
R. Grundemann 1901.

16. Kapitel.

Amerika.

Nordamerika. Eskimo und Indianer.

Die östliche Erdhälfte zählt drei Kontinente; die westliche nur einen. Der Ostkontinent ist ein dreigegliedertes Ganzes mit den bestimmt ausgeprägten Gegensätzen eines Morgen- und Abendlandes, — der westliche Kontinent kennt eine solche Gliederung nicht. Er hat wohl zwei Hälften, aber beide liegen fast unter derselben Länge. Südamerika hat gar keine Halbinseln, Nordamerika sehr wenige. Die Westküste ist von dem ungeheuren Gebirgswall verbarrikadiert, der sich vom Kap Horn in Südamerika bis zur Polarzone in Nordamerika fast ununterbrochen fortzieht. Die Ebenen sind nach Osten vorgelagert, nach Osten fließen fast alle Ströme, nach Osten öffnet sich das mittlere Meer, — es ist, als ob Amerika seine Arme nach Osten ausstreckte, um von hier die Kultur zu holen, die es in sich allein nicht zu gewinnen vermochte. Amerika hat die größten Ströme der Erde und gewaltige Seen, und der Ozean wetteifert mit ihnen, die Luft feucht zu erhalten, die in dem heißen Mittel- und Südamerika eine geradezu riesige Vegetation erzeugt, — selbst die Steppen besitzen hier eine periodisch lebendige Pflanzendecke. Ein völlig unfruchtbares Sandmeer wie in Afrika, asiatische Sandwüsten, sind in Amerika nicht zu finden. Überall, so kann man sagen, ist die Natur dieses Kontinents den Pflanzen freundlich, den Menschen aber eher feindlich: die heißfeuchte Luft an den Meeresküsten innerhalb der Wendekreise ist ein wahrer Gifthauch, die Hochlande aber haben zu leiden unter Erdbeben und Vulkanen.

Bei solcher natürlichen Beschaffenheit des Landes ist es nicht zu verwundern, wenn auch die eingebornen Völker große Einförmigkeit und wenig Bildung zeigen. Als Amerika entdeckt wurde, hatte es weder Pferde noch zahmes Rindvieh und, außer dem Mais, auch kein Getreide. Weder Mexiko noch Peru verstanden die metallischen Schätze ihrer Berge aus dem Gestein zu schmelzen, nur das bereits gediegen vorhandene Edelmetall wußten sie zu formen. Freilich hatten die Mexikaner Bilderschrift, und merkwürdige Bauwerke sind Zeugen einstigen

Glanzes, — doch wie himmelweit standen sie in ihrer Bildung hinter den alten Ägyptern zurück!

Der spanisch-romanische Stamm hat die neue Welt entdeckt, hat Südamerika und Mexiko besessen, aber nicht gebaut hat er im Schweiße seines Angesichts, sondern als fremder Eindringling hat er sich mit unersättlicher Habgier und Grausamkeit bereichert an ihren edlen Metallen, ist aber arm geworden durch diesen Reichtum. Der englisch-deutsche Stamm hat Nordamerika in Besitz genommen, hat die Wälder gelichtet im Kampf mit der wilden Natur und den wilden Eingebornen, er hat den Boden gebaut und urbar gemacht, das Dampfroß eilt vom Atlantischen zum Stillen Ozean, gewaltige Dampfschiffe durchfurchen die Ströme. Zuerst nachhaltig bevölkert von englischen Puritanern, haben diese dem Charakter der nordamerikanischen Freistaaten ihren Typus aufgeprägt und einen eigenen Stamm gebildet, der alle die Tausende von Einwanderern der verschiedensten Stämme Europas aufnimmt, deren Eigentümlichkeit verzehrend und in die seinige verwandelnd. In Einheit, trotz aller Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse, Abstammung und Interessen reckt Angloamerika die gewaltigen Glieder in übermütiger Jugendluft. Der furchtbare Krieg, der 1861—65 zwischen den Nord- und Südstaaten Amerikas wütete, der ihre Trennung verhindert und die Negersklaverei ausgetilgt hat, ist ein Beweis für Nordamerikas ungeheure Kraft, — und wie an einen morschen Bau brauchte es jüngst nur an Spaniens Herrschaft auf Cuba zu stoßen, um ihn zu Falle zu bringen.


Getaufte Indianerin,
107 Jahre alt, Kalifornien. (Brüdergemeinde.)

Mexiko, Brasilien und die südamerikanischen Republiken sind halbroh, denn die Zivilisation, welche die Spanier brachten, war gewalttätige Barbarei unter dem Deckmantel des Christentums. Die wilden Indianerstämme schmelzen im Norden wie im Süden immer mehr zusammen; statt ihnen die wahre Bildung im Christentum zu bringen, hat man ihnen lange — zu lange — Unterdrückung durch europäische Waffen, Laster und Feuerwasser gebracht. Die römisch-jesuitische Mission aber ist nur ein Firnis, der sofort verschwindet, wenn die Pfleglinge dieser Mission sich selbst überlassen werden; wir werden hievon bei dem Jesuitenstaat in Paraguay noch weiteres hören.

Gehen wir nun auf die einzelnen Teile Amerikas, Nord-, Mittel- und Südamerika ein, da, wo uns die Arbeit der evangelischen Heidenmission, zumal der deutschen, besonders interessieren muß.

Wir waren zuletzt in Japan. Reisen wir im Geist, — freilich würde die Reise in Wirklichkeit für gewöhnlich unausführbar sein, — über Korea, an Asiens Ostküste hinauf, über Kamschatka zur Tschuktschen Halbinsel nach dem Ostkap, — dann trennt uns nur noch die 100 Kilometer breite Beringstraße von der äußersten Westspitze Alaskas. Vielleicht ist hier die Brücke gewesen, über die ein Verkehr zwischen der alten und neuen Welt stattfand; eine Verwandtschaft zwischen den Volksstämmen hüben und drüben ist nicht zu verkennen. Einige Tagereisen nach Süden, und wir befinden uns bereits auf einem Felde evangelischer Mission, ja deutscher Mission, der der Brüdergemeinde. Bis 1867 hat Alaska Rußland gehört und bis dahin wußte man von Alaska wenig oder nichts. Seit 1793 waren elf russische Missionare dort, deren einer 1796 am Iliamnasee den Märtyrertod starb. Sie tauften die Leute, indem sie sie ins Wasser trieben und die Taufliturgie über sie lasen, — würdiges Gegenstück zur Taufpraxis der römischen Kirche! Als 1826 der Missionar Wenjaminoff nach Alaska kam, zuerst auf den Alëuten, dann auf Alaska selbst tätig, z. B. während einer Blatternepidemie als barmherziger Samariter von Hütte zu Hütte eilend, merkten die Leute, daß diesen Mann ein anderer Geist beseelte!



Eskimo in Alaska. (Brüdergemeinde.)

Im Jahre 1842 zählte die russisch-orthodoxe Kirche fünf Hauptmissionsstationen in dieser Gegend. In demselben Jahre entsandte sie Missionare in das Gebiet des Jukonstroms, des Hauptstroms von Alaska. Da kam das Jahr 1867. Die Amerikaner kauften Rußland Alaska für dreißig Millionen Mark ab. Die Russen dachten Wunder was für ein gutes Geschäft gemacht zu haben, und dabei brachten schon die Pachtgelder, welche eine amerikanische Handelsgesellschaft für den Fang von Pelzrobben zahlen mußte, in etwa zwanzig Jahren dem Staat die ganze Kaufsumme wieder ein! Freilich die Einrichtung einer einigermaßen geordneten Verwaltung in Alaska dauerte fast ebenso lange. Kein Wunder! Alaska hat einen Flächeninhalt von über 1⅓ Million qkm, und seine Küstenausdehnung beträgt 10500 Stunden! Abenteurer und gewissenlosse Händler kamen ins Land, dazu ein von Jahr zu Jahr anwachsender Strom von Touristen, die vom Bord des bequemen Dampfers aus sich an Alaskas Naturschönheiten, den schneebedeckten Bergen, den ins Meer herabhangenden Gletschern, den feuerspeienden Bergen weideten. Und zu dem kam vor etwa fünf Jahren die

Kunde von fabelhaft reichen Goldfunden am oberen Lauf des Jukon, des 1200 Stunden langen Riesenstroms. Und nun begann ein Hasten und Jagen nach dem „Eldorado"! Zum Sinken voll von Menschen, bahnten sich die Dampfer ihren Weg hinauf zur Hauptfundstätte, dort, wo das Flüßchen Klondike in den Jukon mündet. Über Nacht gleichsam entstanden Ortschaften längst des Jukon, von denen die eine, Dawson, schon gegen 40 000 Einwohner zählt. An Golde hängt, nach Golde drängt doch alles, ob es auch aus dem heißen Afrika oder aus den Einöden Alaskas geholt werden muß! Daß das Zusammenströmen habgieriger Menschen auf die Eingeboren der Goldgegend von sehr schädlichem Einfluß ist, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Alaska ist von den Innuits oder Eskimo bewohnt; an zwei Stellen, am Cook Fjord und an der Mündung des Kupferflusses hat sich der Indianerstamm der Tinneh mitten durch das Eskimogebiet einen Weg nach der Küste gebahnt. Die Worte Innuit und Tinneh bedeuten beide „die Leute, das Volk". Außer den Tinneh bewohnt der Indianerstamm der Thlinkit die Halbinsel; im Süden von Alaska leben zwölf kleinere Indianerstämme. Durch die Einwanderung der Weißen ist noch eine Mischlingsrasse entstanden, und ein paar Tausend Chinesen sind in den Fischkonservefabriken Alaskas als Arbeiter beschäftigt.

Nicht weniger als neun verschiedene evangelische Missionsgesellschaften sind in Alaska tätig. Den Anfang haben die nördlichen Presbyterianer der Vereinigten Staaten Nordamerikas gemacht. Das Zentrum ihrer Missionstätigkeit ist Sitka, das zugleich der Sitz der Regierungsbehörde ist. Ihre älteste Station befindet sich auf Fort Wrangel, auf der Nordspitze der geichnamigen Insel, wo bereits 1876 ein aus Britisch-Kolumbien eingewanderter evangelischer Indianer eine kleine Schule gründete. Die Presbyterianer haben acht Stationen im südöstlichen Alaska, zwei aber liegen weit getrennt von allen, im hohen Norden. Die eine, Point Barrow, ist die abgelegenste und am schwierigsten zu erreichende Missionsstation an der Küste des nördlichen Eismeers; nur alle zwei Jahre können ihre Bewohner darauf rechnen, daß sich der Regierungszolldampfer mit den ersehnten Vorräten durch die Eismassen bis zur Station durcharbeitet. Die andre arktische Missionsstation der Presbyterianer befindet sich auf St. Lawrence, der größten Insel im Beringsmeer. 1878 hatte Hunger und Pestilenz drei von den vier Dörfern der Insel völlig entvölkert, in dem einzigen übrig gebliebenen Dorfe befindet sich die Station. Die größten Verdienste um diese Presbyterianermission hat Dr. Jackson, der auch die erste ihrer Stationen ins Leben gerufen hat und jetzt auf zirka 3500 eingeborne Christen in den Stationen der Presbyterianer blicken kann.

Durch Dr. Jackson angeregt, beschloß dann auch 1885 die amerikanische Unitätsprovinz der Brüdergemeinde eine Missionstätigkeit in Alaska anzufangen, und zwar unter den Eskimo, in den Flußgebieten des Kuskokwim und Nuschagak. Als erste Station entstand 1885 Bethel, wo jetzt der Präses dieser Mission wohnt, der zugleich Missionsarzt ist. Bethel liegt am Unterlauf, Ougavigamute, seit 1892 Hauptstation, liegt am Mittellauf des Kuskokwim, die dritte Station

Carmel, 1886 angelegt, liegt an der Mündung des Nuschagak. Die Alaskamission der Brüdergemeinde hatte im Jahre 1901 an Personal 18 männliche und weibliche Missionare und 14 Nationalgehilfen. Sie hat 3 Haupt- und 4 Nebenstationen. Im ganzen hat sie jetzt rund 1000 in geistlicher Pflege befindliche Personen. Wie entsagungsreich das Leben eines Alaskamissionars ist, beweist z. B. der Umstand, daß sich im Winter 1899/1900 die Missionsgeschwister von Bethel nach der 200 englische Meilen weiten Regierungsstation St. Michaels aufmachen mußten, um Vorräte einzukaufen; das Fourageschiff war ausgeblieben! Zur Erleichterung des Verkehrs zwischen ihren einzelnen Stationen hat übrigens einer der Brüdermissionare ein großes Segelboot, „der Schwan", an Ort und Stelle gebaut.

In Carmel steht der Brüdermissionar Schöchert. Der hat vor fünf Jahren einen kühnen Missionar vom schwedischen evangelischen Missionsbund (seit 1886 in Alaska arbeitend) auf einem Teil seiner Rekognoszierungsreisen begleitet, von denen hier etwas erzählt werden soll, weil wir so Einblicke in Alaskas Öde und Weite gewinnen können. Johnson, so heißt der Schwede, war von seiner Station an der Golowinbai nach der Beringsstraße gezogen, begleitet von dem Eskimogehilfen Rock, um den im Lande zerstreut wohnenden Eskimohäuflein das Evangelium zu predigen. Auf Schneeschuhen ging's vorwärts, Hunde zogen auf Schlitten die Lebensmittel, oft übernachteten sie im Schlafsack unter einer Schneewehe! Im kurzen Sommer galt es dann, sich mit der Axt einen Weg durch das Gestrüpp zu bahnen und den Schlitten hinter sich her zu schleppen. In einem gebrechlichen Fahrzeug ist dann Johnson nach den zwischen der Ostspitze Asiens und der Westspitze Amerikas liegenden Diomedesinseln gefahren, und hat von hier aus die kahle Küste Sibiriens besucht, wo er einer aus Alaska eingewanderten Eskimokolonie das Wort Gottes verkündigt hat. Auf den Diomedesinseln, wie hier auf Asiens Ostkap, war er der erste Glaubensbote, den die Leute dort in ihrem Leben zu sehen bekamen. Bei der Rückreise nach Alaska traf er auf Kap Prince of Wales mit Dr. Jackson, dem „Vater" der Alaskamission, zusammen, der seit einigen Jahren das Amt eines Regierungsschulinspektors für Alaska bekleidet. Der schickte Johnson auf dessen Wunsch mit einem Regierungsdampfer nach dem Kotzebuesund, weit über den Polarkreis hinaus, wo Johnson unter 900 Eskimos die Missionsstation Aurora anlegte. Der treue Rock blieb hier als Leiter der Station. Er selbst reiste zurück und durchwanderte Alaska, auf den Missionsstationen einkehrend. So war er in Bethel bei den Brüdermissionaren gewesen, fünf Tage war er schon fort, da hörte er plötzlich Glockengeläute. Neugierig fuhr er mit dem Hundeschlitten dem Dorf zu, von wo der Ton kam, und fand zu seinem Erstaunen einen Missionsgehilfen der Brüdergemeinde, der hier schon drei Jahre tätig war. Früher war er ein Zauberer und erbitterter Feind der Missionare gewesen. Sein Haus diente gleichzeitig als Kapelle, und täglich rief er mit der Glocke seine Landsleute zum Gebet. Johnson wohnte solch einer Gebetsversammlung bei. Der Missionsgehilfe zog ein geschriebenes Buch hervor und begann daraus vorzulesen. Es war ein großer

Teil der Heiligen Schrift in der Muttersprache des Gehilfen; er hatte es nach dem Diktat seines Missionars in einer Art Bilderschrift niedergeschrieben! Auf die Vorlesung folgte eine Ansprache, dann kniete alles nieder zum Gebet. Seine Abschiedsworte waren: „Bruder Johnson, vergiß unser nicht, so oft du zum Gnadenstuhle hintrittst; denn wir haben solche Fürbitte nötig, um auszuharren bis an unser seliges Ende!“

Von Carmel, der dritten Station der Brüdergemeinde, schloß sich ihm der Herrnhutermissionar Schöchert an. Am vierten Tage erreichten sie ein Eskimodorf, wo sie drei Tage bleiben mußten, bis die vom Regen angeschwollenen Flüsse wieder zugefroren waren. Dann nahmen sie Leute mit, die ihnen als Führer durch das Alaskagebirge, namentlich durch den lebensgefährlichen „Hundepaß“, dienen sollten, wo der Wind zwischen 4000 Fuß hohen Felswänden mit



Hundeschlitten und Schlittenhunde, Labrador. (Brüdergemeinde.)

einer Geschwindigkeit von 75 Meilen in der Stunde hindurchraft. 67 Stunden haben die Missionare dann auch in diesem Paß, im Zelt unter einer Schneewehe, darauf warten müssen, bis der Sturm etwas nachließ. Die Hunde waren so erstarrt, daß man mit ihnen Ball spielen mußte, um ihr Blut wieder in Zirkulation zu bringen. Beim Abstieg begrüßte sie der unendliche Spiegel des Stillen Ozean. Zu ihren Füßen lag die griechisch-katholische Missionsstation Kotmetsch, — die Gefahr war überstanden.

Mit einem Blick auf Rock, den treuen Eskimogehilfen auf der Station Aurora, nehmen wir Abschied von Alaska. An Ortskenntnis kann sich mit Rock wohl kein zweiter in Alaska messen. Er hatte seinen Vater auf seinen Handelsreisen durch ganz Nordalaska immer begleitet und kannte die Gegend von Point Borrow im eisigen Norden, bis zum Kuskokwimfluß im Süden. Sein

Vater war im Streit und Rausch erschossen worden. Rock wollte Blutrache üben, aber der schwedische Missionar Karlson, der Ende der 80er Jahre in Unalaklik, nördlich vom Mündungsgebiet des Jukon, eine Missionsstation anlegte, tat es ihm an. Bald zog er mit Karlson von Ort zu Ort. Einmal rettete er ihn vom sicheren Tode: ein Eskimo wollte Karlson erstechen. Später, als Nationalgehilfe, hat er dann allein Missionspredigtreisen gemacht. So kommt er in ein Dorf. Die Neugierde treibt die Bewohner zu ihm. Er zieht ein Gesangbuch aus der Tasche, übersetzt einen Liedervers in den dortigen Eskimodialekt und singt vor. Dann übersetzt er einen Bibelabschnitt. Um besser verstanden zu werden, weist er eine Bildertafel herum, die er ganz nach eigner Idee entworfen hat. Drei Kugeln sind darauf zu sehen, rot, weiß und schwarz. Die



Eskimo auf dem Sommerfang, Labrador. (Brüdergemeinde.)

schwarze Kugel zeigt einige weiße Flecke: das sind die Stellen der Erde, die von dem Licht der Wahrheit erleuchtet sind. Auf der roten Kugel sind Feuerflammen gemalt; vergeblich suchen Männer und Frauen den Flammen (des höllischen Feuers) zu entrinnen. Die weiße Kugel ist fleckenlos, sie soll den Himmel vorstellen. Über die ganze Fläche der Bildertafel hin sind drei Linien gezogen. Die erste ist grade, die andre krumm, die dritte ist im Anfang krumm, dann grade. Die erste stellt das Leben der Frommen, die zweite das der Gottlosen dar, die dritte meint die, welche sich bekehren. Später hat dann Rock den Missionar Johnson begleitet und steht nun auf dem einsamen Posten, der Missionsstation Aurora.

Außer den Presbyterianern, Herrnhutern und Schweden arbeiten in Alaska die Boten der Methodistisch Bischöflichen Kirche, die der Amerikanischen Baptisten,

die Quäcker, die amerikanischen Kongregationalisten, die Duncansche Freimission und ein „Glaubensmissionar“, in Verbindung mit der New-Yorker internationalen Missionsallianz. Es werden in Pflege der neun in Alaska wirkenden Missionsgesellschaften etwa 7700 Seelen stehen. Natürlich fehlen auch die römischen Missionare nicht.

Auf unserer Reise nach dem zweiten Missionsfeld der Brüdergemeinde in Nordamerika an der schneereichen Nordküste von Labrador, quer durch die ganz in Schnee und Eis gebettete Breite von Nordamerika hindurch, machen wir einen flüchtigen Besuch an zwei Stellen: in Fort-Churchill und in Moose-Fort.



Eskimo bei ihren Sommerzelten, Labrador. (Brüdergemeinde.)

In Fort-Churchill, am Westufer der Hudsonbai, ist Missionar Lofthouse von der englischen Kirchenmission angestellt. Diese Gesellschaft hat ein ausgedehntes Missionswerk unter den Indianern und Eskimo. Das Land ist sehr dünn bevölkert, weite Reisen, im Schlitten und Kahn und auf Schneeschuhen, gehören zu dem Beruf des Missionars. Von Fort-Churchill hat Missionar Lofthouse z. B. indianische Niederlassungen am Splitsee und bei York Faktorei zu besuchen, — 200 deutsche Meilen, soweit wie von Berlin bis an den Fuß der Pyrenäen! Der Leser kann sich solch eine Reise selbst ausmalen, wie der Schneesturm jeden Anhalt zur Orientierung nimmt, und was es für Nächte sind, in denen der Missionar bei 40 Grad Kälte im Zelt und Schlafsack im Freien zu übernachten hat!

In Moose-Fort, an dem südöstlichsten Zipfel der Hudsonbai, hat ein Missionar 42 lange Jahre dem Herrn gedient: John Hordens Name soll auch

in dieser Missionsgeschichte nicht vergessen sein. 1851 war er, ein 23jähriger Mann, mit seiner jungen Frau in Moose Fort eingetroffen. Außer einigen Beamten, einigen alten oder kranken Indianern und einem Häuflein Kindern war er mit seiner Frau allein, — die Indianer waren fort in ihre Jagdgründe, wilde Gänse zu erlegen und sie für den Winter einzusalzen. Horden machte sich vor allen Dingen an die Erlernung der Sprache. Aber welch ein Formenreichtum! „Wir lieben" heißt z. B. ne sakehanam, wenn gemeint ist: ich und du, aber ke sekehann, wenn gemeint ist: ich und er. In der Tinnehsprache (an der Hudsonbai) heißt z. B. Evangelium Johannis 3, 16. (Anfang): Apeech zhaw-



Aufziehender Sturm an der Küste Labradors. (Brüdergemeinde.)

haindung sah Keshamunedoo ewh ahkeh, ooge-oonje Megawanun enewh atah sasabenah wa kahoogwesejin wagwain dush Katap waya inemagwain etc.; geschrieben:

ᓂᐅᓀ ᐅᑎ'ᐁ ᒨᐣ ᒍᓂᑐ' ᐁᔦᑕ' ᑌᐦᔭᓯ ᒨᒍᓂᑎ', ᑕ
ᑎ'ᐣᑑ ᐅᔦ ᐁᑎ ᔦᓂᒋᐣ ᓂᑌ' ᐁᑌ' ᓀᐁᒋ ᐃᑑ ᐅᔑᔑ
ᐁᔦᐅᑭᒋ ᐃᒡᓚᓯ ᔦᐣᑕ ᐅᔑᔑ.

Aber mit Fleiß und Lust geht auch das Schwerste von statten; nach acht Monaten predigte Horden ohne Dolmetscher. Der lange Winter war furchtbar eintönig. Im Sommer kommen die Indianer weit und breit zu den Handelsstationen, — und das ist dann die wichtigste Zeit für den Missionar. Predigt, Seelsorge, Schulunterricht nimmt den ganzen Tag in Anspruch. Horden hat auch die Evangelien übersetzt und selbst gedruckt, weite Reisen durch seine riesige

Parochie gemacht. Einmal ist er vierzehn Tage gereist, 430 englische Meilen, ohne ein Haus oder Zelt oder Menschen anzutreffen. Er hat die Eskimo am östlichen Ufer der Hudsonbai besucht, im Boot und auf Schneeschuhen, bis diese selbst einen Missionar bekamen. Nach dreizehnjährigem Aufenthalt an der Hudsonbai nahm Horden Urlaub nach England. Hier war er unermüdlich tätig, für die Eskimo- und Indianermission zu werben. Da wurde er zum Bischof ernannt, und das Bistum Moosonee an der Hudsonbai wurde gegründet. Nun ging das Reisen durch den Sprengel erst recht an. Einmal brach er auf der Hudsonbai im Hundeschlitten ein, wurde aber wunderbar errettet. Auch Fort Churchill gehört zur Diözese, und auch hierhin ist Horden gekommen. Viermal ist er in England gewesen: „ich habe viel gereist," aber auch meine Arbeit ist nicht vergeblich gewesen," konnte er mit Paulus sprechen, als er 1893 sein Haupt zur Ruhe legte. 7 Geistliche stehen jetzt in seiner Diözese, welche über 4000 eingeborne Christen in Pflege haben. In vier Sprachen lesen dort bekehrte Heiden ihre Bibel und beten zum Vater unsres Herrn Jesu Christi. Doch nun auf, nach Labradors Nordküste!



Christliche Eskimofrauen, Labrador. (Brüdergemeinde.)

Im Innern Labradors hausen Indianer, an der Küste Eskimo. Die Gesichtsbildung, Statur und Farbe der Eskimo hat mit der der Lappländer viele charakteristische Kennzeichen gemein. Wahrscheinlich sind einst Lappen vom Sturm nach Grönland verschlagen und von dort nach Labrador gekommen. Die Eskimo in Grönland und die in Labrador sind nahe verwandt, aber überhaupt: von Labrador bis zur Beringsstraße sprechen die Eskimo dieselbe Sprache. Ein Eskimo, welcher Kapitän Franklin nach dem Makenziefluß begleitet hatte, versicherte, daß er die Eskimo in jener Gegend und die in seiner Heimat Labrador ganz gleich sprechend gefunden habe. Stets haben sich die Eskimo von den übrigen amerikanischen Wilden abgesondert; jeder Nachbar ist ihr Feind. Die Eskimo leben in Vielweiberei; Eifersucht ist die Hauptquelle ihrer Streitigkeiten untereinander. Nach ihrer Meinung kommen die Toten, die ein

gutes Leben geführt haben, in ein Meer, wo es Robben und Walfische die Menge gibt und wo sie, sorgenfrei, rohes Fleisch, Fett und Tran die Fülle haben; die Bösen müssen darben. Sie haben auch ihre Medizinmänner und Zauberer, von denen sie gehörig in Furcht erhalten werden. Die Toten werden auf die Felsen gelegt und mit Eis und Steinen bedeckt. Ein Hundekopf wird dem gestorbenen Kinde aufs Grab gelegt, — der Hund soll ihm den Weg zeigen in die andre Welt. Daß sie sich selbst Innuit, d. i. Menschen, nennen, erwähnten wir schon. Das Wort Eskimo, Eschkimai bedeutet in der Kri-Sprache einen Menschen, der rohes Fleisch ißt. Wir erwähnen andres über die Eskimo noch in Grönlands Missionsgeschichte.



Eskimoweiber, Seehundspeck zubereitend, Labrador. (Brüdergemeinde.)

John Erhardt, ein holländischer Steuermann, erhielt 1752 den Auftrag von drei englischen Handelsherren, in Labrador Faktoreien anzulegen. Er hatte vier Brüder von der Brüdergemeinde an Bord. Am 31. Juli 1752 fanden sie an Labradors Nordküste eine passende Landungsstelle, die sie Nisbet Harbour (nach dem Handelsherrn in London) nannten. Holz zum Hausbau hatten sie mitgebracht. Alles wurde ausgepackt, und als die Brüder so weit waren, daß sie unter Dach und Fach schlafen konnten, fuhr Erhardt weiter, um seinen Auftrag zu erfüllen. Bei diesem Handeln mit den Eskimo, zu denen er im Boot seine Waren ans Land brachte, verlor er sein Leben. Die vier Brüder aber kehrten nach England zurück, weil Erhardts Schiff nicht genügend Mannschaft hatte.

1764 nahm der Zimmermann Jens Haven den Versuch wieder auf. Er war bei der Anlegung der Station Lichtenfels in Grönland, 1762, tätig gewesen, und sein Herz trieb ihn, etwas von Erhardt zu erfahren. Auf einem englischen Handelsschiff fuhr er mit nach Neufoundland und fand an der nördlichsten Spitze dieser Insel, wo sich Eskimo aus Labrador zu Kauf- und Tauschgeschäften einzufinden pflegten, die erste Gelegenheit, „Innuits“ zu sprechen.

Diese waren starr vor Staunen, sich in ihrer Sprache angeredet zu hören. Auf Havens Frage, ob sie von dem Tode Erhardts wüßten, schlugen sie die Augen nieder. Haven sang ihnen einen grönländischen Vers vor, wobei sie andächtig zuhörten und nachher riefen: „Wir sind ohne Worte." Beim Abschied baten sie ihn, doch ja wiederzukommen. Im nächsten Jahre kam Haven mit L. Drachart und noch zwei andern Brüdern wieder. Drachart war seit 1739 Missionar in Grönland gewesen. Sie traten mit den Eskimo in freundschaftlichen Verkehr, aber weder auf dieser, noch auf einer Reise im Jahre 1769, hatte eine ständige Labradormission begonnen werden können, bis endlich 1771 die englischen Brüdergemeinden, in Verbindung mit der „Missionsgesellschaft



Eskimoknaben im Kajak (Fellboot) fahrend.

zur Förderung des Evangeliums," ein eigenes Schiff ankauften, als Missionsschiff und Handelsschiff zugleich. Das brachte vier verheiratete und vier ledige Brüder, 1771, nach Labrador. Sie weihten die zur Ansiedlung bestimmte Stätte und nannten sie Nain. Im Juli waren zweihundert Menschen auf der Station. Da Haven und Drachart die Sprache verstanden, schritt das Werk rüstig vorwärts. 1773 kam Layritz aus der Ältestenkonferenz der Brüdergemeinde zu einer Visitation nach Nain. Er war erstaunt über die Erfolge und nannte nachher im Visitationsbericht Nain eine „Kanzel, von der schon hunderten von Heiden das Evangelium verkündigt werde". 1776 konnte der Erstling getauft werden. Da es unmöglich war, die Eingebornen, welche im Winter zu Nain die Predigt von Christo hörten, auch im Sommer festzuhalten, beschloß man, sobald als

möglich, zwei neue Predigtplätze nordwärts und südwärts von Nain einzurichten. Im August 1776 wurde denn auch die zweite Station angelegt und zwar zu Okak, 30 Meilen nördlich, wo 300 Eskimo ständig zu wohnen pflegten. Sie zeigten sich hocherfreut, als sie hörten, daß Jens Haven bei ihnen wohnen wollte, wie denn dieser sich überhaupt einer ganz außerordentlichen Beliebtheit bei den Eskimo erfreute: „O Jens, du bist zwar nur klein, aber deine Gedanken sind stark und dein Geist ist unüberwindlich!" 1782 hat Jens auch noch die dritte Station mit anlegen helfen, Hoffenthal, 30 Meilen südlich von Nain. Die Zeit von 1782—1804 ist dann eine für die Missionare sehr traurige gewesen: ihre Gemeindeglieder ließen sich von solchen Eskimo verführen, die



Nain, Mutterstation der Labradormission (Brüdergemeinde).

mit englischen Händlern im Süden in Verbindung standen, „sie gingen wieder hinter sich" und verstockten sich mehr und mehr, bis 1804 eine merkwürdige Erweckung durch die drei Gemeinden ging. Die Missionare wurden den ganzen Tag angelaufen, die Ausgeschlossenen kamen und baten um Wiederaufnahme, Erwachsene und Kinder sah man in der Nähe der Station auf Knieen liegen. Und diese Erweckung war kein Strohfeuer. 110 Getaufte waren am Anfang des vorigen Jahrhunderts auf den drei Stationen, Ende 1810 war die Zahl auf über 230 gestiegen!

Als am 9. August 1820 das Labradorschiff, „die Harmony", bei Nain vor Anker ging, zogen die Stationsleute eine weiße Fahne auf, die die Zahl „50" zeigte, von einem grünen Kranz umgeben. Zugleich ertönte auf Posaunen der

Choral „Nun danket alle Gott". War's doch das fünfzigste Mal, daß das Labradorschiff seine regelmäßige Fahrt von London nach dieser rauhen Küste glücklich vollendet hatte: „Umiakseit!" d. i. „das Schiff ist da!" Wie fröhlich war der Ruf die langen Jahre immer erschollen! 1822 legten die Brüder die vierte Station 20 Meilen nördlich von Okak an, die sie Hebron nannten. Zu diesen vier Stationen sind noch im Lauf der Zeit die beiden: Zoar, zwischen Nain und Hoffenthal, und Rama, am weitesten nördlich gelegen, hinzugekommen. Zeiten des Niedergangs des geistlichen Lebens haben mit solchen gewechselt, da die Wogen höher gingen. 1895 wütete namentlich in Nain der Typhus und raffte 90 Personen hin; aber an den Sterbebetten erwies sich das Wort Gottes als eine Kraft, selig zu machen. Freilich geht die Zahl der eigentlichen Eskimo mehr und mehr zurück. Dagegen mehrt sich das Geschlecht der sogenannten Settlersansiedler, Mischlinge aus Eskimos und Europäern. Im Blick auf sie



Missionsstation Hoffenthal, Labrador. (Brüdergemeinde.)

wird in der Makkovikbucht, südlich von Hoffenthal, eine neue Station angelegt werden, um von dort aus noch weiter südlich vorzudringen, wo in Rigoulette 100 heidnische Eskimo und 600—700 Indianer leben. Die Station Rama wird wohl verlegt werden müssen, weil sie als Erwerbsplatz nicht genügend erscheint; sie würde dann noch weiter nach Norden hinaufkommen. Die Brüdergemeinde hatte im Jahre 1901 37 Missionare, männliche und weibliche, in Labrador, dazu 54 eingeborne Gehilfen. Auf 6 Stationen waren 1266 Personen in geistlicher Pflege.

Grönland. Wickinge, die unerschrocken dem Sturm und den Wellen des Eismeers Trotz boten, sind wohl schon früher nach dem Lande gekommen, das sich bis an den Nordpol zu erstrecken schien, bevor Erich der Rote von Island aus, zur Sommerszeit, nach Grönland, als landflüchtiger Mann, übersiedelte. Viele seiner Landsleute folgten ihm. Die Reste ihrer gewaltigen Quaderbauten

findet man heut noch längs den Fjorden der Ost- und Westküste Grönlands. Vom neunten bis vierzehnten Jahrhundert haben sich die Normannen in Grönland gehalten, bis sie den Skrällingern, den wilden Grönländern unterlagen. „Von Mitternacht kommt Gold," so steht Hiob 37, 22; der Traum von einem zweiten goldreichen Ophir und auch das Streben, etwas von den verschollenen Landsleuten zu erfahren, führte in späteren Jahrhunderten vielfach kühne Seefahrer nach Grönland; aber um in dem unwirtlichen Lande zu bleiben und sein Leben dort zuzubringen, ist eine stärkere Triebkraft nötig, als Abenteuer- und Ruhmsucht. Die Liebe Christi drang Hans Egede, den jungen norwegischen Pastor von Vogen bei Drontheim, daß er seine Pfarre verließ, um seinen Lands-



Kirche und Missionshaus in Rama, Labrador. (Brüdergemeinde).

leuten das Evangelium zu bringen, die er, in heidnische Blindheit und wildes Wesen zurückgesunken, im Geiste schaute. 1710 suchte er in einem Schreiben an die Bischöfe von Bergen und Drontheim diese von der Notwendigkeit einer Missionsarbeit in Grönland zu überzeugen. Er bat um Verwendung beim König Friedrich IV. und bot seine eigne Hilfe an.

Die Verwandten seiner Frau und seine Frau selbst drangen in ihn, er möchte von seinen ungeheuerlichen Plänen ablassen, die Bischöfe und der König zogen die Verhandlungen in die Länge, aber Egede hatte keine Ruhe; 1717 legte er sein Pfarramt nieder und 1719 legte er sein Projekt für die grön-

ländische Mission den Herren des Missionskollegiums in Kopenhagen vor, das uns aus dem ersten Teil dieses Buches bekannt ist. Er erinnerte an die Zugehörigkeit Grönlands zu Norwegen, wie die Normannen in Grönland von Norwegern christianisiert worden, und in Gardar 1123 ein Bischofssitz entstanden, wie eine Reihe von siebzehn grönländischen Bischöfen zu verfolgen gewesen sei ꝛc. Das Missionskollegium hörte ihn wohlwollend an, der König versprach ihm Unterstützung, seine Frau hatte sich längst in den Gedanken gefunden, mit nach Grönland zu gehen, — und endlich erklärten sich auch etliche Kaufherren bereit, ein Handelsschiff nach Grönland zu senden. So wurde Egede vom König mit einem Jahresgehalt von 300 Talern als Missionar angestellt. 200 Taler schenkte er ihm zur Ausrüstung, 10000 Taler hatte Egede im Lauf der Jahre selber zusammengebettelt. Am 3. Juli 1721 landete Egede in Grönland, da wo der Balthasarfluß ins Meer mündet. Hoffnungsinsel nannte Egede das Stückchen Erde. Die kleinen Menschen mit dem platten dicken Gesicht, die in ihren Kajaks neugierig herangerudert kamen, waren sicher keine Normannensöhne! Er hat auch nie welche gefunden. Ruinen von Steinbauten an der Westküste als Zeugen von einer vergangenen Kultur hat er gesehen, und von den Eingeborenen hat er oft erzählen hören, daß ihre Vorfahren die Kablunität, d. i. Fremden, die unter ihnen gewohnt, vernichtet hätten. Wie so ganz anders kam nun alles! Egede hatte Reformator werden wollen und wurde nun Heidenmissionar. Aber unter was für Schwierigkeiten! Die Leute von der Handelskolonie erklärten bald wegen der Aussichtslosigkeit des grönländischen Handels, daß sie sich von dem Unternehmen zurückziehen wollten, ja, schon im ersten Winter trat bei Egede und seinen Leuten solche Notlage ein, daß keiner mehr bei ihm aushalten wollte. 1728 war man von der Insel aufs Festland übergesiedelt. „Godt Haab," gute Hoffnung, hatte Egede die neue Kolonie getauft. Der einzige Trost war das Wohlwollen des Königs, der immer wieder zu Ausgaben bereit war, „wenn auch nur e i n e Seele dadurch gerettet werden könne". Der König schickte ihm Proviant für ein Jahr und den Ertrag der Missionskollekte, „der grönländischen Schatzung," die er anbefohlen. Christian VI., Friedrichs Nachfolger, hatte leider nicht das Herz für die Mission; er ließ Egede bedeuten, daß er, außer dem jährlichen Proviant, keine weitere Unterstützung zu erwarten habe. Aber Egede blieb und arbeitete weiter. Er lebte als Eskimo unter den Eskimo, um ihre Sprache zu erlernen. Die heidnischen Zauberer, die Angekut, trieben allerlei „Gaukelkünste und nächtliches Affenspiel", um Egede aus der Welt zu schaffen. Als das keinen Erfolg hatte, erklärten sie, er sei selber ein Angekok. Was Egede schon damals von dem heidnischen Wesen sah, hat sich später als richtige Beobachtung erwiesen! Da war kein grober Götzendienst, keine Greuel und Schandtaten, aber die friedlichen und harmlosen Grönländer waren allesamt Knechte der Furcht und des Todes; keine Häuptlings- und Priesterherrschaft, aber die Angekut führten die abergläubischen Massen alle am Gängelbande.

Unermüdlich lehrte Egede sie die biblischen Geschichten, sein Sohn hatte einige Anschauungsbilder dazu gezeichnet, die die Eskimo mit Freuden an-

sahen; Egede pflegte die Kranken, Gott schenkte ihm Gebetserhörungen. Mit Top, dem treuen Gehilfen, der ihm 1723 nachgesandt war, und seinem fünfzehnjährigen Sohne Paul, ging Egede an die Übersetzung einiger biblischen Geschichten ins Grönländische; mit Hilfe der Kinder in der Schule, die er bald angefangen hatte, gelang dies einigermaßen. 1725 konnte einer der jungen Eskimo, die bei Egede im Hause wohnten, getauft werden: Christian Friedrich, der Erstling der grönländischen Missionskirche, wurde auch bald der erste eingeborene Lehrer seines Volkes. Im allgemeinen aber drang die Predigt des Evangeliums nicht tief. Der wiederholten Predigt von Christo wurden sie bald überdrüssig, „weil sie schon alles wüßten". So entschloß sich Egede, die Eskimokinder früh zu taufen, — wenn er sie unter Aufsicht behalten konnte, — damit diese dann Einfluß auf die Eltern hätten. Und wirklich, dadurch kam etwas Leben in die starren Massen. Mancher Vater nnd manche Mutter begehrten auch das Sakrament. Egede konnte den oben erwähnten Christian Friedrich nach einer, von Dänemark gegründeten, zweiten Kolonie, Nepisem, als Stationsleiter entsenden, ja, die noch weiter nördlich wohnenden Eskimo forderten ihn auf, „sage dem dänischen König, er solle mehr Priester senden," — da kam Friedrichs IX. Tod und Christians VI. Bescheid: auf Förderung seinerseits dürfe die grönländische Mission nicht mehr rechnen!



Hans Egede.

Zwar änderte Christian VI. seinen Sinn, inzwischen war Graf Zinzendorf in Kopenhagen gewesen (1731 bei den Krönungsfeierlichkeiten); der König setzte sogar für die grönländische Mission 2000 Taler aus, drei Sendboten der Brüdergemeinde langten in Grönland an, — aber einer von den nach Kopenhagen mitgenommenen Grönländern, die mit Paul Egede dorthin gekommen waren, brachte, als er nach Grönland zurückkehrte, die Pest mit. Der Katechet Christian Friedrich wurde der Erstling einer ganzen Reihe Sterbender. Ein ganzes Jahr lang wütete die Seuche. 3000 Personen starben — zuletzt, 1735, Egedes treues Weib. Das war zu viel. Egede hielt seine Abschiedspredigt über Jes. 49, 4: „Ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich" ꝛc. und ging nach Kopenhagen, wo

er noch jahrelang der Leiter eines Missions- und Katechetenseminars gewesen ist.

Drei Missionare der Brüdergemeinde, Christian Stach, Matthäus Stach und Christian David hatten sich entschlossen, nach Grönland zu gehen, als Zinzendorf die traurige Nachricht über die Missionsabneigung Christians VI. von den Krönungsfeierlichkeiten in Kopenhagen mitgebracht. 1733 trafen sie bei Egede ein, der sie aufs freundlichste empfing. Dicht bei Godt-Haab bauten sie sich ihr Haus nach Eskimoart und nannten die Ansiedlung Neu-Herrnhut. Im nächsten Jahre wurden zwei Gehilfen nachgesandt: F. Böhnisch und J. Beck. Aber sie machten mit den Eskimo dieselbe Erfahrung wie Egede; „die Herzen sind wie Eisen; auf hundert Weisen, mit Riegeln und mit Schleusen sind sie vermacht." Aber von ihrem Sprachenstudium wenigstens können sie sagen, „wir haben schwere Zungen, doch ist's gelungen; das hat der Glaub' erzwungen!" Egede kehrte 1736 nach Dänemark zurück, die Boten der Brüdergemeinde blieben, und endlich, nach fünfjähriger Geduldsarbeit, hörten sie einen Grönländer Kajarnack fragen: „Wie war das? Sage mir das noch einmal, denn ich möchte auch gern selig werden!"



Matthäus Stach,
erster Missionar der Brüdergemeinde in Grönland.

Kajarnak war aus dem Süden. Seine Verwandtschaft plagte ihn derartig, als er nun Christ geworden war, daß er nach Neuherrnhut zurückkehrte. Dem Erstling folgten bald andre im Taufunterricht. Der Brüder Briefe waren erfüllt von Loben und Danken. 1747 waren bereits so viele Christen geworden, daß ein Kirchsaal gebaut werden mußte. 300 Getaufte wohnten in der Nähe des Missionshauses.

Zehn Jahre später, als die Gemeinde auf 400 Personen angewachsen war, gründete man im Süden noch eine Missionsstation. Matthäus Stach, welcher inzwischen nach Herrnhut zurückgekehrt war, erhielt den Auftrag, die Station anzulegen. Er nannte sie Lichtenfels. Sie wurde 1758 bezogen. In dieser

Gegend hatten bisher dänische Boten das Evangelium gepredigt. Wieder zehn Jahre später schob die Brüdergemeinde, während sich die Dänen mehr nordwärts wandten, noch einen Posten nach Süden vor, und gründete 1774 die Kolonie Lichtenau, an der Südspitze Grönlands. Mit den Stationen verband sie Lehrerseminare, zur Ausbildung eingeborener Helfer. Zu diesen Stationen sind hinzugekommen: 1824 Friedrichsthal an der Südspitze Grönlands, 1861 Amanak, etwas nördlich von Neu-Herrnhut, und Igdlorpait 1864, zwischen Lichtenau und Friedrichsthal.

Im Jahre 1890 waren 10 Missionare auf den 6 Stationen, sie hatten 40 Helfer und 1600 Gemeindeglieder. Eine Reihe von Büchern in grönländischer Sprache war entstanden, auch hatten die Grönländer angefangen, Beiträge für die Mission zu geben. Als 1870 schiffbrüchige Männer von der zweiten Deutschen Nordpolarexpedition, auf einer Eisscholle treibend, endlich in Friedrichsthal ans Land kamen, haben vier Eskimo einen vierstimmigen Psalm komponiert und im Gottesdienst vorgesungen. Die Schiffsmannschaft hatte kurz vorher die heidnischen Eskimo an der Ostküste kennen gelernt. Wahrlich, das war ein Unterschied zwischen jenen Heiden und diesen Christen!

Als Egede 1736 nach Dänemark zurückgekehrt war, hatte die Mission der dänischen Kirche in Grönland nicht aufgehört: Egedes Sohn war seines Vaters Nachfolger geworden, und in den Jahren 1836 bis Ende des Jahrhunderts war die Schar der in Pflege der Dänen stehenden Grönländer auf zirka 8300 angewachsen. Es zeigte sich nun schon geraume Zeit, daß die Grönländer auf den dänischen Stationen an Seelenzahl zu-, die auf den Stationen der Brüdergemeinde aber abnehmen. Jene sind vielfach Mischlinge zwischen Dänen und Grönländerinnen, diese reine Eskimo. Jene haben auf den dänischen Kolonien eine gesicherte Existenz, diese leben unter sehr schwierigen Verhältnissen und sind durch Gewöhnung an europäische Genußmittel gesundheitlich und wirtschaftlich heruntergekommen. So brauchten 18 grönländische Familien auf einer Außenstation der Brüdergemeinde in einem Jahre 1600 Pfund Kaffee und 1200 Pfund Kandiszucker.

Von Anfang an hatte die Brüdergemeinde sich nicht in die dänische Missionsarbeit auf Grönland eindrängen, sondern ihr nur Helferdienste leisten wollen. Ende des neunzehnten Jahrhunderts war die Brüdergemeinde endlich soweit gekommen, daß die eigentliche Missionsarbeit unter den Eskimo als abgeschlossen gelten konnte. Als nun die Dänen auch die letzten Heiden an der Ostküste durch Gründung einer Missionsstation daselbst in Pflege nahmen, beschloß die Generalsynode der Brüdergemeinde, ihre Arbeit der Pflege der dänischen Kirche zu übertragen. So sind denn die Missionsgeschwister der Brüdergemeinde nach Europa zurückgekehrt, die dänische Regierung aber hat Schritte zur kirchlichen Bedienung der ehemaligen Brüderstationen getan. So ist z. B. schon vor zwei Jahren für den südlichen Teil des Distrikts Julianehaab, in welchem die Stationen Friedrichsthal, Lichtenau und Igdlorpait liegen, ein dänischer Prediger berufen worden. 6000 Kronen für die Fortführung der Missionsarbeit in Grönland hat der dänische Reichstag pro Jahr bewilligt.

Ich aber dachte, „ich arbeitete vergeblich,“ so trauerte Egede, als er Grönland verließ. „Die Arbeit ist getan,“ so können die Missionsgeschwister der Brüdergemeinde sprechen, wenn sie an das „christliche Völkchen zwischen Eis und Schnee“ zurückdenken und sich nach neuer Missionsarbeit umsehen:

„Wir woll'n es gerne wagen
In unsern Tagen
Der Ruhe abzusagen,
Die's Tun vergißt:
Wir woll'n nach Arbeit fragen,
Wo welche ist;
Nicht an dem Werk verzagen,
Uns fröhlich plagen
Und unsre Steine tragen
Aufs Baugerüst!“

Es ist doch etwas Großes, was wir erleben dürfen, daß irgendwo auf dem Missionsfeld eine ganze Missionsarbeit als abgeschlossen erklärt werden kann! So erschalle denn das Lob des Todesüberwinders aus dem Munde der Christen mitten unter Eis und Schnee: „Ehre sei dem, der da ist die Auferstehung und das Leben, wer an ihn glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe. Ehre sei Ihm in der Gemeinde, die auf Ihn wartet und die um Ihn her ist.“

Auf Grönländisch:

„Ussornakauk makkibiortunelu innursutausok!
Taursomunga opertok tockugalloarune, innusavok.
Illageeksut usssorirsartarlirsuk,
nerriukteisalo nejorteisalo!
Issukangitsomit. Issukaissengitsomut. Illomut.“
(Aus der grönländischen Liturgie.)

Ein aussterbendes Volk die Grönländer, ein aussterbendes Volk die Indianer Nordamerikas. Wir trafen ihre Stämme bereits in Alaska und Labrador sowie an den Gestaden der Hudsonsbai unter der Pflege der englisch kirchlichen Missionsgesellschaft, aber die Stämme waren es nicht, welche dem Leser aus den Indianergeschichten seiner Jugend, aus „dem letzten der Mohikaner“ oder „dem Waldläufer“ noch vor der Seele stehen! Wer hätte sie nicht geliebt, die stolzen todesmutigen Delawaren und es den hinterlistigen Huronen nicht gegönnt, wenn sie den Kürzeren zogen! Und wie der „rote Mann“ durch die Schärfe seiner Sinne beim Erkennen in der Ferne, beim Verfolgen einer Spur, beim Wittern der Gefahr jedes „Bleichgesicht“ in Schatten stellte! Wie sie, den Tod verachtend und der Todfeinde spottend, am Marterpfahl zu sterben wußten, wie sie, Jäger ohne gleichen, sich unter die Herden der wilden Büffel mischten, sie nur mit Lanze und Pfeil erlegend. Wie poetisch ihre Namen, wie bilderreich ihre Sprache, wie sympathisch ihre religiösen Anschauungen von Maneto, dem großen Geist, dem höchsten Wesen!

Mit viel Phantasie und großer Kunst haben so die Verfasser der Indianergeschichten das, was an den Indianern anziehend und bewunderungswürdig ist, zu einem Bild zusammengestellt, — das heidnisch Trostlose des Indianerlebens und -sterbens wurde uns weniger klar dabei. Maneto ist ihnen der höchste, der gute Geist, ja, aber deshalb braucht man sich auch nicht groß um ihn zu bekümmern. Doch die zahllosen kleineren bösen Manetos, die Geister der Ahnen und erschlagenen Feinde, die Geister der Flüsse und der Wälder gilt's mit Opfern in guter Laune zu erhalten! Viele Stämme stellen ihre Toten auf Gerüsten in der Luft auf; so sitzt manche Mutter tagelang draußen vorm Dorf an dem Totengerüst ihres Kindes im untröstlichen Schmerz. Hat die Witterung und die Schar der Raubvögel das ihre getan, dann graben sie die Knochen ein und legen die Schädel, sorgfältig bemalt, in einem Kreise nieder, — die Alten und Schwachen, welche auf ihr eigenes Drängen, um den andern nicht länger zur Last zu fallen, vorm Dorf in die Wildnis zum Verhungern ausgesetzt werden, haben das Bild dessen, was von ihnen bald nur geblieben sein wird, vor Augen!

Dann aber wurde uns auch in den Indianergeschichten nie das Unrecht klar gemacht, wie die weißen Ansiedler nach und nach die Indianerbevölkerung vergewaltigt, dezimiert und ruiniert haben. „Sie waren einmal" die Indianer unsrer Jugendgeschichten!

Vieles von dieser rauhen Wirklichkeit lernen wir kennen, wenn wir jetzt in aller Kürze eingehen auf das Leben John Elliots, des Apostels der Indianer.

Im November 1620 warf die „Maiblume", das Schiff der „Pilgerväter", englischer Puritaner strengster Richtung, die ihr Vaterland verlassen hatten, weil sie sich den gottesdienstlichen Formen und dem weltlichen Regiment der anglikanischen Kirche aus Gewissensbedenken nicht fügen wollten, bei Kap Cod, südlich von dem späteren Boston, die Anker aus. Die Auswanderer schlossen sich zu einer staatlichen Gemeinschaft zusammen, König Karl I. gewährte der Kolonie Massachusetts einen Freibrief. In demselben stand, daß die Ansiedler durch frommes Leben und geordneten Verkehr mit den Eingebornen, diese für die Erkenntnis und den Gehorsam des wahren Gottes gewinnen möchten. Auch zeigte das Siegel der Kolonie einen Indianer, umgeben von dem Wort des Mannes aus Macedonien: „Komm herüber und hilf uns." Friedlich und ehrenhaft benahmen sich die Puritaner gegen die Indianer in den ersten Zeiten, aber sie betrachteten es als selbstverständlich, daß sich die Indianer im ganzen Gebiet der Neuenglandstaaten als Untertanen des Königs von England anzusehen hätten. Natürlich vermochten die Indianer die Berechtigung dieser Forderung nicht einzusehen. Andere Einwanderer von England kamen nach. Unter ihnen fehlte es nicht an schlechten Elementen. 1637 kam es zu einem Krieg mit dem Indianerstamm der Pequods; seine Vernichtung schien für die Wohlfahrt der englischen Kolonie nötig zu sein. Man hetzte andre Indianerstämme gegen die Pequods auf und zahlte pünktlich den ausgemachten Preis

für jeden eingelieferten Skalp. Und die Puritaner hatten nicht einmal Gewissensbedenken gegen diese Vernichtung des ganzen Stammes, fühlten sie sich doch als das auserwählte Volk, dem der Herr dies Kanaan übergeben habe! „Das Land hatte nun Ruhe vor den Indianern," heißt's in einer Chronik, ja es war die Ruhe des Totenfeldes. Und Hesekiel 37, 9—10, die Stelle vom Lebendigwerden der Totengebeine durch den Odem Gottes, war der Text der ersten Predigt, die John Elliot am 28. Oktober 1646 den Massachusettsindianern an den Wasserfällen des Charlesflusses in ihrer Sprache gehalten hat. Er war damals 42 Jahre alt und stand schon vierzehn Jahre lang in seinem Pfarramt zu Roxbury bei Boston. Er war ein Mann von lauterer, sein ganzes Wesen durchdringender Frömmigkeit; seine Wohltätigkeit kannte keine Grenzen, sein Gebetsleben machte ihn ebenso demütig wie furchtlos. Rücksichtslos bekämpfte er die Sünde in allen ihren Gestalten. Er war durch und durch Puritaner. Als solcher stimmte er voll und ganz der völligen Gleichsetzung des Alten und Neuen Testaments zu und fand im Alten Testament die Beweise für das Recht der politischen und bürgerlichen Freiheitsbestrebungen seiner Landsleute in England unter Cromwell. Cromwell war Elliots Ideal, und die Hinrichtung Karls I. erschien ihm als ein völlig gesetzmäßiger Akt. Nach dem Vorbild des alttestamentlichen Gottesstaates ist jeder christliche Staat einzurichten, und die in den fünf Büchern Moses niedergelegte Verfassungsordnung hat überall auf Erden, ein für allemal Gültigkeit. Hiernach sind auch die ganzen Lebensverhältnisse der Indianer umzugestalten; dann können sie erst bekehrt und getauft werden; das waren Elliots Grundsätze.



John Elliot.

Elliot muß eine geradezu erstaunliche Arbeitskraft gehabt haben. Alle vierzehn Tage ging er von Roxbury zu den Indianern heraus. Von einem Indianer, den er in Dienst nahm, lernte er die schwere Sprache.

Später hat er die ganze Bibel in diese Indianersprache übersetzt, 1663 ist sie in Boston erschienen. Es war überhaupt die erste Bibel, die in Amerika gedruckt wurde. Elliot hat die Sprache mit einer Leichtigkeit gelernt, die seine Landsleute an ein Wunder Gottes glauben machten, das an ihm geschehen sei. Wir setzen hier eine Probe von der Sprache der Indianer her, nicht der Massachusettsindianer (Elliots Bibel stand uns nicht zu Gebote), sondern der Chippeway: „Unsre Liebe" heißt: Nummo tscheckodtantamuhngannunonasch. „Unsre Freundschaft": Nuhno mantammuhngannunonasch. „Unsre Fragen": Rummogok donnatuthtamonaktitnaonganunonasch. Um das Zeitwort „lieben" im Indianischen nach allen Beziehungen hin völlig durchzukonjugieren, braucht man wenigstens zwanzig eng geschriebene Quartseiten, und kommen dabei Formen vor, wie Azhiuingionjiishisagiitizomingibon „wir hatten uns selbst um deswillen so geliebt." Konjunktiv: Azhikionjiishisagiittizoiongibon: Potentialis: wir möchten uns um deswillen so geliebt haben: Nindagiwiwionjiishisagiitizominabon.

„Nonanetum," d. h. „unsre Freunde," so nannte man seit Elliots Besuchen am Charlesfluß die Indianerniederlassung dort. Allmählich erwachte unter Elliots Predigt das Heilsverlangen der Indianer. In den Wigwams betete man morgens, abends, vor und nach Tische, der Sabbath wurde streng gehalten, die Indianer verbanden sich zu festen Lebensregeln, deren Übertretung bestraft wurde. Die Frauen lernten Handarbeiten, die Kinder wurden unterrichtet, den Männern war Elliot behilflich beim Einhegen von Feldern und Beschaffen von Ackergeräten. Elliot beschloß alle dem Christentum geneigten Indianer in einer besonderen Niederlassung zu sammeln. Sein Unternehmen fand in Altengland großen Anklang; 1649 bildete sich eine Missionsgesellschaft, die 10—12000 Mark Jahreseinnahme hatte; der Indianermission kamen sie zu gute. Viele hatten eine fromme Freude daran, die Indianer für die untergegangenen zehn Stämme Israels zu erklären. So entstand 1650 das Dorf Natick als Kolonie, wo sich alle „Betindianer" sammeln konnten. Die 2. Mose Kap. 18 beschriebene Einrichtung wurde auf die Indianergemeinde übertragen. Aber erst 1660 werden getaufte Christen erwähnt; so zaghaft war man mit der Erteilung des Taufsakraments. Bis 1671 entstanden nach dem Muster von Natick noch sechs andre ähnlich organisierte Indianerniederlassungen, zu denen bald noch weitere sieben kamen. 3600 Seelen standen unter geistlicher Leitung. In Cambridge, an der Mündung des Charlesflusses (jetzt Vorstadt von Boston, wie auch Roxburg in Boston übergeht), war 1636 eine theologische Bildungsschule gegründet worden. Hier wurde ein eigenes indianisches College eingerichtet. 24 indianische Missionsgehilfen sind aus demselben hervorgegangen.

Als Elliot 1673—1674 mit General Gookin eine Visitationsreise durch die Indianerdörfer machte, durfte er auf ein blühendes Werk blicken, — und die Indianer dankten es ihm!

29 Jahre waren seit Elliots erster Indianerpredigt vergangen, da brach ein Unwetter über das Missionswerk herein, das bald seinen Untergang herbeiführte.

Ein furchtbarer Indianerkrieg entstand 1675, — immer mehr Land hatten die Weißen in Besitz genommen, immer rechtloser und vogelfreier wurden die Kinder ihrer heimatlichen Erde. Die drei an der Spitze des Aufstandes stehenden Indianerstämme wurden in diesem Kriege völlig ausgerottet, aber auch die jüngsten sieben Koloinen der „Betenden Indianer“ waren zu ihren heidnischen Landsleuten abgefallen! Obgleich die sieben alten Dörfer treu geblieben waren, wandte sich gegen sie die öffentliche Meinung in Alt- und Neuengland, man beargwöhnte und bedrückte sie; Elliot und General Gookin hatten das öffentliche Vertrauen verloren. Elliot hat zwar bis in sein hohes Alter seine Besuche bei seinen Pflegebefohlenen fortgesetzt, — aber nie hat sich sein Werk von dem vernichtenden Schlage wieder erholen können. „Eine dunkle Wolke schwebt über dem Heilswerk unter den Indianern. Der Herr möge es von neuem beleben und segnen, daß es fortlebe, wenn ich tot bin,“ das war der Seufzer des Indianerapostels in seinen letzten Lebenstagen im Mai 1690.

Außer Elliot ist dann noch der Missionar David Brainerd zu erwähnen, der von der Missionsgesellschaft „zur Verbreitung christlicher Erkenntnis“ ausgesandt, von 1744—1747 in der Delawarebucht, nordöstlich von Philadelphia, unter den Indianern gewirkt hat. Bekannter aber als er ist der Missionar der Brüdergemeinde, David Zeisberger, ein Held der Indianermission.

Seine Eltern waren vor den Bedrückungen der römischen Kirche aus Mähren nach Herrnhut geflohen und waren dann mit anderen mährischen Familien nach Nordamerika weiter gegangen, wo in der Kolonie Georgien eine neue Ansiedlung entstand. David, erst in Holland zurückgelassen, kam ihnen nach und siedelte mit ihnen 1740 von Georgien nach Pennsylvanien über, wo 1741 die Brüdergemeinde Bethlehem an einem Nebenfluß des Delaware gegründet wurde. Von ganzem Herzen bekehrte er sich hier und lernte mit großem Fleiß die Sprache der Irokesen. Um die Sprache der Mohakindianer, eines Stammes der Irokesen, an Ort und Stelle sich anzueignen, reiste er mit seinem Freund zu ihnen. In Schekomeko, der Missionsstation der Brüdergemeinde unter den Mohikanern (vergl. ersten Teil dieses Buches, Graf Zinzendorf), rasteten sie. Aber Gegner der Mission verdächtigten sie als staatsgefährliche Menschen und brachten sie sogar ins Gefängnis. Aus dem Gefängnis entlassen, durfte Zeisberger Spangenberg von der Brüdergemeinde 1745 zum großen Ratsfeuer der Irokesen nach Onandaga, an der südöstlichen Ecke des Ontariosees, begleiten. Der Bund sollte erneuert werden, den Zinzendorf vor drei Jahren mit den Irokesen geschlossen hatte. Es gelang, ja Zeisberger wurde sogar dem Stamme der Onandaga, und in diesem dem Geschlecht der „Schildkröte“ einverleibt. Das hat ihm später viel für seine Tätigkeit unter dem, von den Irokesen abhängigen Stamm der Delawaren, genutzt. Auf mannigfachen Pfaden hat in den nun folgenden Jahren Zeisberger die Gegend im Norden von Pennsylvanien durchreist, die Sprachen und Gebräuche der Indianer aufs Genaueste kennen lernend. 1749 wurde er zum Predigtamt ordiniert und bis 1755 hat er in Onandaga unter den umwohnenden Irokesenstämmen gewirkt.

Er genoß das vollste Vertrauen derselben, sie vertrauten ihm die Urkunden des „langen Hauses“, wo sie ihre Sitzungen hielten, zur Aufbewahrung an, er nahm an den Arbeiten der Indianer teil, wo sie ihn brauchen konnten, er lebte in wahrhaft apostolischer Genügsamkeit, — aber eine Irokesengemeinde zu sammeln gelang ihm dennoch nicht — ein andrer, der Amerikaner Kirkland, hat von 1765 an ernten dürfen, was Zeisberger gesät, der 1755 hier seine Arbeit abbrechen mußte wegen der ausbrechenden Kriegsunruhen. Frankreich und England herrschten bis 1673 in Nordamerika. Frankreich besaß Kanada und wollte von dort aus eine Verbindung mit seinen Ansiedlungen am Mississippi herstellen. Die Kolonialstaaten weigerten sich dessen, der Krieg brach aus, und die von den Franzosen aufgehetzten wilden Indianer überschwemmten Pennsylvanien. Sechs Meilen nordwestlich von Bethlehem, der Brüderniederlassung am Nebenfluß des Delaware, liegt das christliche Indianerdorf Gnadenhütten, wo zwei Brüdermissionare fünfhundert Seelen gesammelt hatten. Diese waren nicht zu bewegen, die Streitaxt zu ergreifen. Da wandte sich der ganze Haß der Wilden gegen die weißen Lehrer ihrer Landsleute, deren kriegerischen Sinn sie verweichlicht hätten. Am 24. November überfielen sie das, ein Stück von der Station entfernte Hospiz für Missionare, in welchem leider eine ganze Anzahl von Brüdern und Schwestern anwesend waren. Sie saßen gerade beim Abendbrot: da stürmen die Indianer herein, vier Brüder werden sofort erschossen. Die übrigen stürzen auf den Hausboden und verrammeln die Falltür; die Wilden zünden das Haus an. Zwei Brüder wagen den Sprung in die Tiefe und entkommen, desgleichen eine Missionsschwester, einer wird unten gerade von den Indianern in Empfang genommen und abgeschlachtet, eine Schwester verbrennt, eine andre muß einem Indianer in seinen Wigwam folgen, um sein Weib zu werden, — nach einem halben Jahr geistiger Umnachtung erlöst sie Gott von ihren Leiden. 1756, am Neujahrstage, wurde Gnadenhütten in Asche gelegt. Kaum war 1760 der Sieg der englischen Kolonialstaaten entschieden, so rief der Ottawahäuptling Pontiak alle Indianer auf zum Verzweiflungskampf gegen alle Weißen, die Vernichter ihrer Jagdgründe. Wieder hatten die *christlichen* Indianer, wie einst zu Elliots Zeiten, einen schweren Stand. Sie hielten sich neutral, aber weder die Weißen noch die heidnischen Indianer trauten ihnen. Sie schwebten sogar in beständiger Lebensgefahr, bis sie der Gouverneur Penn in Baracken in New-York unterbrachte. Als sie 1765 in ihre Heimat entlassen wurden, waren nur noch 83 Seelen übrig, — der wilde Vogel muß im Bauer sterben! Die Indianermission der Brüdergemeinde war vernichtet!

Mit dem kleinen Rest fing Zeisberger in aller Geduld das Werk von neuem an. Er wies den 83 Seelen Machiwihilusing am oberen Susquehanna als Heimat an und hatte die Freude, daß die Missionsstation „Friedenshütten“, die er in dieser Gegend gründete, wunderbar schnell emporblühte. Er hatte hier kurz zuvor einen falschen Propheten der Indianer zum Heiland führen dürfen — Papunhank, der ihm bis zum Tode ein treuer Gehilfe geblieben ist,

— dies machte einen ungeheuren Eindruck auf die Indianer, namentlich auf die vom Stamm der Delawaren; bald konnte die Kirche die Menge der Zuhörer nicht mehr fassen! Da kommt vom äußersten Westen Pennsylvaniens, vom Flusse Alleghany, die Botschaft: „Die dort wohnenden Delawaren verlangen nach dem Evangelium!" Sofort zieht Zeisberger mit Papunhank nach dem Hauptort der dortigen Delawaren. Wilde Gestalten umringen ihn, als er am ersten Abend zu den Monsydelawaren am Lagerfeuer spricht: „Auch ihr seid berufen wie eure Brüder in Friedenshütten, berufen zum ewigen Leben!" (Vergl. das Titelbild dieses Buches, ein Gemälde von hervorragender malerischer Schönheit.) Seine Reden machen Eindruck, die Indianer nötigen ihn, ganz zu ihnen zu ziehen, — aber bei ihnen ist Zeisberger nicht lange geblieben, sie haben eben so schnell bald drauf wieder den Lügenpropheten geglaubt. — Zeisberger siedelte zu einem uralten Monsyhäuptling (120 Jahre alt soll er gewesen sein) in der Nachbarschaft über, wo ihm Gott wieder „einen Starken zum Raube gab": außer dem uralten Häuptling durfte er den als Kriegsführer und gewaltigen Redner berühmten Häuptling Glikkikan taufen, — in feierlicher Ratsitzung wurde Zeisberger in das Geschlecht der Monsys aufgenommen. Bald blühte auch hier, acht Stunden von der Mündung des Biberflusses eine christliche Ansiedlung auf, „Friedensstadt" genannt. Dem Starken folgte einer nach dem andern von seinen Leuten.

Aber auch in Friedensstadt war seines Bleibens nicht lange. Der Zug nach Westen, das innere Gesetz der europäischen Kultur in Nordamerika, führte auch die Brüdermission über die Genzen Pennsilvaniens hinaus. Netawatwes, der Oberhäuptling des ganzen Delawarenstammes, lud Zeisberger nach seiner Hauptstadt ein. Ein Landstrich an einem nördlichen Nebenfluß des Ohio, dem Muskingum, wurde der Mission überwiesen, und hier entstanden von 1772 an, die Ansiedlungen: Schönbrunn, ein neues Gnadenhütten, Lichtenau und Salem. Schon 1775 bildeten 414 Getaufte den Stamm der Gemeinden. Die Blockkirche in Schönbrunn war oft zu klein für die Menge der Andächtigen. Zeisberger wurde von den Indianern bewundert und geliebt. Er kannte ihre Gebräuche, er redete ihre Sprache, er dachte in ihren Gedanken, er hatte ihre Redeweise, ihre Schweigsamkeit und Besonnenheit angenommen, er führte die Axt, das Ruder und das Netz wie sie, sein Auge und seine Flinte waren sicher wie die ihrigen, und bei dem allen, die selbstlose glühende Heilandsliebe, die aus allem sprach, was er tat und sagte! Er hatte ihre Herzen in seiner Gewalt. Zehn Jahre waren die Gemeinden am Muskingum ein scheinend Licht unter den Indianern zur Ehre Gottes!

Da kamen die Kämpfe der dreizehn nordamerikanischen Kolonialstaaten, 1774 bis 1783, in welchen diese gegen England ihre Unabhängigkeit errangen und wieder mußte die Indianermission furchtbar darunter leiden. Wieder hatten Zeisbergers Indianergemeinden strenge Neutralität gewahrt, zum Zorn des englischen Gouverneurs. Endlich stachelten englische Agenten die Huronen auf, den christlichen Indianern am Muskingum den Garaus zu machen (die Cherokesen hatten den gleichen Antrag mit Entrüstung zurückgewiesen, hatten sie doch einst

Zeisberger in ihren Stamm aufgenommen!). 1781 standen 300 Huronenkrieger im Tal des Muskingum. Zeisberger hielt noch eine Abschiedspredigt, dann ließen Missionare und christliche Indianer in Geduld alles über sich ergehen. 400 Indianer folgten den Missionaren in die Gefangenschaft. Am Sandusky, mitten in der Wildnis, bauten sie sich kümmerlich an. Als die bittere Wintersnot sie zum Teil nach dem Tal des Muskingum zurücktrieb, um Mais von den noch nicht abgeernteten Feldern zu holen, wurden sie von den Amerikanern des Einverständnisses mit den Engländern beschuldigt, und 29 Männer, 27 Weiber und 34 Kinder wurden zu Gnadenhütten umgebracht!

Die seit 1783, als frei anerkannten Vereinigten Staaten, haben dann diese Schandtat wieder gut machen wollen: sie schenkten der Brüdergemeinde 10 000 Acker Land am Muskingum, und 1786 machten sich die 117 übriggebliebenen Indianer auf den Weg dorthin. Aber die Feindschaft der umwohnenden Stämme machte ihnen das Leben sauer. Nicht weit von den zerstörten Stätten legte Zeisberger, er war jetzt 77 Jahre alt, die Ansiedlung Gosen an, die dreizehnte, die er begründete. Ein ähnliches Aufblühen wie einst hat er nicht mehr erleben dürfen. Die vielen Kriegsunruhen hatten schädlich auf die umwohnenden Indianer eingewirkt. Aber einen stillen Lebensabend durfte er in Gosen feiern, umgeben von der Liebe und Verehrung seiner geistlichen Kinder und seiner jüngeren Mitarbeiter. Die Vollendung eines Gesangbuchs in der Delawarensprache war sein letztes Werk. Endlich verlor er sein Augenlicht; um so eifriger betete er. Unter Sterbegesängen der sein Lager umstehenden christlichen Indianer hauchte er am 17. November 1808, 87 Jahre alt, seinen Geist aus. Noch fünfzehn Jahre hat ihn die Ansiedlung Gosen überdauert. Dann wurde die Mission unter den Delawaren nach New-Westfield in Kansas jenseits des Mississippi verlegt. Äußerlich ist wenig von Zeisbergers Lebensarbeit übrig geblieben, — aber im Buch des Lebens steht geschrieben, daß seine Arbeit nicht vergeblich gewesen ist.

In Zeisbergers Lebensabend fällt die gewaltige Bewegung, von der wir im ersten Teil des Buches gehört: die evangelische Christenheit begann sich auf den Missionsbefehl des Heilandes zu besinnen und sich durch ihn für gebunden zu halten. Die großen englischen Missionsgesellschaften entstanden, und auch in Nordamerika bedeckte ein Missionsfrühling die Kirchenfelder der verschiedenen evangelischen Denominationen mit frischem Grün. Eine geradezu imponierende Menge von größeren und kleineren amerikanischen Missionsgesellschaften entstanden nach und nach, und fast alle nahmen die Arbeit unter den Indianern auf ihr Herz. So folgten die Missionare der Presbyterianer, der Brüdergemeinde, der Baptisten, der Methodisten, des American Board den 16 000 Cherokesen in ihre neue Heimat am Arkansas, als man sie zwang, das ihnen erst 1819 von der Regierung der Vereinigten Staaten angewiesene Gebiet im Staat Georgien schon wieder 1835 zu verlassen; so zogen die unter den Creeks, den Indianerstämmen südlich bis Florida, wohnenden Missionare mit, als auch diese zur Auswanderung nach dem Westen gezwungen wurden. Unter den Choktaws, die ursprünglich diesseits des Mississippi wohnten und ebenfalls nach dem Ar-

kansas ziehen mußten, erlebten die Missionare des American Board besonders erfreuliche Siege des Evangeliums, — zehn blühende Gemeinden finden wir unter ihnen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. — Es würde ermüden, wollten wir all die Indianerstämme aufzählen, denen ihre Wohnsitze genommen wurden, oder die, wenn sie blieben, von der Umarmung der Vereinigten Staaten erdrückt, von dem, was die vordringende Kultur mit sich brachte, wie von einer Seuche dezimiert wurden: die Missionare hatten es vor Augen, daß sie unter einem hinsterbenden Volke arbeiteten, aber sie wurden nicht müde. Es wird uns Deutsche besonders interessieren, von einer deutschen evangelischen Mission dieser Zeit unter den Indianern zu hören, von der deutsch-lutherischen Mission unter den Chippeways am Michigan, von deren Sprache wir eine Probe gaben.

Im Norden Michigans ließ sich 1845 eine deutsche Missionskolonie aus Franken nieder, um der dortigen, von der lutherischen Synode von Michigan geleiteten Mission einen Mittelpunkt zu schaffen und stiftete den Ort Frankenmuth. Pastor Crämer, der Seelsorger in Frankenmuth, war der erste Friedensbote, der die Indianer am Pine Giver aufsuchte. Da er nicht Zeit hatte unter den Indianern dauernd zu arbeiten, wandte er sich durch Pastor Löhe-Neuendettelsau an die luthersche Missionsanstalt zu Dresden um einen Gehilfen. Missionar Baierlein wurde gesandt und trat bald mit den Indianern am Pine River in freundschaftliche Beziehungen. 1848 gründete er die Station Bethanien, welche bald fröhlich aufblühte. Ein Kirchlein wurde gebaut, 1853 wurde zum erstenmal das heilige Abendmahl in Bethanien gefeiert. Missionar Baierlein mußte scheiden, — er war von Anfang an für Ostindien bestimmt gewesen, — Bruder Mießler war sein Nachfolger. Da wurden auch die Cheppeway-indianer von der Regierung zum Auswandern gezwungen. Die Leute von Bethanien zogen nach Isabella County, 30 Meilen von Bethanien entfernt. Mießler zog ihnen nach und siedelte sich 1861 in dichter Waldeseinsamkeit, nahe Isabella County an. Aber der Gemeindeglieder wurden immer weniger statt mehr, die Leute konnten sich nicht zum Ackerbau entschließen, verkauften ihre Urkunden über das ihnen zugewiesene Land und zogen fort. — Eine andere, gleichfalls mißlungene Mission hat die lutherische Synode von Jowa, die mit Pastor Löhe-Neuendettelsau Verbindung hatte, zu verzeichnen. Diese Mission wurde diesseits der Felsengebirge unter den Krähen-Indianern 1858 begonnen. Den Yellowstone River hinaufziehend, waren die Missionare zu diesen Indianern gekommen, mit denen sie in der Gegend des Powderriver umherzogen. Ein Missionar wurde bald ermordet, die beiden andern lebten noch einige Jahre mit dem unstäten Volk, dessen Untergang unvermeidlich schien, da es sich nicht zum Ackerbau bewegen ließ. Bei einem Indianeraufstand 1865 mußten die Missionare weichen.

Zu all diesen Hemmnissen der Mission kam 1861—65 der furchtbare Krieg, der ganz Nordamerika in allen seinen Fasern erschütterte, der Krieg um der Sklavenfrage willen. Diese war in Nordamerika nicht eine christliche

und philanthropische geblieben, sondern eine politische geworden. Schon in den vierziger Jahren hatten sich die verschiedenen Denominationen der Vereinigten Staaten in nördliche und südliche Baptisten, Methodisten, Presbyterianer rc. gespalten. Die Hauptmissionen waren in den Händen der Kirche des Südens. Die christlichen Cherokesen, Choktaws u. s. w. wurden also vom Norden mit als Rebellen behandelt, — denn die Südkirchen und ihre Indianergemeinden waren, im Gegensatz zum Norden, nicht für die Abschaffung der Sklaverei. So wurden die Missionsstationen von den Schrecken des Krieges furchtbar betroffen, — wie z. B. die Station New-Springplace der Brüdergemeinde unter den Cherokesen am 2. September 1862 dem Erdboden gleich gemacht wurde. Wieder ergriffen die heidnischen Indianer mit Feuereifer die Gelegenheit, ihrem Haß gegen die Weißen Luft zu machen, das Missionswerk aber war weit und breit gelähmt, — lange hat es gedauert, bis sich die Verhältnisse wieder so beruhigten, daß an eine erfolgreiche Fortsetzung der Missionsarbeit gedacht werden konnte.

Machen wir schließlich noch einen Besuch auf dem „Indianergebiet", so heißt das Territorium, in welches die Regierung der Vereinigten Staaten vor 60 Jahren die Indianerstämme, welche in den östlichen Staaten wohnten und dort den weißen Ansiedlern hinderlich wurden, zurückgedrängt hat. Mit der Eisenbahn von New-York nach Südwesten reisend, erreichen wir das Indianergebiet in vier bis fünf Tagen. Das Indianergebiet ist etwa 4½ Mal so groß als die Provinz Brandenburg. Natürlich hausten hier schon andre Indianer, ehe die von Osten kamen. Jene sind nun auch auf bestimmte Strecken eingeschränkt worden. Für das Land, das man ihnen abgenommen hat, erhalten sie jährlich bedeutende Lieferungen an Lebensmitteln von der Regierung, die überall Militärposten hat, um die Ruhe unter den verschiedenen Stämmen aufrecht zu erhalten. Auf dem Indianergebiet darf kein Weißer Land erwerben, aber pachten darf er's, und so sind denn auch Hunderttausende von Morgen an Aktiengesellschaften verpachtet, — fünf bis sieben Pfennig pro Morgen aufs Jahr! Die Aktiengesellschaften schicken ihre Dienstleute hierher, die mit großen Rinderherden in der Wildnis ein halb indianisches Leben führen. Mit diesen Cowboys = Kuhjungen, oft Leuten schlimmster Sorte, kommen die Indianer in Berührung und lernen von ihnen nichts Gutes. Branntweingenuß und Unzucht richten unsagbares Elend an. Zwei Eisenbahnen gehen durch das Indianergebiet, so hat es jeder Abenteurer und Glücksritter leicht, hierher zu kommen. Manch einer denkt, der dies liest und das Vorhergehende gelesen hat: „Das Schicksal der Indianer ist doch schon besiegelt, sie sterben eben aus, was soll man sich noch mit ihnen mühen?" Aber so denkt die Mission eben nicht. Je kränker und schwächer das Kind, um so liebevoller nimmt sich die Mutter seiner an. So sind unter anderen die **Mennoniten** gekommen, Christen, die zwar mancherlei Besonderheiten haben, aber in etlichen Teilen des deutschen Vaterlandes als gute gläubige Christen bekannt sind. Viele waren nach Amerika ausgewandert und hatten hier besondere deutsche Mennonitengemeinden gebildet. Diese haben sich der armen Indianer mit großer Liebe angenommen. Als Kolonisten haben

sich eine Anzahl von Mennonitenfamilien unter den Indianern niedergelassen, um diese zu lehren, in seßhafter Lebensweise sich von dem Ertrag der Äcker zu nähren. Die Mennoniten wohnen unter den Stämmen der Arapho- und Scheyenneninianer. In Darlington, und 13 bis 14 Meilen nördlicher, sind zwei Militärstationen. Aber die Indianer schlagen bald hier bald dort ihre Zelte auf, 359 Quadratmeilen stehen ihnen zur Verfügung. Ihre Zelte sind wie einst in alter Zeit; ihre Kleidung besteht meist aus Decken, denn die Jagd liefert nicht mehr genügend Felle, ja mit der Jagd ist's überhaupt nichts mehr, — so sind die Männer vollständige Nichtstuer, die Frau hat die Arbeit zu leisten, soweit solche nötig ist, denn die Regierung liefert ihnen regelmäßig Mehl, Zucker, Kaffee, Speck, Salz, Bohnen und Schlachtvieh. Die Medizinmänner stehen immer noch in hohem Ansehen bei ihnen, immer noch treiben diese ihren Hokus-Pokus, so wie es der Aberglaube der Indianer verlangt, um ihre Geisterfurcht zu beschwichtigen. Immer noch klagen sie beim Sterben ihrer Lieben als „die keine Hoffnung haben!" In Darlington und der anderen Militärstation wohnen nun die Mennonitenkolonisten und lassen sich vor allen Dingen die Schularbeit angelegen sein, denn „wer die Jugend hat, der hat die Zukunft". Hier in den Schulen lernen die Indianerkinder die englische Sprache, — die ihnen ja von dem größten Nutzen ist. Leider ziehen ja nun aber die Eltern immer hin und her; von dem Hause der Eltern aus können also die Kinder die Schule nicht besuchen. So hat man Kostschulen eingerichtet, in denen die Kinder wohnen unter Aufsicht ihrer Lehrer und Erzieher. Oft hält es schwer, die Eltern zu bewegen, daß sie ihr Kind hergeben. Aber gegen 200 Kinder sind in den beiden Kostschulen doch. Zweimal im Jahr gibt's Ferien, dann dürfen die Kinder zu ihren Eltern zurück. Vor den Sommerferien ist Prüfung im Freien. Dazu kommen oft hunderte von Indianern. Manche Kinder wollen lieber in den Ferien in der Schule bleiben, als zu ihren Eltern zurückkehren. Das Weihnachtsfest in der Kostschule ist der größte Freudentag im ganzen Jahr.

Viel mühevoller ist die Arbeit an den Alten. Es gehört ein Eliot und ein Zeisberger dazu, um fließend in der Indianersprache predigen zu können, und außerdem waren die Indianer damals andere Leute als jetzt! Man kann den Vergleich mit einem wilden Adler, der todestraurig und träge im Käfig sitzt, nicht los werden. Sie sagen wohl „ja", die Indianer, zu dem was die Missionare ihnen predigen, aber gleich darauf fallen sie wieder in ihre alte heidnische Gewohnheit zurück. Natürlich fehlt es nicht an einzelnen hocherfreulichen Erfolgen der Missionsarbeit, auch nimmt der Einfluß der Zauberer ab, und der Aberglaube verliert seine Kraft, manche Eltern bitten von selber um Aufnahme ihrer Kinder in die Missionsschule, manch ein Indianer ist von dem Missionar begraben worden, ohne daß ein Medizinmann es hätte wagen dürfen, mit den heidnischen Zeremonien zu kommen, — aber es ist eine Geduldsarbeit, diese Arbeit unter dem hinsterbenden Volk!

Im September 1894 fand in Minnesota eine Konferenz von Freunden des Indianerschulwesens statt, an welcher sich 160 Indianerinspektoren,

-Agenten und -Missionare aus 13 Unionsstaaten beteiligten. Die Mehrzahl der evangelischen Missionsfreunde und Missionare war gegen den Fortbezug von Subventionen für die Schulen, wie sie die Regierung bisher geleistet hatte. So haben denn auch alle an der Indianermission beteiligten Missionsgesellschaften und Kirchen mit Ausnahme der Mennoniten und Lutheraner auf weitere Regierungszuschüsse Verzicht geleistet. Die Regierung selbst hat übrigens 95 Schul- und Erziehungsinstitute für die Indianerjugend.

Zu den Lichtpunkten der Indianermission gehört schon lange die Arbeit unter dem Dakotavolk, in welchem, um nur eins zu erwähnen, die Presbyterianer und Kongregationalisten 30 Jünglingsvereine mit 1000 Mitgliedern haben.

Die Dakota oder Sioux sind jetzt fast ganz christianisiert, ja sie haben einen eignen, lebenskräftigen Missionsverein!

17. Kapitel.

Mittelamerika.

Westindien und Moskitoküste.

Im ersten Teil dieses Buches haben wir schon gehört, wie die Spanier, nach Entdeckung Westindiens durch Columbus, in schändlichster Weise die Eingeborenen bedrückt und vernichtet haben, und wie schnell das Ausrottungswerk unter den Arawaken, den Ureinwohnern der großen Antillen vor sich gegangen ist. Etwas länger haben sich die Kariben auf den kleinen Antillen gehalten. Ehe jedoch die Ausrottung der Indianer absehbar war, sann man schon darauf, für diese schwachen, zur Arbeit unfähigen Menschen, ein stärkeres Geschlecht einzuführen. Es war herzliches Mitleid, das dem edlen Bartholomeo de las Casas den Gedanken eingab, von den stark gebauten Negern Westafrikas, die vielfach schon als Sklaven die Arbeit gewöhnt seien, Arbeiter nach Westindien herüberzuholen. Er hat es auf seinem Sterbebette schmerzlich bereut, einen solchen Rat gegeben zu haben, aus dem ein neuer Strom der Grausamkeit im Sklavenhandel sich über Westindien ergoß. Karl V. erteilte 1517 Lebresa, einem Flamländer, seinem Günstling, das Privilegium, jährlich 4000 Afrikaner nach Westindien herüberzubringen. 1542 hat er freilich den Sklavenhandel wieder verboten, aber Philipp von Spanien hob das Verbot wieder auf. Es dauerte nicht lange, so zählte man auf den westindischen Inseln ebensoviel Neger als Spanier.

Die Portugiesen, welche allein afrikanische Besitzungen hatten, hatten lange Zeit den Aktivhandel allein, allmählich folgten ihnen die Engländer, Franzosen, Holländer, Dänen, ja selbst die Brandenburger. England hatte im Jahre 1725 z. B. allein 200 Sklavenschiffe. Am 1. Januar 1808 wurde der Sklavenhandel im ganzen Gebiet des britischen Reiches gesetzlich verboten; die andern europäischen Mächte folgten Englands Beispiel. Außer dem Sklavenhandel bevölkerte auch die Kolonisation europäischer Völker die ihrer Ureinwohner beraubten Inseln. Niederländer, Engländer und Franzosen kämpften hie und da um den Besitz einer Insel, aber wer sie auch besitzen mochte, an europäischen Kolonisten, die hier das Glück suchten, fehlte es nie. So entstand denn eine buntgemischte

Bevölkerung: Weiße, Neger, Mulatten (Kind einer Negerin und eines Weißen), Quadronen (Kind einer Mulattin und eines Weißen), und Mestizen (Kind einer Quadrone und eines Weißen). Kinder von Mulatten und Negerinnen heißen Sambos. Aber auch die Inseln selbst haben durch den Plantagenbau und die vielen eingeführten fremden Pflanzen ein ganz andres Aussehen erhalten.

Suchen wir die Neger in Westindien etwas näher kennen zu lernen. Tausend Schritt vom Wohnhaus des Plantagenbesitzers liegen ihre, mit Zuckerrohrblättern gedeckten, mit Kalk angestrichenen Lehmhütten. Die Alten, oft hundertjährigen, sind zu Hause. Die Arbeitsfähigen schwingen in der glühenden Sonne ihre Hacke. Vierecke werden aufgelockert, in jedes wird der Steckling eines Zuckerrohrs gepflanzt. Als Stecklinge werden die bei der Ernte abgeschnittenen Spitzen des Rohres benutzt. Acht bis vierzehn Tage später sprossen die Schößlinge hervor. Bei der Ernte wird das zwölf Fuß hoch emporgewachsene Rohr mit Hackmessern in Stücke gehauen und nach der Mühle gefahren. Jeder hat ein Stück Rohr im Mund und saugt fröhlich den süßen Saft. In der Mühle wird der Saft des Rohres ausgepreßt und gesotten. Des Abends vergnügen sich Männer und Weiber durch Tanz. Lügenhaftigkeit, Unredlichkeit und Dieberei, Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, Eitelkeit und Unsittlichkeit sind hervorstechende Züge in dem Bilde dieser Neger, daneben zeigen sie einen fröhlichen Sinn mit gutem Humor, Vorliebe für Musik und Gesang und ein großes Nachahmungstalent, — sie sind geborne Schauspieler. — Jahrhunderte haben nun die Plantagenbesitzer, und vor allem die Mutterländer der westindischen Kolonien, diese Neger in geistiger und geistlicher Verkommenheit gelassen, weder sie noch ihre Kinder unterrichtet oder mit dem Evangelium bekannt gemacht. Zur Begehungssünde der europäischen Völker kam die ebenso schwere Unterlassungssünde. Für das materielle Dasein der Schwarzen sorgte man je länger je besser, aber auf den Gedanken, diesen „Karrikaturen von Menschen“ die Erziehung des Christentums zuteil werden zu lassen, kam man nicht.

Da war's wieder die Brüdergemeinde, welche, getreu ihrem Grundsatz und Gelübde, „zu denjenigen Heiden zu gehen, zu denen sonst niemand gehen will,“ sich dieser Armen zuerst annahm. Wir wissen aus dem ersten Teil dieses Buchs, wie Graf Zinzendorf von Anton, dem Kammermohren beim Grafen Laurvig, in Herrnhut besucht, und wie ihm das Herz gerührt wurde durch die Erzählungen des Negers von seinen Geschwistern Abraham und Anna, dem leiblichen und geistigen Elend seiner Landsleute in Dänisch-Westindien, und wie am 21. August 1732 die ersten Sendboten der Brüdergemeinde: Leonhard Dober und David Nitschmann ihre Reise nach Westindien antraten, freudig bereit, den Sklaven das Evangelium zu bringen, „wenn sie auch selber Sklaven werden müßten, um mit ihnen in Verkehr treten zu können“. Vom 13. Dezember 1732 bis 17. April 1733 waren beide zusammen auf der Insel St. Thomas, östlich, nahe bei Porto Rico. Sie erwarben sich ihren Unterhalt durch Arbeit; die Weißen hatten nur Hohn für sie, aber die Neger begriffen, daß sie ihre Freunde seien, wenn sich auch niemand von ihnen voll und ganz für Christum entschied. Auch mußte Dober 1734 schon

wieder fort, da er zum Oberältesten in Herrnhut berufen ward, und bis 1736 ruhte die kaum begonnene Missionsarbeit der Brüdergemeinde in Westindien wieder völlig. In diese Periode fällt das traurige Ereignis, das den Anlaß zu dem im ersten Teil erwähnten allbekannten Vers gegeben hat: „Es wurden zehn dahingesät ꝛc.“ 18 Personen, 14 Brüder und 4 Schwestern der Brüdergemeinde, waren als Kolonisten nach den Besitzungen des dänischen Kammerherrn von Pleß auf St. Croix, Westindien, gereist. Sie überbrachten Dober seine Abberufung



Friedrich Martin.

und fuhren nach St. Croix, der Nachbarinsel, wo in kurzer Zeit ihrer zehn dahingerafft wurden. Elf wurden nachgesandt, aber wieder forderte das Klima seine Opfer, — nur wenige kehrten elend nach Hause zurück. Matthäus Freundlich aber blieb auf St. Thomas zurück. Gott hatte ihn zum Gehilfen des Mannes ausersehen, den Zinzendorf „den treuen Zeugen“ nannte und dessen Andenken noch heute in dem Munde der Negerbevölkerung jener Inseln fortlebt:

Friedrich Martin. Am 23. März 1736 stieg er in St. Thomas ans Land, um Dobers Arbeit wieder aufzunehmen. Von Hause aus Katholik, drang

er durch das Lesen der Bibel in die Wahrheit des Evangeliums ein, wurde aus seiner Kirche ausgestoßen und wanderte von österreichisch Schlesien, seiner Heimat, nach Herrnhut.

Er war bereit, um seines Heilandes willen, alles zu leiden und zu wagen. 1735 brach er zu Fuß nach Holland auf, begleitet von Bönicke, einem andren Herrnhuter Bruder, der beide mit seinem Schneiderhandwerk ernähren sollte. In Ebersdorf durfte Martin Pate des Negerknaben Carmel Ohly werden, den Dober aus Westindien mitgebracht hatte. In Holland lernte er eifrig Holländisch, die Sprache, mit der man auf Westindien am weitesten kam. In St. Thomas angelangt, gewann Martin fast spielend das Vertrauen der Schwarzen, die Dober um sich gesammelt hatte. Natürliche Freundlichkeit, gepaart mit wahrer Herzensdemut, gewinnt einem die Herzen, — wie vielmehr die Herzen armer Sklaven! Martin hielt den Negern Bibelstunden und unterrichtete ihre Kinder. Ein junger Neger, namens Immanuel, der nachher sein treuer Gehilfe wurde, schloß sich jetzt schon besonders eng an ihn an.

Unermüdlich reiste er auf den Plantagen umher, obgleich er von Anfang an körperlich leidend war, besuchte auch gleich im ersten Jahr den Rest der Kolonisten auf St. Croix, die schon einen kleinen Kreis von erweckten Negern um sich gesammelt hatten. Im Herbst visitierte Spangenberg, der Gehilfe Zinzendorfs, die Mission in St. Thomas. Er fand schon 200 Neger, welche nach der Wahrheit Verlangen zeigten und konnte zu seiner Freude drei von ihnen, darunter den erwähnten Immanuel, taufen, — des Kammermohren Geschwister waren nicht darunter. Eine Mulattin, Rebekka, lernte Spangenberg kennen, welche, von einem katholischen Priester getauft, sich an Martin angeschlossen hatte und eifrig ihren Schwestern vom Heiland erzählte. Leider trübte sich das Verhältnis zwischen Martin und Bönicke durch des letzteren Unverträglichkeit. Bönicke ging bald seine eigenen Wege. Er ist später vom Blitz erschlagen worden. In Matthäus Freundlich aber, der gerade damals von St. Croix eintraf, erhielt Martin einen neuen, treuen Gehilfen.

Wie ein Sauerteig wirkte das Evangelium unter den Sklaven, ja wie ein Lauffeuer verbreitete sich seine Friedens- und Freudenbotschaft. Die abendlichen Zusammenkünfte am Schluß der Plantagenarbeit waren ungemein besucht. Es wurde gepredigt und katechisiert bis Mitternacht. Die aus entfernten Plantagen Gekommenen schickte Martin früher fort. 1738 hatte er 30 Getaufte. Schon fing Martin an, dieselben zu einer geordneten kirchlichen Gemeinschaft zusammenzuschließen. Er ernannte fünf Nationalgehilfen, vier Männer und eine Frau. Jeder hatte seine Gruppe wöchentlich einmal um sich zu versammeln, zu Besprechungen und zum gemeinsamen Gebet. Außerdem stellte er „Ermahner“ an, die den Lebenswandel der Getauften und Heilsverlangenden überwachten. Die, welche sich der Gemeinde anschlossen, mußten ihre Ehe einsegnen lassen, auch führte er Kirchenzucht ein. Freundlich war einer der ersten, den er traute, und zwar mit der Mulattin Rebekka. Dann kaufte er, eine Stunde von Tappus, der Hauptniederlassung der ganzen Insel, dem Sitz der Behörden und Kaufleute, eine

Plantage für die Mission (2800 Mark), „der Posaunenberg" genannt, inmitten von zahlreichen Plantagen, deren Neger sich zum Teil an das christliche Gemeindlein schon angeschlossen hatten.

Doch nicht durch lauter Sonnenschein gingen Martins Wege. Sein Reisekamerad und Mitarbeiter Bönicke wird, wie schon erwähnt, 1737 vom Blitz erschlagen, das Schönewecksche Herrnhuter Ehepaar stirbt, kaum in St. Thomas angelangt, vor allem aber, die namenchristliche weiße Bevölkerung der Insel gerät mit den wachsenden Missionserfolgen in immer größeren Haß und Fanatismus gegen die Missionare.

„Je mehr man die Sklaven in dem Zustand ihrer Verdummung und Tierheit erhält, um so wohler fühlen sie sich in ihrem Los, und desto leichter haben es ihre Herren." Das waren die Grundsätze der Sklavenhalter. Die Brüder dachten nicht daran, die Sklaven zu freien Männern zu machen, sie wollten sie nur als Miterlöste teilnehmen lassen an den geistlichen Gütern in Christo, aber die Sklavenhalter witterten natürlich in der Anhänglichkeit der Sklaven an die Missionare die Ansätze zu einer sozialen Revolution! Und seltsam, sogar ein reformierter holländischer Prediger, Domine Borm, in St. Thomas zur Pastorierung der Holländer eingesetzt, suchte die Missionare zu vertreiben und der Mission für immer ein Ende zu bereiten. Er denunzierte Martin beim Gouverneur, daß Martin taufe und traue 2c., ohne ordiniert zu sein. Dazu wurden Martin und das Freundlichsche Ehepaar wegen Eidesverweigerung in einer anderen Sache ins Gefängnis geworfen, — vom Fenstergitter aus predigten sie zu den das Gefängnis scharenweise umlagernden Negern! Martin hatte Freundlich und Rebekka getraut; jetzt setzte es der Domine Borm, der selber mit seiner farbigen Haushälterin ungetraut zusammenlebte, durch, daß Freundlich wegen wilder Ehe mit 100 Talern, zahlbar binnen 24 Stunden, oder Anschmiedung an die Schandkarre, Rebekka zum Verkauf in die Sklaverei verurteilt wurde, weil ja die Trauung durch Martin null und nichtig sei, — da, gerade als der Richterspruch perfekt werden sollte, langte Graf Zinzendorf (vergl. ersten Teil) auf St. Thomas an, am 29. Januar 1739, mit zwei Brüderehepaaren, als neuen Mitarbeitern. Der sandte zum Gouverneur, um sich die Gefangenen auszubitten, was dieser, nicht schlecht erschrocken, sofort gewährte. Die Geschwister wurden in Freiheit gesetzt, und als ein königlicher Befehl Martins Ordination nochmals ausdrücklich als zu Recht bestehend anerkannte, war die ungestörte Weiterarbeit der Brüdermissionare gesichert.

Ganz überwältigt von den Spuren göttlichen Lebens unter den 700 Negern, die Martins Gemeinde bildeten, weilte Graf Zinzendorf bis zum 19. Februar auf St. Thomas.

Im nächsten Jahr erhielt Martin einen Gehilfen, unter dem, bald nach seiner Ankunft, eine Art Erweckung unter den Negern stattfand, den treuen, gefühlvollen Georg Israel, voll glühender Liebe zum Heilande. Während Martin die amerikanischen Brüdergemeinden besuchte, hat Israel 128 Personen taufen können. (1740—1741.) Abgesehen von dieser Reise nach Amerika und einer nach Europa, sehen wir nun Martin bis an sein Lebensende zwischen

Thomas, St. Croix und St. Jan hin- und herfahren. Auf den beiden letzteren hatte er 1744 und 1745 je eine Plantage für die Mission kaufen und sehr bald zwei und vier Erstlinge taufen können. 1749 erschien Zinzendorfs Schwiegersohn, Herr von Watteville, zu einer Visitation der Brüdergemeinden in Dänisch-Westindien. Zu seiner Freude konnte er Martins Missionsgrundsätze fast durchweg billigen, während er Martins Mitarbeiter hie und da auf Schäden und Versehen aufmerksam machen mußte, — sie hatten wenige Kinder nur getauft, hatten es an der Seelsorge an Schwankenden fehlen lassen, hatten Vielweiberei vor der Taufe als Taufhindernis aufgefaßt ꝛc. Martin entschlief am 1. Februar 1850.

Georg Weber leitete die westindische Mission im nächsten Jahrzehnt, einer Zeit des Friedens. Mit der Erbauung einer neuen Kirche auf der Plantage der Brüder, Friedrichsthal, wurde das Zentrum der Mission dorthin, nach St. Croix verlegt, wo auch der Gouverneur wohnte.

Am Westende der Insel entstanden bald hintereinander zwei Stationen; auf St. Thomas war auch die Kirche auf dem Posaunenberge, jetzt Neu-Herrnhut, zu klein geworden, man baute eine zweite an der Krumbai (später Nisky) für die Bevölkerung der westlichen Hälfte. Ehe Graf Zinzendorf starb (1760), konnte ihm noch die Nachricht gebracht werden, daß am 6. Januar 1760 der 1000ste erwachsene Heide auf St. Thomas getauft sei! Bis 1784 stand der zum Bischof geweihte Martin Mack an der Spitze der Mission, 23 Brüder und Schwestern waren um ihn. Eine große Hilfe waren bei dem beständigen Wachsen der Gemeinden die Nationalhelfer. Einer der hervorragendsten war Cornelius, der fünfzig Jahre lang, bis in sein hohes Alter, treulich sein Amt versah. Bis 1767 war er Sklave. Aber als geschickter Maurer verdiente er soviel, daß er seine Frau und sich los kaufen konnte. Er sprach kreolisch, (die Sprache der westindischen Neger), holländisch, deutsch, englisch und dänisch geläufig. Sein seliger Heimgang bezeugte sein gereiftes inneres Leben.

Aber die Brüder blieben nicht auf drei Inseln. Wir können sie nicht auf ihren einzelnen Reisen begleiten.

Ich gebe in folgendem einen Überblick über die Brüdermission auf allen westindischen Inseln. Die eingeklammerten Zahlen hinter den Inselnamen bedeuten das Gründungsjahr der Brüdermission auf der Insel: 1. Jamaika (1754) jetzt 20 Hauptstationen, 7 Nebenstationen, 22 weiße Missionsarbeiter, 37 Missionsarbeiter überhaupt; 16499 Getaufte. 2. St. Thomas (1732) und St. Jan (1754) 5 Hauptstationen, 9 weiße Missionsarbeiter, 1949 Getaufte. 3. St. Croix (1740) 3 Haupt-, 1 Nebenstation, 6 weiße, 2 farbige Missionsarbeiter, 2881 Getaufte. 4. Antigua (1756) 8 Haupt-, 5 Nebenstationen, 8 weiße, 5 farbige, 13 Missionsarbeiter überhaupt, 6925 Getaufte. 5. St. Kitts (1777) 4 Stationen, 2 weiße, 4 farbige Missionsarbeiter, 3929 Getaufte. 6. Barbados (1765) 4 Haupt-, 3 Nebenstationen, 2 weiße, 4 farbige Missionsarbeiter, 3817 Getaufte. 7. Tabago (1790 [1827]) und Trinidad (1890) 4 Haupt-, 3 Nebenstationen, 6 weiße, 4 farbige Missionsarbeiter, 3538 Getaufte. Summa: 48 Hauptstationen, 19 Nebenstationen, 89 Missionsarbeiter, 39538 Getaufte.

Unmöglich kann hier eine geschichtliche Darstellung dieses ausgebreiteten Werkes gebracht werden, 2 Fragen nur seien berührt 1) die Sklavenemanzipation, 2) die Selbständigmachung der heidenchristlichen Gemeinden.

Am 21. August 1832 feierte man auf St. Thomas den 100jährigen Stiftungstag der Brüdermission. Der Generalgouverneur gab allen christlichen Negern den Tag frei. Zur Festpredigt in Friedensfeld strömten auf dem Festplatze über 10 000 Menschen zusammen. Der Generalgouverneur mit militärischer Begleitung war da; Bruder Klingenberg predigte über Psalm 72, 17—19, Kanonenschüsse erdröhnten, das Musikkorps begleitete die Choräle.

Noch jubelnder aber wurde auf den Inseln von britisch Westindien die Nacht vom 31. Juli zum 1. August 1834 gefeiert, welche den Negersklaven die Freiheit brachte. Der afrikanische Sklavenhandel war durch den Beschluß des englischen Parlaments schon 1807 abgeschafft, aber das Ziel war die Abschaffung der Sklaverei selbst, und die Männer, die den Parlamentsbeschluß durchgesetzt, der edle Wilberforce an der Spitze, ruhten nicht, bis dieses Ziel erreicht war. Und er sah am Schluß seines Lebens noch seine rastlosen Bemühungen gekrönt. Mit zwanzig Millionen Pfund Sterling kaufte England alle Sklaven in seinen Kolonien los: „vom 1. August 1834 ab“, so bestimmte das Gesetz, „hört die Sklaverei auf, doch bleiben die früheren Sklaven als „Lehrlinge“ bei ihren Herren und arbeiten bei ihnen unter festgesetzten Bedingungen. Nach vier Jahren sollen die Hausneger, nach sechs Jahren die Feldneger entlassen werden.“ Ein ungeheurer Jubelsturm erhob sich. Auf Antigua z. B. waren in der Nacht zum 1. August alle Kirchen überfüllt. Als die Mitternachtsstunde schlug und, auf Aufforderung der Geistlichen, die Versammelten niederknieten, dröhnte plötzlich ein gewaltiger Donner über die Insel hin, als ob Gott die höchste Sanktion gäbe zu dem Beschluß eines irdischen Königs. Jede Stadt, jedes Dorf in britisch Westindien trug festliches Gepräge, — wohl den Orten und Gemeinden, wo die Mission vorgearbeitet hatte, daß das Übermaß des Glücks und der Rausch der Freiheit an der christlichen Zucht und dem Gehorsam gegen den Sohn Gottes, der sie schon recht frei gemacht, seinen Widerhalt fand! Das war freilich nur die Ausnahme. Die Regel war, daß die Neger gar nicht wußten, wie sie ihren Übermut auslassen sollten, und als die Emanzipation der Feldneger in Kraft trat, gab es auf vielen Plantagen weit und breit keine Arbeiter mehr, — die Neger verschafften sich selber Grund und Boden, auf dem sie selbständig kleine Kulturen unternahmen. Dazu wurden in England, 1846, die Schutzzölle für Kolonialwaren aufgehoben, der auf Cuba mit Sklavenarbeit gebaute Zucker füllte die Märkte, und die englischen Kolonien konnten dagegen nicht aufkommen. Endlich führte man Kulis aus Ostindien und China ein, freie Arbeiter, die kontraktlich für eine Reihe von Jahren gebunden wurden. So kam nach Westindien ein ganz neues Element der Bevölkerung. Allein auf Jamaika waren bis 1856 18000 Kulis eingeführt! Dänemark folgte England in der Sklavenemanzipation im Jahre 1847, auf den niederländischen Inseln schlug erst am 1. Januar 1860 die Befreiungsstunde. Dänemark hatte sich gesichert: die befreiten Sklaven auf seinen Inseln

durften sich nicht ansiedeln, wo sie wollten, sondern sie mußten in ihren Wohnungen verbleiben, jede Familie hat ihren Hof und Garten und erhält, neben dem Wochenlohn, Naturalien. Der Samstag ist ein freier Tag, an ihm geht das junge Volk zum Religionsunterricht, der Sonntag ist selbstverständlich Feiertag. Das dänische Gesetz hatte zuerst angeordnet, daß alle, vom 28. Juli 1847 an geborenen Negerkinder, frei sein sollten, und daß erst, nach einer Übergangszeit von zwölf Jahren, die Sklaverei gänzlich aufhören sollte. Dies Gesetz erregte große Unzufriedenheit. Es kam im Jahre 1848 auf St. Croix zu einem Aufstand, eine große Menge Neger drang in Frederikstadt ein und demolierte die öffentlichen Gebäude, — der Generalgouverneur erklärte, eingeschüchtert, ohne weiteres, das vollständige Aufhören der Sklaverei, die Neger kehrten auf die Plantagen zurück, und es kam zur friedlichen Regelung des neuen Verhältnisses zwischen Arbeitern und Arbeitgebern. In dänisch Westindien hatte übrigens die Regierung durch die, 1836, eingeleitete Reform des gesamten Schulwesens die Freilassung der Sklaven vorbereitet. Sie errichtete zahlreiche Landesschulen und hatte den dringenden Wunsch, daß die Brüder diese neue ausgedehnte Schultätigkeit übernehmen möchten. Trotz mancher Schwierigkeiten, — die Staatsschulen sollten die Kinder aller Konfessionen vereinigen, — hat die Brüdergemeinde die Arbeit freudig übernommen. Die Unterrichtssprache war das Englische. Nach der Sklavenemanzipation wurde für die Brüder die Frage nach dem Ziel ihrer Missionsarbeit bald eine brennende. Dem Namen nach wenigstens, waren die westindischen Inseln zum größten Teil christianisiert. So faßte schon 1848 die Generalsynode die Aufgabe ins Auge, „die englisch-westindischen Urgemeinden allmählich in den Stand zu setzen, ihre künftige Bedienung aus sich selbst heraus zu besorgen, und die dazu erforderlichen Kosten selbst aufzubringen." So entstanden im Lauf der Jahre zwei Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar, 1876 das theologische Seminar in Fairfield und 1900 das in St. Johns (Antigua). Mit der Selbsterhaltung der Gemeinden aber hatte es seine Schwierigkeiten, welche durch eine wirtschaftliche Krise (Zuckerexport), in den achtziger Jahren, noch größer wurden. Die Brüdergemeinde hatte seit 1879 ihren Jahreszuschuß von 60 000 Mark jährlich um 6000 Mark verringern wollen, dann würde er im Jahre 1889 ganz aufgehört haben. Aber noch im Jahre 1898 mußten fast 30 000 Mark beigesteuert werden. So muß es bis auf weiteres bei einem Zuschuß verbleiben. Dagegen sind die beiden Missionsprovinzen der Brüdergemeinde in Westindien (vergl. S. 509) seit der letzten Generalsynode als Synoden der Brüdergemeinde angegliedert worden, indem sie eine Synodalverfassung erhielten.

Es war im Jahre 1898. Im Schatten eines breitästigen alten Mangobaums auf dem Kirchhof des Posaunenberges von St. Thomas stand der Missionsdirektor D. Buchner von der Brüdergemeinde, der sich auf einer viermonatlichen Visitationsreise durch Westindien und Guyana befand. 56 Gräber von Brüdern und Schwestern, die dem Herrn der Mission gedient, lagen zu seinen Füßen. Der Kirchhof, der älteste Gottesacker der Brüdermission, lag ziemlich wüste, die alte Missionsstation Neu-Herrnhut am Posaunenberg, die älteste

Station der Brüdermission, war verlassen, das Missionshaus dem Einsturz nahe. Neu-Herrnhut ist jetzt Filial von St. Thomas. 170 Jahre sind vergangen, seit die ersten Friedensboten hieher kamen; was ist aus ihrer Arbeit geworden? Die Stadt dort unten ist Beweis genug, daß sie nicht vergeblich gewesen ist. Noch an demselben Tage hat Buchner in der Jubiläumskirche zu St. Thomas vor 2000 andächtigen Zuhörern — befreiten Negersklaven — gepredigt. Besonders hat es ihn dann nach Jamaika hingezogen, wo in Fairfield einst seine Wiege stand. Auch hier redet die Missionsgeschichte eine gewaltige Sprache und mahnt zum Dank gegen Gottes Barmherzigkeit. Vor 100 Jahren 2 kleine Gemeinden mit zirka 200 Seelen, und heute: 20 Stationen, 7 Außenplätze, 327 Nationalhelfer und -helferinnen, 58 Schulen mit 7983 Kindern, 1 Gehilfenschule (welche uns das Bild vorführt), fast 17000 Gemeindeglieder! An der Südküste liegt die Station Salem, auf einem Hügel mit unbeschreiblich schöner Aussicht. Auch hier, obgleich es Wochentag war, war die Kirche gefüllt. Im Zwiegespräch miteinander begrüßte der schwarze Bruder Charly und die Gemeinde den Direktor: „Was haben wir heute gesehen?" „Die Liebe haben wir gesehen, die zu uns übers Meer gekommen ist, um ums zu begrüßen." Von der Liebe Gottes, die sich der Sünder annimmt, redeten sie zu ihrem Gast. Fairfield liegt mehr landeinwärts, doch sieht man auch von dort aus noch das Meer. Wie herzbeweglich, die Alten zu sehen und zu sprechen, die einen als Kind gekannt, wenn ein Leben schon zwischen dem Jetzt und der Kindheit liegt! „Wir haben dich nur nach Deutschland geborgt, du bist unser, du mußt bei uns bleiben," sagten die Fairfielder zu Buchner. Sehr originell war die Art, wie Buchner die Kirchenräte in Jamaika an den Gedanken gewöhnte, daß die westindischen Missionsgemeinden nun selbständig werden müßten. „In der Brüdergemeinde ist's wie in einer Familie; da sind noch kleine Kinder, wie Tibet, Alaska, Deutsch-Ostafrika, diese bedürfen noch allseitiger, sorgsamster Pflege. Aber ihr von Jamaika seid nun schon groß genug, um für euch selbst zu sorgen; ihr müßt den kleinen Brüdern nicht das Brot wegnehmen." — „Ja, wir wollen auch für unsre Missionare, Pfarrer, Kirche und Schule selbst sorgen." — „Aber ihr seid ja nicht zur Provinzial-Kirchenkonferenz gekommen? (Die Brüdergemeinde hat ihre Arbeit in Westindien in zwei Provinzen, mit gesonderter finanzieller Verwaltung eingeteilt; Jamaika ist die eine, die übrigen Inseln: St. Thomas, St. Croix, St. Jan, Angua, St. Kitts, Barbados, Tabago und Trindad bilden die andre.) Ihr habt ja eure Provinzialabgaben nicht bezahlt! Wollt ihr uns, der Brüdergemeinde, als euren geistlichen Eltern, nicht durch eure Provinzialabgaben beistehen, um uns die jüngeren Kinder unsrer Mission erziehen zu helfen?" Das sahen sie ein. Durch die Generalsynode der Brüdergemeinde von 1899 ist dann auch den westindischen Gemeinden eine synodale Verfassung gegeben, und sind sie der Brüdergemeinde angegliedert worden. Zum ersten Male haben eingeborne Geistliche an der Synode teilgenommen: Haynes aus Antigua und Carnegie aus Jamaika, welche dabei ein freudiges Zeugnis für Christum abgelegt haben.

Traurig dagegen stimmte Buchner der Besuch auf St. Jan, von St. Thomas nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt. Zur Rechten brechen sich die schäumenden Wogen an der Felseninsel Tortola, wo Missionar Feder, der mit Israel nach St. Thomas reiste, 1740 vor den Augen des Bruders seinen Tod in den Wellen fand und dieser in die heulende See hinaussang, da jeder Rettungsversuch ausgeschlossen war:

„Wo seid ihr, ihr Schüler der ewigen Gnade,
Ihr Kreuzgenossen unsres Herrn?
Wo spüret man eure geheiligten Pfade
Sowohl daheim als in der Fern?
Ihr Mauernzerbrecher, wo sieht man euch?
Die Felsen, die Löcher, die wilden Sträuch'
Die Inseln der Heiden, die tobenden Wellen
Sind eure von alters bestimmten Stellen!"

So herrlich wie die Natur auf St. Jan, so traurig ist die Lage der Bewohner. Die Zuckerplantagen sind fast ganz verschwunden, die Zuckerkrisis hat den Zuckerrohrbau vernichtet, überall drängt der Urwald wieder herein. Andere nutzbringende Produkte können nicht erzeugt werden, die Bevölkerung nimmt stetig ab, die Eingebornen zerstreuen sich nach andern Inseln hin oder nach dem Festland, wohin ihnen die Mission nicht folgen kann, und verwildern. Das ist ein dunkler Schatten, der über St. Jan, aber auch sonst über manch anderer Insel noch liegt, wo die Brüdergemeinde arbeitet.

Es sei nun noch in aller Kürze des Missionswerks zweier Missionsgesellschaften gedacht, welche in Westindien mit der Brüdergemeinde zusammen gearbeitet, ja zum Teil ihr scharfe Konkurrenz gemacht haben: der Methodisten und der Baptisten. Der Begründer der Westindischen Methodistenmission ist Thomas Coke, der eine Zeitlang Prediger in der englischen Staatskirche, durch J. Wesley bewogen, Methodistenprediger wurde, und dann jahrelang, rastlos predigend, England und Amerika durchreiste. Nach Westindien durch einen Sturm verschlagen, landete Coke 1786 auf Antigua, wo schon ein paar andere Methodisten eine kleine Gemeinde gesammelt hatten. Er besuchte eine Reihe kleinerer Inseln. Nach England zurückgekehrt, schürte er das Feuer des Missionseifers. Von da an ist sein Leben ausgefüllt gewesen mit Reisen nach Westindien, wo er mit den aus England gesandten Missionaren einen Platz nach dem andern auf Barbados, St. Vincent, Dominica, St. Eustache, Tortola, St. Croix und Jamaika besetzte, und mit Kollektenreisen durch England und Amerika. „Ich habe viel gereiset" konnte auch dieser liebeglühende Jünger Jesu am Ende seines Lebens sagen. 1811, ein Jahr vor Cokes Tode, wurden auf einigen 20 Inseln schon 11000 Neger, „welche das Verlangen an den Tag legten, dem zukünftigen Zorne zu entrinnen," getauft. Im Jahre 1830 umfaßte die Methodistenmission in Westindien 38 Hauptstationen, mit 59 Missionaren, die 29060 Neger unter ihrer Pflege hatten. Im ersten Jahrzehnt nach der Emanzipation erhalten wir, angesichts der Methodistenmission, den Eindruck, daß kaum je auf Erden das

Evangelium größere Triumphe gefeiert habe, als damals auf Westindien. Überall Scharen wohlgekleideter Neger, die sich zur Kirche drängten, überall neue Gotteshäuser, welche die schwarze Bevölkerung fast aus eignen Mitteln erbaut hatte, — die Enttäuschung sollte nicht ausbleiben! Der wirtschaftliche Verfall der Kolonien, die zunehmende Verarmung, Epidemien, Orkane, Erdbeben, Dürre, Hungersnot, alles dies waren Prüfungen, die nun eintraten, und denen die schnell aufgeblühten Gemeinden nicht gewachsen waren. Bald trat der Rückschritt ein. Und doch ist der Verlust an Mitgliedern in anderer Beziehung ein Gewinn gewesen. Denn die, welche blieben, waren treue Christen. Mit Recht haben die Methodisten seitdem ihr Augenmerk auf die Heranbildung von Geistlichen gerichtet, die aus der Bevölkerung selbst hervorgegangen sind. Heute ist übrigens das Bild der Westindischen Methodistenmission ähnlich wie das der Brüdermission: die eigentliche Heidenmissionsarbeit ist getan. 1884 schon sind eine ganze Anzahl von Gemeinden selbständig gemacht worden.

Sehr übereilt haben dies die Baptisten schon 1842 mit den von ihnen gesammelten Gemeinden getan. Georg Liele, ein Schwarzer aus Virginien, hat auf Jamaika 1783 die erste Baptistengemeinde gegründet. Sie bauten eine Kirche zu Kingston; 1793 waren schon 500 Personen getauft. Sein Nachfolger brachte die Gemeinde auf 3700 Seelen. 1813 kam der erste Sendbote der englischen Baptistenmissionsgesellschaft nach Jamaika, wo unter ihm und seinem Nachfolger in St. James bald eine Gemeinde von 1000 Mitgliedern entstand. Zwei Männer aber, Sendboten der baptistischen Missionsgesellschaft, wurden für die Missionsgeschichte Jamaikas von besonderer Bedeutung: Burchell und Knibb. Ersterer fand in Flamsteadt, seit der Mitte der zwanziger Jahre, riesigen Zulauf bei seinen Predigten. Aber gleich von Anfang an trat ihm die gesetzgebende Versammlung der Insel, durch die über den Zulauf der Neger erbitterten Pflanzer beeinflußt, hindernd entgegen. Aber „je mehr man sie bedrückte, je mehr sie sich ausbreiteten". Bald umgab ein Kranz von Stationen die Insel. Am furchtbarsten loderte der Haß der Pflanzer gegen die Missionare auf, als 1832 die Schwarzen auf Jamaika einen Aufstand machten, weil sie in ihrer Hoffnung sich getäuscht sahen, daß zu Weihnachten 1831 alle Sklavenarbeit aufhören würde. Ein Gerücht hatte sich verbreitet, der König von England habe schon die Freiheitspapiere gesandt. Mit tierischer Wut mordeten die Neger, bis sie vom Militär auseinander getrieben wurden. Burchell wurde der Prozeß gemacht, weil er die Neger zu törichten Freiheitshoffnungen erst verführt habe. Aber er mußte freigesprochen werden. Burchell verließ Jamaika und hat, mit Knibb zusammen, in London viel dazu beigetragen, daß die Sache der Emanzipation 1833 im Parlament zum Siege kam. Auch Knibb war nach dem Aufstand eingekerkert worden. Als er nach seiner Missionsstation Falmouth zurückkehrte, lag die Kirche und sein Wohnhaus in Trümmern. In dieser Zeit hatte die Baptistenmission auf Jamaika 24 Gemeinden mit zirka 11000 Mitgliedern. Als Burchell und Knibb 1834 nach Jamaika zurückkehrten, wurden sie von ihren Negergemeinden unter einem wahren Jubelsturm empfangen. Die zerstörten Kirche wurden wieder

aufgebaut, und das Werk blühte förmlich zusehends auf: 1839 gab es 21 337 Getaufte und 20 919 Personen, die sich den Gemeinden angeschlossen hatten. Ein Missionsseminar in Calabar wurde eröffnet, — 1843 gab es schon 39 Stationen mit 34 000 Seelen.

Schon 1842 war beschlossen worden, vom 1. August nächsten Jahres an auf alle weitere Unterstützung der Missionsgesellschaft zu verzichten. Die Gemeinden bringen das Gehalt für ihre Geistlichen, sowie die anderen Ausgaben für kirchliche Zwecke selbst auf. Auf jährlichen Konferenzen ordnen die, zu einer Union vereinigten Gemeinden, durch ihre Abgeordneten ihre Angelegenheiten. Das in Calabar gegründete Seminar liefert die nötigen Geistlichen. Alle, an gründliche Missionsarbeit gewöhnten, nüchternen Missionsfreunde waren über-



Zöglinge des Lehrerseminars in Jamaika. (Brüdergemeinde.)

rascht durch diesen schnellen, — übereilten Schritt. Wie bei den Methodisten folgten auch hier die Nackenschläge bald.

Zehn Jahre nach dem Selbständigwerden hatte die Union mehr als die Hälfte der Mitglieder eingebüßt, und alle Kirchenzucht vermochte die inneren Schäden der so schnell und stürmisch gesammelten Gemeinden nicht zu beseitigen. Es fehlte an Geistlichen, denn so schnell vermochte das Seminar in Calabar nicht die genügende Anzahl zu liefern. Nach einer Erweckung, welche 1860 die Gemeinden der ganzen Insel ergriff und neues Leben auch in die Baptistunion brachte, gereichte ihr, wie der Aufstand der Neger 1865, der in der Nähe von Kingston anfing und sich schnell verbreitete, zum großen Schaden. Die schon lange bestehende Spannung zwischen Negern und Weißen war endlich zum Aus-

bruch gekommen, und ein Baptistenprediger von Kingston, der einzigen Gemeinde, die sich nicht der Union angeschlossen, war Haupträdelsführer gewesen. Natürlich wurde die Union mitverdächtigt. Seit Entstehen der Union hatte sich übrigens die baptistische Mission auch nach andern Inseln hin ausgebreitet, nach den Bahamainseln, nach Trinidad und Haïti.

Außer der Brüdergemeinde, den Methodisten und Baptisten arbeiteten und haben Gemeinden in Westindien: die Londoner Mission, die vereinigten Presbyterianer Schottlands, die Missionsgesellschaft der englischen Hochkirche, die „Amerikanische Missionsgesellschaft“ und die vereinigten methodistischen Freikirchen.

Eigentliche Heidenmission wird heute nur noch an den eingewanderten indischen und chinesischen Plantagenarbeitern getrieben. Die meisten Erfolge sind unter den 75000 indischen Kulis auf Trinidad erzielt worden, wo z. B. in 82 Volksschulen gegen 5000 Hindukinder unterrichtet werden. Man kann sich denken, daß diese Auswanderer nicht die besten Elemente der Hindubevölkerung sein werden. Auf dem Klippeneiland Carreras, nahe bei Trinidad, in dem Gefängnis, aus dem es kein Entrinnen gibt, sitzen stets eine Menge schwerer Verbrecher aus den Hindus.

Die Moskitoküste.

Dort, wo sich das Festland von Nordamerika gegen Süden immer mehr zusammenzieht, bis es in der Landenge von Panama, wie einer schmalen Brücke, nach Südamerika hinüberführt, finden wir ein Missionsfeld der Brüdergemeinde, auf dem wir uns umsehen wollen. Mittelamerika umfaßt mehrere Staaten, die von spanischen Einwanderern gegründet sind. Einer dieser Staaten ist Nicaragua. Im Osten schließt sich daran ein Land, das bis in die neueste Zeit von den Europäern auf die Dauer nicht in Besitz genommen war, in welchem vielmehr eingeborene Indianerstämme unabhängig lebten, unter denen die Moskitoindianer — nach ihnen heißt der Landstrich Moskitoküste — dem Namen nach die Oberherrschaft hatten. Erst das Jahr 1894 brachte die vollständige (widerrechtliche) Einverleibung Moskitos in die Republik Nicaragua als „Provinz Zelaya“, so genannt zu Ehren des regierenden Präsidenten von Nicaragua. Eine Bittschrift der Indianerhäuptlinge an den Oberbefehlshaber der englischen Kriegsschiffe, die den Gewaltstreich Nicaraguas mit ansahen, hatte keinen Erfolg. („Als Gott die Tiere und Menschen schuf, gab er jedwedem seinen Zufluchtsort und so gab er unsern Vorfahren dies kleine Land. Die Nicaraguaner haben es in den Morast gebracht, hilf du uns wieder heraus!“)

Die Küste des Moskitolandes ist flach, dahinter liegen fruchtbare Ebenen, noch weiter hinein Felsen und Urwald, der geschätzte Holzarten birgt. Die Indianer in Moskito sind seßhafte Leute, Fischer und Ackerbauer. Außer ihnen wohnen Neger im Lande, die aus Nachbarländern der Sklaverei entflohen waren, ferner auch Weiße, — nicht von der besten Art. Mit Magahoniholz, Kautschuk und Bananen wurde ein schwunghafter Handel geführt. Aber mit dem Handel

kam natürlich auch hier der Branntwein ins Land, der furchtbarste „Diener des Königs Tod", wie ein bekehrter Afrikaner ihn genannt hat. Wenn man nun hört, daß die Indianer selber von alters her sich ein berauschendes Getränk, „Mischla" genannt (vergl. S. 518), aus Maniokwurzeln zu bereiten verstanden, die sie kauten und in ein Gefäß spieen, so werden wir uns nicht wundern, daß sie den stärker wirkenden Branntwein mit Gier aufnahmen, und daß er sie, namentlich an der Küste, vielfach demoralisiert hat. Die Indianer glauben an einen lebendigen, unsichtbaren, guten Gott, den sie Won=Aisa nennen; „unsers Vaters Haus ist über den Wolken," sagen sie. Jeder Mensch kommt nach dem Tode in sein Haus. Won=Aisa hat den Menschen und die nützlichen Tiere geschaffen, die schädlichen



Hütte heidnischer Indianer, Moskito. (Brüdergemeinde.)

oder überflüssigen hat der Teufel geschaffen, der Feind der Menschen. Der Teufel oder einer seiner Geister richtet alles Unglück auf Erden an, vor ihm haben sie eine furchtbare Angst. Glaubt einer, daß in seinem Hause die Ulassa, die bösen Geister, ihr Wesen treiben, so zieht er fort. Natürlich gibt es auch bei diesen Knechten der Geisterfurcht eine Sippe von Zauberern, die die Leute betrügen. Seine Hauptwohnung hat der Teufel nach dem Aberglauben der Indianer in einem feuerspeienden Berge (deren es ja in Mittelamerika viele gibt). Hierhin kommen die Seelen, die er gefangen hat. Ganz abenteuerlich beschreiben die Indianer den Weg zum Himmel, zu „unsres Vaters Haus"; Schrecknisse und Schwierigkeiten, wie sie die kühnste Phantasie in den Grimmschen Märchen uns als Kindern vorgeführt hat, müssen erst überwunden werden, ehe man hineinkommt.

1847 ließ die Brüdergemeinde die Moskitoküste von einem ihrer westindischen Missionare bereisen. Der Erfolg war der Beschluß der Gründung einer Moskitomission. Pfeiffer, der Kundschafter, wurde zum Leiter derselben ernannt, Lundberg und Kandler zu seinen Mitarbeitern. Am 14. März 1849 landeten sie in Bluefields, nordöstlich vom Nicaraguasee.

Unter den Schwarzen und Mischlingen konnten die Missionare die Arbeit sofort beginnen. Sie predigten, machten Hausbesuche und hielten Schule. Den jungen „König" und seine drei Schwestern, „die Prinzessinnen," unterrichteten sie in ihrem Hause. Schon 1849 tauften sie eine Negerin. Von 1850 an betrieben sie den Bau einer Kirche, die auch endlich 1855 eingeweiht werden konnte, wobei der Erstling aus den Indianern, Prinzeß Mathilde, getauft wurde. Leider hat sie so wenig wie der von dem englischen Missionar schon früher getaufte König, ihr



Kirche, Schule und Missionsgebäude Bluefields, Mutterstation der Moskitomission. (Brüdergemeinde.)

Taufgelübde mit einem christlichen Wandel besiegelt. Aber der eigentlichen Indianerbevölkerung kam man nicht näher, bis man ihre Sprache gelernt hatte, — eine Sprache, so schwierig, daß man in verschiedenen Formen ein und desselben Wortes das Wort zunächst gar nicht wiedererkennt. 1853 kam Missionar Jürgensen und 1856 der farbige Lehrer Peter Blair aus Westindien nach Bluefields, 1857 Missionar Grunewald, welche alle in kurzer Zeit der Indianersprache mächtig wurden. Um die Indianerdörfer an der Küste und den Lagunen leichter aufsuchen zu können, wurde ein kleines Schiff, „der Friedensbote," angeschafft. In Magdala oder English Bank setzte Jürgensen 1855 mit der Arbeit ein. Die erfolgreiche Bekämpfung der Cholera, welche bald nach seiner Ankunft auftrat, verschaffte seiner Predigt Eingang. Als Peter Blair 1860 nach Magdala als Lehrer berufen wurde, fand er 37 Schüler vor und einen zum Gehilfen ernannten Indianer.

Ebenso erfreulich gedieh das Werk auf der 1856 in Angriff genommenen Ramainsel (3—4 Stunden von Bluefields). 1858 wurde auf Rama ein Kirchlein gebaut und in demselben Jahr wurden die beiden Erstlinge getauft. Und dann ging's wunderbar vorwärts! Die Indianer legten ihre nationalen Laster ab: in der Hängematte zu liegen und zu faulenzen, war sonst ihr Schönstes, eifrig lernte jetzt alles lesen. Wie manche Mutter hatte früher ihr neugebornes Töchterlein lebendig begraben, weil es kein Sohn war, jetzt konnten sie nur unter Tränen an ihre frühere Verblendung denken; Rauf- und Saufbolde machten plötzlich und energisch einen Strich durch ihr altes Leben. Bald war auf Rama kein Heide mehr. Nicht so freudig konnte Missionar Hoch von der, auf Corn Island gegründeten Station Joppe (später eingegangen) berichten. Hier war die Haupt-



Schulkinder in Moskito. (Brüdergemeinde.)

niederlage für den nach dem Festland einzuführenden Rum, zuchtlos war das Leben und Treiben der Leute. Sie lassen die Kinder lieber wild wie die Bäume im Busch aufwachsen, und die Kinder, die zur Schule kommen, fressen Erde, Seife, und in der Schule die Schieferstifte, sodaß sie krank werden! Es war das oberflächlichste, leichtsinnigste und frechste Mulattentum, dem die armen Hochs arbeitend und betend gegenüberstanden. Eine Station mußte aufgegeben werden, die man bei einem kühnen Vorstoß ganz nach dem Norden in Gracias a Dios, einem Städtchen nahe am gleichbenannten Kap, wo die Küste von Honduras sich nach Westen neigt, angelegt hatte. 1860 trat Moskito Stadt und Kap Gracias a Dios an Nicaragua ab. Kandler, der in demselben Jahr in Gracias a Dios zu arbeiten angefangen, erlebte infolge dieses Wechsels Ausbrüche derartiger viehischer

Zuchtlosigkeit, daß er einsah: hier sind noch keine offenen Türen für die Mission! „Ephrata“ wollten die Brüder die Station am Kap nennen, ein andres Ephrata gründeten sie an seiner Stelle, und zwar dort, wo der Wountastrom sich ins Meer ergießt. Von Magdala aus war die Station Bethanien entstanden. Auf beiden gedieh die Arbeit der Brüder.

Auch äußere Hindernisse haben öfter die Fortschritte der Moskitomission gehemmt. Furchtbare Orkane wüten in Mittelamerika und Westindien öfter. Welche Gewalt solch ein Orkan hat, dafür nur das eine Beispiel, daß eine Glocke gefunden wurde, die der Sturm aus dem offenen Turm gerissen und ein paar hundert Meter weit durch die Luft geführt hatte. 1865 und 1876 zerstörten Orkane ganze Anpflanzungen auf der Moskitoküste, manches Menschenleben vernichtend. In Bluefields wurde 1865 die neue Kirche demoliert, das Schulhaus und die Nebengebäude dem Erdboden gleich gemacht. Die ganze Stadt fast lag in Trümmern, — nur das Missionshaus war stehen geblieben. In Bethanien wieder riß eine Flutwelle die Gebäude der Missionsstation hinweg, Hungersnot und Cholera hielten Leib und Seele in Schrecken. Dennoch wuchsen die Gemeinden, und gegen Ende des zweiten Jahrzehnts seit Gründung der Mission zählt man schon mehr als 700 Getaufte.

Einen Markstein in der Entwicklung des Missionswerks auf der Moskitoküste bildet die wunderbare Erweckung, welche 1881 besonders augenfällig in Magdala und Bluefields auftrat und sich, wie von den Fittichen des Windes getragen, überall ausbreitete, — mit alleiniger Ausnahme von der Ramainsel. Bisher hatte die Mission die Heiden aufgesucht, jetzt suchen die Heiden, die so gut wie nichts von Christo gehört, die Missionsstation auf, bitten um Unterricht, bleiben einige Monate und werden getauft. Kommt später ein Missionar in ihre Heimat, so findet er bereits ein Gemeindlein von Christen vor. Mühsam hinkt die Verkündigung der Missionare hinter dem allgemeinen Heilsverlangen her. Bei der schwarzen Mischlingsbevölkerung war die Erweckung von äußeren Zeichen begleitet. Die Indianer hatten es mit Träumen zu tun. Viele meinten durch Träume besondere göttliche Offenbarungen erhalten zu haben und warfen sich zu Propheten unter ihren Landsleuten auf. „So spricht der Herr,“ so konnte man viele damals ihre Eröffnungen einleiten hören. Viele von denen, die sich einst im Bußschmerze unter Zuckungen auf der Erde wälzten, sind hernach wieder in ihr altes Sündenleben zurückgefallen, — wer denkt nicht an die Hunderte, die in den Versammlungen der Heilsarmee in unsern Tagen zur Bußbank kommen, in Tränen aufgelöst und im innersten erschüttert; am andern Morgen aber ist alles beim Alten!

Viele aber von den Erweckten auch sind brave Christen geblieben. In jenem Jahre allein wurden über 400 Mitglieder zu den Gemeinden hinzugetan. An manchen Orten wurden die Kirchen zu klein. So in Karata, einem Dorfe, etliche Meilen nördlich von Ephrata. Dort mußte man vor der kleinen Kirche noch ein großes Zelt aufspannen, damit alle Zuhörer Schutz gegen die glühenden Sonnenstrahlen fänden. Als auch das Zelt nicht mehr ausreichte, wurde die

Gemeinde in zwei Hälften geteilt, und jedesmal ein doppelter Gottesdienst gehalten. Seit 1881, dem Erweckungsjahr, sind an Stationen entstanden: Yulu, weiter im Innern, 1884, Guamvatla 1884, Saron 1886, Twappi 1886, Dakura 1893, Wasla 1896, Sandybay 1896, Nebenstation Karawalla 1896. Die Brüdergemeinde hatte im Jahre 1901 auf der Moskitoküste 5100 Getaufte, 5550 in geistlicher Pflege befindliche Personen, 10 Schulen mit 486 Schülern, 15 Hauptstationen mit 2 Außenplätzen, 31 Missionare und Missionarinnen und 114 eingeborne Gehilfen.

Und nun noch ein knappes Lebensbild eines Moskitomissionars, der es ebenfalls verdient, daß eine Missionsgeschichte nicht bloß seinen Namen nennt, sondern die Leser genauer mit ihm bekannt macht: er heißt so wie der Bahnbrecher der Brüdermission in Westindien, Martin, aber nicht Friedrich, sondern August Martin. Eines Bäckers Sohn, 1837 zu Auerbach im sächsischen Voigtlande geboren, verlor er früh seine Eltern, lernte bei seinem älteren Bruder das Bäckerhandwerk und siedelte nach beendigter Lehrzeit erst nach Neuwied, dann nach Neudietendorf, dem Brüdergemeindeort in Thüringen, über. Hier schloß er sich der Brüdergemeinde an. Schon lange hatte er Sehnsucht nach einem Beruf, der seinen geistigen Interessen mehr Nahrung böte. Er selbst würde es nie gewagt haben, sich zum Missionsdienst zu melden, dazu dachte er zu hoch von demselben und zu gering von seiner eignen Person. Da berief ihn 1859 der Bischof Wullschlägel, ein Mitglied der Missionsdirektion der Brüdergemeinde, zum Missionar auf der Moskitoküste. Martin nahm tiefbewegt die Berufung an, erlernte während eines dreieinhalbmonatlichen Aufenthalts in der Brüdergemeinde Fulnec in England die englische Sprache und traf im Herbst dieses Jahres in St. Thomas in Westindien ein, um nach vierzehntägigem Aufenthalt nach Bluefields, seinem Ziel, weiterzureisen. Hier wurde er von den Missionsgeschwistern aufs liebevollste aufgenommen. Viereinhalb Jahr hat er in Bluefields mit den Missionsgeschwistern Feurig zusammengelebt. Seine erste Arbeit war der Schulunterricht. 40 Schüler hatte er, von denen manche nur 2 bis 3 Jahre jünger waren als er selbst, und die Unterrichtssprache, das Englische, anfänglich mehr beherrschten als der Lehrer. Aber er erzählt gerade von diesem Zweig seiner Arbeit mit besonderer Freude, von dem Vertrauen und der Anhänglichkeit seiner Schüler, die sie ihm auch später bewahrt haben. Mit großem Fleiß und großer Mühe erlernte er auch in dieser Zeit die Indianersprache, wobei ihm die von Dr. Barth ausgewählten biblischen Geschichten, welche Missionar Grunewald übersetzt hatte, eine große Hilfe waren. Bald konnte er indianisch predigen und katechisieren, wie denn die „second meetings“, Wiederholungen der Predigt in katechetischer Form, in Bluefields üblich waren. Einen reizenden Zug kindlicher Frömmigkeit erzählt Martin hierbei von einem alten Arbeitsmann der Missionsgeschwister. Der kam immer, um die Missionare zu ehren, im abgetragenen Zylinder und Schoßrock zur Gartenarbeit. Bei der Osterkatechisation beantwortete der alte Thomas alle Fragen aufs Geläufigste, aber beständig mit einem an Lachen grenzenden Gesichtsausdruck. Als ihm das Lachen untersagt

wurde, äußerte er: „Wie sollte ich heute nicht lachen? Ich habe heute in der Predigt so herrliche Dinge über die Auferstehung und das ewige Leben gehört, daß ich vor Freude darüber immer wieder lachen muß! Ich werde so oft darüber lachen, wie ich daran denke!" Da schwieg Martin, weil er an den 126. Psalm denken mußte. Von einer Mulattin erzählte dann Martin ferner, welche, in Jamaika getauft, auf ihre Zugehörigkeit zur englischen Kirche stolz, voll geistlichen Hochmuts auf die Brüdergemeinde herabsah, dann aber unter den treuen Besuchen der Brüder, vom Geist Gottes erleuchtet, ihr ganzes Sündenelend erkannte und als eins der treuesten und eifrigsten Glieder der Gemeinde sich bis an ihr Ende bewiesen hat; ferner von einem gottlosen, aber in der Bibel wohl bewanderten Schotten, der den Brüdern das Leben schwer machte, bis ihn, er war Mahagoniholzhändler, Gott auf ein schweres Krankenlager warf, wo er um den Besuch der Brüder bat, denen er früher die Tür gewiesen. Aber als er sich besserte, wurde er wieder seines alten Sinnes.



Landesfrüchte von der Moskitoküste. (Brüdergemeinde).

1864 erhielt Martin schriftlich seine Ordination und wurde nach der Station Ephrata versetzt, deren bisheriger Leiter, Lundberg, nach Bluefields kam, um Feurigs abzulösen, die wegen Krankheit der Frau nach Europa mußten. Als Martin im März nach Ephrata kam, war die Mehrzahl der Gemeinde nicht anwesend. Für März, April und Mai verlassen die Indianer ihre Dörfer, um auf ihren Plantagen ihr Hauptnahrungsmittel, die Cassade (Cassaba), zu bauen. Das ist eine Erdfrucht, die einer großen Mohrrübe gleicht und, in Asche geröstet oder gekocht, die Kartoffel ersetzt. Aus der Cassade verstehen die Indianer ein berauschendes Getränk, die Mischla, herzustellen, — das für viele ein Fluch wird, besonders, wenn sie sich das Rumtrinken noch dazu angewöhnen.

So erzählt Martin von seinem Besuch in Karata, nördlich von Ephrata. Ein großer amerikanischer Schoner lag gerade nahe am Ufer und hatte mit den Dorfbewohnern Handelsverbindungen angeknüpft: das heißt der Kapitän gibt den Indianern zunächst ein Gläschen Rum und erweckt dadurch das Verlangen nach

mehr: dieses Mehr wird dann aber nicht mehr geschenkt, sondern mit Tauschwaren, meist mit Gummi, bezahlt. Sind dann die Indianer ihrer Sinne nicht mehr mächtig, so werden die eigentlichen Warenvorräte erst aufgetan, wertlose Schmuckgegenstände, Waffen, Messer, eisernes Kochgeschirr, und für unverschämt hohe Preise dem Käufer überlassen und ehe der Käufer seinen Rausch ausgeschlafen hat, ist das Schiff längst verschwunden. Als Martin die Leute von Karata zu einem Gottesdienst zusammenrief, waren sie nicht mehr ganz nüchtern, aber sie verhielten sich ruhig und aufmerksam. In der Nacht aber ging das Zechgelage weiter, dann war eine Schlägerei zwischen den Matrosen des Schiffes und den geprellten Indianern entstanden, erstere hatten ihre Revolver vom Schiff, diese ihre Gewehre aus ihren Hütten geholt. Ein regelrechtes Gefecht war entstanden, in welchem die Matrosen schließlich ihren furchtbar zugerichteten Kapitän verteidigen mußten. Martin gelang es aber wirklich, die Streitenden auseinanderzubringen. Am andern Morgen schämten sie sich. 6 bis 8 Mal im Jahre hat dann Martin Karata von Ephrata aus besucht.

Schon bald nach Übernahme der Station machte Martin in Ephrata einen Kaufladen auf, dem Beispiel der Brüder auf anderen Stationen folgend. Alles gab es, nur keine Spirituosen. Die Waren stammten aus Deutschland und Amerika und warfen trotz des Einfuhrzolls einen hübschen Gewinn für die Station ab. Ebenso segnete Gott die ärztlichen Hilfeleistungen, die unentgeltlich geschahen. Die Behandlung, die die Indianer ihren Kranken angedeihen ließen, war so widersinnig, ja ungewollt, so grausam und empörend, daß es einen Stein hätte erbarmen können. An traurigen Erfahrungen in Ephrata aber hat es ihm auch nicht gefehlt. Josua, der Erstling in der Gemeinde, wurde ein Säufer und verführte jahrelang viele, bis er an den Folgen des Deliriums, allerdings als bußfertiger Sünder, starb. Einmal war die ganze Gemeinde sinnlos betrunken, und einige hätten fast ihren Missionar erschlagen, als Martin ohne Zaudern ihnen ein Mischlafaß nach dem anderen ausschüttete. Ein Trost war für Martin die Bekehrung eines, ein paar Stunden weiter südlich wohnenden spanischen Rumhändlers und Rumsäufers, der zur evangelischen Kirche übertrat und bis an sein Ende ein nüchterner, eifriger Förderer der Missionsarbeit gewesen ist. Ganz überraschend stellte sich im Jahre 1871 ein englisches begütertes Ehepaar, Namens Hall, Martin in Ephrata zur Verfügung, um ihm in der Missionsarbeit zu helfen, obgleich Halls nicht der Brüdergemeinde angehörten. Leider ist der Mann nach fünf Monaten schon dem Klimafieber erlegen, die Frau kehrte, nachdem sie eine Zeit lang auf der unbesetzten Station der Insel Cornisland gestanden, für immer nach England zurück. 20000 Mark aber hinterließ sie der Moskitomission zur Anlage einer Station in Quamwatla.

1875 wurde Martin nach Bethany (zwischen Bluefields und Ephrata an der Küste) versetzt, zum größten Leidwesen seiner Gemeinde. Sie sagten: „Du bist ein Narr; hier hast Du Vieh, Freunde und Bekannte, alle haben Dich gern. Du aber gehst nach dem elenden Tasba Pauni, wo Du nichts von dem vorfindest, was Du hier gehabt." In Bethany ist Martin nur ein Jahr gewesen.

Wenig Freude hat er erlebt, denn die Trunksucht war hier zu Hause. Einmal war ein trunkener Indianer ins Missionshaus eingedrungen und drohte dort, sich aus Wut über eine ihm vom Häuptling angetane Beleidigung zu erschießen. Ein anderer stürzt ihm nach und in Gegenwart der an furchtbarem Fieber darniederliegenden Frau Martin ringen die beiden Männer um das geladene Gewehr, bis es gelingt, es dem Trunkenen zu entreißen. Hier mußte Martin auch den bitteren Abschiedsschmerz kosten, daß er sein Söhnchen zur Erziehung, des Klimas wegen, nach Europa geben mußte. (21 Jahre später ist dieser Sohn als Missionar nach der Moskitoküste zurückgekehrt.)

Von 1876—79 finden wir Martin auf der Station Magdala. Diese Station hatte sich seit ihrer Gründung vor 20 Jahren glücklich entwickelt. 140 Getaufte waren da, 46 Abendmahlsberechtigte und 19 Taufkandidaten. Viel Liebe und Vertrauen hat er hier erfahren. Auch an den farbigen Helferbrüdern und Helferschwestern konnte er seine Freude haben. So waltete Patterson, ein Indianer, ein Mann von hinreißender Beredsamkeit, seines Amtes mit großer Treue. Ein anderer, James Cuthbert, ist geradezu ein ungewöhnlicher, genialer Mensch zu nennen. In Jamaika geboren und getauft, durch Bruder Jürgensen in Magdala erweckt, heiratete er die Tochter der ersten Mulattin, die in Magdala dem Evangelium ihr Herz aufgetan, und schloß sich der Gemeinde an. Später wurde er von der Volksvertretung des Moskitostaates zum obersten Gerichtsbeamten des Landes und zum „Minister des Auswärtigen" ernannt. 1894, als die Besitzergreifung Moskitos durch Nicaragua erfolgte, hat er die Ämter niedergelegt und ist ruhig zu seiner Familie nach Magdala zurückgekehrt. Es ist einleuchtend, daß Cuthbert durch seine Staatsämter stark in Anspruch genommen war und auch oft in Bluefields sich aufhalten mußte. Eine ungestört fortgehende Ausübung seines Gemeindeamts in Magdala war darum ausgeschlossen. Aber wenn er in Magdala weilte, hielt er nicht nur, wie sein großer Kollege Gladstone, seine Klasse in der Sonntagsschule, sondern er machte auch Hausbesuche. Cuthbert war infolge seiner einflußreichen Stellung ein „Helferbruder" für die Mission im höheren Sinne des Wortes.

Cuthberts Schwiegermutter war eine Helferschwester nach dem Herzen Gottes. „Mutter Taylor," so hieß sie weit und breit, war eine Mulattin, Inhaberin eines gut gehenden Kaufgeschäfts, eine Frau mit durchdringendem Verstand und schlagfertigem Urteil, dabei freundlich und umgänglich. Durch Bruder Jürgensen zur Buße und zum Glauben gekommen, wurde sie eine „Kraft" in der Gemeinde, und Martin sagt von ihr, daß er während seiner ganzen Missionstätigkeit kaum eine zweite Person kennen gelernt habe, die er, was innere Gediegenheit der Gesinnung und unermüdliche Liebesarbeit zum Heil anderer betrifft, Mutter Taylor an die Seite stellen könnte. Ihre ausgebreitete Bekanntschaft, die tägliche Berührung mit ihren vielen Kunden, ihre bedeutende Erfahrung in der Behandlung von Krankheiten, — alles wußte sie in den Dienst des Herrn zu stellen und als Mittel zu benutzen, ihm Seelen zuzuführen. Sie stand als allgemeine Vertrauensperson, als Ratgeberin in allen äußeren und inneren Not-

lagen, ja geradezu als Mutter für viele da. Die Erinnerung an ihre frühe Vergangenheit, — sie hatte ein sehr freies Leben einst geführt, — erhielt sie in der Demut. Mutter Taylor war eine Säule in der Gemeinde, in der die Macht des Evangeliums in erfreulichster Weise auf Schritt und Tritt zu spüren war.

Als ein Orkan 1872 das Kirchlein in Magdala zerstört hatte, stand bereits zweieinhalb Monat später ein neues da, als Frucht freiwilliger Sammlungen in der Gemeinde.

Mit schwerem Herzen verließ Martin die Gemeinde als er 1879 von der Generalsynode zum Präses der Moskitomission ernannt wurde, als welcher er die Gemeinde in Bluefields zu übernehmen hatte. Auf dem Präses ruhte damals die Besorgung des ganzen Geldwesens der Mission, die Verwaltung der Staatskasse des Moskitoländchens, die Versorgung der Stationen, auf denen sich Kaufläden befanden, mit Waren, die Bestimmungen über das der Mission gehörende Schiff, der Briefwechsel mit der heimatlichen Missionsdirektion wie mit den die einzelnen Stationen führenden Missionaren und jährlich mindestens ein amtlicher Besuch aller Stationen. Und nun kam das Jahr 1881 mit seiner wunderbaren Erweckung, dem Fischzug, der so gewaltig war, daß die Netze zu zerreißen drohten! Zu Magdala fing die Bewegung an; in Bluefields war das erste Anzeichen davon das Begehren einer übel berüchtigten Negerin, in die Gemeinde aufgenommen zu werden. Sie war plötzlich in tiefe Bekümmernis über ihr Seelenheil geraten. Dann fing der Besuch der Versammlungen an ungewöhnlich zahlreich zu werden, die Versammelten zeigten sich aufs Tiefste ergriffen. Aber vom Sonntag, den 31. Juli an, bis Ende September konnte man in der gewaltigen Bewegung, die alles mit sich fortriß, deutlich Gottes wunderbare Heimsuchung erkennen, — hier war nicht mehr eine bloße Stimmung der Menschen, die andre ansteckte, nein, Gottes Geist brauste allmächtig durch die Bevölkerung! Indianer wie Negerabkömmlinge, Weiße romanischer wie angelsächsischer Abkunft, wurden erfaßt, welches Alters, Standes oder Geschlechtes sie auch sein mochten. Plötzlich und unvermittelt kam es über sie, oft mitten in der Arbeit. Man konnte in jenen Monaten die Glocken läuten lassen zu jeder Tages- und Nachtzeit, und man konnte sicher sein, stets eine so gefüllte Kirche vorzufinden, daß die Gebete wegen Raummangels nicht knieend, sondern nur stehend verrichtet werden konnten. Den ganzen Tag über wurden Martin und sein Gehilfe in die Häuser geholt, um mit den Leuten zu beten und sie zu trösten. Eine Probe von den oben erwähnten Auswüchsen der Bewegung: Unter krampfartigem Zittern hatte ein junges Mädchen in Bluefields geweissagt, daß Martin am nächsten Sonntag in der Predigt plötzlich verstummen, und dann ein andrer für ihn reden werde. Dreiviertel Stunden vor Beginn des Gottesdienstes schon war die Kirche förmlich belagert, die Predigt begann, alles wartete atemlos auf den Augenblick des plötzlichen Verstummens, — aber Gott gab seinem Diener gerade bei dieser Predigt besondere Freudigkeit. Martin hatte auch von der Prophezeiung erfahren und ermahnte die Leute in der Predigt aufs Ernsteste zur Nüchternheit. Die Hunderte, welche sich in diesen Monaten zur Aufnahme in die Ge-

meinde meldeten, trug er nicht, wie sonst üblich, ins Kirchenbuch ein, sondern er schrieb ihre Namen auf einen losen Bogen, er sah voraus: „Viele, wenn die Zeit der Anfechtung kommen wird, fallen doch wieder ab!“ Er und seine Amtsbrüder auf den andren Stationen mit ihm waren deshalb auch sehr zurückhaltend bei der Erteilung der Taufe, — aber trotz alledem: Ende 1880 waren 1146 Getaufte in der Moskitomission, Ende 1883 waren es 2564. Die Not und Arbeitslast der Missionare muß hier ähnlich gewesen sein wie einst auf Madagaskar, wo nach der Taufe ihrer Königin Ranavalona plötzlich 21000 Madagassen Taufunterricht begehrten! Es erscheinen Leute von der Mündung des Great-River, 1882, und bitten: „schickt uns Lehrer!“ es kommen die Bewohner von Quamwatla mit derselben Bitte, desgleichen bitten die Boten von Yulu, desgleichen die von Twappi, — erst Mitte 1882 kamen zwei Missionsehepaare aus Deutschland als Hilfskräfte herbei.

Während der letzten Arbeitsjahre Martins in Bluefields traf der „Dawan Bila“ ein, d. h. eine von zwei Moskitomissionaren und einem Nationalhelfer verfaßte, vorzügliche Übersetzung der vier Evangelien und der Apostelgeschichte in das Moskito. Dawan-Bila heißt „des Herrn Wort“. 1890 mußte Martin leider schon um seine Emeritierung einkommen. Das tropische Klima hatte seine Kräfte verzehrt. Zwar hatte er nicht mehr an dem Sterbebette der alten „Mutter Taylor“ stehen und Zeuge ihres triumphierenden Hingangs aus dieser Zeitlichkeit werden können. Aber mit Freude und Dank im Herzen hat er nach seiner Abreise erfahren, wie sie gestorben ist. Mit den Worten: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum!“ ist sie entschlafen. Martin schließt seine Selbstbiographie mit dem wahrhaft christlichen Bekenntnis: „Ich habe draußen auf dem Missionsfeld sehr wenig für den Herrn, der Herr hingegen hat Großes für mich und an mir getan!“

Die Brüdergemeinde hatte auf der Moskitoküste im Jahre 1901 5550 in geistlicher Pflege befindliche Personen, darunter 5093 Getaufte. Auf 15 Stationen und 2 Außenstationen arbeiteten 31 Missionare und Missionarsfrauen mit 114 eingebornen Gehilfen. Leider hatte die Brüdergemeinde in den letzten Jahren bei ihrer Missions-, besonders Schultätigkeit, an den Behörden Nicaraguas keine Helfer, sondern fast Feinde gehabt, — ja der Bürgermeister von Bluefields hatte beim Präsidenten in Managua die Ausweisung der Brüdermissionare durchzusetzen versucht. Aber es war nur ein „Wölkchen“ und ging vorüber, beide, Präsident und Bürgermeister, sind nicht mehr im Amt, und der jetzige Bürgermeister ist ein eifriger Förderer der Mission!

18. Kapitel.

Südamerika.

Guyana. Eine Probe römischer Mission. Feuerland.

Seit mehr als 200 Jahren haben die Holländer an der Nordküste von Südamerika eine Kolonie, die nach dem größten der Ströme, die sich dort ins Meer ergießen, Suriname heißt. Sie ist mehr als viermal so groß wie die Provinz Brandenburg; aber nur ein kleiner Teil des Landes ist urbar gemacht; neunundneunzig Hundertstel desselben sind noch mit dichten Urwäldern, „mit Busch“ bedeckt. Man reist in Kähnen auf den Flüssen; der niedrige Boden ist äußerst fruchtbar. Die Tropenhitze läßt die Pflanzen sich mit kaum glaublicher Üppigkeit entfalten.

Auch dies Gebiet war früher mit Indianern bevölkert, die hauptsächlich von Jagd und Fischerei lebten. Nur etwa 1000 Seelen sind jetzt noch von ihnen übrig; diese hausen in den unzugänglichen Urwäldern. Unter den Indianern Surinames haben die Boten der Brüdergemeinde 70 Jahre lang Mission getrieben. Zwei deutsche Brüder, Dehne und Güttner, erhielten 1738 von dem holländischen Gouverneur Lößner ein Stück Land an einem Nebenfluß des Berbice, auf dem sie die erste Missionsstation Pilgerhut anlegten. Ihre Pflegebefohlenen waren ausschließlich Indianer (die Holländer hielten sich auf ihren Plantagen Tausende von Negern), besonders vom Stamm der Arawacken. Bald hatten die Indianer begriffen, daß die leutseligen freundlichen Männer anders waren als die übrigen Weißen. Die Brüder nahmen einen Knaben Namens Gantje, den Sohn eines Weißen und einer Arawackin zu sich. Der lernte zunächst soviel Deutsch, daß er ihnen etwas Arawackisch beibringen konnte. Nach und nach sammelte sie 500 arawackische Wörter, übersetzten die Leidensgeschichte und unternahmen nun, damit ausgerüstet, weite, beschwerliche Wanderungen zu den Indianern, 50 Meilen im Umkreis, überall ihnen diese Übersetzung vorlesend. Und die Indianer konnten sich nicht satt daran hören. Sie kamen fortan nach Pilgerhut auf kurze oder längere Zeit, um mehr zu erfahren. Die Brüder predigten, Gantje, inzwischen getauft und Joh. Renatus genannt, dolmetschte. 1748 konnten schon über 40 Personen getauft werden.

Im Herbst 1748 kam Theophil Schumann nach Pilgerhut, der Missionar in Suriname, den man den Apostel der Arawacken genannt hat. Eines

sächsischen Predigers Sohn, hörte er als Schüler der Saldria in Brandenburg von Herrnhut. Schumann war als Knabe oft tiefsinnig und gedrückt; er hat Jahre lang die Freistunden während seiner Schülerzeit in Brandenburg unter Bibellesen, Weinen und Beten zugebracht. Dann studierte er in Halle und wurde Lehrer am Pädagogium daselbst. Bald gab er, wieder durch Selbstquälereien veranlaßt, sein Lehramt auf. Er fand keinen Frieden, bis er zur Brüdergemeinde in der Wetterau kam, wo der Geist, der hier wehte, es ihm so antat, daß er 1743 in Herrenhaag sich in die Brüdergemeinde aufnehmen ließ. Zwei Jahre war er dann Lehrer am theologischen Seminar der Brüdergemeinde zu Marienborn. Hier lernte ihn Graf Zinzendorf kennen, der ihn bald für den Missionsdienst in Suriname in Aussicht nahm. Freudigen Herzens nahm Schumann die Berufung an und langte im Herbst 1748 in Pilgerhut an.



Indianerhütten in Suriname. (Brüdergemeinde).

Was er angriff, das geriet. Schon vier Monate nach seiner Ankunft vermochte er eine Ansprache in der schweren Arawackensprache zu halten. Später hat Schumann ein arawackisches Wörterbuch und Sprachlehre verfaßt, aber nicht geduldet, daß beides gedruckt werde, auf daß niemand sich der Bücher bedienen könne, um die Sprache der Indianer bloß aus selbstsüchtigen Motiven zu erlernen! Pilgerhut wurde für die Indianer, seit dort in ihrer Sprache gepredigt wurde, ein immer kräftigerer Magnet. Sie kamen und kamen wieder, ihren Landsleuten weitererzählend, was sie dort vernommen. Während einer Woche im Jahre 1750 kamen z. B. über 100 Indianer und zum Teil von weit her, von der Essequibo und vom Orinoco. Ein Bruchteil aller dieser Zugvögel ließ sich in Pilgerhut nieder.

Allmählich konnten einige von ihnen zu Helfern ernannt und auf Missionsfahrten ausgesandt werden. Schumann hatte, durch seine von heiliger Liebe durchglühte Persönlichkeit, eine wunderbare Macht über die Indianer; seine Mitarbeiter verehrten ihn. Natürlich hatten sie auch in Suriname, wie

ihre Brüder in Westindien mancherlei Anfeindungen seitens der weißen Namenchristen, zumal der Pflanzer zu erdulden; auch in Suriname spielt dabei ein reformierter holländischer Domine die traurige Rolle des Wort- und Sachführers der Feinde.

Im Jahre 1755 machte Schumann mit dem zur Visitation gekommenen Seidel eine sehr anstrengende Reise, die Corentyne und die Saramacka auf- und abwärts, und suchte zwei Plätze für ein paar neue Stationen aus. Die Westindische Kompagnie in Amsterdam bestätigte die Abmachungen, und so wurden 1757 die Station Saron an der Saramacka, und 1759 Ephrem an der Corentyne gegründet, das 1765 vier Stunden stromaufwärts verlegt und Hoop genannt wurde. 1758 beraubten die zügellosen Soldaten des Gouvernements die Gemeinde Pilgerhut und zerstörten ihre Ernte, weil diese ihnen nicht Cassade verkaufen wollten. Als sich diese Überfälle wiederholten, mußte Schumann blutenden Herzens sehen, wie sich ein Teil der Gemeinde zerstreute. Von einer Reise in die Heimat, wo er mit feuriger Zunge auf Missionsfesten von des Herrn Siegen unter den Heiden zeugte, kehrte Schumann 1760 nach Pilgerhut zurück — und fand einen großen Teil der Gemeinde, ja von ganz Berbice, von einer Seuche dahingerafft. Bis zum Herbst hat er noch, treu und tüchtig wie zuvor, seines Amtes gewaltet, dann entschlief auch er, erst 42 Jahre alt. (Sein Sohn ist bis 1783 in Suriname Indianermissionar, bis 1794 Missionar in Trankebar gewesen.)



Heidnische Indianerin, Suriname. (Brüdergemeinde.)

Leider ist die Indianermission der Brüdergemeinde in Suriname seit Ende vorigen Jahrhunderts eingegangen. Die Negersklaverei und ihre Folgen haben daran Schuld. Die unmenschlich behandelten Plantagensklaven entliefen ihren Herren, diese hetzten die Indianer auf, ihnen 20—50 Gulden für jeden tot oder lebendig eingebrachten Flüchtling bietend. Aber der „Buschneger“ wurden immer mehr, und sie drängten die Indianer in den äußersten Süden des Landes, in das unzugängliche Tumukhumakgebirge zurück. Saron und Pilgerhut zerstörten die Neger 1761 und 1763, Hoop an der Corentyne verkümmerte.

Aber vergeblich ist die Indianermission dennoch nicht gewesen: Die Mission hätte schwerlich unter den Negern Eingang gefunden, hätte sie sich nicht zuvor als Indianermission bewährt gehabt.

Die Neger Surinames, zu deren Besprechung wir jetzt übergehen, zerfallen in zwei Klassen, einmal in die Neger der Kolonie und dann in die Buschneger. Bei letzteren verweilen wir zuerst. Sie sind ursprünglich nichts anderes als Sklaven auf den Plantagen der Kolonie, die aber, an Zahl stets wachsend, in den Urwald im Innern des Landes entlaufen waren, dort eigene Niederlassungen gründeten und sich durch Überfälle der Plantagen den Besitzern derselben, sowie den holländischen Behörden immer furchtbarer machten. Von 1760—70 versuchte die holländische Regierung vergeblich, die Entlaufenen mit Gewalt zur Rückkehr zu nötigen.



Heidnische Indianer, Suriname.
(Brüdergemeinde.)

Endlich mußte der Gouverneur die Entlaufenen als frei, sich selbst regierende Männer anerkennen; diese wohnten im Gebiet der Indianer und erhielten einen Tribut von der Kolonie, der alle vier Jahre mit 34 000 Mark ausgezahlt wurde. Ein „Regierungsagent" jedes Stammes vermittelte den Verkehr mit der Kolonie und den Buschnegern. Eine Anzahl von Geiseln wurde von den Buschnegern gestellt und die Verpflichtung festgesetzt, keine entlaufenen Sklaven mehr bei sich aufzunehmen, ja der Kolonie sogar im Fall eines Sklavenaufstandes beizustehen. Noch heute erhalten die nach buschnegerischem Erbfolgerecht ans Ruder kommenden Granmans (Oberhäuptlinge) ihre Bestätigung durch den Gouverneur in Paramaribo, zugleich damit eine Generalsuniform die Unterhäuptlinge eine geringere Uniform. Statt des Tributes bekommen jetzt die Granmans ein Jahresgehalt, an Stelle der „Agenten" ist ein Beamter getreten, und der Verkehr zwischen Buschnegern und Kolonie ist jetzt ungehemmt.

Die Buschneger setzen sich aus den Stämmen der Aukas (auch Dschukas), der Saramackaner-, der Matuari- und der Kurentineger zusammen. Weit kräftiger, stattlicher und gesünder ist ihr Aussehen als das der Plantagenneger, auch bildet die Sprache eine Schranke zwischen beiden: die Buschneger haben in ihrem Negerenglisch mehr portugiesische, die Plantagenneger mehr holländische Worte verwendet. Der Spruch Joh. 3, 16. fängt im Negerenglisch so an: Bikasi na so

fasi Gado ben lobbi kondre, wa a gida wan Pi kien wa eem etc. Urbar macht der Buschneger sein Land nicht, merkt er nach zwei Ernten, daß der jungfräuliche Boden an Kraft nachläßt, so geht er ein Stück weiter. Er ist ein geschickter Jäger und Fischer. Bei seinen Fahrten auf den Flüssen bedient er sich des Corjals, eines schlanken Bootes, das er mit Meisterschaft regiert. Er handelt in der Kolonie mit den Erzeugnissen seines Bodens, vor allem aber mit Holz. Die Buschneger glauben an eine Obergottheit, Grangado = Gott im Himmel. Er hat alles geschaffen, aber er ist fern, ohne Interesse für die Menschen. Diese hat er an Untergottheiten gewiesen und an Geister, die sich in Gegenständen oder Tieren, z. B. in der Abgottsschlange, verkörpert haben. In jedem Dorf der Buschneger befinden sich rohe Götzenbilder, in denen, nach ihrer Meinung, Geister



Goldwäscherei im Buschland, Suriname. (Brüdergemeinde.)

wohnen; davor steht ein Opfertischchen. Natürlich haben die Buschneger ihre Zauberdoktoren (Wintiman = Geistermann), welche durch rasende Tänze sich in Zustände bringen, die der Besessenheit oder der Tobsucht gleichen, um Macht über die Geister zu gewinnen. Kein Todesfall ist nach dem Glauben der Buschneger auf natürliche Ursache zurückzuführen, und der Wintiman kriegt sicher während seines Verzückungszustandes heraus, wer daran schuld ist und welcher böse Geist den Menschen dazu angestiftet. In Summa: auch die Buschneger sind Knechte der Todes- und Teufelsfurcht ihr Leben lang, — es komme denn der Sohn Gottes zu ihnen, der sie recht frei macht!

Gehen wir nun auf die Geschichte der Mission unter den Buschnegern ein. Schon 1754 hatten sich in Paramaribo einige Brüdermissionare niedergelassen,

welche aber im Jahre 1776 erst durch die Taufe eines Erstlings den Grundstein zu dem so blühenden und weitverzweigten Missionswerk in der „Kolonie" legen durften. Vorher schon hatte der Gouverneur sie gebeten, sich doch der Buschneger anzunehmen und sie den Frieden halten zu lehren, den man soeben mit ihnen geschlossen. Drei Brüder, Stoll, Jonas und Dehne (einst Schumanns Mitarbeiter) reisten 1765 auf dem Surinamefluß ins Buschland ab. Der Granman der Saramackaner nahm sie freundlich auf. Gleich nach der Ankunft starb Jonas am Fieber, bald darauf fiel der Granman in einer Fehde, aber sein Sohn nahm sich der beiden Friedensboten an.

Dann mußte Dehne aus Gesundheitsrücksichten fort, und Stoll war (mit einem sofort erkrankten Ersatzmann) allein. Erst im September 1769 kam das Kerstensche Ehepaar von der Brüdergemeinde zu Hilfe. Regelmäßig hielten nun die Brüder ihre Sonntagspredigten, aber Eindruck machten dieselben nur einem, ihrem jugendlichen Beschützer, dem Granman Arabi. Der wurde dann auch 1771 als Erstling der Buschnegergemeinde getauft. Bis zu seinem Tode ist dann Johannes Arabi der Hauptbannerträger christlicher Erkenntnis im Urwald gewesen (1821 †). 1777 ging Stoll heim, nachdem er noch einige Neger hatte taufen können; sein Gedächtnis lebt noch heute im Urwald fort, „Bruder Rudolf" oder „der heilige Rudolf", wie ihn die Buschneger auch nannten, hatte unauslöschlichen Eindruck auf sie gemacht. In demselben Jahre erschien Theophil Schumanns Sohn auf dem Kampfplatz. Er hatte seines Vaters Sprachtalent geerbt; bald konnte er den Buschnegern predigen, und, wenn er, vom Fieber geschwächt, nicht stehen konnte, dann redete er zu ihnen in der Hängematte liegend. Doch zwang ihn sein Zustand leider bald nach Paramaribo zurückzukehren. Andre waren inzwischen gekommen und gestorben, einer, Bruder Wiez, erlebte die Freude, reichere Frucht seiner Arbeit zu sehen, er hat es bis zum Jahre 1801 im Buschland ausgehalten, wie seine Vorgänger mit der Buschnegergemeinde von einem zum andern Ort übersiedelnd, geplagt vom Fieber, angefeindet von den Wintimännern. Sein Nachfolger, Mähr, hat bis 1813 gearbeitet, — dann hob die Brüdergemeinde die Mission unter den Saramackanern auf, — in der „Kolonie" tat Gott zu deutlich die Türen auf, man zählte bereits 640 Getaufte und der Arbeiter waren zu wenige. Unter den Saramackanern waren im ganzen 107 Personen getauft, aber unter allen Getauften waren nur wenige echte Perlen: Joh. Arabi, Grego, Simon und der aussätzige Krüppel Frederik. Diese haben dann auch nicht nachgelassen mit Bitten, ihnen wieder Lehrer zu senden, und nach ihrem Tode haben andre gebeten, bis 1840 Bruder Rasmus Schmidt mit Frau sich wieder bei ihnen niederließ. 16 Getaufte vom alten Stamm waren noch übrig. Gingee hieß der Ort, wohin sie auf Hiobs, Johannes Arabis Sohn, Bitte sich begaben. Nach fünf Jahren schon starb Schmidt, seine Frau hat ihm die Leichenrede gehalten und hat zehn Monate mit Hiob zusammen die Station verwaltet. Bruder Treu, der Präses der Surinammission, kam und verlegte die Station, um Paramaribo und ärztlicher Hilfe näher zu sein, nach Gansee. In Gansee aber auch wieder das alte traurige Bild: die Missionare

kamen, um zu erkranken und zu sterben. Einer Missionarswitwe darf hier nicht vergessen werden, der Schwester Hartmann, welche 1848—53 durch freiwilligen Unterricht, den sie den Negerkindern erteilte, in und um Gansee, Großes gewirkt hat. Die Station Koffikamp entstand ebenfalls in dieser Zeit, etwas später Goejaba, uud zwar ohne Zutun der Brüder. Die Folgen der kraftvollen Wirksamkeit von Rasmus Schmidt hatten wie Ringe auf dem Wasserspiegel weiter und weiter um sich gegriffen. So entsagten von den 4—500 Einwohnern Goejabas 60—70 Erwachsene dem Götzendienst freiwillig und sandten nach Gansee um Lehrer.

Inzwischen war 1863 in Suriname die Sklavenemanzipation erfolgt. Eine von den wertlos gewordenen und dann versteigerten Plantagen war Bergen-



Häuptling Joh. King in seiner Buschnegertracht mit Familie, Suriname. (Brüdergemeinde.)

dal, malerisch, in halber Höhe eines 300 Fuß hohen Berges am Surinamefluß gelegen. Diese Plantage nebst Gebäuden kaufte 1869 die Brüdergemeinde, um von hier aus sich einerseits der befreiten Plantagenneger annehmen zu können, andrerseits aber regelmäßig die Buschnegerstationen besuchen zu können, und zwar von einem Ort aus, wo das Klima doch nicht so mörderisch ist wie im Busch. In Bergendal war Bruder Raatz am längsten tätig, von 1875—1884. 1885 ist er dann nach Gansee übergesiedelt, schon von häufigen Fiebern geschwächt, die er sich auf seinen vielen Reisen nach den andren Stationen zugezogen. Noch in demselben Jahr ist er gestorben. Er hat sein Leben nicht lieb gehabt, der Herr gesegne ihm seine Ruhe! Wieder aber der Beweis, daß in Gansee der Europäer nicht leben kann! Ein sehr tüchtiger Nationalhelfer, Samuel Treu, ist an Raatz' Stelle getreten. In Goejaba hatte sich zu Raatz' Zeiten die Gemeinde getrennt

infolge einer verheerenden Seuche, — der Aberglaube war mit im Spiel, Goejaba müsse verlassen werden, wenn das Sterben aufhören solle. — Jede Gemeinde behauptete fortan, die eigentliche Gemeinde zu sein, bis es 1891 Bruder Schärf gelang, beide Teile an einem dritten Ort, Aurora genannt, zu vereinen. Der Nationalhelfer Josua ist leider nicht mit Samuel Treu in Gansee zu vergleichen. Auf der Tüchtigkeit der Nationalhelfer aber beruht die Zukunft der Saramackanermission.

Die Mission unter den Matuaris an der Saramacka schließt sich in ihrer Entstehung und Entwicklung an einen einzelnen Namen an, an den Namen des Matuarinegers Johannes King. 1830 oder 1833 in Paramaribo, als neuntes von zehn Kindern geboren, zog er mit seinen Eltern nach Maripastoon an der Saramacka, als 1846 sein Vater als Buschneger aus der Hauptstadt vertrieben worden war. Durch Verheiratung der Brüder und Schwestern bestand Ademsis (so hieß Kings Mutter) Sippe aus über 40 Köpfen. Eine bösartige Krankheit suchte die Sippe heim; die Wintimänner erklärten, King habe schuld. Er hatte früher einmal eine Abgottschlange erlegt und sich nach ihrer Meinung den Zorn der Geister zugezogen. King aber hatte bei Nacht und bei Tage Traumgesichte, daß das ganze Wintitreiben etwas teuflisches sei und er sich davon fernhalten müsse. King reiste nach Paramaribo und erschien als ein völlig Unbekannter in dem von 18 Missionsfamilien bewohnten Missionsquartier der Stadt, bat um Bücher und kehrte nach Maripastoon zurück. Als er wiederkam, konnte er fließend lesen. Er arbeitete in der Werkstätte der Missionare und lernte eifrig in der Schule. Er sagte den Missionaren mit aller Bestimmtheit: „ich habe drei Wochen hintereinander in jeder Nacht von einem Boten Gottes den Auftrag erhalten, in Maripastoon eine Kirche zu bauen.“ Und wunderbar wirkte sein Auftreten in dem Heidendorf, als er nun zurückkehrte. Man duldete, daß King alle Götzenbilder und -häuser niederriß, man warf selbst die Fetische in den Fluß, das Kirchlein wurde gebaut und Franz Bona von Gansee, der Nationalhelfer, Kings Verwandter, wurde geholt, um darin zu predigen. Ja das ganze Dorf kam nach und nach zu den Brüdern in Paramaribo und bat um Taufunterricht und Lehrer. King wurde 1861 getauft; zwei Brüder kamen nach Maripastoon, freilich nicht um dort zu bleiben, — aber das Missionswerk unter den Maturis war begründet. Zwei- bis dreimal wird seitdem im Jahr diese Station besucht, — ein Negerdorf, das wie im Sturm für das Evangelium erobert worden ist.

Von Maripastoon aus ist dann im Lauf der achtziger Jahre drei bis vier Tagereisen stromaufwärts die zweite Matuaristation Kwattahedde gegründet worden, die von dem tüchtigen und ernsten eingebornen Evangelisten Eduard Bern geleitet wird. Die Station gilt als Filial von Maripastoon.

Johannes King hat, durch immer neue Gesichte getrieben, Evangelisationsreisen durch das ganze Buschland gemacht; an den Quellen des Suriname ist er mit den, selbst dem Namen nach, unbekannten Loangonegern in Berührung getreten. Bis an die Abhänge des Tumukhumacgebirges dürfte es in ganz Suriname nur wenige Buschneger geben, welchen der Name Johannes King unbekannt ist.

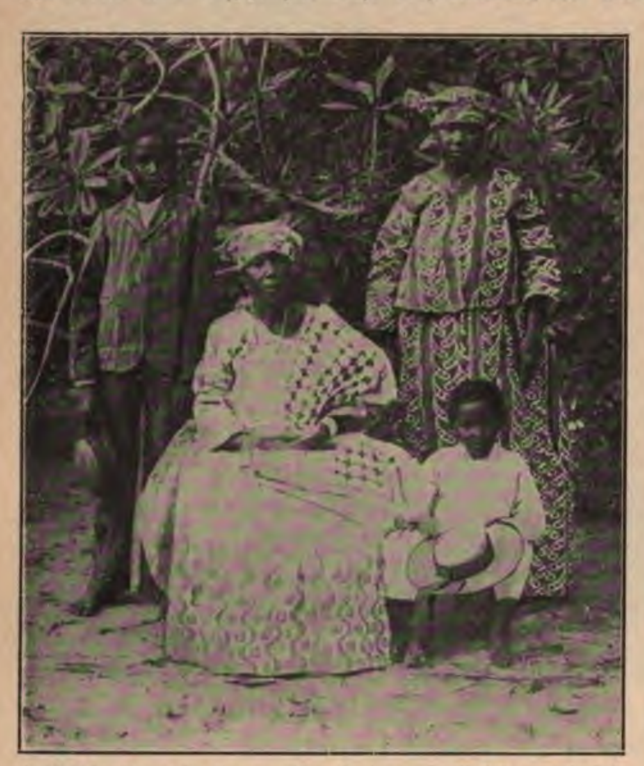
In alter Zeit nahm der Stamm der Coerenti=Neger dieselben Wohnsitze ein wie die Matuaris. Aber diese behandelten die schwächeren Coerenti ungerecht, und der Stamm siedelte sich Ende der achtziger Jahre in Koppenkrisi an der Koppename an. Als Missionar Wehle 1889 von Paramaribo aus sie besuchte, fand er 28 Getaufte unter ihnen. Seitdem sind die Besuche regelmäßig wiederholt worden. Viele Idole sind in den Fluß geschleudert worden (um das des Granmans rang der Missionar buchstäblich mit dem Besitzer, aber es gelang ihm, die Holzpuppe in den Fluß zu werfen). So schnell wie in Maripastoon geht natürlich das Werk nicht, da kein Johannes King dort vorhanden ist.



Getaufte Negerhäuptlinge in Suriname. In der vordersten Reihe links Johannes King.

Zu den Negern vom Auka= oder Dschuka=Stamm an der Coffica, Wana=Kreek und Marovijne waren 1847 und 1850 Brüdermissionare gekommen. Beyman, ihr Granman, hatte bei einem Besuch in Paramaribo sich nicht abgeneigt gezeigt, Lehrer bei sich zu sehen. Als es nun aber 1850 Ernst werden sollte, gab Beyman die Erklärung ab, das Christentum passe für die Weißen, aber nicht für die Neger, das sei sein letztes Wort. Da kam Johannes King auf einer seiner großen Predigtreisen zu den Aukanegern. Aller Herzen flogen ihm zu. Seine matuarischen Begleiter und er selbst schlossen feierlich, nach afrikanischer Sitte, mit den Auka Blutsbrüderschaft, — nur der Granman blieb abgeneigt. Ein halbes Jahr nach Kings Besuch starb er. Anstatt in dem plötzlichen Tode ihres Häuptlings eine Art göttlicher Stimme zu erkennen, legten die Auka vielmehr den Tod Johannes King zur Last, und Beymans Nachfolger

samt seinem Volk waren dem Evangelium abgeneigter als je. Vom Jahre 1869 bis 1892 sind dann 40 bis 44 Reisen zu den Auka gemacht worden; je zwei Brüder aus Paramaribo reisten von Kamp zu Kamp, überall das Evangelium verkündend. Endlich, als 1888 Beymans Nachfolger starb, kam ein Granman ans Ruder, der den Missionaren gestattete, sich unter den Auka niederzulassen. Albina und Wanhatti wurden gegründet, ja Ossesi, der Granman, befahl allen seinen Untertanen, die Götzenbilder und Götzentempel zu zerstören! Der eine große Gott im Himmel ist allein anzubeten, ihm ist feierlich Treue zu schwören. Und Ossesi hat diese Reformation mit unnachsichtlicher Strenge durchgeführt. Natürlich ist damit das Volk noch kein christliches geworden, ja es kann sogar immer noch nicht von einer wirklich durchgreifenden Arbeit hier geredet werden, — das Buschland bleibt das „Totenland", auf die Dauer hält es kein Europäer dort aus. Eingeborne Prediger müssen die Arbeit tun: daß Gott solche Evangelisten „in Kraft" geben wolle in großen Scharen!


Städtische Neger in Paramaribo, Suriname. (Brüdergemeinde.)

Der Schwerpunkt der ganzen Brüdermission in Suriname aber liegt in der Arbeit an den Negern in der Kolonie. So klein und unscheinbar die Anfänge der Arbeit gerade dieser Mission gewesen sind, so reich waren ihre schließlichen Erfolge. Der hingebenden Treue der Brüder ist es gelungen, den größeren Teil der schwarzen und farbigen Bevölkerung der Kolonie in die christliche Kirche einzuführen. Die Brüdergemeinde hatte im Jahre 1901 in Suriname 29 725 in geistlicher Pflege befindliche Personen, darunter 29 214 Getaufte. Auf 20 Stationen und 20 Außenplätzen arbeiteten 91 Missionare und Missionarinnen mit 384 eingeborenen Gehilfen. In 27 Schulen hatte sie 2759 Schüler.

In der Stadt Paramaribo fingen die Brüder an; 1778 hatten sie das erste Kirchlein gebaut, 52 Personen waren in ihrer Seelenpflege, darunter 18 Getaufte. Zu den auf den Pflanzungen arbeitenden Negern hatten sie wenig Zugang: die Plantage eines christlich gesinnten Engländers blieb lange Zeit die

einzige, die sie besuchen durften, ja, nach fünfzigjähriger Arbeit hatten sie erst in sechs Plantagen Eingang gefunden. Aber dann tat Gott die Türen auf: 12 Jahre später zählten die Brüder 90 Predigtplätze! Diese konnten natürlich nicht alle von der Stadt aus besucht werden, so wurden Stationen angelegt, von denen aus, auf den Flüssen und Kanälen fahrend, die Plätze zu erreichen waren. Einschneidend war natürlich auch hier die Aufhebung der Sklaverei. Holland hatte es so eingerichtet, daß alle bisherigen Sklaven noch zehn Jahre unter Staatsaufsicht blieben. Jeder war verpflichtet, sich zu vermieten. Aussuchen konnte er sich seinen Dienstherrn. Dadurch entstand ein unbeschreibliches Hin- und Herziehen. Viele entzogen sich geflissentlich der kirchlichen Aufsicht, unter der sie bisher gestanden, viele meldeten sich an ihrem neuen Wohnort nicht zur Gemeinde. So sank die Seelenzahl der mit der Brüdergemeinde verbundenen Farbigen in dieser Zeit von 27000 auf 23000, ja, nachdem die volle Freiheit eingetreten war (nach 10 Jahren), sank sie auf 21200 Seelen im Jahre 1879. Dann aber ging's wieder aufwärts bis 29725 in der Gegenwart.



Negerjüngling in Suriname. (Brüdergemeinde.)

Die Hauptarbeit wird noch immer in Paramaribo getrieben, der Stadt am dreiviertel Meilen breiten Surinamestrom. So breit ist er an der Mündung. Fährt man mit dem Dampfer drei Meilen hinauf, bis dahin, wo sich der Fluß etwas verengt, so hat man zur Rechten die Vorstadt Kombe, und bald die Stadt selbst mit ihrer holländischen Sauberkeit. Nur selten begegnet man einem Weißen auf der Straße. Die Schwarzen sind hier zusammengeströmt, weil hier der Lebensunterhalt sich leichter zu verdienen scheint als auf den Plantagen. An 30000 Schwarze wohnen in der Stadt. Jetzt hat

die Brüdergemeinde vier Kirchen in Paramaribo, und diese sind oft so gefüllt, daß ganze Haufen von einer zur andern ziehen.

Wenn es nur nach dem Kirchenbesuche ginge, dann wären die Neger in der Stadt vortreffliche Christen! Aber die Hörer sind oft nicht Täter! Eine furchtbare Macht ist die Lügenhaftigkeit: sie lügen, solange der geringfügigste Nebenumstand ihnen ein Schlupfloch zu lassen scheint. Ein anderes schlimmes Laster ist die Unkeuschheit: mancher Jüngling, der sich lieber von seinem Herrn durchpeitschen ließ, als daß er dem Gottesdienst fern blieb, widerstand später nicht der Versuchung zum Ehebruch und mußte ausgeschlossen werden, manches Mädchen, das als Konfirmandin musterhaft war, begann wenige Jahre später einen schändlichen Lebenswandel. Von einer derselben wird in ergreifender Weise erzählt, wie sie mitten in ihrem Sündenleben, nachts in den Träumen, das Gleichnis von den fünf klugen und den fünf törichten Jungfrauen gequält hat, wie sie sich immer unter den törichten befand, die vergeblich bei den Krämern anklopfen, bis der Hochzeitszug vorüber ist, — unter viel Tränen kam sie endlich zum Missionar und bat um Wiederaufnahme. Die Eitelkeit und Putzsucht der Neger sei nur vorübergehend erwähnt, wir kennen ja den Anblick solch stutzerhaft gekleideter Negerjünglinge von den Straßen unserer großen Städte her zur Genüge.



Negerin im Sonntagsstaat, Suriname. (Brüdergemeinde.)

Viel schwieriger aber ist es noch, auf die weit von der Stadt lebenden Neger Einfluß zu gewinnen. Von den einst blühenden Plantagen sind viele seit Aufhebung der Sklaverei vollständig verfallen. Die Neger sind zurückgeblieben und haben Fleckchen Acker in Pacht genommen oder als Eigentum erworben. Andere Plantagen sind noch in Betrieb, und die Neger wohnen in der Nähe als freie Arbeiter. Solche Plätze werden von den Missionaren regelmäßig besucht, und dazu gehören oft recht anstrengende Reisen. Auf jeder Station ist zu dem Zweck ein besonderes Boot vorhanden. Auf dem Platz angekommen, besucht der Missionar die Alten und Kranken, unterredet sich mit den Helfern,

unterrichtet die Taufbewerber und Konfirmanden, hält Gottesdienst und treibt Einzelseelsorge. Die Zeit, wo er dann im Boot sitzt, um zum nächsten Platz zu fahren, ist ihm eine willkommene und notwendige Erholungszeit. — Ich habe von den Schattenseiten der Missionsarbeit in der Kolonie geredet. Aber, Gott sei Dank, hier ist es einmal wahr: „wo viel Schatten ist, da ist auch viel Licht." Leider erlaubt es der Raum nicht, einzelne solcher Lichtbilder hier zu zeichnen, aber das sei gesagt, wenn die Brüder oft über die Sünde erschrecken müssen, oft genug auch sind sie überrascht, ja ergriffen von der Innigkeit und Kindlichkeit des Glaubens bei anderen. Und der guten Elemente unter den christlichen Negern gibt's verhältnismäßig viel! Ein Zug, der bei den Negerchristen oft zutage tritt, ist die große Dankbarkeit und Anhänglichkeit, welche sie ihrem „Leri-



Boot des Missionars in Bergendal. (Suriname.)

man" (Missionar) gegenüber beweisen. Und die Missionare der Brüdergemeinde wuchern auch treulichst mit ihrem Pfunde der Einzelseelsorge!

Einen etwas anderen Charakter als das Hinterland von Paramaribo hat der westlich liegende Distrikt **Koronie**. Weit und breit Sümpfe, von denen ein etwa sechs Meilen langer Streifen längs des Meeresstrandes durch Dämme und Abzugskanäle trocken gelegt und zu fruchtbarem Lande gemacht ist. Hamilton, Salem, Waterloo sind drei wichtige Stationen in Koronie. Nach Salem, zwanzig Meilen westlich von Paramaribo, kann man nur zu Schiff kommen. Der Distrikt hat durch seine abgeschlossene Lage manche Vorzüge, die befreiten Neger konnten nicht so leicht verziehen und blieben vor dem Zuzug schlechter Menschen bewahrt. Fleiß und Betriebsamkeit herrscht hier, und jeder strebt danach, ein Häuschen mit einer kleinen Landwirtschaft sein eigen nennen zu können. Vier größere Zucker-

plantagen gibt es in diesem Distrikt, alles übrige Land ist an die Neger teils verpachtet, teils verkauft, welche neben den Gewächsen, die sie zu ihrem eignen Unterhalt brauchen, Kokosnüsse, Kaffee und Kakao bauen. Die Neger des ganzen Distrikts sind jetzt Christen. Wenn die Sonntagsglocken rufen, dann bedeckt sich die längs des Strandes führende, mit Palmen eingefaßte Landstraße mit weiß gekleideten Kirchgängern und Fuhrwerken, die die weiter wohnenden hinzuführen. Eine Wagenburg umgibt dann die Kirche, und drinnen ertönen dann die Gesänge der Gemeinde, die selbst, oder deren Väter einst arme Sklaven, nun den preisen, der sie versetzt hat in das Reich seines lieben Sohnes.

Französisch-Guyana kommt als Missionsgebiet nicht in Betracht. In Britisch-Guyana, mit seiner sehr gemischten Bevölkerung von 288000 Seelen, ist die anglikanische Kirche Staatskirche, und in ihrer Pflege befindet sich mehr



Missionskirche Waterloo, Suriname. (Brüdergemeinde.)

als die Hälfte der Bevölkerung. In ihrer Missionsarbeit unter den Negern, Indianern und Kulis, die sie auf vielen Stationen mit großem Eifer betreibt, wird sie von einigen anderen englischen Missionsgesellschaften unterstützt. In Demarara (Britisch-Guyana) hat die Brüdergemeinde in Grahams-Hall eine Missionsstation. Die Gemeinde besteht meist aus eingebornen Westindiern. Ein sehr tüchtiger eingeborner Geistlicher steht ihr vor. Unter den circa 900 Seelen herrscht reges geistliches Leben. Circa 40 eingeborne Gehilfen stehen treulich an der Arbeit.

Das übrige Südamerika, das neben seiner namenkatholischen Bevölkerung noch Hunderttausende von rein heidnischen Indianermassen enthält, ist von der evangelischen Mission teils noch gar nicht, teils nur sehr vereinzelt besetzt. Ausgedehnter als die eigentliche Heidenmission ist das Evangelisationswerk unter den sittlich und religiös sehr tief stehenden Katholiken, aber wenn man bedenkt, daß



Missionshäuser und Kirche in Paramaribo (Suriname). Brüdergemeinde.

Südamerika 34 Millionen Einwohner hat, so ist auch das Evangelisationswerk nur gering zu nennen. Südamerika ist der von der evangelischen Mission bisher vernachlässigte Kontinent.

Unter diesen Umständen ist es wohl angezeigt, dem Leser eine Probe römischer Mission vorzuführen. Wir haben bisher darauf verzichtet, dies in einem abgeschlossenen Bilde zu tun. Aber bei der Betrachtung von Südamerika ist, angesichts der mangelnden evangelischen Missionen, Raum dazu da. Außerdem aber ist gerade hier diejenige römische Mission gewesen, welche die ultramontane Geschichtsschreibung immer noch wieder als Paradestück vorführt: Die Mission der Jesuiten in Paraguay.

Das Missionsland war gelegen im Dreistromgebiet des Uruguay, Parana und Paraguay, und kupferbraune Indianer waren es, die hier hausten. Diesem Volk, das jetzt den Todesschlaf schläft, war über seiner heidnischen Dunkelheit ein trügerisches Licht aufgegangen, das seinen Lebensweg für eine kurze Zeit erleuchtete. Was zwei Jahrhunderte aufgerichtet, das verdarben kaum fünfzig Jahre von Grund aus: der Jesuitenstaat in Paraguay, ein auf Sand gebautes Haus, ist gefallen.

Von spanischen und portugiesischen Konquistadoren ihres Grund und Bodens und ihrer Freiheit beraubt, in bestimmte Lokationen zusammengetrieben, waren die freien Indianer im sechzehnten Jahrhundert so gut wie Sklaven geworden. Dem Eroberer folgte wohl der Priester, aber er vermehrte nur die Knechtschaft durch den Zwang, den katholischen Namen anzunehmen. Die Verwilderung wuchs bei Herren und Knechten. Da wandte sich der Bischof von Tukuman an die Jesuitenväter um Missionare.

Die Boten kamen. Zuerst nahmen sie die verwilderten Herren in Pflege, dann zogen sie im Lande umher, predigend und taufend. Die schwierigen Sprachen „verschlangen" sie nur so, Wunderzeichen bekräftigten die Echtheit ihrer Sendung. Von den Ausläufern der Anden bis zu den Geländen des Paraguay und Parana, überall wurden Tausende getauft und das Kreuz errichtet. Missionsstationen gründete man nicht, und die Indianer blieben auch Sklaven. Während diese nun um ihre Freiheit kämpften, zogen sich die Jesuiten nach der La Guayaprovinz, einem Teil des heutigen Rio grande do Sul, zurück. Die spanische Krone erhob sie zu unmittelbaren Reichsvasallen und untersagte jeglichen spanischen Einfluß und Verkehr in der Provinz. — Die Jesuiten sollten die Herren daselbst sein. Das geschah im ersten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts, und das ist die Geburtsstunde des „Missionsstaates", in dem der Jesuitenorden landesherrliche Macht ausübte.

Der Gedanke, der den Orden leitete, war derselbe, den der edle Las Casas gehegt: „geistliche Eroberung der Heidenvölker anstatt der Schwertmission." „In dem Landstrich, den die Krone zur Verfügung stellt, soll das heilige Evangelium einzig gelten, gelten auch als bürgerliches Gesetzbuch. Die Mönchsregierung bezeugt dem Staat durch einen jährlichen Tribut seine Oberhoheit." Bald entfaltete sich am Parana ein reges Leben: die Geknechteten verließen ihre Lokationen und ihre

harten Herren, und rasch blühten die Pflanzstätten der Jesuiten auf. In kurzem waren es drei Missionsäcker, die vom Staat den erwähnten Freibrief erhalten hatten. Wie unter der Wünschelrute eines Zauberers sproßten die Missionsdörfer auf, und voll glühender Begeisterung, unverdrossen und todesfreudig standen Männer an der Arbeit, die „ganze Männer“ waren. Sie bändigten auf den „Reduktionen“ oder Missionsdörfern in kurzem die wilden Sitten und Laster der Heiden und schufen sich Gemeinden, willig zu Missionsdiensten sauerster Art, willig, unter das Gebot des Priesters sich zu beugen. Im dritten Jahrzehnt des Bestehens pochte die harte Faust der Mamelukos oder Sklavenjäger an die Tore des Missionsstaates: wilde Tupiindianer unter einem erprobten Waldläufer. Was nicht brauchbar war, wurde niedergehauen, was stark und schön, in Fesseln nach Brasilien geführt. Die Niederlassungen gingen in Flammen auf; die Spanier aber rieben sich die Hände über der Väter Mißgeschick! Zwei Missionsprovinzen wurden von den Mamelukos zertreten, — die Väter zogen mit dem Rest ihrer Schützlinge nach der dritten, dorthin, wo die beiden Ströme, Uruguay und der Parana auf 30 Meilen sich nähern. Auf ihre flehentliche Bitte erlaubte Spanien die Bewaffnung der christlichen Indianer, und bald sandte man die Mamelukos mit blutigen Köpfen heim! Nun boten die Reduktionen sicheren Frieden! Nun blühten Handel und Gewerbe auf, ausgedehnte Plantagen und riesige Viehhöfe umgaben die Missionsdörfer. Nichts schien der gesammelten Christenschar zu fehlen. Mit unverwüstlicher Dreistigkeit und schlauer Gewinnung des Königs und seiner Räte hat dann späterhin der Orden für die Freiheit seiner Christen und seine eignen Privilegien gefochten gegen spanische Habgier, sie haben die Chikitos an den südlichen Nebenflüssen des Amazonenstroms bekehrt, 10 Reduktionen entstanden, in 20 Jahren war das Volk der Hauptsache nach zu Christen gemacht! 23788 Seelen umfaßten im Jahre 1767 die Reduktionen unter den Chikitos, 141182 Seelen waren schon im Jahre 1732 in den 30 Reduktionen, im Gebiet zwischen Parana und Uruguay, vorhanden.

Doch schon nahte der Zeitpunkt, wo der gegen den Orden angesammelte Unwille unter den Spaniern sich im Mutterlande einen Ausweg verschaffte.

Am Ausfluß des La Plata hatten die Portugiesen eine Kolonie, San Sacramento, welche die spanischen Zollgesetze mit Füßen trat, — da gab Spanien in den vierziger Jahren leichter Hand die sogenannten sieben östlichen Missionsdörfer, jenseits des Uruguay am Rand des brasilianischen Waldes von Santa Catherina, an Portugal und erstand dafür die unbequeme Kolonie. Ein Schrei der Entrüstung ging durch die Reduktionen der Indianer, Zoll für Zoll mußten die Soldaten ihnen den Grund und Boden entreißen. Die Jesuiten selbst hatten äußerlich den Schein des Gehorsams bewahrt, — daß sie königstreu seien, hatten sie immer behauptet, — aber das Vertrauen zu ihnen war völlig geschwunden. 1767 war die Vertreibung der Väter aus den Missionen beschlossene Sache in Spanien. Man hatte Widerstand erwartet, als das Staatsschiff ihnen die Nachricht brachte, aber nein: niedergeschlagen und in dumpfer Resignation beugten sie sich und ließen sich als Gefangene nach Europa zurückführen.

Die Indianer versuchten es eine Weile unter rührenden Petitionen an den König, die Väter wieder zu bekommen, dann versanken sie in dumpfe Gleichgültigkeit. Ihr Land wurde schnell von habgierigen Beamten ausgesogen, ihr Viehstand vernichtet; binnen wenigen Jahren war die Bevölkerung auf weniger als die Hälfte zusammengeschmolzen. Wirklich sittliche, aufhaltende Kräfte hatten die Väter diesen „Kindern in ihrer Unschuld" nicht mitzugeben vermocht! Außer kümmerlichen Resten ist in dem heutigen Paraguay von den Reduktionen nichts mehr vorhanden, — als die Stürme der Revolution von Südamerika darüber hingingen und die Reduktionsindianer die Heere der Prätendenten und Freibeuter füllen mußten, gingen die Dörfer in Flammen auf. Der Jesuitenorden aber hat den Schauplatz seiner ehemaligen Tätigkeit nie wieder betreten.

Versuchen wir ein Bild des Lebens und Treibens der Väter in solch einem Missionsdorf zu geben. Gewöhnlich bildete den Mittelpunkt des Dorfes eine prächtige Kirche aus Sandstein, mit Turm und Kuppel, von schlanken Säulen getragen. Apostelfiguren stehen zwischen den Säulen, massive Kronleuchter hängen herab, Heiligenfiguren von massivem Silber schmücken den Hochaltar, — kurzum: Alles von imponierender Pracht. An die Kirche lehnt sich das zweistöckige Haus der Väter, behaglich eingerichtet, mit geschnitzten Möbeln in den saalartigen Zimmern. An beide Gebäude schließen sich der Friedhof, die Gärten der Väter, der Werkstättenhof und die Magazine. Die Werkstätten sind, neben der Kirche, der zweite Brennpunkt der Niederlassung. In großen Sälen arbeiten hier: Zuckersieder, Grobschmiede, Silberarbeiter, Zimmerleute, Tischler, Drechsler, Rosenkranzmacher, Wachsbleicher, Weißgerber, Weber, Wollkämmer, Zinngießer, Schuster, Schneider, Bildhauer, Holzschnitzer, Mechaniker, Kupferstecher und Maler. Von hier aus und hierin pulsiert alles Leben in der Reduktion. Dieses „Quartier der Väter", wie Kirche, Wohnhaus und Werkstätten genannt wurden, und das mit seinen Baulichkeiten und Anlagen einen Raum von 60 Morgen bedeckte, schaute über den Kirchplatz hin, einen viereckigen Raum, an den sich das „Quartier der Eingebornen" anschloß, Häuserquadrat an Häuserquadrat; alle Hauptstraßen liefen schnurgerade auf den Kirchplatz aus, auf dem ein riesiges steinernes Kreuz stand, das von allen Straßen aus sichtbar war. Am Kirchplatz lag auch das Männer- und das Weibergefängnis. Vor den Toren der Siedelung: Kalk-, Ziegel-, Backsteinbrennereien, Roß- und Handmühlen, Schlachthäuser, Teefabriken, Glockengießereien, Pulvermühlen, Steinhauereien und hydraulische Werke. Dazu die großen Gärten mit ihren verschiedenen Kulturen, die Tee-, Baumwolle- und Zuckerrohrplantagen, die Reis- und Getreidefelder, — kurzum: eine treffliche Anlage, wie aus einem Guß, ein gewaltiger Organismus, so steht das Bild einer Reduktion vor unserm geistigen Auge.

Vorsteher in der Reduktion war der Pater, Pfarrer, ihm untergeordnet der Vikar. Eine Arbeit jagte die andere von früh bis spät. In buntem Wirbel sind beide jetzt Priester, Katecheten, Schulmeister, dann Fabrikaufseher, Verwalter, Richter. Es ist kaum faßlich, wie zwei Männer im stande waren, diese ungeheure Arbeit zu bewältigen, und es ist sehr verständlich, daß diese Männer

keine rechten Pfarrer und Hirten ihrer Gemeinde geblieben sind. Und wenn auch sie, so doch nicht ihre Nachfolger, die zweite Generation, die das mühsam Errungene als Erbgut betrachtete und ein Leben voll Eigendünkels und Genuß führte, als kleine Könige über ihre Untertanen herrschend.

Die ganze Lebensgestaltung der Christen auf der Reduktion unterlag der schärfsten Kontrolle. Ein Signal heißt alles frühmorgens aufstehen, Glockenton befiehlt die Nachtruhe; jeder muß im Hause sein. Patrouillen gehen die ganze Nacht umher. Heiraten war in der Mission Gesetz, Unverheiratete wurden von den Vätern durchaus nicht geduldet. Jeder Tag fängt mit einem kurzen Gottesdienst an, dann erhält jede Familie ihre Portion Tee, Fleisch, Salz und Getreide, und dann geht's an die Arbeit. Für jede Beschäftigung haben die Väter ihre Beamten angestellt. Besondere Titel, Abzeichen und Ehren wecken den Eifer zur Arbeit von früh bis spät. Das junge Volk beiderlei Geschlechts aber ruft jeden Morgen vor dem Gottesdienst Trommelwirbel zum Unterricht in der christlichen Lehre. Wir können nun nicht näher darauf eingehen, wie der Verlauf der Werkeltage, Sonn-, Fest- und Heiligentage war, jedenfalls: der ganze Apparat römischen Christentums war in Bewegung gesetzt, um in äußerlichen Gebärden den Ortschaften und ihren Bewohnern den Stempel des Gottesreiches aufzudrücken. Kirchlichen Charakter trugen selbst die öffentlichen Vergnügungen. Religiöses und soziales Leben war in diesem Jesuitenstaat völlig miteinander verschmolzen. Dazu kommt aber noch eins: das Gemeinwesen in Paraguay war auf kommunistischer Grundlage erbaut. Alles war „Tupambac" d. i. der Gemeinde gehörig, Sache Gottes. Der Allgemeinheit gehörte Arbeitskraft und jeglicher Besitz; die Gemeinschaft übergab es dem Einzelnen nur zur Nutznießung. Der Staat teilte an die arbeitende Bevölkerung aus den riesigen Magazinen Nahrung und Kleidung aus, und Privateigentum hatte niemand. Ein alles umschließender Staats**handel** war die notwendige Folge der kommunistischen Wirtschaftsverfassung. Da der gesamte Innenhandel nur in Tausch bestand, so bedurfte man eines Tauschmittels, des Geldes, nicht. In den Reduktionen gab es kein Geld, und die völlige Unbekanntschaft mit dem Gelde erschien den Jesuiten als der eigentliche Triumph ihrer Staatsweisheit. Kommunismus war die Staatsform der Jesuiten in Paraguay, aber eigentlich verdient sie diesen Namen noch nicht einmal. Denn eigentlich waren doch die Jesuiten Staatseigentümer, die Indianer aber die Enterbten. Das Missionsgebiet ist wie ein Armenhaus, in dem die Insassen sich um ihr Tägliches mühen und mit ihrem expropriierten Vermögen den Jesuiten die Taschen füllen.

Wir können nicht leugnen, wenn wir uns alles noch einmal ins Gedächtnis zurückrufen: Tatkraft und Schaffensfreudigkeit, Kunst und Einheit der Leitung, Drangabe des ganzen Lebens und Aufbietung aller Kräfte, begeisterte Persönlichkeiten und ganze Männer, das alles tritt uns entgegen in diesem Staat. Aber es waren unapostolische Mittel, wodurch der Jesuitenorden groß ward im Rat der Völker und unter den roten Leuten. „Machet alle Völker zu meinen Jüngern, das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden,

das Reich Gottes ist inwendig in Euch!" Diese Worte unsres Herrn atmen einen andern Geist!

Zu geschickten Ackerbauern, Viehzüchtern, Handwerkern und — Soldaten hatten die Jesuiten ihre Zöglinge gemacht, und die katholische Religion war als Firniß auf das Ganze gestrichen, dicht und lückenlos, — inwendig aber waren die Indianer keine Christen geworden.

Wir haben dem Leser dies als Probe der römischen Missionspraxis vorgeführt. Daß die Katholiken immer noch mit Stolz auf dies Blatt in ihrer Missionsgeschichte zeigen, ist ein Beweis, daß Rom seine Missionsmethode bis auf diesen Tag nicht geändert hat. Und es wird sie auch nicht ändern. Wir Evangelische können aber nicht verstehen und werden nie verstehen, daß einem selbst durch eine solche Lehre, wie sie hier der Zusammenbruch des Kirchenstaates in Paraguay gegeben hat, die Augen noch nicht aufgehen über des Apostels Wort: „der Herr ist der Geist; wo aber der Geist Gottes ist, da ist Freiheit!"

Das letzte Missionsfeld Südamerikas, wohin ich den Leser in diesem Buch führe, ist zwar auch kein deutsches, aber der Name eines Missionspioniers ist so untrennbar mit dem Namen Südamerikas und seiner südlichsten unwirtlichen Spitze verbunden, daß er in keiner Geschichte der Mission fehlen darf: Allen Gardiner, der Apostel der Feuerländer.

„Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch Deine Hand daselbst führen und Deine Rechte mich halten" (Psalm 139, 9. und 10.). Die Flügel der Morgenröte, das waren die Schwingen des Glaubens und der Liebe, welche die treuen Männer alle, von Allen Gardiner bis Stirling, schneller als das Segelschiff oder der Dampfer, der sie trug, nach dem Ort ihrer Sehnsucht versetzten, wo sie einem der rohesten und abgeschiedensten Völker das Evangelium verkündigen wollten. „Am äußersten Meer" ist's freilich dort an der Südspitze Südamerikas auf dem Feuerland, ihrem Arbeitsfeld, das als eine riesige Insel vom Festland getrennt ist, und Gottes Hand hat sie daselbst geführt und seine Rechte hat sie gehalten.

Bei Allen Gardiner, dem Apostel der Feuerländer (geb. 1794 in Berkshire), regte sich der Missionsgeist erst allmählich. Bis zu seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre war noch keine Spur von Missionsgedanken in ihm vorhanden. Eine frühe Neigung zu Unternehmungen und Abenteuern ließ ihn den Seemannsberuf erwählen. Erst nach einer langen Reise, die ihn um das Kap der guten Hoffnung nach Indien, China und Südamerika führte, und nachdem er aller Orten das Heidentum mit seiner Sittenlosigkeit und Verkommenheit gesehen hatte, regte sich in ihm der Drang, sein Leben einem höheren Zweck zu weihen. In seinem Tagebuch, das er auf See regelmäßig führte, gibt er als Triebfeder sein erwachtes Gewissen an. Als seine inniggeliebte Frau ihm schon 1834 genommen ward, stand es in seiner Seele fest, welches „der höhere Zweck seines Lebens" sein sollte. Er war damals Schiffskapitän. Jetzt fangen seine Seereisen an, ein Suchen nach einem geeigneten Missionsfeld zu werden. „Herr," so schreibt er damals in seinem Tagebuch, „du hast es mir ins Herz gegeben, mich deinem

Dienst unter den Heiden zu weihen, o daß ich ein bescheidenes Werkzeug in deiner Hand werden möchte, Seelen zu retten. Ohne dich kann ich nichts tun, aber ich glaube, daß ich mit dir alles auszurichten vermag."

In Südafrika und Neu-Guinea, wo er versuchte festen Fuß zu fassen, tat sich ihm keine Tür auf, und auch unter den Indianern an den Grenzen von Chile, in den Hochgebirgen der Anden, gewann er keine Freudigkeit, bis er zu den Eingebornen an der südlichsten Kante des Festlandes von Südamerika kam, dort, wo die Magalhaensstraße das Festland vom Feuerland scheidet. Hier wäre er gern geblieben. Aber er war bloß für wärmere Länder ausgerüstet und hätte es dort im tiefen Süden nicht ausgehalten. So sandte er denn von den Falklandinseln (östlich von der Südspitze) einen Brief nach England, seiner Heimat, mit einem Aufruf zur Gründung einer patagonisch-feuerländischen Mission, und wirklich, als er selbst 1844 heimkehrte, dauerte es nicht mehr lange, bis seines Herzens Wunsch erfüllt wurde.

Es war an einem Sommertag des Jahres 1844, da hatte sich in einem der hübschen Gartenhäuser des Luxusseebads Brighton, an der Seeküste Englands, eine Anzahl ernster Männer zusammengefunden, deren Reden sich mit den verkommenen Indianerstämmen zu beiden Seiten der Magalhaensstraße beschäftigten. Der Hauptredner war ein Mann, in dessen feingeschnittenem Gesicht nicht nur die Energie des Seefahrers, sondern auch die heilige Liebesglut des glaubensstarken Christen zu lesen war. Das war Allen Gardiner, damals 50 Jahre alt, seit 25 Jahren fast beständig auf den Weltmeeren unterwegs gewesen. Der 4. Juli 1844 wurde der Gründungstag der patagonischen Mission. Schon am 12. Dezember 1844 segelte Gardiner in Begleitung seines Mitarbeiters Hunt an Bord der Brigg Rosalie „auf Flügeln der Morgenröte" nach der Magalhaensstraße ab und erreichte den Ort seiner Bestimmung am 18. Februar 1845. In der Gregorybai warf man Anker, und nachdem das Schiffsvolk den beiden noch die zwei Holzhäuser, die man mitgenommen, hatte zusammensetzen und die Vorräte hatte hineinbringen helfen, setzte das Schiff seine Fahrt fort, und Allen Gardiner und Hunt blieben „am „äußersten Meer" allein.

Staunend blickte vor allem Hunt in die gänzlich neue Welt; ein großartiges Schauspiel bietet in der Tat zunächst die Magalhaensstraße selbst. Wenn die See bei Kap Horn gefahrvoll genannt werden muß, so gilt das von dieser Meeresstraße erst recht, sie ist geradezu voller Schrecken. Die meist von Westen nach Osten brausenden Stürme wälzen ungeheure Wellenberge durch die sich in gleicher Richtung erstreckende Straße, während überall dichtgesäte Felseninseln sich diesen Wellenbergen entgegenstemmen. Pfeilschnell erfolgt dann der Abfluß der angestauten Wasser nach allen Seiten, wo sich eine Öffnung bietet.

Das Land an der Südseite dieser Straße ist das Feuerland, das der Naturforscher Darwin treffend mit einem ins Meer gesunkenen Gebirge vergleicht, so daß tiefe Meerbuchten da sind, wo eigentlich Täler liegen sollten. Fast nirgends ist auf dem Lande eine ebene Stelle zu finden, überall feuchte, verwaschene Schluchten, oder wildzerrissenes nacktes Gestein. Unmittelbar am

Meeressaum bedeckt ein sehr dünner Urwald die fruchtbaren Stellen, ein nie austrocknender Moosteppich ist sein Boden. Höher hinauf verkrüppeln die Bäume zu Knieholz. Gletscher hängen bis ins Meer herunter. Wilde Beeren und Pilze, Fische, Robbenfleisch und Muscheln bilden die Hauptnahrung der Eingebornen. Fast das ganze Jahr hindurch regnet, schneit und stürmt es; Monate lang ist das Land in dichten Nebel gehüllt. Wahrlich, wäre es nicht die Liebe Christi gewesen, die Gardiner „gedränget", er hätte sich dies Land nicht zu seinem Arbeitsfeld ausgewählt. Und das Volk, das hier wohnt, auch nicht.

Das Feuerland erstreckt sich etwa 60 Meilen von Ost nach West und 40 von Süd nach Nord; kaum mehr als 15000 Menschen bewohnen es. Pescherähs nennen die alten Beschreibungen die Bewohner, nach dem einzigen Wort, das die ersten Besucher von ihnen gehört haben wollten. Sie sind von mittlerer Größe, haben gelbbraune Gesichtsfarbe, ein breites Gesicht mit hervorstehenden Backenknochen, eine flache Nase, sehr großen Mund, lange schwarze grobe Haare. Um die Schultern hängt die Haut von einem Seehund, über den Hüften, mit einem Seehundsdarm festgebunden, eine Schürze von Federn. Eine Federmütze vollendet den Anzug. Gesicht und Schenkel bemalen sie sich mit schwarzen, weißen und roten Streifen. Muschelhalsbänder dienen als Schmuck. Ihre Hütten bauen sie aus großen Baumzweigen, die sie mit dem starken Ende in die Erde stecken und oben durch Binsen verbinden.

Den Fußboden bedecken Seehundsfelle, in der Mitte ist die Feuerstelle, um welche herum Bündel trockenen Grases als Stühle und Betten dienen. Etliche Kannen aus Baumrinde und einige Binsenkörbe bilden den ganzen Hausrat. Wurfspieße, Bogen und Pfeile sind ihre Waffen, Kähne verfertigen sie aus Baumrinde sehr geschickt. Von Obrigkeit, Versammlungen und irgend einer staatlichen Einrichtung keine Spur. Der Mann ist auch hier wie bei den meisten Heiden der faule Herr, der, wenn er nicht jagt oder fischt, am Feuer kauert, während das Weib den Kahn ausbessert, das Ruder führt, überhaupt die schweren Arbeiten verrichtet. Von Religion und gottesdienstlichen Handlungen wollen die Reisenden bei diesem Volk nichts bemerkt haben.

Da standen nun Gardiner und Hunt in diesem unwirtlichen Lande. Bald fanden sie den Häuptling und seinen Stamm, den Gardiner einst flüchtig kennen gelernt hatte, und bei dem er damals gern geblieben wäre. Aber leider war Streit und Spaltung unter diesen Leuten eingetreten. Weiße wären ihres Lebens nicht sicher gewesen. Unverrichteter Sache kehrten sie zu ihren Holzhäusern und Vorräten zurück und hielten es für das Beste, als ein Schiff vorbeikam, das nach England ging, vorerst nach Hause zurückzukehren, um Mannschaften und Fahrzeuge zu bekommen, die ihnen ein Bereisen der Magalhaensstraße und der Buchten des Feuerlandes ermöglichten. Glücklich langten sie in England an, glücklich erhielten sie vier Seeleute und einen Schiffszimmermann nebst einem Verdeckboot, und schon 1848 war die zweite Expedition nach dem Feuerlande unterwegs. Aber als sie ankamen, verhinderte wieder das Verhalten

der Eingebornen ihre Niederlassung. Erst stumm und scheu, wurden die Pescherähs bald frech und diebisch. Waren die Missionare in den Häusern, so stahlen die Pescherähs in dem Boot, waren sie im Boot, so stahlen sie in den Häusern. Abermals kehrte man nach England zurück, um noch mehr Boote nach dem Feuerland mitzunehmen. In diesen wollte man vorerst wohnen. In England war man sehr entmutigt und hielt nunmehr die Hände zu. Auch unsre Brüdergemeinde ließ Gardiner eine Fehlbitte tun, als er um Missionare und um Geldmittel bat. Da ermöglichte eine englische Dame mit 20000 Mark, die sie spendete, den dritten Versuch, und auch Männer fanden sich bereit, mitzugehen: ein Wundarzt, ein Sonntagsschullehrer, drei Fischer und der Schiffszimmermann der zweiten Expedition. Am 7. September 1850 segelten sie auf der „Seekönigin" ab.

Mit europäischen Lebensmitteln bis zum Juni 1851 versehen, sollten ihnen dann neue Lebensmittel über die Falklandsinseln geschickt werden. Am 5. Dezember 1850 landete die kleine Schar an ihrem Missionsfeld. Von hier aus schrieb Gardiner einen Brief an das Missionskomitee, der schließt: „Mein letztes Wort ist, betet für uns." Und es war auch das letzte Wort, das Gardiner nach Hause gesandt hat. Die mitgenommenen Lebensmittel wurden ihnen teils geraubt, teils durch das Seewasser verdorben. Ihre Boote zerschellte zum Teil der Sturm, die im Juni 1851 erwarteten Lebensmittel blieben aus. Verlassen von aller Welt am äußersten Meer! Eine unheimliche Krankheit, der Skorbut, stellte sich bei ihnen ein und einer nach dem andern fiel ihr zum Opfer. Gardiners Tagebuch, das man nachher fand, berichtet die Sterbegeschichte seiner teuren Gefährten. Dazwischen hindurch kommen Aufzeichnungen über Hunger, Durst, Stürme und Kälte; den breitesten Raum aber nehmen die Fürbitten für das Feuerland und Gedanken des Friedens ein, daß sich alle geborgen fühlen in Gottes Vaterhand. Die letzten von Gardiner niedergeschriebenen Worte tragen das Datum 6. September 1851. Zwanzig Tage nach Gardiners Heimgang kam das Schiff, nach dem sich die Einsamen so gesehnt. Zu spät! Die Pioniere dieser Mission waren geopfert! Und doch: der erschütternde Tod Gardiners und seiner Gefährten hat der Mission viel genützt, ja vielleicht mehr genützt, als es ihr weiteres Leben getan hätte.

Wahrlich, ich sage euch: „es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein, wo es aber erstirbt, so bringt es viele Frucht!"

Fast die ganze evangelische Kirche trauerte um den treuen Mann, als die Nachricht nach England kam. Und sehr bald fand man auf das, was geschehen, die einzig richtige Antwort. Ein alter Freund Gardiners gab die Losung aus: Mit Gottes Hilfe soll die Mission weitergeführt werden! Im Sturm kamen die nötigen Gelder zusammen. Ein stattliches Segelschiff wurde gebaut, das den Namen „Allen Gardiner" empfing; im Jahre 1854 trat es die erste Reise nach dem fernen Süden an. Es ist bis auf den heutigen Tag ein ausgezeichnetes Hilfsmittel für die Feuerlandmission geblieben. 1865 ging Gardiners Freund selbst mit mehreren jungen Missionaren nach Südamerika. Bis 1862 hatte

H. Stirling die Leitung der Geschäfte in der Heimat, dann suchte auch er das ferne Missionsfeld persönlich auf. Die patagonische und Feuerlandsmission nahm mehr und mehr den Charakter einer modernen Missionsgesellschaft an und nannte sich die „Südamerikanische Missionsgesellschaft“.

Als der „Allen Gardiner“ 1854 zum erstenmal die Breite der Magalhaensstraße erreicht hatte, lief er zunächst die Falklandsinseln an. Die beiden Missionare Philipps und Ellis hatten den Auftrag von ihrer Missionsgesellschaft, auf der Keppelinsel, einer der Falklandsinseln, die dem Feuerland am nächsten liegt, festen Fuß zu fassen. Hieher sollten sie Feuerländer zu ziehen versuchen, um auf sie einzuwirken, so daß die Lehrer an Leib und Leben sicher und die Schüler zwar nahe der Heimat, aber doch den heidnischen Einflüssen entnommen wären. Bald kamen noch fünf andre Missionare hinzu, unter ihnen Allen W. Gardiner, der Sohn des „Apostels der Feuerländer“. Die ersten Jahre brachten sie fast ganz an Bord ihres Missionsschiffes mit Rekognoszierungsfahrten in den Wasserstraßen des Feuerlandes zu, unermüdlich den Eingebornen nachgehend. 1858 ließ sich die erste feuerländische Familie bereit finden, nach der Keppelinsel überzusiedeln. Seit der Zeit hat der Zuzug von Eingebornen nicht wieder aufgehört. Im Lauf der Jahre gelang es den Missionaren, sich die Sprache der Feuerländer anzueignen, in den Gedankenkreis ihrer Zöglinge einzudringen und auf sie durch Schulunterricht und Predigt einzuwirken. Eine christliche Lebensweise führten sie ja schon länger mit den Stationsleuten. Einer der ersten Getauften ist ein gewisser Okokko, der nachher als Nationalhelfer den Missionaren treu zur Seite gestanden hat. Leider machte man bei dem ersten Versuch, sich unter den Feuerländern selbst niederzulassen, wieder die allerschmerzlichste Erfahrung. Der Missionar Philipps wollte in Wulya an einer der inneren Buchten des Feuerlandes eine Station anlegen. Lange hörten die Missionare auf der Keppelinsel nichts von ihm. Als man Nachforschungen anstellte, zeigte sich wieder das undankbare Feuerland von seiner schrecklichen Seite. Die Wilden hatten die Friedensboten eines Sonntags ruhig ans Land kommen und ihren Gottesdienst abhalten lassen; dann waren sie über die kleine Schar der Beter hergefallen und hatten sie alle niedergemacht. Nur der Schiffskoch, der auf dem Schiff geblieben war, kam mit dem Leben davon.

Nach drei Jahren, 1863, erfolgte der zweite Versuch. Diesmal sollte Okokko, der Erstlingschrist der Feuerländer, sich unter seinen Landsleuten ansiedeln und auf sie einwirken. Man führte ihn nebst einem Holzhause wieder nach Fort Wuluya über. Nicht lange, so hatten ihm die Wilden das Haus niedergebrannt, ihn gänzlich ausgeplündert, ja ihn sogar seiner Bibel beraubt und ihn gezwungen, das Land zu verlassen. Erst als Okokko nach Jahresfrist zum zweiten Male gekommen war, gelang es ihm, das Vertrauen seiner Landsleute zu erwerben.

Und seitdem ist's vorwärts gegangen mit der Mission im Lande der Pescherähs selbst. Im Sommer 1868 zog der Missionar Stirling selbst nach dem Feuerland hinüber und siedelte sich gegenüber von Wuluya in Uschuwaya, auf der Hauptinsel des Feuerlandes, an, nicht weit von der Stelle, wo Allen Gar-

diner und seine Gefährten einer fröhlichen Auferstehung entgegenschlummern. Einige Pescheräähfamilien aus der Pflanzschule der Keppelinsel kamen mit ihm. Bald entwickelte sich ein reges Leben auf der Station. Die Eingebornen kamen und nahmen an den Gottesdiensten teil. Im Jahre 1872 konnten 36 Feuerländer auf einmal getauft werden. Ende der achtziger Jahre konnte eine zweite Station auf der Wollastoninsel angelegt werden, nahe dem Kap Horn, die Tekenikastation genannt, wo Missionar Burgleigh schon im ersten Jahr einen alten sterbenden Mann taufen konnte. Diese Tekenikastation hat sich seitdem nicht nur für die Feuerländer, sondern auch für die Seefahrer aller Nationen als eine wahre Wohltat erwiesen, wenn sie am Kap Horn Schiffbruch erlitten hatten und hier liebevolle Pflege fanden, hier auf dem südlichsten Vorposten der evangelischen Mission auf der Erde.

Werfen wir einen Blick auf die Entwicklung der Feuerlandsmission während der letzten 25 Jahre. Ende 1869 wurde der Missionar Stirling, den wir als Begründer der Uschuwayastation kennen gelernt, in der Westminsterabtei in London feierlich zum Bischof geweiht, die Keppelinsel wurde ihm als Bischofssitz angewiesen. Auf seinen Visitations- und Konfirmationsreisen leistet ihm das Schiff, der „Allen Gardiner", treffliche Dienste. Noch immer ist die Keppelinsel die Pflanzschule, wo eingeborene Knaben und Jünglinge ausgebildet und als Lehrer, Evangelisten und Helfer nach dem Feuerland, ihrer Heimat, zurückgeschickt werden. Die Keppelinselstation steht unter besonderer Obhut des Nationalhelfers Lyeria. Die Gärten, Felder und Viehweiden der Station versorgen auch die andern feuerländischen Stationen mit Fleisch und anderen selbsterzeugten Nahrungsmitteln. Mehr als die obengenannten zwei Stationen Uschuwaya und Tekenika sind nicht angelegt worden. Aber beide haben sich höchst erfreulich entwickelt. Uschuwaya hat jetzt zirka 400 Bewohner, die sich rund um das Missionshaus angesiedelt haben. Noch erfreulicher fast ist der Stand der Tekenikastation. Dort ist ein Waisenhaus mit zirka 30 Kindern, für die die Frau des Missionars wie eine Mutter sorgt. Leider ertrank zu Weihnachten 1893 der Vorsteher der Station, Missionar Burleigh, auf Berufswegen. Wohltuend war bei diesem Todesfall das Betragen der Eingebornen. Unter lieblichem Gesang der Kinder wurde der Nachfolger feierlich eingeholt.

Der numerische Ertrag dieser Mission ist gering. Man zählt jetzt etwa 250 christliche Feuerländer, von denen die Hälfte an der Tekenikabai wohnen. Die schwierige Sprache der Pescheräähs ist nun ganz erschlossen, die Evangelien und die Apostelgeschichte sind schon übersetzt. Der Spruch Joh. 3, 16. (Also hat Gott die Welt geliebt) lautet in ihrer Sprache: God ulu cumutaägu amanupi eutupi cutjamugatukmatuda cemacuci annuguaci cicicia cisinamutuandian mulakinoali cundiananima ceamanamutuana cutaceta. Die ganze Bevölkerung, kann man sagen, hat sich zu ihrem Vorteil verändert. Die Pescheräähs waren eins der tiefststehenden Völker der Erde. Der bekannte Naturforscher Darwin, der sie einst besucht, wollte sie kaum als Mitmenschen betrachten und prophezeite der Feuerlandmission ein völliges Mißlingen. Aber derselbe Darwin hat später, als

er die Erfolge der Mission sah, seinen regelmäßigen Jahresbeitrag zur Kasse der Südamerikanischen Missionsgesellschaft gezahlt!

Leider kann von einer Christianisierung der Yaghans, der eigentlichen Feuerländer, in absehbarer Zeit nicht die Rede sein; ja es scheint fast, als gehe dieser Stamm dem Aussterben entgegen. Die beiden Nachbarländer Argentinien und Chile haben sich in das „herrenlose“ Feuerland geteilt, Chile hat die westliche, Argentinien die östliche Hälfte in Besitz genommen. Mit den neuen Herren sind auch Dampfschiffe, und auf ihnen Ansiedler, Glücksritter und Goldsucher in das unwirtliche Land geströmt. Der schwächere Yaghanstamm wird von den stärkeren Onaindianern verdrängt. Eine furchtbare Masernepidemie hat unter beiden Stämmen gleich sehr aufgeräumt. Der massenhaft eingeführte Branntwein hilft mit an dem Zerstörungswerke, zumal die törichten Wilden ihren unentbehrlichsten Hausrat für das süße Gift verkaufen. So sind die Aussichten der Feuerlandmission recht trübe.

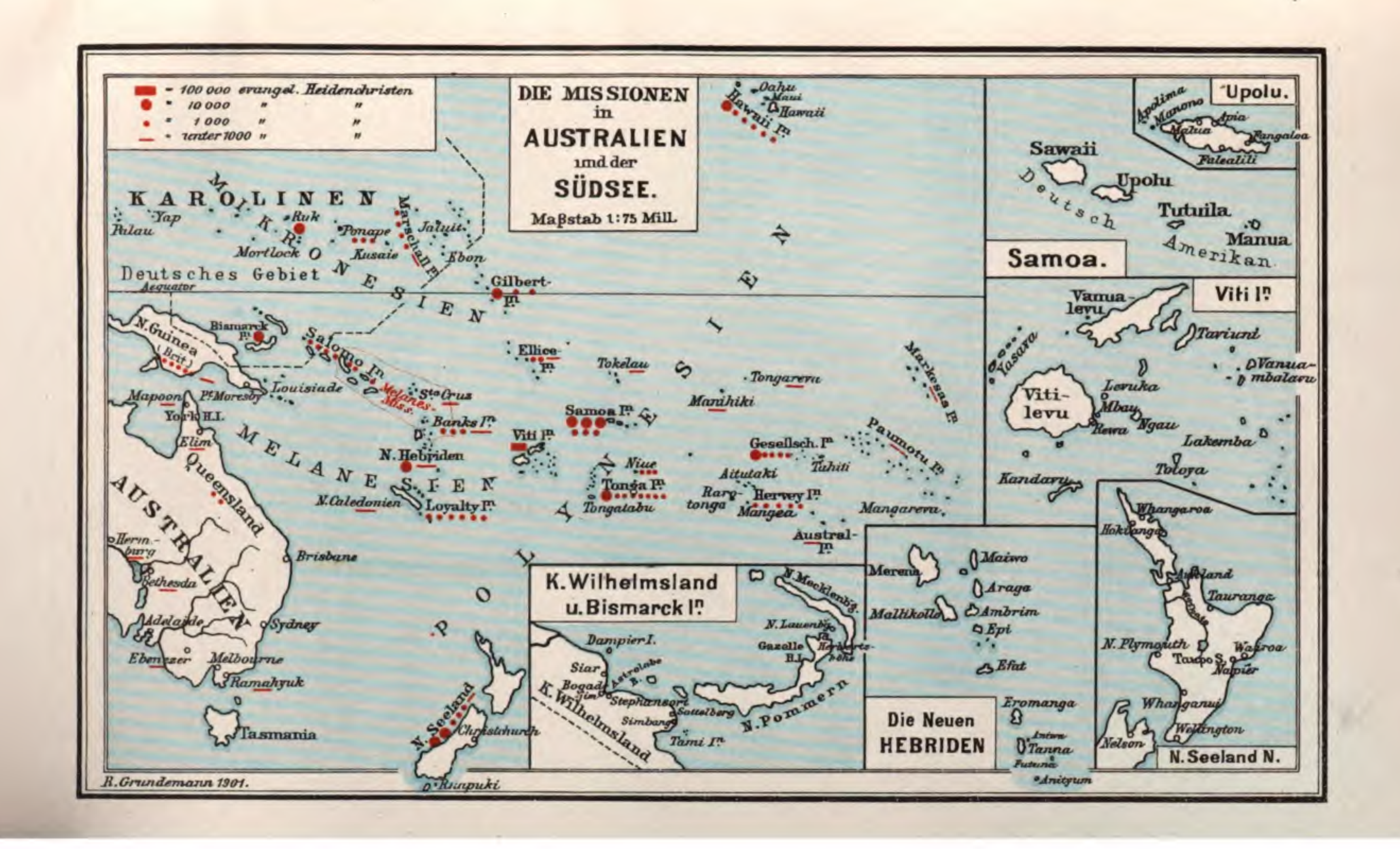
Aus der Enge in die Weite! — das ist unsers Gottes Weg. So ist auch die Südamerikanische Mission geführt worden. Sollte sie sich mit ihrer Arbeit auf die armseligen, wenig zahlreichen Feuerländer beschränken? Sollte sie ihren großen Namen umsonst tragen? Unwillkürlich wurde der Gesichtskreis ihrer Freunde geweitet, sie schauten nach den Indianerstämmen aus, die, weithin über das Innere des riesigen Kontinentes zerstreut, überall zurückgedrängt und verfolgt, im Heidentum verharrt oder doch kaum einen schwachen Firnis des äußersten Katholizismus angenommen hatten. Aber diese Indianermissionen sind überaus mühsam und reich an Enttäuschungen. Bald hier bald dort hat die Südamerikanische Mission einen Versuch gemacht; die meisten wurden nach wenigen Jahren wieder aufgegeben. Augenblicklich sucht sie an zwei Stellen die heidnischen Indianer zu erreichen. Das Chakogebiet am Oberlauf des Paraguay ist seit 1894 mit aller Kraft in Angriff genommen. Auch melden die Berichte von der Arbeit unter den Araukaniern im Hinterlande der chilenischen Küste bei Valdivia erfreuliches. Das sind die Indianer, welche Allen Gardiner zuerst als sein Arbeitsfeld ins Auge gefaßt hatte. Aber er konnte nicht festen Fuß fassen. 1895 sandte die Südamerikanische Missionsgesellschaft die ersten Boten dorthin. Jetzt arbeiten hier fünf Missionare und drei Missionsfrauen, darunter zwei Ärzte. Rev. Sadler hat die Leitung. Schon predigen sie den Indianern das Evangelium in ihrer Sprache. Doch ist von Taufen in dem Chakogebiet und bei den Araukaniern noch nichts gemeldet.

Ein dankbareres Arbeitsfeld ist die kirchliche Versorgung der englischen Ansiedler und Seeleute in Südamerika. Die ganze Westküste von Panama bis zur Breite von Konzeption ist mit kleinen Pfarreien besät, desgleichen die Ostküste, vom östlichsten Vorsprung Brasiliens bis nach Südpatagonien, landeinwärts die Gebiete der mächtigen südamerikanischen Flüsse, vor allem des La Plata hinauf. In den wichtigeren Hafenstädten ist der englische Diasporapastor zugleich Seemannsmissionar.

Von dem dritten Zweig ihrer Arbeit, der Evangelisierung der spanisch und portugiesisch sprechenden Einwohner Südamerikas schreiben neuerdings die englischen Missionsberichte mit großer Freudigkeit. Diese Völker ständen in einer Durchgangsperiode; bei den einen sei diese begleitet von politischen Umwälzungen und Bürgerkriegen, bei den andern sei es ein allmähliches Aufsteigen aus der Nacht zum Licht, bei allen das Drängen, loszukommen vom römischen Joch, und die Tage des römischen Absolutismus seien gezählt. 350 Jahre hindurch von den römischen Priestern in Unwissenheit erhalten, und durch Aberglauben geknechtet, werden jetzt unter den Völkern Südamerikas von Kolporteuren Bibeln verbreitet. Überall füllen religiöse Erörterungen die Spalten der Zeitungen und bilden die Tagesordnung von Versammlungen. Selbst in Bolivia, bisher der Hochburg des Romanismus, durften in Quito, der Hauptstadt, am Tage des Regierungsantritts des neuen Präsidenten, Kolporteure nahe dem Regierungsgebäude Hunderte von Bibeln verbreiten.

So hat sich die Arbeit der Südamerikanischen Missionsgesellschaft allmählich über den ganzen Kontinent Südamerikas ausgebreitet. Außer den Missionen im englischen und holländischen Guyana (in Demerara und Suriname) ist sie fast die einzige Vertreterin des evangelischen Glaubens auch inmitten der mehr als 32 Millionen portugiesischer und spanischer Katholiken Südamerikas. Sie hat unter ihnen eine große Aufgabe. Was bei einem der letzten Jahresfeste der Allen Gardinermission in London von Augenzeugen über die religiösen Zustände dieser katholischen Bevölkerung erzählt wurde, war geradezu schauerlich. Da sind Tausende, deren Christentum nur in der Anbetung der Jungfrau Maria und einem an Fetischismus grenzenden Reliquiendienst besteht. Ihnen muß das Evangelium gepredigt werden. Und wie sollte uns der armen Indianerhäuflein nicht jammern, die zersprengt und verkümmert in den pfadlosen Wildnissen der südamerikanischen Urwälder ein armseliges Dasein führen! Gälte es auch nur, diesen Stämmen mit dem Lichte des Lebens den freudlosen Todesweg zu erleuchten, die Südamerikanische Mission hätte einen edlen Samariterdienst an diesen aussterbenden Völkern zu verrichten.





DIE MISSIONEN in AUSTRALIEN und der SÜDSEE.
Maßstab 1:75 Mill.
- 100 000 evangel. Heidenchristen
- 10 000 " "
- 1 000 " "
- unter 1000 " "
KAROLINEN
MIKRONESIEN
Deutsches Gebiet
Aequator
POLYNESIEN
MELANESIEN
AUSTRALIEN
Palau
Yap
Ruk
Ponape
Mortlock
Kusaie
Marschall I^n
Jaluit
Ebon
Gilbert-I^n
Oahu
Maui
Hawaii
Hawaii I^n
N. Guinea (Brit.)
Bismarck I^n
Salomo I^n
Louisiade
Melanes.-Miss.
Sta Cruz
Banks I^n
Ellice-I^n
Tokelau
Tongareva
Manihiki
Markesas I^n
Paumotu I^n
Samoa I^n
Viti I^n
N. Hebriden
N. Caledonien
Loyalty I^n
Niue
Tonga I^n
Tongatabu
Gesellsch. I^n
Tahiti
Aitutaki
Raro-tonga
Hervey I^n
Mangea
Mangareva
Austral-I^n
Mapoon
P^t Moresby
York H.I.
Elim
Queensland
Brisbane
Hermannsburg
Bethesda
Adelaide
Sydney
Ebenezer
Melbourne
Ramahyuk
Tasmania
N. Seeland
Christchurch
Ruapuki
R. Grundemann 1901.
Samoa.
Sawaii
Upolu
Tutuila
Manua
Deutsch
Amerikan.
Upolu.
Apolima
Manono
Apia
Falealili
Viti I^n
Vanua-levu
Yasawa
Viti-levu
Taviuni
Vanua-mbalavu
Levuka
Mbau
Rewa
Ngau
Lakemba
Totoya
Kandavu
K. Wilhelmsland u. Bismarck I^n
Dampier I.
Siar
Bogadjim
Astrolabe B.
Stephansort
Simbang
Sattelberg
Tami I^n
K. Wilhelmsland
N. Mecklenbg.
N. Lauenbg.
Gazelle H.I.
Herbertshöhe
N. Pommern
Die Neuen HEBRIDEN
Merena
Maiwo
Araga
Mallikollo
Ambrim
Epi
Efat
Eromanga
Tanna
Aniwa
Futuna
Aniteyum
N. Seeland N.
Whangaroa
Hokianga
Auckland
Tauranga
N. Plymouth
Taupo S.
Wairoa
Napier
Whanganui
Wellington
Nelson

19. Kapitel.

Australien.

Neu-Guinea. Neu-Seeland.

Man kann sich am deutlichsten ein Bild von der Bodenbeschaffenheit Australiens machen, wenn man bedenkt, daß das Steigen des Meers um wenige 100 Fuß den Kontinent in einen Archipel von zahlreichen Inseln verschiedener Größe auflösen würde. Also Bergländer, die durch die Arme der den größten Teil Australiens einnehmenden Tiefländer getrennt sind. Und zwar liegen die Bergländer vorzugsweise längs der Küsten. Die Ebenen, mit Eucalypten und Akazien bedeckt, haben salzhaltigen Boden und sind sehr wasserarm. Die Flüsse, welche von den Bergländern herabkommen, trocknen im unteren Lauf bald aus, ihr Bett besteht dann aus einer Reihe unverbundener Teiche. Selbst der Murray und Morumbji, die auch im Unterlauf ihr Wasser nicht verlieren, haben für die Schiffahrt wenig Bedeutung. Der plötzlich auftretende Regen bringt oft Überschwemmungen hervor, aber auch diese können das Land nicht fruchtbar machen. Eine große Einförmigkeit herrscht in der Vegetation Australiens. Nur innerhalb der gebirgigen Küstenländer treten Wälder auf, im Inneren fehlen sie. Den schlechtesten Boden zeigt das Stachelschweingras an, hartes stechendes Gras, der Schrecken der Reisenden, den besten Boden das Roß und Reiter überragende Känguruhgras. Nahrungspflanzen und Früchte fehlen fast ganz. Nur im Nordwesten des Landes gibt es Feigen, Adansonien, die geröstet gegessen werden, und Reisfelder. Die Tierwelt Australiens mit seinem Beutel- und Schnabeltier ist ganz eigentümlich und macht einen ganz besonderen Bezirk der geographischen Zoologie aus. Die Eingebornen Australiens gehören ein und demselben Stamm an und zählen zu den armseligsten und tiefststehenden Menschen. Wo die Kultur hindrängt, sterben sie dahin wie der Schnee vor der Sonne. Tiefdunkelbraun bis schwarz von Farbe steht ihre Gesichtsbildung zwischen Neger und Malaien. Ein Blättergürtel und ein Mantel aus Känguruhfell ist ihre Kleidung und ihr Schutz. Zum Schmuck stecken sich die Männer Bambusstäbchen, Knochen oder Federn durch die durchbohrte Nasenwand. Das Wanderleben ist ihnen zur zweiten Natur geworden,

denn Nahrung und Trinkwasser sind in dem unfruchtbaren Lande knapp. Sie sind geschickte Jäger, und ihr Speer und halbmondförmiges Wurfholz, Bumerang genannt, verfehlt selten das Ziel. Sie haben an religiösen Vorstellungen den Glauben an einen guten Gott, der alles geschaffen hat, um den sie sich aber wenig kümmern, dagegen fürchten sie sich vor allerlei dämonischen Ungeheuern. Natürlich haben auch die Ureinwohner von Australien eine Zunft von Zauberern. Fast keine Krankheit führen sie auf eine natürliche Ursache zurück, stets muß eine Bezauberung vorliegen, und die Zauberer wissen schon den Schuldigen herauszubekommen! Obgleich die Australier eines Stammes sind, zerfällt doch ihre Sprache in viele verschiedene Dialekte. Eine Eigentümlichkeit und besondere Schwierigkeit der Sprache ist unter anderem der Reichtum der Modifikationen bei der Konjugation. Z. B. bummera = schlagen, bummalbianna = immer schlagen, bummalgunnanna = gerade jetzt schlagen, bummalguabianna = die ganze Nacht schlagen, bummaldillinnya = sich selbst schlagen, bummallunna = einander schlagen, bummalallinga = abermal schlagen, bummalnunimya = zuvor schlagen bummalmambirra = schlagen lassen, bummalawanna = gleichzeitig schlagen, bummaldanna = nach dem Essen schlagen, bummalglilana = zwei einander schlagen, bummaleinya = einem im Schlagen zuvorkommen rc. rc.

Der Spürsinn und Ortssinn der Australier übertrifft selbst den der Indianer Nordamerikas. Gauner, Bettler, Lügner schelten die Weißen diese Wilden — ja, aber was waren es denn für Weiße, mit denen diese Naturkinder zuerst in Berührung kamen? Verbrecher, Goldsucher, Kolonisten, dann erst kamen die Missionare!

Im Jahre 1606 landete das erste europäische Schiff an Australiens Küste. Es war ein holländisches Schiff, und von nun an suchten die Holländer den Kontinent öfter auf, so der berühmte Tasman 1642. Dann ließen die Reisen nach, bis Cook 1769 die ganze Ostküste bereiste, der er den Namen Neu-Süd-Wales gab, und die von England im Jahre 1788, mit 548 männlichen, 192 weiblichen Verbrechern und 212 Soldaten kolonisiert wurde. Alle Jahre trafen neue Transporte von Verbrechern ein. Die sich gut führten, wurden begnadigt und blieben als freie Kolonisten. Als aber die Zahl der freien Einwanderer sich mehrte, wuchs der Widerstand gegen die Einführung von Verbrechern, und seit 1839 hat dieselbe aufgehört. So entstanden im Lauf der Jahre die Kolonien: Westaustralien, Südaustralien und Viktoria. Letztere erlangte durch die Entdeckung der Goldfelder im Jahre 1851 eine ungeahnte Bedeutung. Schon 1852 waren 200 000 Menschen in Viktoria.

Die Behandlung der Eingeborenen seitens der Europäer war eine schmachvolle. Die Einwohnerschaft der Insel Tasmania wurde, nach Darwins Worten, wie auf einer Treibjagd mit immer wiederkehrendem Treiben ausgerottet. Viel ärger, als die Spanier in Amerika, haben die Engländer hier und in Australien gehaust. Zum Vergnügen schossen z. B. englische Offiziere mit Kanonen unter die Australier. Suchten diese aber irgendwie Vergeltung zu üben, dann wurde

ein Vernichtungsfeldzug gegen sie unternommen. Manches Jahrzehnt verging, ehe wenigstens etwas Menschlichkeit und Gerechtigkeit gegen die Eingebornen geübt wurde.

Der Bahnbrecher der Mission in Australien war Samuel Marsden, seit 1794 Kaplan der australischen Verbrecherkolonie, in Paramatta bei Sydney wohnhaft. Er gründete mit dem edlen Gouverneur Macquarie bei Paramatta eine Musterwirtschaft für erwachsene Australier und eine Erziehungsanstalt für deren Kinder. Durch Gewöhnung an ein seßhaftes Leben und an den Ackerbau sollten sie für das Evangelium vorbereitet werden. Der Versuch ist mißlungen, und Marsden selbst hat gesagt: „Zivilisation ist nicht nötig vor dem Christentum. Laß beides Hand in Hand gehen; aber du wirst finden, die Zivilisation folgt dem Christentum viel eher als umgekehrt. Rede zu den Heiden von dem wahren, lebendigen Gott und dem Heiland, der für sie gestorben, — das wird einschlagen!" Die Eingebornen zogen ihr freies unabhängiges Leben, trotz aller Entbehrungen, tausendmal jeder Art von Beschränkung vor. Neben Marsden sei der Missionar Threlkeld von der Londoner Mission erwähnt, der, schon längere Zeit Südseemissionar, nach Neu-Südwales gekommen war und 1825 unfern der Stadt New-Castle versuchte, auf einem ihm von der Regierung zur Verfügung gestellten Stück Land australische Familien anzusiedeln. Mit unendlicher Geduld hat er hier bis 1842 versucht, die Schwarzen seßhaft zu machen; aber die Stämme, die sich eine Zeit lang dort niederließen, bekämpften sich untereinander, wurden von gewissenlosen Kolonisten vergewaltigt — und verschwanden. Desgleichen mißlang ein Missionsversuch der lutherischen Missionsgesellschaft zu Dresden (jetzt in Leipzig). Auch die 1842 zu Adelaide gegründete Südaustralische Missionsgesellschaft zur Unterstützung der deutschen Mission bei den Ureinwohnern, konnte die beiden Stationen, welche die Dresdener nahe bei Adelaide angelegt hatten, nicht halten, — es war eben immer dasselbe Prinzip bisher gewesen, die Eingebornen zur Arbeit erziehen zu wollen. Nach zehn Jahren hatte auch diese Mission ihr Ende erreicht. Monatelang hielten sich Familien der Ureinwohner bei den Missionaren auf, aufs Beste versorgt, und dann liefen sie wieder davon. Einigen Goßnerschen Missionaren erging es nicht besser, als sie sich in der Nähe der jetzigen Hauptstadt von Queensland, Brisbane, niederließen. Sie hatten schon voller Freuden von der gründlichen Bekehrung zweier Schwarzen nach Haus berichtet, und doch, auch sie mußten von der Arbeit an den Australiern ablassen, — diese hielten nicht stand.

Endlich gelang es der Brüdergemeinde, festen Fuß zu fassen, freilich auch erst, nachdem ihre Missionare 1851—56 am Bogasee in Viktoria schwer unter dem Strom der Goldsucher gelitten und den Platz in ihrer Verzweiflung geräumt hatten. 1859 nahmen sie die Arbeit wieder auf, Ebenezer nannten sie den Ort, und 1860 konnten sie wirklich den ersten Schwarzen taufen, einen Jüngling namens Pepper, der unermüdlich Eingeborene herbeiholte, so daß zirka 30 Leute da waren, die regelmäßig zum Gottesdienst kamen. Und wirklich, die Leute gewöhnten sich ihr unstetes Wanderleben ab. 1863 standen zehn ordentlich

eingerichtete Häuschen für die Eingebornen in Ebenezer. Die Bewohner der Station ernährten sich von Schafzucht. Ein benachbarter Ansiedler hatte 200 Schafe geschenkt!

Als Ebenezer also aufblühte, überließ die Brüdergemeinde der vereinigten presbyterianischen Kirche der Provinz Viktoria auf ihre Bitte das Hagenauersche Missionarsehepaar zur Anlegung einer Missionsstation, und so kam es 1863 zur Gründung von Ramahyuk. Diese beiden Stationen der Brüdergemeinde, Ebenezer und Ramahyuk in Viktoria bestehen heute noch mit zusammen 86 Personen, die sich in der Pflege der Brüder befinden, 40 Getauften und 32 Abendmahlsberechtigten, 2 Schulen mit 24 Kindern. Auch Bruder Hagenauer ist noch dort. In Ramahyuk befindet sich auch ein Waisenhaus, dessen Vorsteherin die Papuachristin Bessie Cameron, eine Frau von außerordentlichen Geistesgaben und unermüdlichem Missionseifer, vor fünf Jahren gestorben ist. Die Presbyterianerkirche von Viktoria erhält auch Ebenezer mit.

Ein Versuch, tief im Innern des Landes eine Station anzulegen, hatte nicht denselben günstigen Erfolg. Drei Brüder aus Herrnhut langten 1866 unter unendlichen Beschwerden am Kopperamanasee, 700 englische Meilen nördlich von Adelaide an, wo sich zahlreiche Stämme von Schwarzen befanden. Diese zeigten sich erst ganz freundlich gesinnt, bald aber schlug die Stimmung um, und nur dem rechtzeitigen Erscheinen von bewaffneten Polizeisoldaten verdankten es die Brüder, daß sie ihr Leben retteten. Gleichzeitig mit ihnen verließen Hermannsburger Missionare, die dort zu arbeiten angefangen hatten, den Schauplatz ihrer Tätigkeit. Zwar sind die Herrnhuter und Hermannsburger 1867 wieder nach Kopperamana zurückgekehrt, aber bald zeigte sich, daß das Land zu unfruchtbar war, als daß man mit einer Gemeinde hier hätte leben können. So wurde Ende 1868 die Station aufgehoben.

Besser dagegen gedieh das Werk auf der Halbinsel York, ganz im Nordosten, wohin der Brüdermissionar Kühn gleichzeitig gegangen war, ebenfalls im Auftrag der Presbyterianischen Kirche Viktorias. Dort ist heute die Station Mapoon, von der aus zwei Brüder ihre Arbeit unter den Papuastämmen der Ostküste des Carpentariagolfs treiben. Der Polizeiinspektor Fitzgerald, früher Gegner der Mission, berichtete vor ein paar Jahren an seine Oberbehörde: „Auf Grund persönlicher Beobachtung der Verwaltung der Missionsstation Mapoon, kann ich mit Vergnügen feststellen, daß dieselbe ein vollkommener Erfolg ist, ein Ergebnis, das gesunder Menschenverstand, Mut und ein gutes Gemüt bei den Wilden erzielt hat. Die Station verdient die Unterstützung jedes Menschenfreundes in Nordqueensland. Ich empfehle hiermit, daß die Station mit einem guten Boot und mit 400 wollenen Decken jährlich von der Regierung unterstützt wird." Gleich im Anfang war einer der Missionare dem tropischen Fieber erlegen, und die an das ungebundenste Nomadenleben gewöhnten Papuas erschienen in ihrer tiefen sittlichen Verkommenheit als ein hoffnungsloses Arbeitsfeld. Und doch ist die Frucht nicht ausgeblieben. Wenn auf Erforschungsreisen beim Begegnen eines andern Stammes die Missionare das Wort „Mapoon" — Name der Station — rufen, so nähern sich die Schwarzen

ohne Scheu dem Weißen — der doch, nach den Ereignissen der australischen Vergangenheit, dem Papua der Inbegriff alles Hassenswerten sein müßte. Gegenwärtig haben die Brüder noch eine zweite Station auf der Yorkhalbinsel. Auf beiden zusammen befinden sich 17 Personen in ihrer Pflege, drei getaufte Kinder. 53 Kinder haben sie in der Tagesschule, 83 in der Sonntagsschule.

Von den Hermannsburger Missionaren hatten wir schon soeben im Verein mit denen der Brüdergemeinde gehört. Harms hatte 1866, auf Bitten deutscher lutherischer Gemeinden in Südaustralien, Zöglinge seines Seminars gesandt. Etliche davon sollten Pastoren dieser Gemeinden werden, etliche als Missionare zu den Papua gehen; es hatte sich nämlich ein lutherischer Missionsverein dort gebildet. Fünf Brüder machten sich von Adelaide aus auf die Reise nach dem Lake Hope-Distrikt, wo sie sich am Killalpenninasee, in der Nachbarschaft der Herrnhuter Brüder niederließen — und, wie wir hörten, zugleich mit diesen vor der Wut der Wilden bald sich zurückziehen mußten. Nach zwei Jahren kehrten die Hermannsburger zurück, aber nur, um in drei furchtbaren Jahren der Dürre und des Wassermangels einzusehen, daß ihres Bleibens hier nicht sein könne. Nach Adelaide zurückgekehrt, haben sie dann 1875 mutig zum drittenmal den Angriff gewagt. Sie sind noch weiter ins Innere Australiens eingedrungen, und zwar haben sie sich am Finkefluß niedergelassen, wo ihnen die Regierung 900 englische Quadratmeilen Landes geschenkt hatte. Hermannsburg am Finkefluß! Heldenmütig haben die Missionare hier gekämpft und ausgehalten, aber endlich sind sie dem Kampf mit der Dürre erlegen. 1883 gruben sie tiefe, tiefe Brunnen, um den Garten zu bewässern, und reichliche Früchte lohnten die Arbeit, im nächsten Jahre schon war alles versiegt und verdorrt. Von 1879 bis 1885 hatte es nur einen ergiebigen Regenguß gegeben! Dazu abgeschnitten von aller Welt, die Leute stumpf und verkommen, die Sprache kaum geeignet zum Ausdruck christlicher Gedanken. Und dennoch! Mit der Zeit hatte man 20 Schüler in der Schule, und zu Pfingsten 1887 wurden die 7 Erstlinge des Aldolingastammes getauft, 1888 folgten 17 andere, während noch 26 im Taufunterricht verblieben. Später hat Harms die Hermannsburger Brüder aus Australien zurückberufen: in Indien und Südafrika gab es solche Fischzüge, daß Gesellen zum Ziehenhelfen gar zu nötig gebraucht wurden. Traurig, als Kirche und Schule am Finkefluß verlassen dastanden und in Trümmer sanken.

Doch der Herr der Mission hatte schon für Ersatz gesorgt. Die Sendboten der südaustralischen Immanuelsynode sind in den Riß getreten. Die Immanuelsynode hatte sich 1875 von der größeren australischen Synode über Bekenntnisfragen getrennt, nahm aber die von den Hermannsburgern angefangene und wiederaufgegebene Mission am Kopperamana, die bisher die große Synode unterstützt hatte, unter ihre Fittiche. Sie fand die Hilfe des Neuendettelsauer Missionsvereins, dessen Missionar Flierl I 1878 bei den Brüdern eintraf und mit ihnen die Station Kopperamana erneuerte, jedoch etwas nördlich vom alten Ort, unter dem Namen Bethesda. Diesmal gedieh die Arbeit,

und allmählich stieg die Zahl der christlichen Schwarzen auf 41. Als 1885 Missionar Flierl II aus Neuendettelsau eintraf, waren so reichlich Kräfte vorhanden, daß Flierl I für die Mission in Kaiser-Wilhelmsland bestimmt werden konnte. In Cooktown, auf der Yorkhalbinsel, unterwegs eine Weile aufgehalten, benutzte Flierl I die Gelegenheit, unter den dort noch zahlreichen Schwarzen, mit Unterstützung der Regierung die Station Elim, sieben Stunden nördlich von Cooks Town, anzulegen, welche nachher Missionar Meyer von der Immanuelsynode in Begleitung eines christlichen Schwarzen besetzte. Nach Elim ist später in der Nähe davon Hope-Valley gegründet, doch sind neuerdings beide Stationen zu einer vereinigt worden. Eine dritte, Bloomfield, hat leider aufgegeben werden müssen, — eine englische Gesellschaft hat sie übernommen. Auf der Yorkhalbinsel stehen die Boten der Neuendettelsauer Brüder und der Immanuelsynode trotz 14jähriger Arbeit, immer noch in den Anfängen: 14 Getaufte! Doch sind eine Anzahl von Jünglingen im Taufunterricht, und ein Ehepaar, das besonderes Zutrauen zu den Missionaren gezeigt hatte. Wie erwähnt, hat die Synode auch die Station Hermannsburg im Innern übernommen. Auf Hermannsburg und Bethesda sind schon über 100 Christen. Das Neue Testament ist in die Sprache der Papua übersetzt und gedruckt worden.

Nach einer australischen Regierungsstatistik gab es vor sechs Jahren in ganz Australien noch etwas über 59 000 Papuas. Diese Zahl dürfte jetzt schon wieder etwas zusammengeschmolzen sein.

Die Ureinwohner schwinden dahin, andre aber mehren sich in Australien von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und das sind die Chinesen. Schon 1855 schätzte man ihre Zahl auf 30000. Sie waren nach Viktoria eingewandert, um hier in den Goldgruben zu arbeiten. Dr. Legge in Hongkong schickte damals zwei erprobte chinesische Evangelisten mit und empfahl sie an die Missionare der Londoner Mission. Diese gründeten sofort ein chinesisches Missionskomitee und ließen den erprobten chinesischen Missionar Young kommen, der 2000 chinesische Neue Testamente mitbrachte. Das war aber nur der Anfang. Seitdem haben sich die verschiedensten Denominationen Australiens der Chinesen angenommen, besonders die Wesleyaner in Viktoria und Neu-Südwales, nach ihnen (gegenwärtig) die Presbyterianer und Anglikaner.

In Queensland gibt es sehr viel Zuckerplantagen. Auf diesen arbeiten zirka 10 000 Kanaka, das sind Einwanderer aus Melanesien, Südseeinsulaner. Natürlich hat die englisch-melanesische Mission es nicht versäumt, diesen Auswanderern nachzugehen und sie geistlich zu versorgen.

Die nördlichste Spitze der Yorkhalbinsel findet ihre Fortsetzung in vielen Inselchen, die wie eine Brücke aussehen, welche nach der größten Insel der Welt, nach Neu-Guinea hinüberführt. Neu-Guinea gehört, was ihr Inneres betrifft, zu den am wenigsten bekannten Teilen der Erde. Die Erforschung wird dadurch erschwert, daß das Innere ein gewaltiges Alpenland ist. Papua werden ihre Bewohner wegen ihres krausen Haares genannt; natürlich sind sie mit denen in Australien verwandt. Aber genauere Kunde über Land und Leute besitzen

wir nur über die verhältnismäßig kleinen Gebiete, auf denen es der Mission gelungen ist, einigen festen Fuß zu fassen. Neu-Guinea ist noch heute wie eine Festung, deren Belagerung an zwei sehr von einander entfernten Punkten, im Nordwesten und Südosten begonnen hat. Im Nordwesten haben die Holländer, zum teil mit deutschen Kräften an der Dorehbai seit 1855, und im Süden die Boten der Londoner Mission, die Rheinischen und Neuendettelsauer Brüder das Werk in Angriff genommen.

Hoher mächtiger Urwald bedeckt die Berge und Täler an der Dorehbucht, wilde Schweine, Känguruhs und Paradiesvögel treiben ihr Wesen an den rauschenden Bächen. Eigentümlich, wie die Papuas, die hier wohnen, in ihrer Lebensweise an die Bewohner Niederländisch-Indiens, z. B. auf Sumatra, und an die australischen Papuas zugleich erinnern. Die Erscheinung ist ähnlich wie die der Austral-Papua, aber sie sind Ackerbauer und Fischer, ihre Häuser sind wie die der Bata auf Sumatra auf Pfählen erbaut. Ihre Religion Dämonenfurcht, ihr Gemeindeleben beständige Fehden mit den Nachbardörfern, — die Köpfe der Feinde gelten als Tapferkeitszeichen wie bei den Dajakken auf Borneo. Mißtrauisch gegen Fremde wie ihre Brüder in Australien, nach gewonnenem Vertrauen aber zugänglich wie die Bata auf Sumatra. 1855 landeten zwei von Goßner ausgebildete und von einer holländischen Missionsgesellschaft ausgesandte Missionare auf einem Inselchen vor der Dorehbucht. Sie bauten einen Kahn, fuhren nach dem Festland von Neu-Guinea herüber, fingen an ein Haus zu errichten — und legten sich, schwer am Klimafieber erkrankt. Kein Eingeborner kümmerte sich um sie. Wieder besser geworden, lauschten sie den Papua Wort für Wort ab, belohnten jeden Undank und jede Dienstverweigerung mit Barmherzigkeit an ihren Kranken, bis sie ihnen sagen konnten, weshalb sie eigentlich gekommen seien. 1858 pflegten die Missionare 11 Schiffbrüchige, die 69 Tage auf dem Meer umhergetrieben waren und zwei ihrer Leidensgefährten schon gegessen hatten und setzten sie nach sechs Monaten nach der Insel Ternate über. Staunend sahen die Papua das alles an. Aber 1869, als wieder Schiffbrüchige nach Neu-Guinea verschlagen wurden und zuerst von den Papua gesehen und empfangen wurden, waren doch schon unter ihnen solche, die es durchsetzten, daß sie nicht als Sklaven festgehalten wurden, wie die Mehrzahl wollte, sondern daß ihnen geschah wie den Schiffbrüchigen vor zehn Jahren. Das hatte die Mission gewirkt! Andre Missionare waren nachgekommen. Auf dem Inselchen Mansinam hatte Missionar Geißler seine Station genommen. 1864 legte er den Grundstein zu einer Kirche. 30 Götzenbilder brachten ihm die Papua zur Vernichtung. 1865 wurden die Erstlinge getauft. 1869 fand die erste Abendmahlsfeier mit den Papuas statt. Aus diesen Anfängen hat sich das Werk der Utrechter Missionsgesellschaft durch Gottes Gnade zu fünf Stationen entwickelt, auf welchen etwa 250 eingeborne Christen leben. Heidnische Greuel in unmittelbarster Nähe der Stationen sind freilich immer noch an der Tagesordnung. So gelang es vor kurzem einem Missionar, das von der eigenen Mutter lebendig begrabene Kind vom Tode zu erretten!

Von dem harten Acker auf der Nordostküste wenden wir uns zu dem seit 1871 bearbeiteten Missionsfelde im Südosten. Englische Missionare betraten in dem genannten Jahre die Inselbrücke zwischen der Yorkhalbinsel auf Australien und Neu-Guinea, bis sie sich allmählich auf das Festland der Insel wagten. Unendliche Mühe machte die Sprache: auf einer 60 Meilen langen Strecke gab es z. B. 25 verschiedene Dialekte. „Wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder“ heißt es z. B. am Südkap von Neu-Guinea: Ena Eaubada ena gadosisi tau nanabuena, ehagu ede; 60 Meilen westlicher heißt derselbe Spruch: Ia dirawa hekisehekise kara nahuana ia laueku varavara. Menschenfresserei ist an der Tagesordnung. Um Fleisch zu bekommen, überfallen sich die Dorfschaften gegenseitig. Die Frechheit der Diebstähle übertraf alles Dagewesene. Konnten die Diebe einen gestohlenen Gegenstand nicht brauchen, so boten sie ihn dem Eigentümer zum Verkauf gegen Perlen 2c. an. Die Londoner Missionare hatten, als sie die Neu-Guineamission begannen, den Vorteil, daß sich ihnen eine ganze Anzahl eingeborner Lehrer von den bereits christianisierten Südseeinseln als Mitarbeiter zur Verfügung stellten. Im Jahre 1900 hatte die Londoner Mission in Neu-Guinea 33 Gemeinden, 4 Missionare, 110 eingeborne Gehilfen, 383 Getaufte und 12200 Zuhörer. Und immer noch nimmt die Schar der jungen Südseeinsulaner zu, welche sich zu Neu-Guineamissionaren ausbilden lassen. Ein Missionsblatt rechnet im ganzen gegenwärtig 117 Kapellen heraus, in denen der Name des lebendigen Gottes verkündigt wird. In diese Zahl mit inbegriffen sind natürlich die Stationen der anglikanischen und der Wesleyanermission, von denen die letztere besonders erfreuliche Erfolge erzielt. Leider ist im April 1901 der Londoner Missionspionier Chalmers auf Neu-Guinea mit einem Kollegen und zwölf eingebornen Evangelisten ermordet worden.

Doch wenden wir uns zu den deutschen Brüdern. Seit 1889 hat die Rheinische Mission auch ein Arbeitsfeld auf der gewaltigen Insel. Wenn man Neu-Guinea mit einer riesigen Schildkröte vergleicht, — die Nordwestspitze der Kopf, — dann ist Kaiser-Wilhelmsland, das Arbeitsfeld der Barmer, der Schildkröte Rücken. Dicht unterm Äquator gelegen, vereinigt das Land die ganze Herrlichkeit der tropischen Vegetation in sich. Vier Stationen sind hier in den letzten zwölf Jahren angelegt worden; drei von ihnen bestehen heute noch. Eine, die auf der Dapierinsel, ist aufgegeben, alle vier aber haben viel Mühe und Arbeit, viele Seufzer und Leiden, aber auch viele Barmherzigkeit und Durchhilfe Gottes gesehen. Da galt's zuerst, sich eine Unterkunft zu bauen und die Sprache zu erlernen. Die Dialektverschiedenheiten berührten wir schon, aber in einen einzelnen Dialekt einzudringen, macht auch schon die größten Schwierigkeiten. Und wenn der Missionar den Wilden die gewöhnlichsten Haupt- oder Dingwörter abgelauscht hat, wie fängt er's an, die Verhältnis-, Binde-, Fürwörter 2c. herauszubekommen? Umständlich umschrieben müssen Wörter werden wie: Sünde, Gnade, Schuld, Erlösung, Reich, Barmherzigkeit. Viele Gleichnisse Jesu bleiben den Papua ganz unverständlich: der Säemann; sie kennen keinen Samen. Der gute Hirte: die Papua haben keine Schafe und keine Hirten.



Gebrauchsgegenstände der Papuas auf Neu-Guinea.

Nr. 1 u. 16 Steinkeulen.
„ 2 Eberzähne als Brustschmuck für Männer.
„ 3 Guirlande.
„ 4 Brustschmuck.
„ 5 Kopfschmuck von Hundezähnen.
„ 6 Barakhorn.
„ 7 u. 12 Barakmaske.
„ 8 Brustschmuck (Bult).
„ 9 Armband für den Oberarm.
„ 10 Geschnitztes Kopfkissen. (Perückenschoner.)
„ 11 Kochtopf.
„ 13 Gestricktes Brusttäschchen.
„ 14 Tragnetz f. Frauen.
„ 15 Steinbeil.
„ 17 Kalkbüchse mit Spatel.
„ 18 Schild.
„ 19 Kleine Eßschüssel.
„ 20 Pfeile.
„ 21 Kopfring, durch den die Haare gesteckt werden.

Aber: „Das Fischnetz?“ Glückstrahlend, daß er nun endlich eins gefunden, das sie verstehen werden, erzählt der Missionar das Gleichnis vom Fischnetz, wie nachher die faulen Fische weggeworfen werden. „Kunze, das stimmt nicht,“ sagen ihm die Papua, „wir essen die faulen Fische auch!“

Jung ist die Rheinische Neu-Guineamission noch, und doch sind von den zirka 30 Ausgesandten im Lauf der letzten zwölf Jahre schon „ihrer zehn dahingesät“. Neu-Guinea ist für die Rheinische Mission das geworden, was für die Brüdergemeinde Suriname und für die Basler die Goldküste und für die Bremer das Togoland. Zur Zeit ist jede von den drei Stationen auf Neu-Guinea mit zwei Missionaren besetzt, aber eigentlich wird jeder Brief von dort im Missionshaus zu Barmen mit Zittern geöffnet.



In Finschhafen, nahe dem Gebiet der Neuendettelsauer Brüder, von denen wir sogleich hören werden, ward das erste Grab gegraben, das des Missionars Wackernagel, der 1888 nach Neu-Guinea kam, nur um in einem Fluß dieser Insel zu ertrinken! In Bogadjim und Siar drei Gräber, auf der Dampierinsel vier, — das Malariafieber raffte sie dahin! Von einem, dem Missionar Claus, sagten die Papua, „der Claus hatte so liebe Augen, uns schmerzen die Eingeweide, daß er tot ist“. Mit zitternder Hand hat Missionar Kunze drei seiner Mitarbeiter, darunter seiner eigenen Frau, Sarg und Grab bereiten müssen, zwei, die Missionare Scheidt und Bösch, welche im Mai 1891 unter den Speeren der Papua endeten, haben vielleicht überhaupt kein Grab bekommen!

Der Missionsdienst in Neu-Guinea ist an Beschwerden und Mühsalen reich. Wer das genauer lesen will, der kaufe sich Missionar Kunzes Schilderung seiner

Erlebnisse („Im Dienst des Kreuzes", 4 Hefte à 25 ₰) und er wird an St. Pauli Beschreibung 2. Kor. 11 erinnert werden, „Tag und Nacht habe ich zugebracht in der Tiefe des Meers (der Verkehr von Station zu Station ist nur zur See möglich, Bogadjim und Bongu liegen an der Küste, Siar ist eine Insel),



Papuaschule.

in Gefahr zu Wasser, in Gefahr unter den Mördern" (zweimal ist Kunze nur wie durch ein Wunder davor bewahrt worden, von den drohend auf ihn gezückten Speeren der tobenden Wilden durchbohrt zu werden!) Am ergreifendsten aber ist der Anfang, Fortgang und Abbruch der Arbeit auf der Dampierinsel! Zehn Meilen liegen zwischen hier und der nächsten Station, und zwar

zehn Meilen über die See. Und in diese Einöde kamen die Pocken, und der Boden unter den Füßen fing an zu beben durch den Ausbruch eines feuerspeienden Berges!

Missionar Hanke schreibt aus Bongu: „Die Missionsarbeit ist immer noch bloß Saat auf Hoffnung. Das kommt von der ganz unglaublichen Korruption aller Verhältnisse. Die Papua lügen ohne Scham, es gibt kein Vertrauen, keine Treue zwischen Mann und Weib, Bruder und Bruder, Freund und Freund. Es gibt keine Autorität der Eltern, keine Ehrerbietung der Kinder. Ehebruch, Totschlag, Kindesmord hat keinen Verlust der allgemeinen Achtung zur Folge. Eine entsetzliche Geisterfurcht beherrscht das ganze Leben. Es bedarf hier noch



Missionsstation Simbang. (Neu-Guinea.)

viel mehr einer Johannesarbeit als unter dem Volke Israel zu des Herrn Jesu Zeiten. Aber ist diese getan, dann wird auch hier einmal das Feld reifen können zur Ernte!"

Es mutet einem traurig an, wenn in den Rheinischen Jahresberichten nach wie vor die Rubriken leer sind: „Gemeindeglieder Ende des Jahres", „Taufen", „Im Taufunterricht". Den einzigen Lichtblick bildet die Schultätigkeit der Brüder in Bogadjim, Bongu und Siar. Sie haben 88 Kinder in vier Schulen. Der Unterricht dauert täglich 2½—3 Stunden. Die Kinder kommen gern und sind dem Evangelium durchaus zugänglich. Aus der Jugend wird dem Herrn einst hier ein Volk geboren werden, das ihn lobt und ihm dient, — wenn die Arbeit ohne Unterbrechung weitergeführt werden kann!



Missionar Vetter mit seinen sechs Täuflingen und den beiden Erstgetauften.

Von dem ersten Boten der Neuendettelsauer Mission, der für Kaiser-Wilhelmsland auf Neu-Guinea bestimmt war, haben wir wenige Blätter vorher gelesen. 1886 traf Missionar Flierl, von der Yorkhalbinsel in Australien kommend, auf Neu-Guinea ein und wählte das Dörfchen Simbang (siehe das Bild), anderthalb Stunden südwestlich von Finschhafen, zur Station. Zu dieser Station sind im Lauf der Jahre noch drei andre gekommen: der Sattelberg, die Tamiinseln und Deinzerhöhe. Im Vergleich zur Rheinischen sind die Boten dieser Mission von Todesnöten gnädig verschont geblieben, — zwei Todesfälle haben sie bis jetzt nur zu beklagen gehabt. Auch haben sie nun schon zum zweiten Male die große Freude gehabt, ein Tauffest feiern zu können. Sechs

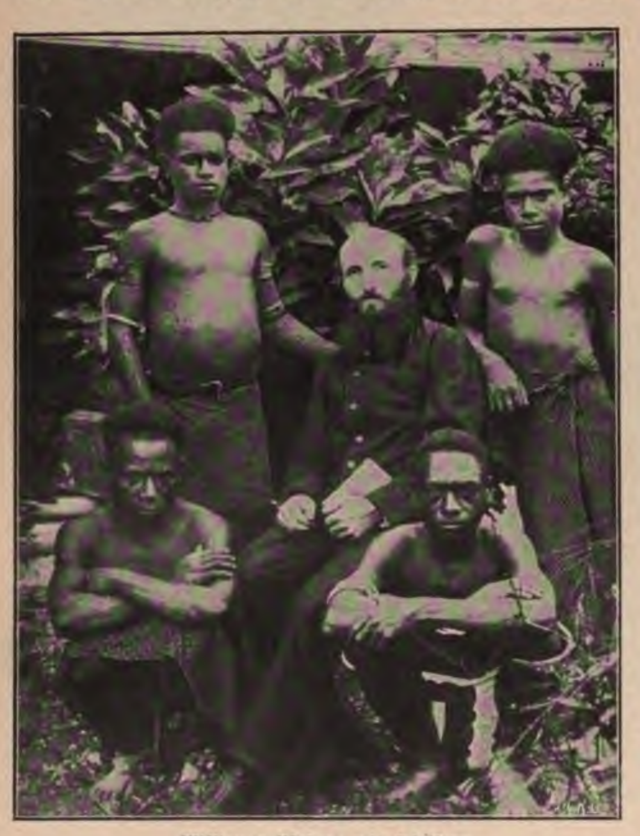


Missionsschule in Simbang, Deutsch-Neu-Guinea.

Katechumenen konnten um die Jahrhundertwende der Kirche Christi einverleibt werden. Es war auf der ältesten Station Simbang. Prüfung und Privatbeichte gingen der Taufhandlung voraus. Missionar Vetter ließ die Täuflinge sich ihre Namen wählen: „Jakumtuig" = „ich glaube," „Matagede" = „Augen emporgerichtet," „Gedlinggeng" = „richtig", wählten sie unter anderem. Zwei verheiratete angesehene Männer sind unter ihnen. Natürlich ist auch die Arbeit der Neuendettelsauer erst Pionierarbeit und hat mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen wie die der Rheinischen Brüder: Zaubereiunwesen, Blutrache, Trägheit und Sprachverschiedenheit. Auch trifft das wieder zu, was der Rheinische Missionar über die allgemeine Korruption klagte.

Doch zeigt das Evangelium auch hier seine Sauerteigskraft. So konnte sich z. B. Missionar Pfalzer (siehe das Bild) auf seinen Missionsreisen von Simbang aus längs der Südküste öfters überzeugen, daß die jungen Burschen, welche auf der Station gearbeitet und dabei christliche Gesänge gelernt hatten, diese Lieder nicht vergessen hatten. — wie ein Licht mitten in der Finsternis mutete Pfalzer solch ein christliches Lied an, das in einem heidnischen Dorf erscholl.

Die Hoffnung der Mission sind auch hier die Kinder. Auf den Tami-inseln z. B. bringen die Erwachsenen der Predigt des Wortes Gottes offenbare Verachtung entgegen, aber die Schule zu besuchen hindern sie ihre Kinder nicht. In Simbang sind es zirka 30 Kinder, die regelmäßig kommen.



Missionar Pfalzer mit Schülern.

Und nun noch ein flüchtiger Blick auf Neu-Seeland mit seiner so interessanten, einst viel besprochenen Maorimission. Zwei Inseln bilden Neu-Seeland, die Südinsel ist ein großartiges Alpenland. Am Fuß des Cookberges, 3768 Meter hoch, also etwa so hoch wie der Großglockner, zieht sich der Tasmangletscher hin: Berg und Gletscher bilden eins der gewaltigsten Panoramen der Welt! Die Mitte der Nordinsel trägt zwei gewaltige Vulkane, den Tauposee in der Mitte, aus dem der Wackotofluß reißenden Laufs zu Tale stürzt, seine Ufer von heißen Quellen eingefaßt, deren siedendes Wasser als eine Reihe von Springbrunnen aufsteigend, in der Sonne funkelt. Die Nordinsel ist die Heimat der Maori, welche im dreizehnten Jahrhundert von den Samoainseln hier einwanderten. Die Tätowierung, namentlich im Gesicht, war bei ihnen zu einer Art von Vollkommenheit ausgebildet, ihre Hüttenpfeiler trugen kunstvolles Schnitzwerk, ihre Dörfer mit 80—100 Häusern, von zwei Pallisadenreihen umgeben, waren die reinsten Festungen. Marsden, der Kaplan der Verbrecherkolonie in Sydney, von dem wir bei Australien hörten, hat ihnen die ersten christlichen Kolonisten geschickt, aber 1820, nach

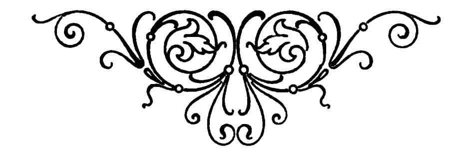
fünf Jahren, sah man ein, daß nur eigentliche Missionare unter den Maori etwas ausrichten könnten. Die Brüder Williams haben das größte Verdienst um die Maorimission. Eine Druckerpresse verbreitete Teile der ins Maori übersetzten Heiligen Schrift weithin, mit Feuereifer lernten die Leute lesen, und Ende der dreißiger Jahre hielten sich 35000 Maori zur Mission. 19 Stationen hatte die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft damals auf Neu-Seeland. „Wenige gläubige Männer," so schrieb 1841 der Bischof von Neu-Seeland, „sind Gottes Werkzeuge gewesen, ein neues christliches Volk zur Familie Gottes hinzuzufügen."



Missionar Hoh und Missionar Ramler mit Eingebornen in Tami.

Den Missionaren folgten Kolonisten, aber habsüchtige, landgierige, die die Maori aufs äußerste reizten, bis sie wie ein Mann zu den Waffen griffen. Von 1860—1870 wüteten die Greuel des Krieges. Die Maori fielen während derselben zum Teil in ihr altes Heidentum zurück, zum Teil stifteten sie eine neue Religion, die Hau-hau-Religion, ein widerliches Zerrbild des Christentums; ein Missionar (Völkner) wurde scheußlich von ihnen ermordet. Als der Krieg zu Ende ging, waren die 35000 Anhänger der Mission auf 9000 zusammengeschmolzen! Langsam nur hat sich diese übrig gebliebene Maorikirche von den schweren ihr geschlagenen Wunden erholt. Auch Boten zweier deutschen Missionsgesellschaften, der Norddeutschen und der Hermannsburger, haben eine Zeitlang unter den Maori gearbeitet, doch haben sie den beiden englischen Gesellschaften das Feld geräumt, weil genügend Missionare da waren. Jetzt bestehen in Neu-

Seeland vollständig geordnete Parochialverhältnisse, und ein christliches Gemeindeleben ist vorhanden. Im Jahre 1900 arbeiteten auf 12 Stationen 329 eingeborne Laien, es waren 18251 Getaufte vorhanden. Über 40 Maoripastoren sind Leiter der Gemeinden in der Maorikirche; den 12 europäischen Missionaren liegt die Oberaufsicht und die Leitung der beiden höheren Schulen in Neu-Seeland ob. Der „König" der Maori ist dem Evangelium freundlich gesinnt. Doch nimmt sein Volk von Jahr zu Jahr an Seelenzahl ab. Der Mörder des Missionars Völkner ist längst Christ, ebenso sind viele Anhänger der Hau-hau-Sekte zum Christentum zurückgekehrt. Auch auf Neu-Seeland leben, wie auf Australien, Tausende von Chinesen, deren sich eine besondere Missionsgesellschaft annimmt.



20. Kapitel.

Melanesien.

Einleitung. Patteson, der Missionsbischof von Melanesien. Die neuen Hebriden. Die Witiinseln.

Vor 130 Jahren hatte man bei uns kaum Kenntnis von der ungeheuren Inselmenge, die in der sogenannten Südsee weithin zerstreut liegt. Erst durch den berühmten Seefahrer James Cook und seit seiner ersten Reise (1769) wurde eine Inselgruppe nach der andern entdeckt. Die tausende und abertausende von Inseln in der Südsee, welche man heute unter dem gemeinschaftlichen Namen Ozeanien zusammenfaßt, liegen in der Wasserfläche, die von der Westküste des langgestreckten Amerika bis nach Japan im Norden und Australien im Süden reicht. Die Wasserfläche umfaßt mehr als 3 Millionen Quadratmeilen, der Flächeninhalt aber aller Südseeinseln beträgt nur 21 000 Quadratmeilen, wobei Neu-Seeland und Neu-Guinea mitgerechnet sind. Um sich in dieser Wasserwüste und dem Inselgewirr darauf zurechtfinden zu können, hat man die Inseln nach der Verschiedenartigkeit ihrer Bewohner in drei Hauptgruppen eingeteilt. Die Schwarzinsulaner, Menschen mit dunkler Hautfarbe und schwarzem, wolligen Haar bewohnen Melanesien (Melan = schwarz). Die übrigen Südseeinsulaner sind hellfarbiger und haben glattes Haar. Die größte Masse derselben wohnt auf den östlich von Melanesien gelegenen Inseln, die man nach der Menge von einzelnen Inseln Polynesien (Poly = viel) nennt. Das nördlich von Melanesien von ihnen bevölkerte Gebiet heißt nach den vielen kleinen Inseln Mikronesien (Mikro = klein).

Werfen wir einen Blick auf Land und Leute von Melanesien. Die Mehrzahl der Inseln, zu denen man 5—6 Archipele, d. i. Inselgruppen, rechnet (Neu-Guinea, Salomoninseln, Neu-Hebriden, Santa Cruz, Loyalitätsinseln und Witi), ist gebirgig, mit herrlichem Pflanzenwuchs bedeckt: Bananen, Brotfruchtbäumen, Kokospalmen, Bambusdickichten und riesigen Baumfarren. Wälder, Seen und Bäche, Bergrücken mit tiefeingeschnittenen Tälern, friedliche Buchten, von der Brandung an den Korallenriffen wie von einem weißen Gürtel umschlossen, dahinter die unendliche See, darüber der klare Tropenhimmel — ein herrliches Bild! Und in diesem Paradies liegen die Dörfer der Eingebornen, meist versteckt im

dichtesten Urwald, an geradezu romantischen Orten im Schatten hochragender Kokospalmen. Die Häuser stehen auf hohen Pfosten, Wohnhäuser und Versammlungshäuser sind mit Palmblättern gedeckt. In den Totenhäuschen liegen die Vorfahren bestattet. Die Häuschen sind über und über mit phantastischem Schmuck behängt. Paradiesisch scheint auch das Leben der Bewohner dahinzufließen. Wurzeln, Früchte und Fische liefert ihnen Land und Wasser, die üppige Natur zwingt sie zu keiner harten Arbeit: Essen und Trinken, im Schatten der Bäume träumen, in der kühlen Brandung baden, — kein Wunder, daß die flüchtigen Besucher dieser Eilande sich wie verzaubert fühlten, und daß auf ihre Reisebeschreibungen hin (Buchner, Chamisso) das gebildete Europa in förmliche Schwärmerei verfiel: wenn man ins Paradies zurück wolle, dann brauche man nur nach den Südseeinseln zu reisen! Die Menschen gehen dort, was die Kleidung anbetrifft, fast wie im Paradies, leben glücklich wie im Paradies, und was an ihren Sitten schlecht ist, das ist nur kindische Unart!

O wie bald sollte den blinden Schwärmern der Star gestochen werden, als die Mission mit ihrer ernsten Arbeit dort einsetzte! Obgleich nun Melanesien nicht das erste, sondern das letzte in Angriff genommene Missionsfeld der Südsee ist, — es ist auch hier, wie bei so vielen Gegenden der Erde, der Lauf des Evangeliums der vom Aufgang zum Niedergang der Sonne gewesen, — wollen wir doch, da wir soeben von Neu-Seeland redeten, in der Nähe bleiben, zumal, da der Mann, von dem die nächsten Zeilen handeln, über Neu-Seeland gekommen ist, bis er das Hauptquartier der melanesischen Mission in Norfolk aufschlug.

John Coleridge Patteson war der Sohn eines hochangesehenen Londoner Rechtsgelehrten, Mitglieds des geheimen Rates der Königin. Der Vater ließ Coleridge eine ausgezeichnete Erziehung angedeihen. Seine Mutter war ein Muster in allen weiblichen Tugenden. Er war 1827 geboren, absolvierte mit Ehren Schule und Hochschule und wurde Prediger in Alfington im südlichen England. Infolge seiner treuen, liebevollen Seelsorge und seiner persönlichen Eigenschaften hing bald die Gemeinde an ihm mit fast schwärmerischer Verehrung. Eine glänzende Laufbahn schien ihm bei seiner hohen Begabung in Aussicht zu stehen.

Da kam Bischof Selwyn von Neu-Seeland zu seinen Eltern in London zu Besuch, und Patteson wurde von solch einer Begeisterung für den Missionarsberuf erfaßt, daß er gleich bei Selwyns Besuch seinen alten Vater um die Erlaubnis bat, das Pfarramt mit dem Heidenmissionsberuf vertauschen zu dürfen. Der Vater tat's, er gab seinen Segen, aber unter Tränen, denn er ahnte, daß er den Sohn nicht wiedersehen werde.

Patteson verließ 1855 England und ging, als Selwyns Gehilfe, zunächst mit nach Neu-Seeland. Schon in der Heimat hatte er angefangen, die Sprache der Maori zu studieren, und — ein Zeichen seiner Begabung — bald nach Eintreffen in Neu-Seeland konnte er fließend mit den Maori reden. Dieses Sprachentalent ist ihm später noch sehr zu statten gekommen. Zunächst galt es Schule zu halten. Er bewohnte mit seinen Zöglingen gemeinsam ein kleines Haus, er hatte selbst zu kochen und das Haus rein zu halten, — eine echte Lehrlingszeit!

Nebenbei war er Hilfsprediger des Bischofs in Aukland. Im Sommer aber reiste er von Insel zu Insel, mit unermüdlichem Eifer Beziehungen anknüpfend, Schule haltend, predigend — kurzum, er zeigte sich in einer Weise tüchtig, daß er 1861, als dreiunddreißigjähriger Mann, zum Missionsbischof von Melanesien geweiht wurde. Die Nachricht hiervon war die letzte große Freude, die sein alter Vater erlebte.

Den Malanesiern also sollte Patteson das Evangelium bringen. Zwei Schwierigkeiten waren es, die besonders entgegenstanden. Die erste ist die Sprachenverwirrung, die auf den Inseln herrscht: zählt man doch auf den Neu-Hebriden allein 25 verschiedene Dialekte, so verschieden, als ob es verschiedene Sprachen wären: und dann die Ausdehnung seines Sprengels. Hätte er doch an hundert Missionare haben müssen, um jede Insel Melanesiens auch nur mit einem zu besetzen!



J. C. Patteson.

In der besten Zeit konnte Patteson etwa über zehn verfügen! Was tun, um wirklich zu all den Inseln in Beziehung zu treten und in Beziehung mit ihnen zu bleiben? Selwyn beschloß eine Schule zu gründen, in welcher von möglichst vielen Inseln eingeborne junge Leute beiderlei Geschlechts gesammelt und unterrichtet werden sollten. Die begabtesten Schüler sollten soweit gebracht werden, daß sie als Prediger zu ihren Landsleuten zurückgeschickt werden konnten, andre als Schullehrer, die übrigen wenigstens als Christen, die für ihre Stammesgenossen durch ihr Vorbild missionierend wirkten. Die Jungfrauen sollten ihnen als christliche Ehefrauen folgen. Dieser Plan war gut und man ging sofort an seine Ausführung. Zuerst war der Sitz der Schule auf Neu-Seeland. Als aber die Kinder der heißen Zone das Klima nicht vertragen konnten, wurde die Schule nach der Insel Norfolk verlegt, deren Klima bedeutend wärmer war und die den melanesischen Inseln 600 englische Meilen näher lag. Norfolk ist fruchtbar — und einsam, was auch für eine Schule nicht zu unterschätzen ist. Früher war Norfolk ganz menschenleer gewesen. Dann war es von der Regierung besiedelt worden mit einem Mischvolk, den Pitcairnern, die eine ganz eigenartige Geschichte haben. Auf einem englischen Schiff nämlich hatte die Mannschaft unter Führung des Steuermanns gemeutert und den Kapitän mit seinen Getreuen auf einem Boot in die wilde See hinausgestoßen. Wunderbar wurden diese gerettet. Dem Steuermann aber schlug sein Gewissen. Von Tahiti, wohin er gefahren war, nahm er sich eingeborne Männer und Frauen mit und ging

auf die Suche nach den Ausgesetzten. An einem unbekannten Eiland landeten sie. Menschen wohnten nicht darauf. Sie beschlossen, sich hier anzusiedeln. Zank, Zwietracht und Mord untereinander lichteten ihre Reihen, bis der einzig überlebende Mann, Johann Adams, Zucht in die Weiber brachte und, selbst in rechtschaffener Reue und Buße ein andrer geworden, die Kinder, die den Ehen der Engländer und Tahitierinnen entsprossen waren, christlich zu erziehen anfing. 25 Jahre waren vergangen. Da kam ein englisches Kriegsschiff an die Insel, die noch auf keiner Karte stand. Wer beschreibt das Erstaunen der Besatzung, als sie von zwei schwarzhaarigen Jünglingen in englischer Sprache begrüßt wurden. Aufs Schiff und zu Tisch geladen, verrichten die Jünglinge ihr Tischgebet! Der Kapitän fährt ans Land und lernt den ganzen Roman kennen. Später hat dann die englische Regierung die auf 190 Köpfe angewachsene Kolonie der Insel, die sie Pitcairn nannten, nach Norfolk verpflanzt.

Patteson ist mit ihnen stets in freundlichem Einvernehmen geblieben. Die Regierung hatte für die Missionsschule einen Platz von 1000 Morgen erworben. Frischer Wald, mit der Norfolktanne, seiner herrlichsten Zierde, umsäumt den Platz, im Hintergrund erhebt sich der 1000 Fuß hohe Pittberg. Pattesons Zusammenleben mit seinen Melanesiern war das eines Vaters mit seinen Kindern. Nie ist ihm der Gedanke gekommen, daß er, der feingebildete Engländer, sich zu den Naturkindern herabzulassen habe. Allmählich wuchs die Zahl der Zöglinge auf 150. Welch eine Arbeitslast für einen einzelnen Mann! Natürlich kamen bald Missionare als Gehilfen, aber den Unterricht der Täuflinge und Konfirmanden, die Ausbildung der zu Predigern bestimmten Jünglinge, die Pflege der Kranken, — und es waren oft recht viele, — hatte er sich vorbehalten. Er war und blieb die Seele der ganzen Missionsschule.

Aber ein Missionsbischof muß in seinem Sprengel umherreisen. Die englischen Missionsfreunde hatten Patteson ein eigenes Schiff, „das südliche Kreuz," zur Verfügung gestellt. Mittelst dieses Schiffs holte sich der Bischof von den Inseln der Nähe und der Ferne seine Schüler zusammen, führte er bei Eintritt der rauhen Jahreszeit auf Norfolk die Kinder der Tropen in ihre warme Heimat zurück, machte er seine Missionspredigtreisen. Das erste Mal pflegte er nur kurze Zeit auf einer Insel zu bleiben, am Ufer, nahe am Schiff; das zweite Mal begleitete er die Eingebornen in ihr Dorf, das dritte Mal schlief er eine Nacht bei ihnen, das vierte Mal verweilte er etwa zehn Tage bei ihnen, um dann seiner Sache gewiß zu werden, ob der Herr die Türen geöffnet habe oder nicht. Manchmal fand er so freundliche Aufnahme, daß er erzählt, wie er mit den Leuten Arm in Arm, und mit den Kindern Hand in Hand gegangen nach kurzer Bekanntschaft; oft aber schwebte er in höchster Lebensgefahr. So 1864 in Santa Cruz, wo die Eingebornen beim zweiten Besuch auf ihn und die Missionsgehilfen, die bei ihm waren, zu schießen anfingen. Zwei von ihnen wurden tödlich getroffen. Einer von den Getroffenen erlag am siebenten Tage dem Pfeilgift. Er starb in so vorbildlich christlicher Ruhe und Freudigkeit, daß der Bischof fast von Ehrfurcht gegen ihn ergriffen wurde.

Wenn Patteson auf einer Insel länger blieb, lernte er die heidnischen Gebräuche und religiösen Anschauungen der Insulaner kennen, die dem flüchtigen Besucher so verborgen bleiben, daß er denkt, es sei überhaupt nichts davon vorhanden. Freilich ist die Religion der Melanesier so verworren, daß es nicht lohnt, darauf näher einzugehen: manchmal wird man an Stellen der nordischen Mythologie in der Edda, manchmal an arabische und indische Phantasien erinnert. Auch andere Gebräuche sind so rätselhaft, daß man heut noch nicht klug daraus geworden ist. So töten öfters die Mütter ihr eigenes Kind und adoptieren ein Waisenkind; die Alten verlangen, daß die Kinder sie erdrosseln, wenn sie sich überflüssig fühlen, und dann werden die Getöteten beklagt und betrauert. Die Kriegsgefangenen werden auf die grausamste Weise getötet und gefressen, wobei wahre Orgien der Hölle mit tierischer Roheit und Unzucht gefeiert werden. Am Grabe ihrer Männer lassen sich die Weiber töten. An ein Fortleben nach dem Tode glauben sie, aber man muß vor den Seelen der Abgeschiedenen auf der Hut sein, weil sie gerne einem etwas antun, durch Krankheit und sonstiges Unglück, das sie über einen bringen. Im allgemeinen schildert Patteson die Melanesier als leicht eingenommen von der Predigt des Evangeliums, um so schwerer aber sind sie zu bewegen, Ernst zu machen und Täter des Wortes zu werden. Auf Mota, zur Gruppe der Banksinseln gehörend, hat er recht erfreuliche Erfahrungen gemacht. Nach jahrelanger Predigt und Lehre, wobei er die allergrößten Strapazen und Entbehrungen durchgemacht hatte, konnte er im Jahre 1871 zur Ernte schreiten und in dem einen Jahre 289 Seelen in Christi Reich aufnehmen.

Als er diese Freudenstunde erlebte, war er freilich schon gesundheitlich ein gebrochener Mann. Ein Jahr zuvor hatte er auf Neu-Seeland Erholung suchen müssen. Aber die Nachrichten, die er aus seinem Sprengel erhielt, während er krank lag, waren nicht dazu angetan, ihm den Geist zu erheben.

Auf einzelnen Südseeinseln waren große Zucker- und Baumwollenpflanzungen angelegt worden, und die Pflanzer suchten Arbeiter. So fingen gewissenlose Schiffseigentümer einen schwunghaften Menschenhandel an: landeten an dieser und jener Insel, lockten die Eingeborenen an Bord, fuhren mit ihnen plötzlich davon und verkauften sie an Pflanzer. Wenn sie nicht an Bord kommen wollten, überfiel man sie in ihren Dörfern und trieb sie mit Gewalt in ihr trauriges Schicksal. Immer aber hielten sich die Menschenhändler „eine Hintertür" offen, daß ein Schein des Rechtes, ein Schein ehrlichen Mietens und Vermietens blieb, so daß Pattesons ausführliche Beschwerdeschrift an den englischen Gouverneur nichts nützte.

Als der Bischof 1870 wieder eine Rundfahrt durch Melanesien machte, übertraf das, was er fand, noch seine schlimmsten Erwartungen. Von den Banksinseln war ungefähr die Hälfte der Bevölkerung schon fortgeführt. Um so rührender war die Anhänglichkeit und Freude der Gebliebenen, und der Eifer, das Wort zu hören. Es schien überall offene Türen zu geben: vielleicht jetzt auch endlich auf den Santa Cruzinseln, wo Patteson vor sieben Jahren überfallen

worden war? Er beschloß, den Versuch zu machen. Am 20. September 1871 war er in der Nähe der kleinen Insel Nukapu. Mit vier treuen Gehilfen fuhr er im Boot vom Schiff dem Kranz der Korallenriffe zu, der die Insel umgibt. Der Wasserstand war niedrig, Pattesons Boot schwer; ein Kahn mit Eingeborenen darin erbietet sich, den Bischof in dem leichteren Fahrzeug nach der Lagune zu führen. Es geschieht. Als das Wasser steigt, rudern die Missionsgehilfen dem Kahne nach, — finden aber den Bischof bereits ermordet. Fünf Speerwunden in der Brust; fünf Männer hatten die europäischen Menschenfänger, von denen wir eben erzählten, vor kurzem von der Insel geraubt. Der unschuldige Bischof hatte für die Schuldigen büßen müssen!

Große Trauer herrschte in Norfolk, Neu-Seeland, England und bei allen Missionsfreunden. Manches Denkmal wurde dem edlen Märtyrerbischof errichtet, auf Norfolk wurde eine Gedächtniskirche erbaut. Was aber am wichtigsten ist: auch hier bewahrheitete sich wieder das Gesetz im Reiche Gottes: „Menschliche Reiche unterliegen oft, indem sie zu siegen scheinen, aber Gottes Reich siegt im Unterliegen!" Die melanesische Mission hat einen herrlichen Aufschwung genommen innerhalb der letzten dreißig Jahre! Die Gesamtzahl der in der Pflege der melanesischen Mission stehenden eingeborenen Christen beläuft sich auf zirka 12000 Seelen. Im Herbst 1895 wurde in Siota auf den Floridainseln (zu den Samoainseln gehörig) das St. Lukasinstitut, ein Absenker des Seminars auf Norfolk gegründet. Ein Missionar, der schon 25 Jahren auf den Südseeinseln steht, hat die Leitung. Auch ein Missionsarzt hat in Siota sein Hauptquartier. Die große Insel Ysabel liegt in der Nachbarschaft. Auf ihr macht besonders der Oberhäuptling Soga seinem Christennamen fortdauernd Ehre.

Wir geben am Schluß dieses Kapitels eine statistische Übersicht.

Und nun ein zweites Blatt aus der melanesischen Mission, die Mission auf den neuen Hebriden. Wieder ist's ein einzelner Name, an den wir anknüpfen können: John Paton, jahrzehntelang Missionar auf diesen Mörderinseln, in seinem Alter Präsident der Presbyterianerkirche von Viktoria in Australien, hat durch Gottes Gnade Großes wirken dürfen.

Eine Orientierung zuvor. Die Neu-Hebriden gehören zu den berühmtesten Missionsstätten der Erde, weil sie so viel Märtyrerblut getrunken haben. Und ob es auch englische Missionare sind, welcher deutsche Missionsfreund hätte noch nichts von John Williams und der Mörderinsel Eromanga gehört? Am 19. November 1839 hat John Williams, von dem wir auf den nachfolgenden Blättern noch mehr hören werden, Eromanga, eine von den 14 Neu-Hebrideninseln, betreten. Er kam von den Samoainseln, samoanische Missionsgehilfen waren bei ihm, sein Herz brannte, auch diesen Insulanern auf den Neu-Hebriden das Evangelium zu bringen, von dem sie noch nie etwas gehört. Er landete, aber nur um auf der Insel seinen Tod zu finden. Im Wasser erreichten die Wilden den Fliehenden, und unter ihren Streichen hauchte er sein Leben aus, das 22 Jahre im Dienst der Südseeinsulaner sich verzehrt hatte. Man hat später den Mann gefunden, der den Todesstreich geführt; er sagte, daß dieser

Mord die Rache war für den eignen Sohn, den die Weißen ihm getötet. Später hat er seine Bluttat unter Tränen bereut: „O, hätte ich gewußt, daß der Mann ein Missionar gewesen, nie hätte ich meinen Arm gegen ihn erhoben!“ 1849 gelang es, vier Jünglinge von Eromanga zu bewegen, mit nach Samoa zu kommen, um dort für den Missionsdienst vorbereitet zu werden. Einer derselben, Akatangi, hat sich besonders bewährt und hat unter großem Segen auf Eromanga dann gearbeitet. Da: die zweite erschütternde Kunde: 1861 wurde der Missionar Georg Gordon nebst seiner jungen Gattin auf Eromanga ermordet. Eine Masernepidemie (die Masern sind im tropischen Klima viel bösartiger als bei uns!), die unter den Leuten von Eromanga wütete, schoben die Abergläubischen dem Missionar als Schuld zu, und der Doppelmord war ihre Rache! Doch nicht lange lag die blutbefleckte Kreuzesfahne am Boden: Jakob Gordon, der leibliche Bruder des Ermordeten kam und hob sie auf. Aber auch er hatte im Jahre 1872 dasselbe Schicksal wie sein Bruder. Das war das fünfte treue Menschenleben! (Mit Williams war Missionar Harris gefallen.) Der Engländer Robertson sprang in die Bresche — und er blieb bewahrt! 1897 wurde in der Nähe der Mordstelle, wo Williams und Harris sich verblutet hatten, eine Gedächtniskirche errichtet. Eine schlichte Tafel darin trägt die Namen der Märtyrer und die beiden Bibelsprüche Apostelgesch. 15, V. 26. und 1 Tim. 1, V. 15.



J. Paton.

Robertson war eine Zeitlang auf Aneityum gewesen, nicht als Missionar, sondern als Baumwollenbauer, aber die Siege des Evangeliums auf Aneityum hatten ihm sein Herz brennend gemacht. Namentlich der Missionar Dr. Geddie auf Aneityum hat große Verdienste um diese Insel. Ihm hat man dort die Grabschrift setzen können: „Als er hieher kam, gab es keinen einzigen Christen auf der Insel, als er starb, gab's keinen Heiden mehr!“

Zwischen Eromanga und Aneityum nun liegt die kleine Insel Tanna, das Feld von **John Patons** Lebensarbeit. Paton meldete sich im Jahre 1856, während er Stadtmissionar war, bei der Synode der reformierten Presbyterianer in Glasgow, die einen Südseemissionar suchte. Im folgenden Jahre reiste er mit seiner jungen Gattin nach den Neu-Hebriden ab. Zwei englische Missionare hatten hier im Jahre 1843 vor der Wut der Wilden fliehen und ihr Werk aufgeben müssen. Furchtbar schwer war der Anfang Patons. Die Wilden lebten im Krieg, töteten und fraßen die Gefangenen. 1859 starb Patons Frau, mit

ihr ihr neugeborenes Knäblein. Bischof Selwyn und mit ihm Patteson kamen, um Paton mit nach Norfolk zu nehmen, damit er sich erhole. Das Fieber hatte ihn schon arg mitgenommen, aber er blieb.

Mühsam sammelte er sich die einzelnen Worte aus der Sprache der Insulaner; lange dauerte es, bis er ihnen „die große Freude" verkündigen konnte: „Nalakena kin, Atua i nrum, emeromina i tebelan = Also hat Gott die Welt geliebet." Und sie lauschten wohl der neuen Mähr; aber wenn er nun sagte, sie sollten ihre Götzen wegwerfen, dann entbrannten sie in Haß und Feindschaft. Dürre und Krankheit, jedes Unglück schrieben sie der Anwesenheit der Weißen zu. Wie oft war Speer und Axt zum Mordstreich wider ihn erhoben, immer hat ihn Gott errettet! Paton hatte einen treuen Katechisten aus Aneityum bei sich. Mit diesem baute er sich aus den Planken eines gestrandeten Schiffes ein Häuschen oberhalb des ersten, das durch seine ungesunde Fieberlage den frühen Tod seiner Gattin herbeigeführt hatte. Mitten in der Arbeit wirft ihn das Fieber nieder; wochenlang pflegt ihn Abraham, der treue Katechist. Andere Katechisten kommen nach, die er nach und nach in sechs Dörfern stationierte. Eine kindliche Freude hatte er, als er für 40 Personen, die sich allmählich zu ihm hielten, eine Kirchenhütte errichten und als er auf seiner kleinen Druckerpresse die erste kleine Schrift in der Tannasprache drucken konnte. Die Zauberer wurden stutzig, als ihnen Paton bewies, daß sie ihm nicht durch den Einfluß böser Geister schaden könnten und daß Jehova stärker sei. Zwei Zauberpriester hielten sich fortan zu ihm.

Aber wieder verdarben auch ihm die weißen Händler seine ganze Hoffnungssaat. Diesmal waren es nicht Menschenhändler, sondern solche, die mit Pulver, Blei und Spirituosen handelten. Es ist unglaublich, wessen ein gewissenloses, gottloses Herz fähig ist! Ein Schiff hatte nicht die Ernte, die es erwartet. Sie haben Masernkranke an Bord. Zu diesen Kranken sperren sie Tannaleute, um die Masern auf die Insel zu verpflanzen! Man kann sich die Wut der Insulaner vorstellen, als nun die Epidemie um sich griff! Das Frevlerschiff war fort, aber Paton und (der ihm zu Hilfe gesandte) Johnston waren da. Johnston wird mit einer Keule tödlich verwundet. Die meisten Aneityumer Katechisten sterben an den Masern; auf Eromanga werden Missionar Gordon und Frau ermordet, an Patons Haus wird Feuer gelegt . . . . soll Paton die Insel verlassen? Zwei englische Kriegsschiffe kommen nach Tanna; der Kommandant fordert Paton auf, sein Leben zu retten; soll er die Insel verlassen? Er ist geblieben, — freilich nur noch dreiviertel Jahr, bis die Wilden sich zu einem förmlichen Kriegszuge gegen ihn rüsteten. Da ist er dann gegangen. Durch eine Reihe von wunderbaren Bewahrungen und Zusammentreffen günstiger Umstände ist er nach Aneityum entkommen.

Nach einer Reise über Australien nach Schottland, wo durch seine beredten Zeugnisse die Herzen Hunderter für die Mission entflammt wurden, und nachdem die Presbyterianerkirche ein eignes Missionsschiff, „die Morgenröte," erworben, finden wir im Jahre 1866 unsern Freund wieder auf dem Arbeitsfelde

der Mission, freilich nicht auf Tanna, sondern auf einer kleinen Nachbarinsel Aniwa. Tannas Staub hatte er sich nun doch vorläufig von den Füßen geschüttelt! Aus Schottland hatte er wieder eine Lebensgefährtin von dem Herrn geschenkt erhalten. So ging's denn wieder an den Hausbau und an das Erlernen der Sprache, — einer ganz neuen, trotz der Nähe von Tanna! Wieder mußte er durch Tausend Lebensgefahren hindurch, — aber von großer Wichtigkeit war hier auf Aniwa dies, daß der Häuptling des Stationsgebiets, Namakei, dem Missionar so zugetan war, daß er über seinem Leben wachte und die Feinde mit seinen Kriegern bedrohte, falls sie etwas gegen Paton unternehmen würden.

Das bekannteste und zugleich ausschlaggebende Ereignis in Patons Leben auf Aniwa ist die Geschichte von seinem wunderbaren Brunnenbau, wie es ihm unter Gebet und heißer Arbeit gelang, auf der wasserlosen Insel, von der, wie der Aberglaube der Wilden meinte, mächtige Götter im Zorn alles süße Wasser für ewige Zeiten verbannt hatten, herrliches Trinkwasser zu erzielen. Sie hatten es längst aufgegeben, auch in Zeiten furchtbarer Dürre, nach süßem Wasser zu graben. Als nun der süße Wasserstrahl tief unten im Korallenschacht sprudelte, sagte der Häuptling Namakei: „Missi, nächsten Sonntag will ich über den Brunnen predigen!" Und er predigte, zitternd vor Erregung und leuchtenden Augen, wie er sich von nun an ganz Jehovah weihen werde, der das vermocht, was alle Götter nie gekonnt.

Und nun folgte für Paton eine Zeit der Freudenernte. Die Leute warfen ihre Götzen weg, sie bauten eine Kirche, sie heiligten den Feiertag. Als ein Orkan das neue Gotteshaus fast der Erde gleich machte, trieb Namakeis Aufruf: „laßt uns für Jehovah eine stärkere Kirche bauen," die Insulaner zur neuen fröhlichen Arbeit. Am 24. Oktober 1869 konnten die ersten zwölf Aniwaner getauft werden. Mit seiner Frau, einem zum Besuch anwesenden Missionar und sechs Katechisten feierte im Anschluß daran Paton das heilige Abendmahl, unaussprechlichen Dank im Herzen. Jetzt sind sämtliche Bewohner Aniwas Christen.

Und Tanna? Wohl dem Vater, der seine Lebensarbeit von einem treuen Sohn in demselben Geist fortgesetzt sehen kann. Patons Sohn hat auf der Nordwestküste der Insel eine Station. Ungefähr die Hälfte der 8000 Seelen betragenden Bevölkerung der Insel ist mit der Mission wenigstens in Berührung gekommen. Die persönliche Sicherheit der Missionare (es sind vier Stationen dort) ist kaum noch gefährdet. Einen sehr guten Einfluß üben christliche Händler von Neu-Seeland aus. Ach, an wie vielen Stellen in der Geschichte und auf den Arbeitsfeldern der Mission seufzte der Missionsfreund auf, „wenn nur die weißen Kaufleute, die doch auch dem Namen nach Christen sind, nicht durch ihr Leben und Betragen den Namen aller Christen bei den Eingebornen stinkend machten!"

Wenn wir auch nicht auf alle Inselgruppen Melanesiens eingehen können, einer muß doch noch besonders gedacht werden, weil das Evangelium auf ihr hervorragend herrliche Siege gefeiert hat: der Witi- oder Fidjiinseln, zu welchen man 225 Inseln und Inselchen rechnet, die zusammen etwa den Flächeninhalt des Königreichs Württemberg haben. Witilewu und Wannelewu sind die

größten. 1835 kamen die ersten (englischen) Missionare hieher. Menschenfresserei war allgemeine Sitte. Einst ließ der König von Mbau vierzig Frauen und Mädchen schlachten, um einen vornehmen Besuch zu ehren! Trommelschlag mit eigentümlichem Rhythmus lud zu solchen Kannibalenmahlzeiten ein. Wenn ein Häuptling stirbt, müssen ihm seine Frauen im Tode folgen. Kranke und Alte werden getötet oder lebendig begraben. Blutrache ist allgemein, fortwährende Fehden untereinander halten die Stämme in Atem. Doch Gott sei Dank, jetzt kann man von den Witiinsulanern sagen: „ihr waret weiland Finsternis." Croß und Cargill hießen die ersten Missionare, und die erste Witiinsel, die sie besetzten, heißt Lakemba. Als das Evangelium „Rumor" machte, wies der Oberhäuptling die Missionare an den „König" nach Mbau, der müsse über die Annahme oder Verwerfung einer so wichtigen Sache entscheiden. In Mbau war gerade ein siebenjähriger Bürgerkrieg zu Ende, und Thakombau, der Herrscher, hätte wohl Croß' Bleiben gern gesehen, konnte ihm aber keine persönliche Sicherheit versprechen. Deshalb wandte sich Croß nach der Hauptinsel Witilewu. Fast gleichzeitig kamen dorthin die Bitten von Wiwa und Somosomo um Missionare. Inzwischen waren reichlich Nachzügler von der Wesleyanischen Missionsgesellschaft eingetroffen, und alle genannten Orte wurden mit Missionaren besetzt. Rewa und Ono kamen hinzu. Besonders auf Ono, dem südlichsten Eiland der Witiinseln, machte die Ausbreitung des Evangeliums große Fortschritte. Viele eingeborne Gehilfen von den Tongainseln holten sich die Witimissionare zur Hilfe. Schon 1840 konnte der Generalsuperintendent der Missionsgesellschaft auf dem Missionsschiff „Triton" eine ganze Reihe von Witistationen besuchen. In Wiwa hat sich dann der mächtige und gefürchtete Häuptling W e r a n i bekehrt, der Busenfreund Thakombaus. Am Karfreitag 1845 kniete er vor Gott im Gebet und weinte wie ein Kind über die Taten seines ehemaligen Heidenlebens. Aus dem Löwen war ein Lamm geworden. Er war einer der erbittertsten Gegner der Mission gewesen. Wieviel hat der Missionar Hunt für ihn gebetet! Allmählich zeigte es sich, daß „das Gebet des Gerechten viel vermag, wenn es ernstlich ist." Werani konnte Thakombau nicht mehr auf seinen grausamen Kriegszügen begleiten, es trieb ihn Gott anzurufen, so wie er es die Christen hatte tun sehen; aber er wagte es nur in der Einsamkeit. Endlich gab Gott Christo auch diesen Starken zum Raube. Und Werani hat sich bewährt. Er hat Thakombaus Spott ertragen. Als er diesen auf einem europäischen Handelsschiff traf und ihm die Heeresfolge weigerte, sagte Thakombau: „Gut, bleib zu Hause und lerne dein Buch." Werani rüstete sein Kriegsschiff, aber nicht um zu rauben und zu morden fuhr er aus, sondern um auf den einzelnen Inseln in aller Schlichtheit und Einfalt von Christo zu zeugen! Noch einmal hat sich Thakombau an Werani gewandt und zwar um Vermittelung, zur Gewinnung von Bundesgenossen für eine gerechte Sache. Und auf der Reise, die dem alten Freund seinen Wunsch erfüllen helfen sollte, ist Werani der Märtyrerkranz zu teil geworden. Der einst so wilde und gefürchtete Krieger ist ohne Widerstand unter den Streichen der von ihrem Häuptling angestachelten Leute von Lewuka in das Land des ewigen Friedens hinübergegangen.

Dieser Tod machte auf Thakombau einen solchen Eindruck, daß die Tage seines Heidentums gezählt waren. Nachdem er sich bekehrt hatte, ging es mit Riesenschritten vorwärts in der Christianisierung der Witiinseln. Nicht als ob sich gar nirgends mehr ein Widerstand erhoben hätte, oder als ob die Witiinsulaner, die jetzt fast alle Christen sind, ihrem Christennamen nur Ehre machten, — aber wo ist ein Missionsfeld der Welt, von dem das zu sagen wäre?

Thakombau hat sich vor der gemeinen Erpressung gewissenloser weißer Kaufleute im Lauf der Jahre nicht anders retten können, als daß er den Engländern zuerst die Oberhoheit und dann, als ihm auch die weißen Kolonisten zu viel zu schaffen machten, ganz und gar die Herrschaft über sein Reich antrug. Nach einigem Zögern nahm England die Inseln in Besitz. Der erste Gouverneur, Gordon, und nach ihm die andern auch, hatten ein Herz für die Insulaner, und das Missionswerk konnte fast ununterbrochen zu Ende geführt werden. Nur einmal noch, vor zirka 20 Jahren, vereinigten sich die Reste des Kannibalismus und Heidentums auf Witi zu einem letzten blutigen Ausbruch. Aber rasch und gründlich ist er unterdrückt worden. 1885 wurde das 50jährige Missionsjubiläum auf allen Inseln mit Freude und Dank gefeiert. König Thakombau hat es nicht mehr erlebt. Er starb 1883. Als Jubiläumsgabe sandte England eine schöne Bilderbibel in 4000 Exemplaren, die der greise Witimissionar Calwert unter Beihilfe der Londoner Traktatgesellschaft besorgt hatte. Schon vor 21 Jahren legte der englische Gouverneur von Witi, bei einem Besuch in England, auf dem Jahresfest der Wesleyanischen Missionsgesellschaft, ein für die Missionsarbeit auf Witi glänzendes Zeugnis ab: „Von einer Bevölkerung von etwa 120000 Seelen sind 102000 regelmäßige Besucher der wesleyanischen Gottesdienste. 800 Kirchen sind gebaut worden (die Kapellen nicht mitgerechnet). Von 61 ordinierten Predigern sind über 50 Eingeborne, alle Gehilfen, auch alle Schullehrer, wohl gegen 3000, sind Eingeborne. Die Predigten der Witipastoren zeugen nicht bloß von dem Verständnis der christlichen Lehre, sondern auch von eigner, lebendigen Überzeugung und dem Wunsch, andre zu überzeugen. Ich kann mich nicht erinnern, je einen Prediger, weder einen eingebornen noch einen englischen, so von Herzen und zu Herzen haben reden zu hören, wie den Witiprediger Joel Bulu. Man hatte bei ihm das Gefühl, er stehe vor Gottes Angesicht, das er nun für immer schauen darf. Ich war in hunderten von Witihäusern, aber ich habe keins gefunden, in dem nicht morgens und abends Familiengottesdienst gehalten wurde. Auf Witi bestehen etwa 1500 Schulen. Beinahe in jedem Dorf ist eine. Auch höhere Schulen sind vorhanden, sogar eine Art von Universität ist da, in Navuloa, wo Angehörige der besten Familien ihre Ausbildung genießen, ohne daß sie nachher gerade alle ins Predigtamt eintreten."

Navuloa auf Witilewu besteht aus einem Hauptgebäude und vielen kleinen Häuschen, in denen die „Studenten", meist schon verheiratete junge Männer, wohnen. Der Tageslauf ist genau eingeteilt. Von ½6—7 Uhr gemeinsame Garten- und Feldarbeit, um 8 Uhr durcharbeiten der „Kolleghefte", um 9 Uhr die erste Unterrichtsstunde: Exegese, Bibelauslegung. Mit Recht beschränkt man

dieselbe auf die Auslegung in der Muttersprache. Daß die Studenten bibelfeste Leute werden, ist das Wichtigste. Von 10 Uhr ab folgen andre Unterrichtsfächer. Daß die „Wiederholung die Mutter des Lernens und Behaltens ist“, zeigt sich in dieser Witihochschule besonders deutlich. Rechnen ist die schwache Seite der Insulaner. An bestimmten Tagen finden Predigtübungen statt. Nachmittags ist wieder Garten- und Feldarbeit. Der Kursus ist dreijährig; aber wenn Not am Mann ist, wird auch wohl ein besonders begabter Student vorzeitig im Missionsdienst angestellt. Die „Studentenfrauen“ erhalten von den Frauen der Missionare inzwischen praktischen Unterricht in der Wirtschaft und Haushaltung, in der Handarbeit und Kindererziehung, — wer möchte den Segen, der hievon ausgeht, unterschätzen!

Am Ende des Jahrhunderts hatten die Witiinseln 973 Gemeinden, 11 Missionare, 6090 eingeborne Hilfskräfte aller Art, 94609 Anhänger überhaupt, und zwar nur im Bereich der wesleyanischen Mission. (Seit 1885 hat die englische Ausbreitungsgesellschaft auf Witi eine eigne Mission unter den auf Witi eingeführten Plantagearbeitern.) Ende 1899 gingen 28 Witiprediger als Missionare nach Neu-Guinea und Neu-England. Drei von ihnen hielten Abschiedsansprachen, die als Beispiele schlichter, herzlicher, überwältigender Rede im australisch-methodistischen Missionsblatt abgedruckt worden sind.

Leider scheint das Zurückgehen der Zahl der Kirchgänger auf ein Zurückgehen der eingebornen Bevölkerung zu deuten. Vor 20 Jahren waren es 102000, jetzt noch nicht 95000 Anhänger.

Viele Geographen rechnen die Witiinseln, ihrer östlichen Lage wegen, nicht mit zu Melanesien. Rechnet man die Witiinseln ab, dann hat die melanesische Mission jetzt: 1 Bischof, 12 englische Missionare, 12 eingeborne ordinierte Pastoren, 400 eingeborne Gehilfen. Sie umfaßt 140 Stationen auf 26 verschiedenen Inseln. Im Seminar zu Norfolk (St. Barnabaskollege) sind 140 Zöglinge männlichen und 50 weiblichen Geschlechts. Die Mission hat 12000 Getaufte und über 12000 sind im Unterricht.

Noch sei erwähnt, daß auch das zweite melanesische Seminar Santo in Tangoa nun seinen ersten vierjährigen Kursus hinter sich hat und seine Erstlinge als Missionare aussendet. Acht Kirchen, die nordamerikanischen Presbyterianer, die reformierte und die Freikirche Schottlands, dazu die verschiedenen presbyterianischen Kirchen Australiens und Neu-Seelands haben mit 25 Missionsfamilien ihr Werk auf den wichtigsten Inseln der Neu-Hebriden, als eine Mission unter der Superrevision einer Synode arbeitend. Diese Synode hat kein Presbyterium unter sich und keine Missionsgesellschaft über sich. 300 eingeborne Lehrer, 2800 Kommunikanten.

21. Kapitel.

Mikronesien.

Übersicht. Die Anfänge der mikronesischen Mission. Kusaie. Ponape. Westwärts von Ponape!

Mikronesien umfaßt die Marianen-, Karolinen-, Marschall- und Gilbertinseln. Diese Inseln, im nordwestlichen Teil des Stillen Ozeans gelegen, sind meist nur kleine, auf Korallenriffen ruhende Eilande und zählen nur 85000 Bewohner.

Die Marianen, 15 an der Zahl, tragen auf vulkanischem Boden eine üppige Vegetation. Ihre Bewohner sind ein Mischvolk aus Ureinwohnern, Spaniern und Philippiniern. Die Karolinen, westliche, mittlere und östliche, über 9 Breiten- und 33 Längengrade ausgedehnt, sind teils „hohe" vulkanische, teils „niedrige" Koralleninseln. Die hohen sind fruchtbar. Der Strand ist mit einem Mangrovegürtel eingefaßt, die Berge des Innern tragen die schönsten Wälder. Bei den „niedrigen" schließt der Korallenkranz das Meer gegen die Lagune ab; schmale Eingänge führen durch die Brandung in das stille Wasser. Auf den meisten Karolinen finden wir die unvermischten, gelb bis hellbraunen Mikronesier. Ihre zahlreichen, zum Teil großartigen Steinbauten, als Hafenanlagen, Dorfmauern, gepflasterte Straßen, deuten auf Energie, ihre gefälligen Boote auf geistige Beanlagung. Ihre spärliche Bekleidung aus Fasern weben sie sich selbst. Ihre Religion scheint auf Ahnenverehrung hinauszulaufen. Sie sind ein Handelsvolk und haben von alters her Stein- und Muschelgeld. Auf den Karolinen sind es mühlensteinartige Steine, welche den Schatz der Vornehmen und Fürsten bilden. Auf andern Inseln kursieren außer Steinen, Scherben von Glas und Porzellan, Emailstückchen und Perlen. Die höchste Type ist der Brack, von dem es Exemplare zwischen 45 und 15000 Mark im Werte gibt! Natürlich macht der Verkehr mit den Weißen diesem nationalen Geldwert nach und nach ein Ende. Die Marschallinseln bestehen aus zwei parallelen Inselreihen, die ein breiter Kanal trennt. Weil „niedrige" Inseln, haben sie nur dürftige Vegetation. Kokospalmen gedeihen und der Pandanus, ein eigentümliches kleines Bäumchen, das zwischen seinen struppigen Blätterbüscheln seine kopfgroßen, zinnoberroten Früchte zeigt, welche die Hauptnahrung der Insulaner bilden. Die Leute

sind kastanienbraun, mit einem Bastrock bekleidet, tätowiert; ihre Hütten sind armselig. Sie sind geschickte Fischer.

Den Südosten Mikronesiens nehmen die Gilbertinseln ein, auch lauter Koralleninseln. Wohnung, Nahrung und Kleidung sind ähnlich wie auf den Marschallinseln. Ihre Religion ist ein Ahnenkultus, der in der Verehrung der Schädel verstorbener Angehöriger zum Ausdruck kommt.

Sie lassen den Leichnam verwesen, reinigen und bewahren die Knochen auf. Die Bevölkerung teilt sich ein in Häuptlinge, freie Grundbesitzer und gemeine Leute. Dazu gibt es Sklaven, Kriegsgefangene und deren Nachkommen. Auch die Gilbertinsulaner sind ein Handelsvolk. Außer vielen ausländischen beziehen auch mehrere deutsche Firmen den getrockneten Kern der Kokosnuß, Kopra genannt, von hier.

Durch den Ankauf von Spanisch-Mikronesien hat Deutschland seinen Besitz in Ozeanien vorteilhaft abgerundet und ergänzt. Magalhães hatte 1521 die Marianen entdeckt, aber erst den Bemühungen der Jesuiten gelang es in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, die Spanier, welche die „Ladronen", d. i. Diebsinseln in Besitz genommen hatten, zu bewegen, daß sie die Arbeit ihrer Missionare durch eine militärische Besatzung sicherten. Allmählich verlor sich der Name Ladronen, und man nannte die Inseln nach dem Namen der spanischen Königin Maria Anna. Die Marianen waren lange Zeit das politische Sibirien Spaniens, und der Gouverneursposten selbst war nur eine Art vergoldeter Exilierung. Um sich die Regierung zu erleichtern, zwangen die Spanier die Eingebornen, sich auf der Insel Guam (Amerika gehörig) zu konzentrieren. Erst in neuerer Zeit wurde die Besiedlung auch der übrigen Inseln gestattet. Die spanische Regierungsweise ist von dem allerschädlichsten Einfluß auf die Bewohner der Inselgruppen gewesen und hat sie zu Faulenzern gemacht.

Auch für Mikronesien ist die Botschaft von Christo von Sonnenaufgang her gekommen. Wie wir bald hören werden (im letzten Kapitel dieses Buchs) war nach dreißigjähriger Missionsarbeit des American Board im Inselreich Hawaii in der jungen hawaiischen Nationalkirche selbst der Missionstrieb erwacht und trachtete mit der Glut der ersten Liebe nach Betätigung. Ein Missionsfeld hatte Gott ihnen vor die Tür gelegt. Durch zahlreiche Walfischfänger, die in mikronesischen Gewässern gejagt und auf Honolulu sich ein Stelldichein gegeben hatten, wußten sie von den traurigen Zuständen in Mikronesien genug. So kam es im Jahre 1851 zur Gründung einer hawaiischen Missionsgesellschaft. Ein kleines Missionsschiff „Karoline" wurde gekauft. Drei eben angelangte Bostoner Missionare, Snow, Sturges und Dr. med. Gulick, ein hawaiischer Lehrer und ein Diakon mit ihren Frauen wurden zu Pioniermissionaren ausersehen, zwei Missionare und ein hawaiischer Prediger schlossen sich an, um bei den ersten Einrichtungen zu helfen. Am 15. Juli 1852 standen die Leute von Honolulu Kopf an Kopf auf der Hafenwerft. Um vier Uhr nachmittags setzte sich die „Karoline" in Bewegung, während die Menge das Missionslied sang: „Von Grönlands eis'gen Zinnen". Unter den Klängen des letzten Verses:

„Waft, waft ye winds His story," verließ das Schiff den Hafen. Der Vers lautet im Deutschen:

„Ihr Wasser sollt es tragen, Ihr Winde führt es hin,
Bis Seine Strahlenwagen Von Pol zu Pole ziehn,
Bis der versöhnten Erde Das Lamm, der Sünder Freund,
Der Herr und Hirt der Herde In Herrlichkeit erscheint!"

Am 5. August kam die Gilbertinsel Butaritari in Sicht. Dort vermittelte ein weißer Händler die Verhandlung mit dem „König", dem sie einen Empfehlungsbrief des hawaiischen Königs Kamehameha einhändigten. Der Erfolg war wenigstens der, daß der König es sich überlegen wollte, ob er Missionaren die Ansiedlung gestatte. Dann ging's weiter nach Kusaie, der östlichsten Insel des Karolinenarchipels. Hier dauerte die Unterredung mit dem König und der Königin (beide in fadenscheinige Flanellhemden gekleidet) zwei Stunden. Der König hatte große Sympathie für Amerika und war sehr geneigt, das Kommen von Missionaren zu gestatten. Als der Sprecher der Missionsgeschwister aus Hawai hörte, daß der König die Besorgnis habe, die Missionare möchten seine Macht im Volk untergraben, holte er die hawaiische Bibel hervor und las den Anfang des 13. Kapitels aus dem Römerbrief vor, worauf der König hocherfreut in seinem, von den Händlern aufgeschnappten Englisch ausrief: „Das ist Primaware!"

Am 28. August verließ man die Insel, um auf der Rückreise die Missionsgeschwister Snow in Kusaie abzusetzen. Zunächst ging es nach dem 300 Meilen westwärts liegenden Ponape weiter. Ein portugiesischer Lotse, der schon 17 Jahre auf Ponape lebte, brachte sie bei ihrer Annährung sicher in den an der Nordwestseite gelegenen Hafen. Die Eingebornen zeigten sich sehr zudringlich, auch der König schien sehr auf seinen Vorteil bedacht. Viel besser gefiel es den Missionsgeschwistern unter den Leuten und bei dem König des Kitistammes an der Westseite der Insel. Hier ließen sich dann auch die Missionare Sturges und Gulick, sowie das hawaiische Ehepaar Kaaikaula nieder.

Missionar Snow nebst Frau und dem hawaiischen Gehilfen Oponui wurden versprochenermaßen auf Kusaie abgesetzt, wo sie König Georg am 15. Oktober 1852 herzlich willkommen hieß. Schon nach vier Wochen stand in der Nähe der „königlichen Residenz" ein für die Missionare bestimmtes Haus da. Hier fanden die Gottesdienste statt, wo der König selbst die englische Predigt seinen Untertanen in ihrer Muttersprache wiederholte. Seinen zehnjährigen Sohn übergab König Georg dem Missionar Snow zur Erziehung. Später erwiesen sich die Räume des Missionshauses als zu klein für die Menge der Zuhörer, deshalb fanden die Gottesdienste im Küchenschuppen des Königs statt. 47 Schüler, 7 bis 35 Jahre alt, versammelte Snow täglich in seinem Hause. Leider starb König Georg schon 1854. Seine letzten Worte an seinen Sohn und die Häuptlinge waren: „sorgt mir treulich für den Missionar." Leider ist er erst ganz zuletzt ein bußfertiger Mensch geworden; bei aller Förderung des Evangeliums nämlich gab er seinen Untertanen oft genug durch Trunkenheit ein schlechtes Vorbild. Noch ärger trieb es der Sohn, der nach ihm König wurde. Schon 1856 war er den

Folgen seiner ausschweifenden Lebensweise erlegen. Natürlich steckte das Beispiel an, und zuzusehen, wie Trunkenheit und Unzucht das Volk verdarben, war für Snow eine große Sorge. Der Versuch, das Missionswerk weiter ins Innere der Insel auszudehnen, stieß auf Schwierigkeiten: die Zauberpriester wiegelten die Leute auf und drohten mit dem Zorn der Geister. Dazu kam ein richtiger Krieg zwischen den Kuwaiern und den auf der Insel angesessenen Weißen, die den König absetzen und ein Willkürregiment einführen wollten — da kam, wie ein Retter in der Not, das Missionsschiff „der Morgenstern", das an Stelle der „Karoline" getreten war und entführte die Missionsgeschwister nach Ponape.

Als sie zurückkamen, war alles wieder ruhig, ja 1858 konnte Snow die ersten drei Kusaianer, Vater, Mutter und Pflegetochter, taufen. Leider starb auch der dritte König (1858), ohne bis zur Taufe gekommen zu sein. Der vierte König zeigte sich gegen die Mission gänzlich gleichgültig. Freilich war es ihm doch ein großer Schreck, als der American Board den Missionar Snow 1862 von Kusaie nach der Marschallinsel Ebon versetzte, damit er von da aus Kusaie mitversorge, da die Einwohnerzahl mehr und mehr zurückgegangen war. Schweren Herzens verließ Snow die Stätte seiner ersten Liebe. Einem sehr tüchtigen kusaianischen Christen übertrug er die Pflege seiner Gemeinde, das Evangelium Johannis in der Landessprache konnte er ihm zurücklassen. 1863 und 1864 hat Snow Kusaie zweimal besucht und mit Freuden die Früchte von Liliak Sas' Evangelistenarbeit gesehen. Anstatt das heidnische Erntefest mit seinen Ausschweifungen mitzufeiern, hatten die Christen den Tag freiwillig zu einem Bettag gemacht. 1865 war er zweimal in Kusaie und brachte der Gemeinde das Matthäusevangelium mit. Bei jeder Anwesenheit auf der Insel konnte Snow etliche Katechumenen taufen. 1867 hatten die Christen auf ihre Kosten das alte, baufällige Missionshaus neu gebaut und drei steinerne Kapellen errichtet. Die größte, 50 Fuß lang, 36 Fuß breit, war ein wahrer Schmuck der Insel. Die Gemeinde zählte 197 Seelen. Snow ordinierte in diesem Jahre vier Diakonen, unter ihnen auch seinen ehemaligen Zögling Georg, den Prinzen. Von 1868 bis 1874 trat ein Stillstand ein. Gottlose Händler trieben es wieder arg auf Kusaie. Als 1874 die erwachsenen Bewohner gezählt wurden, waren es 397 Eingeborne und 118 Fremde. 180 waren Christen. Doch hatte Snow die Freude, einen neuen und zwar christlichen König einsegnen zu können, der dann auch seinen Untertanen ein würdiges Vorbild gewesen ist. Leider waren Ende der siebziger Jahre nur noch 200 Erwachsene (Kusaianer) auf der Insel. 1879 wurde übrigens Snow gezwungen, seiner gebrochenen Gesundheit wegen nach Amerika zurückzukehren. Dr. Pease, sein Nachfolger auf der Eboninsel, verlegte die Missionsschule zur Heranbildung von jungen Marschallinsulanern nach der Westküste von Kusaie. 26 Zöglinge siedelten von Ebon nach Kusaie über. 1882 kam auch noch das für die Gilbertinseln eingerichtete Missionsinstitut von der Insel Apaiang nach Kusaie, so daß Kusaie der Mittelpunkt der Mission für die Marschall- und Gilbertinseln geworden war. Ein Erziehungsinstitut für Marschall- und Gilbertinsulanerinnen ist auch bald hinzugekommen. Jetzt ist

Kusaie unter seinem „Jokusa“, d. i. König, eine christliche Gemeinschaft. Die drei Institute erfreuen sich noch heutigen Tages großen Zuspruchs. Der deutsche Landeshauptmann — die Karolinen- und Marschallinseln sind bekanntlich deutsches Schutzgebiet — spricht dem Jokusa, den Leitern und Schülern der Institute wärmstes Lob aus.

Sehen wir uns nun nach den auf Ponape ans Land gesetzten Missionaren um. Über Bitten und Erwarten günstig hatten sich die Anfänge der Mission gestaltet. Der Minister des Königs der Kiti auf Ponape bat die Missionare an einem der ersten Sonntage gleich um einen Gottesdienst in der Festhalle des Kitivolks. Ein Händler machte den Dolmetscher. Eine gewaltige Volksmenge lauschte der Predigt über das Wort: „Siehe, ich verkündige euch große Freude“ ꝛc. Sturge konnte dann bald ein paar weiße Händler mit eingebornen Frauen kirchlich trauen. Schon im Anfang des Jahres 1853 waren die Missionare im Besitz mehrerer einfacher Häuser am Ronkitihafen, auch am Nordosthafen hatten sie eine Station angelegt. Ende 1853 konnte Dr. Gulik ein Schulhaus einweihen, — da schien im Februar 1854 ein Ereignis alle Hoffnungen von Grund aus zerstören zu wollen. Ein amerikanischer Schiffskapitän hatte zwei pockenkranke Matrosen auf ein unbewohntes, Ponape benachbartes Inselchen ausgesetzt, damit sie sich dort auskurierten. In einer Nacht kamen Leute von Ponape und stahlen den Kranken ihre Kleider. Als der Kapitän dies erfuhr und die Ponapeser warnte, war es schon zu spät. Ganz unsäglich furchtbar wütete die Seuche in kurzer Zeit auf der Insel. Ganze Stämme flüchteten in die Wälder, auf unbewohnte Nachbareilande: umsonst! Die Schuldigen hüteten sich zu bekennen, was sie getan, bald schloß der Tod auch ihren Mund. So richtete sich das Mißtrauen und die Wut der Leute gegen die Missionare. 7000 Personen, fast die Hälfte der Bevölkerung, starben. Nur die, welche sich impfen ließen, blieben verschont oder genasen. Zu all dem Elend kamen Feuersbrunst und Krieg, dazu die schädlichen Wirkungen des Schiffsverkehrs. Da war den Missionsleuten 1854 das Eintreffen des Doaneschen Missionarsehepaars und des hawaiischen Gehilfen Kamakahiki ein rechter Trost. Von beiden Anfangsstationen aus, vom Nordost- und Südwesthafen wurden nun fröhlich und eifrig Missionsreisen unternommen, — die Ponapesen waren doch allmählich inne geworden, daß die Missionare nicht ihre Feinde waren. Letztere kamen zu allen fünf Stämmen der Insel, Kiti, Metalanim, Wanega, Not und Jokoits, und lernten sie in ihren Sitten und Unsitten kennen, wobei sie inne wurden, wieviel die Händler schon verdorben hatten mit ihrer Verführung zur Unsittlichkeit und zum Trunk, womit sie leider den beiden Nationalfehlern der Ponapesen nur allzusehr entgegenkamen; Palmschnaps und das berauschende Kawagetränk (aus zermalmter Pfefferwurzel) verstanden diese sich selbst zu bereiten.

In Ronkiti — Südwest — geleitete der Minister unaufgefordert den Missionar zu den Gottesdiensten auf den neuangelegten Außenstationen und befahl den Leuten, am Sonntag alle Arbeit ruhen zu lassen, auch hob er die Unzuchtshöhlen auf, die die Händler in Ronkiti eingerichtet hatten. Das Jahr 1860

Folgen seiner ausschweifenden Lebensweise erlegen. Natürlich hatte
er, und zugleich, wie Trunkenheit und Unzucht das Volk verderbe
Snow eine große Sorge. Der Versuch, das Missionswerk weiter auf
Insel auszudehnen, stieß auf Schwierigkeiten: die Zauberpriester
Leute auf und drohten mit dem Zorn der Geister. Dazu kam ein
zwischen den Kusaiern und den auf der Insel angesiedelten Weiß
König absetzen und ein Willkürregiment einführen wollten — die
Retter in der Not, das Missionsschiff „der Morgenstern", das
„Caroline" getreten war und entführte die Missionsgeschwister und

Als sie zurückkamen, war alles wieder ruhig. [illegible] kam
ersten drei Kusaianer, Vater, Mutter und Pflegetochter, tauften.
auch der dritte König (1858), ohne bis zur Taufe gekommen zu sein.
König zeigte sich gegen die Mission gänzlich gleichgültig. Freilich
doch ein großer Schreck, als der American Board den Missionar S
von Kusaie nach der Marschallinsel Ebon versetzte, damit er von
mitversorge, da die Einwohnerzahl mehr und mehr zurückgegangen war.
Herzens verließ Snow die Stätte seiner ersten Liebe. Einem sehr
kusaianischen Christen übertrug er die Pflege seiner Gemeinde, das E
Johannis in der Landessprache konnte er ihm zurücklassen. 1863 und
Snow Kusaie zweimal besucht und mit Freuden die Früchte von S
Evangelistenarbeit gesehen. Anstatt das heidnische Erntefest mit
schweifungen mitzufeiern, hatten die Christen den Tag freiwillig zu
tag gemacht. 1865 war er zweimal in Kusaie und brachte der Ge
Matthäusevangelium mit. Bei jeder Anwesenheit auf der Insel ko
etliche Katechumenen taufen. 1867 hatten die Christen auf ihre K
alte, baufällige Missionshaus neu gebaut und drei steinerne Kapellen
Die größte, 50 Fuß lang, 36 Fuß breit, war ein wahrer Schmuck
Die Gemeinde zählte 197 Seelen. Snow ordinierte in diesem Jahr
konen, unter ihnen auch seinen ehemaligen Zögling Georg, den Prin
1868 bis 1874 trat ein Stillstand ein. Gottlose Händler trieben es
auf Kusaie. Als 1874 die erwachsenen Bewohner gezählt wurden,
397 Eingeborne und 118 Fremde. 180 waren Christen. Doch ha
die Freude, einen neuen und zwar christlichen König einsegnen zu
dann auch seinen Untertanen ein würdiges Vorbild gewesen ist. Se
Ende der siebziger Jahre nur noch 200 Erwachsene (Kusaianer) auf
1879 wurde übrigens Snow gezwungen, seiner gebrochenen Gesund
nach Amerika zurückzukehren. Dr. Pease, sein Nachfolger auf der Ebon
legte die Missionsschule zur Heranbildung von jungen Marschallinsula
der Westküste von Kusaie. 26 Zöglinge siedelten von Ebon nach Ku
1882 kam auch noch das für die Gilbertinseln eingerichtete Missions
der Insel Apaiang nach Kusaie, so daß Kusaie der Mittelpunkt der
die Marschall- und Gilbertinseln geworden war. Ein Erziehungs
Marschall- und Gilbertinsulanerinnen ist auch bald hinzugekommen.

Kusaie unter seinem „Jokusa", d. i. König, eine christliche Gemeinschaft. Die drei Institute erfreuen sich noch heutigen Tages großen Zuspruchs. Der deutsche Landeshauptmann — die Karolinen- und Marschallinseln sind bekanntlich deutsches Schutzgebiet — spricht dem Jokusa, den Leitern und Schülern der Institute wärmstes Lob aus.

Sehen wir uns nun nach den auf Ponape ans Land gesetzten Missionaren um. Über Bitten und Erwarten günstig hatten sich die Anfänge der Mission gestaltet. Der Minister des Königs der Kiti auf Ponape bat die Missionare an einem der ersten Sonntage gleich um einen Gottesdienst in der Festhalle des Kitivolks. Ein Händler machte den Dolmetscher. Eine gewaltige Volksmenge lauschte der Predigt über das Wort: „Siehe, ich verkündige euch große Freude" rc. Sturge konnte dann bald ein paar weiße Händler mit eingebornen Frauen kirchlich trauen. Schon im Anfang des Jahres 1853 waren die Missionare im Besitz mehrerer einfacher Häuser am Ronkitihafen, auch am Nordosthafen hatten sie eine Station angelegt. Ende 1853 konnte Dr. Gulik ein Schulhaus einweihen, — da schien im Februar 1854 ein Ereignis alle Hoffnungen von Grund aus zerstören zu wollen. Ein amerikanischer Schiffskapitän hatte zwei pockenkranke Matrosen auf ein unbewohntes, Ponape benachbartes Inselchen ausgesetzt, damit sie sich dort auskurierten. In einer Nacht kamen Leute von Ponape und stahlen den Kranken ihre Kleider. Als der Kapitän dies erfuhr und die Ponapeser warnte, war es schon zu spät. Ganz unsäglich furchtbar wütete die Seuche in kurzer Zeit auf der Insel. Ganze Stämme flüchteten in die Wälder, auf unbewohnte Nachbareilande: umsonst! Die Schuldigen hüteten sich zu bekennen, was sie getan, bald schloß der Tod auch ihren Mund. So richtete sich das Mißtrauen und die Wut der Leute gegen die Missionare. 7000 Personen, fast die Hälfte der Bevölkerung, starben. Nur die, welche sich impfen ließen, blieben verschont oder genasen. Zu all dem Elend kamen Feuersbrunst und Krieg, dazu die schädlichen Wirkungen des Schiffsverkehrs. Da war den Missionsleuten 1854 das Eintreffen des Doaneschen Missionarsehepaars und des hawaiischen Gehilfen Kamakahiki ein rechter Trost. Von beiden Anfangsstationen aus, vom Nordost- und Südwesthafen wurden nun fröhlich und eifrig Missionsreisen unternommen, — die Ponapesen waren doch allmählich inne geworden, daß die Missionare nicht ihre Feinde waren. Letztere kamen zu allen fünf Stämmen der Insel, Kiti, Metalanim, Wanega, Not und Jokoits, und lernten sie in ihren Sitten und Unsitten kennen, wobei sie inne wurden, wieviel die Händler schon verdorben hatten mit ihrer Verführung zur Unsittlichkeit und zum Trunk, womit sie leider den beiden Nationalfehlern der Ponapesen nur allzusehr entgegenkamen; Palmschnaps und das berauschende Kawagetränk (aus zermalmter Pfefferwurzel) verstanden diese sich selbst zu bereiten.

In Ronkiti — Südwest — geleitete der Minister unaufgefordert den Missionar zu den Gottesdiensten auf den neuangelegten Außenstationen und befahl den Leuten, am Sonntag alle Arbeit ruhen zu lassen, auch hob er die Unzuchtshöhlen auf, die die Händler in Ronkiti eingerichtet hatten. Das Jahr 1860

brachte endlich die ersten Taufen. Die frühere Königin des Kitistammes war unter den Täuflingen. Das folgende Jahr führte aus dem Stamm der Metalanim — Nordost — sechs Seelen der Kirche Christi zu. Als die Heiden hier diese Erstlingschristen in ihrem Besitz schädigten, veranstalteten die Christen des Kitistammes freiwillige Sammlungen für sie; inzwischen waren in Ronkiti drei Tauffeste wieder gewesen. Ja der Erstling unter den Getauften des Kitistammes Narcissus, der, hochbegabt, in besonderem Unterricht ausgebildet war, versuchte auf der Insel Pingelap, zwischen Kusaie und Ponape gelegen, das Evangelium zu predigen. Dieser Missionseifer steckte an. Fast sämtliche Getaufte unternahmen, das Markus- und Johannesevangelium in der Hand, Reisen ins Innere der Insel, um Seelen zu gewinnen. Eine große Bewegung entstand auf Ponape: für und wider das Christentum. Besonders in den Bergen von Jokola wurden die Leute nicht müde, den Christen zuzuhören, und als die Häuptlinge mit ihrem Anhang kamen, um die Versammlung zu stören, ließen die Zuhörer lieber sich ihr Eigentum wegnehmen, als daß sie gegen die Christen etwas unternommen hätten. 1863 wurde in Ronkiti die 60 Fuß lange, 40 Fuß breite, 38 Fuß hohe Steinkirche vollendet, woran die Christen 1½ Jahre gearbeitet hatten. Alle Balken und Pfeiler waren mit bunten Schnüren von Kokosfasern umwunden; die Glocke nannten sie „die Stimme Gottes, welche die Menge an seinem Busen sammelt.“ 16 Seelen, darunter der Minister, wurden bald nach der Kirchweih getauft, — leider der letzte Freudentag für die Kitimission auf lange Zeit. Der Minister starb, sein Nachfolger war ein wilder, dem Einfluß der gewissenlosen Händler unterliegender Heide, durch dessen Schuld 1865 die prächtige Kirche von einer trunkenen Horde eingeäschert wurde. Ja 1867 verkaufte er das Missionsgrundstück an einen berüchtigten Händler. Sturges mußte weiter ziehen. Er ging zum Stamm der Metalanim und siedelte sich in Ua an, Doane wohnte im Gebiet der Jokoits an der Nordküste.

Unter den Metalanim gedieh das Werk ohne wesentlichen Widerstand; unter den Jokoits trat das Ereignis ein, daß der Minister dem Christentum sehr freundlich war, der König selbst aber sich gegen die Missionare tyrannisch und feindlich zeigte, sodaß er z. B. die zwölfjährige Tochter des Nationalhelfers Narcissus für seinen Harem rauben ließ! Ein amerikanisches Kriegsschiff, das 1870 eintraf, übte einen heilsamen Einfluß auf die Änderung seines Betragens aus. Überhaupt erreichte der Kapitän die sehr wichtige Neuerung, daß alle fünf Inselkönige, in einem Freundschaftsvertrage mit der Unionsregierung, sich für die Sicherheit der Missionsgeschwister verbürgten. Seit 1872 stand auch im Gebiet der Wanega eine Kapelle, unter dem Notstamm verbreitete sich das Christentum von dem Bergdorf Jokola aus, wo der alte Simeon, „der Patriarch vom Berge,“ den Sturges 1863 getauft, bis an sein Lebensende unermüdlich für die Vermengung des heiligen Sauerteigs mit dem Mehl der Volksmassen bemüht gewesen ist. 1872 gab es auf ganz Ponape zirka 520 erwachsene Christen; von der 6000 Seelen starken Inselbevölkerung war die Hälfte dem Evangelium freundlich gesinnt. Zu den vielen Kapellen-, Schul- und Pfarrbauten brauchte die

heimatliche Missionsgemeinde keinen Pfennig beizusteuern. Anfangs der siebziger Jahre konnte Sturges in Ua ein Missionsinstitut begründen, das der Sehnsucht des entstandenen Missionsvereins, selbst Missionare nach heidnischen Inseln auszusenden, Rechnung tragen konnte. Dies Institut, zu dem später eine von amerikanischen Missionslehrerinnen geleitete Mädchenkostschule kam, wurde der Mittelpunkt einer neuen Mission für die benachbarten Karolineninseln.

Auf Ponape selbst brachte das Jahr 1886 eine ungeahnte religiöse Bewegung, welche die Volksseele in ihren Tiefen aufrüttelte. Von den fünf Königsfamilien der Insel schlossen sich vier der Christengemeinde an, und auch im Gebiet des fünften Königs ließen sich die angesehensten Häuptlinge taufen, so daß die Zahl der in 12 Gemeinden gesammelten erwachsenen Christen auf 1000 stieg, während die Gesamtbevölkerung der Insel nur noch 2000 Seelen betrug.

Da zogen 1887 spanische Truppen und Kapuzinermönche auf der Insel ein, die kraft des bekannten päpstlichen Schiedsspruchs nebst den übrigen Karolinien Spanien zuerteilt worden war. Und nun begann ein wahrer Hexensabbath. Auf der gewaltsam von den Spaniern in Besitz genommenen Missionsstation Kenan (im Norden) erstanden Schnapsläden und Unzuchtshöhlen. Die Kirchen werden geschlossen, die Kapuziner machen die verhaßten Ketzer unter Zuhilfename des „weltlichen Arms“ zu Katholiken; Narcissus, der Missionsgehilfe, inzwischen zum Prediger ordiniert, weigert sich zu einem andern als zum dreieinigen Gott zu beten. Der Tod erlöst ihn endlich von seinen Peinigern. Der Gouverneur behandelt die Missionsgrundstücke, die die Könige der Mission abgetreten, als spanisches Eigentum; er besticht den Häuptling, in dessen Gebiet Doane wohnt, zum Meineid: „Das Land gehöre den Missionaren nicht.“ Doane protestiert; seine Beschwerde ist mit Hunderten von Unterschriften bedeckt, aber die weißen Händler, welche spüren, daß ihr Weizen wieder blüht, verleumden ihn. Doane wird als Gefangener nach Manila gebracht und dort von dem spanischen Generalkapitän glänzend freigesprochen. Inzwischen haben sich die Ponapesen, von den Spaniern mit Frondiensten bis aufs Blut gepeinigt, endlich wie ein Mann erhoben und ein furchtbares Blutbad unter ihren Feinden angerichtet. Ein neuer Gouverneur tritt an die Stelle des ersten. Es scheint unter ihm besser zu werden. Da nehmen im Jahre 1890 die Kapuzinermönche unter militärischem Beistand ein Stück Land, 20 Meter nur von der evangelischen Kirche entfernt, weg, um darauf eine katholische zu bauen. Ein furchtbarer Aufstand entsteht aufs Neue, als spanische Offiziere den Ponapesen Protestversammlungen verbieten. Doane war auf Urlaub, Sturge hatte schon seit längerer Zeit die Insel verlassen, — sie konnten die Gemüter nicht beschwichtigen. In diesen Kämpfen sind 369 Spanier gefallen. Die Missionsgebäude wurden dem Erdboden gleich gemacht, die evangelische Missionstätigkeit wurde aufs Strengste verboten, das Missionsschiff „der Morgenstern“ durfte nicht mehr nach Ponape kommen. Mit einem Schlage schien die jahrzehntelange treue Missionsarbeit der braven Amerikaner vernichtet zu sein. „Glücklicherweise,“ möchte man fast sagen, wurde Spanien aber bald durch Aufstände auf den Philippinen und Marianen so über

seine Kräfte in Anspruch genommen, daß es sich in den nächsten Jahren um Ponape nicht viel kümmern konnte. Darum konnten die Evangelischen hier, erst schüchtern, dann getroster wieder ihr Haupt erheben. Ja 1896 gestattete der Gouverneur dem „Morgenstern“ und dem neuhinzugekommenen Missionsschoner „Logan“ mit den Ponapeser Christen wieder in Verbindung zu treten. Ein unbeschreiblicher Jubel herrschte unter den Christen, als die Schiffe im Kitihafen vor Anker gingen. Da fanden denn die Missionsgeschwister zu ihrem Staunen, daß während der fünf Jahre nicht nur in den meisten Christengemeinden sonntäglich Gottesdienst gehalten worden war, sondern daß sogar noch einige Schulen im Gange waren. Das Verdienst, während der schweren Zeiten die Fahne des Evangeliums hochgehalten zu haben, gebührt vor allem dem christlichen Häuptling Henry Nanapei. Noch einmal brachen kriegerische Unruhen aus, im März 1898, ja, als die Übergabe Ponapes an Deutschland als deutsches Schutzgebiet, schon in Sicht ist, suchen die Spanier noch angesehene Christen, in erster Linie Nanapei zum Übertritt zur katholischen Kirche zu pressen. Sie setzen ihn gefangen. Aber vom Gefängnis aus sammelt er feurige Kohlen auf die Häupter seiner Peiniger: es herrschte gerade eine große Hungersnot, die Ponapesen verbargen die Nahrungsmittel, die sie noch hatten, vor den verhaßten Spaniern, aber Nanapei veranlaßte die Seinen, die Feinde mit Speise zu versorgen!

Seit dem Herbst 1899 weht die deutsche Flagge über der Insel. Unehrenhaft und verächtlich, wie bei ihrem Eintreten in den Besitz der Insel, war das Betragen der Spanier auch, als sie endgiltig die Insel verließen. Halbbetrunken und völlig gleichgültig gegen Spaniens Schande und Versumpftheit, die in letzter Zeit vor aller Welt offenbar geworden war, haben die spanischen Offiziere unter dem Ruf „evviva Allemannia“, „hoch lebe Deutschland,“ Ponape verlassen. Das war das Regiment des „allerchristlichsten“ Spaniens auf Ponape! Spaniens Sünden an den heidnischen Völkern schreien seit Jahrhunderten gen Himmel!

Uns evangelischen Deutschen aber ist nunmehr auch diese Insel mit ihren so liebenswerten und von Gott so dunkel und wunderbar geführten Bewohnern aufs Herz gelegt!

Und nun: „Westwärts von Ponape!“ Doch unser Kurs geht noch nicht direkt nach West, wenn wir der Ausbreitung des Evangeliums von Ponape aus folgen wollen. Südwestlich liegen die Mortlockinseln, die wir zunächst zu besuchen haben.

Im Juni 1873 fand die feierliche Prüfung der Missionszöglinge zu Ua auf Ponape statt. Vor unsern Freunden Doane und Sturges standen sieben Männer: Narcissus, den wir schon kennen, Opetaia und Tepit (Obadja und David), Tadoitsch und Panapas (Titus und Barnabas) und noch zwei andere. Drei von ihnen wollten, nach bestandenem Examen, als Missionare zu den Mortlockinsulanern gehen. Nach einem halben Jahr, zu Weihnachten, fand die Abordnung statt. Hierbei ergriff unter anderem auch Opetinia, die Tochter des christlichen Häuptlings, die Ehefrau des Opetaia, das Wort und verzichtete frei-

willig auf ihre Häuptlingswürde und alle Bequemlichkeit, um die Liebe Jesu den Heiden verkündigen zu helfen. Die Mortlockinseln, etwa 500 Kilometer südwestlich von Ponape, bestehen aus drei Inselgruppen. Die südlichste Gruppe enthält die Hauptinsel Satoan. Der „Morgenstern“ brachte die Reisenden am 5. Januar 1874 vor Satoan. Der Besuch war angemeldet. Eine große Anzahl von Häuptlingen, alle fast nackt, blau tätowiert, die Ohrläppchen durch den schweren Schmuck bis auf die Schultern herabgezerrt, mit Keulen und Lanzen bewaffnet, empfingen die Gäste. Einer der Häuptlinge verstand ein paar Brocken englisch, — ein Sklavenhändler hatte ihn nach Witi entführt und von dort war er wunderbarer Weise wieder nach Hause gekommen. Auf Sturges Frage, ob sie Lehrer auf der Insel haben, ihnen Häuser bauen und ihnen behilflich sein wollten, ihre Nahrung zu erwerben, zeigten sie alle ihre Zustimmung. Das war die Gründung der Mission auf den Mortlockinseln, eines selbständigen Ablegers der Mission auf Ponape, die ihrerseits wieder der hawaiischen Mission entsprossen war. Also ein Urenkel des American Board.

Hier auf Satoan wurden Obadja und Barnabas, auf Lukunor, einem Laguneneiland mehr im Norden, David mit ihren Frauen zurückgelassen. Acht Monate später ankerte der „Morgenstern“ wiederum vor den Lagunen. Boote kommen herangerudert. „Wie geht es?“ fragt Sturges die braunen Lehrer. „Alles wohl!“ ist die Antwort. Nun kommt Sturges ans Land. Voller Freude sieht er das Steinhaus, das die Insulaner den Lehrern gebaut. Bald ist das Haus gefüllt. Und siehe, schon vermag Opetinia, die ponapesische Häuptlingstochter, Sturges Ansprache zu dolmetschen! Beim weitern Umblick auf den andern Inseln fanden die Missionsleute zu ihrem Staunen schon vier Versammlungshäuser fertig. Alle Missionare von Ponape bezeugten, daß sie von jedermann aufs Freundlichste behandelt worden wären. Beim nächsten Besuch des Missionsschiffs empfing die Gäste der Gesang eines christlichen Liedes aus 800 Kehlen, auch waren viele Katechumenen vorhanden. Die Prüfung ergab zwar kein großes Wissen, doch war der einfache, treuherzige Glaube so deutlich wie einst beim Kämmerer aus dem Mohrenland, — so daß im ganzen 38 Personen getauft werden und auf drei Inseln je eine christliche Gemeinde gebildet werden konnte. Ja jetzt schon, ehe sie selbst getauft waren, sprachen viele Mortlockinsulaner den Wunsch aus, das Evangelium möchte auch den Ruckinseln gebracht werden!

Allmählich hatte jede der sieben bewohnten Inseln in den drei Gruppen ihre Gemeinde und Kirche. Bei jedem Besuch, den die amerikanischen Missionare machten, wurden Katechumenen getauft. Dann ließ sich Missionar Logan auf einer der Mortlockinseln selbst nieder und bildete eine Anzahl von Jünglingen zum Missionsdienst aus. Als die Ruckinsulaner immer dringender um Lehrer baten, entschlossen sich Logans, ihr Hauptquartier nebst Gehilfenschule nach Ruck zu verlegen, weil die Bevölkerung der Ruckinseln 15 000 Seelen betrug, auf den Mortlockinseln aber nur 3—4000 wohnten.

Den Mortlockinseln hat freilich diese Übersiedlung entschieden geschadet. Zwar war jährlich der „Morgenstern“ gekommen zu einer Visitation aller

Stationen. Aber das war zu selten. Das Werk machte nicht mehr die Fortschritte wie früher. Alte heidnische Gebräuche lebten wieder auf. (Wir kommen gelegentlich der polynesischen Mission noch auf die heidnischen Religionen zu sprechen; die in Mikronesien sind ihnen sehr ähnlich.) Manche, die schon getauft waren, fielen wieder ab. Ja, auch von den Lehrern gerieten manche auf Abwege. — Viele Jahre waren vergangen. Im Herbst 1896 besuchte wieder einmal der Missionsschoner „Logan" die Außenplätze. An Bord waren 22 Knaben von Mortlock, welche die Schule in Ruck besuchten und nun in die Ferien reisen sollten. Dichter Regen machte die Fahrt unerfreulich. Wie die Häringe gepackt saßen die Knaben im Schiffsraum. Als aber das Schiff in die herrliche Lagune von Lukunor einlief, lachte wieder der blaue Tropenhimmel über der Landschaft. Am Strande stand eine Menschenmenge. Mit Palmenzweigen in den Händen bildete sie Spalier, als die Schiffsinsassen ans Land kamen. Alle fast waren ordentlich gekleidet; nichts mehr von dem alten unsinnigen Ohrenschmuck. Die Muscheltrompete rief zum Kirchgang. 6—700 Menschen füllten die mit Schnitzwerk verzierte Holzkirche. Nach dem Gottesdienst erstatteten die Evangelisten und Ältesten Bericht über den Stand der Gemeinde. Der Stand war erfreulich. Nur wenige befanden sich in Kirchenzucht. 144 Taufbewerber waren vorhanden, welche auch alle getauft werden konnten. Die Vorbereitung im Taufunterricht war jetzt auch viel bequemer als früher: längst lagen der Katechismus, das Neue Testament, ein umfassendes Gesangbuch und mehrere Schulbücher in der Sprache der Mortlockinsulaner vor. Frau Missionar Logan aus Ruck, wo sie nach dem Tode ihres Mannes an der dortigen Mädchenschule einsam ihr Werk weiter getrieben, war auch bei dem Tauffest zugegen. Manches Auge wurde feucht, als sie an die alten Zeiten erinnerte, wo sie mit ihrem Manne noch bei ihnen wohnte. Auf den Mortlockinseln sind 11 Gemeinden mit über 1300 Kommunikanten, — das heißt also: diese Inseln sind christlich.

Mit den Ruckinsulanern hatten die von der Mortlockgruppe Verkehr. Ein Ruckhäuptling war von dem, was er auf den Nachbarinseln gesehen, so begeistert, daß er sich am liebsten hätte sogleich taufen lassen. Missionar Sturges konnte den Bitten um Lehrer nicht widerstehen. Im Jahre 1879 brachte er den Evangelisten Moses mit seiner Frau Debora nach den Ruckinseln. Freundlich begrüßte sie der König. Eine große Volksmenge war um den König im Versammlungshause vereint. Alle wollten gern dem Lehrer ein Haus bauen und für seinen Unterhalt sorgen. Durch eine Scheidewand im Versammlungshaus wurde ihnen zunächst eine Unterkunft hergestellt.

Ein Jahr später kamen die Missionare Doane und Logan als Visitatoren. Alles ist gut gegangen. Am Ufer stehen lange Reihen von braunen Schülern und singen christliche Lieder zum Willkommen. Die Erwachsenen drängen sich zum Händedruck. In seinem freundlichen Häuschen bewirtet Moses die Missionare mit Apfelsinen, die hier in Fülle wachsen. In der großen Kirche werden ihnen 30 Männer und Frauen als Taufbewerber vorgestellt. Alle werden getauft — bis auf sechs, die noch auf ein Jahr zurückgestellt werden, weil sie sich das Tabak-

rauchen noch nicht abgewöhnt hatten (!). Zwei weitere Lehrer wurden bei dieser Visitation auf Inseln der Ruckgruppe stationiert, auf Wola und Utot.

Vier Jahre später zeigte das Missionswerk wieder eine hoch erfreuliche Entwicklung. Die Bewohner Umans, der Hauptinsel, wo Moses stationiert war, 1500 Seelen, lebten in Frieden; Krieg und Blutvergießen, wie in früherer Zeit, gab es nicht mehr. 70 Christen gehörten zur Gemeinde; 175 Schüler waren vorhanden. Dringende Bitten kamen von den Nachbarinseln um Lehrer, und immer mehr Lehrer! So zog denn Missionar Logan nebst Frau im Jahre 1884 nach den Ruckinseln und baute sich auf der Insel Wola eine idyllische Station, der er den griechischen Namen „ἀναπαύω“ gab, das ist „ich lasse ausruhen“. Auf einem ihm vom Board zur Verfügung gestellten kleinen Missionsschiff „Logan“ beaufsichtigte er die Stationen, besuchte neue Inseln, oft genug unter großer Lebensgefahr, da die Ruckinsulaner als kriegerisch und wild verschrieen sind. Sehr wurde auch seine ärztliche Kunst in Anspruch genommen. Besonders wichtig aber wurde das 1886 von ihm in Anapauo begründete Missionsinstitut, in welchem gleich im ersten Jahre seines Bestehens zehn Insulaner von Ruck und vierzehn von der Mortlockgruppe ihre Ausbildung zu Evangelisten erhielten. Diese 24 Zöglinge bebauten ihre eignen Plantagen in der Nähe der Station, um ihren Unterhalt selbst zu bestreiten. Gleichzeitig eröffnete Frau Logan eine zunächst von sechs Jungfrauen besuchte Mädchenkostschule, der eine Ponapeserin Carolina als Hausmutter vorstand. Letztere mußte übrigens bald entlassen werden. Als Missionar Logan 1887 starb, setzte seine Witwe die Arbeit an den Frauen und Jungfrauen treulichst fort. Jetzt ist Missionar Price Superintendent für die Mortlock- und Ruckmission.

Die Erwerbung der Karolineninseln durch das deutsche Reich war von Ponape bis Ruck eine Freudenbotschaft. Eine der westlichsten Karolinen heißt Yap. Hier und in Ponape blieben zwar spanische Kapuziner zurück, aber es steht ihnen doch nun nicht mehr die weltliche Macht als Büttel zur Seite! Der American Board gedenkt die Gelegenheit auszunutzen und nicht nur auf den bisher in Angriff genommenen Gebieten weiterzuarbeiten, sondern auch auf den Mariannen (oder Ladronen), nördlich von den Westkarolinen, die bis auf die größte, Guam, ebenfalls deutsch geworden sind, eine evangelische Mission zu begründen. Die ersten Arbeiter sind bereits nach Guam unterwegs.

Mit einem Blick auf die Marschall-, Gilbert- und Laguneninseln scheiden wir von Mikronesien. Von den Marschallinseln hörten wir schon bei Kusaie, wohin das Gehilfenseminar von der Marschallinsel Ebon verlegt worden war. In diesem Seminar wurden und werden junge Leute als Missionare für die Marschall-, Gilbert- und Karolineninseln ausgebildet. Als Missionar Dr. Pease von seinem Wohnort Ebon aus eine Rundfahrt durch die Marschallinseln unternahm, gab es schon sieben Stationen zu visitieren. Die Marschallinseln, als deutsches Schutzgebiet, sind für uns von besonderem Interesse. In Jaluit ist der Zentralsitz des deutschen Kommissars. Ende der achtziger Jahre richtete ein früherer Regierungskommissar an die Brüdergemeinde und die Rhei-

nische Missionsgesellschaft die halbamtliche Aufforderung, die amerikanisch-hawaiische Marschallmission durch eine deutsche zu ersetzen, oder neben jener wenigstens eine deutsche zu etablieren. Mit Recht haben beide Missionsgesellschaften diese Forderung zurückgewiesen. Deutsche Missionen drängen sich nicht in die Arbeitsgebiete evangelischer Glaubensgenossen anderer Nationalität ein! Außerdem wäre ein Missionsdampfer nötig gewesen. Freilich, die katholische Gegenmission ist nicht so gewissenhaft. Nach den letzten Nachrichten haben sich auf den Marschallinseln die „Väter vom heiligen Herzen Jesu" eingedrängt und ihr Bischof schreibt: „Hier, wo die frohe Botschaft des Heils noch nie verkündigt worden ist, eine Mission zu gründen, wurde mir vom heiligen Stuhl aufgetragen." Die Arbeit der Bostoner Mission wird also vom Bischof totgeschwiegen!

Freilich läßt sich ja auch nicht leugnen, daß, wie in den deutschen Kolonieen Afrikas, auch in denen der Südsee manches verbesserungsfähig ist, was die Art anbetrifft, wie die Regierungskommissare ihre Macht und ihr Amt handhaben. Statt aller Auseinandersetzungen sei hier ein Passus aus einem Brief Dr. Peases hergesetzt (1888). „Die Ursache, daß dies Jahr die Missionsbeiträge der Marschallgemeinden geringer ausgefallen sind als gewöhnlich, liegt daran, daß mehreren Christengemeinden bedeutet wurde, die deutschen Behörden würden solche Kollekten nicht gestatten, und so unterblieben dieselben. Ich habe versucht, die Sache wieder in Ordnung zu bringen. Der kaiserliche deutsche Kommissar will gestatten, daß Missionsbeiträge gegeben werden, aber sie dürfen nicht übermäßig sein, nur einmal im Jahre eingesammelt werden, und der eingekommene Betrag muß alsbald zur Kenntnis des Kommissars gebracht werden. Die Händler denken, daß das für unser Missionswerk geopferte Geld von dem genommen wird, was ihnen eigentlich zufiele; daher die Gegnerschaft." Doch ist im letzten Jahrzehnt nicht wieder Klage gekommen. Auf acht Inseln giebt es jetzt 18 Gemeinden und im Ganzen 2530 Christen.

Die erste Insel im Gilbertarchipel, auf welcher die evangelische Mission festen Fuß faßte, war das Laguneneiland Apaiang. Pierson, der Missionsarzt, ist 1855 auf der Fahrt nach Kusaie dort ans Land gestiegen und hat den Insulanern gepredigt, bis 1857 Missionar Bingham mit drei hawaiischen Missionsgehilfen sich dort niederließ. Im folgenden Jahre brachte ein räuberischer Überfall der benachbarten Tarawer die junge Mission in große Gefahr. Kusaies König fiel im Kampf, aber auch sein Nachfolger war den Missionaren freundlich gesinnt. Am 20. Juni 1859 stürzten die Einwohner des Hauptortes unter dem Gesange: „Es giebt nur einen Gott, Jehovah!" den mitten im Orte stehenden, der obersten Gottheit der Insulaner geweihten Stein ins Meer. 50 Schüler besuchten die Schule; 1861 wurden die beiden Erstlinge getauft; 1868 veröffentlichte der König eine von christlichem Geist durchdrungene Gesetzessammlung. Ein Bürgerkrieg entstand, da einige Häuptlinge den Gehorsam gegen diese Gesetze verweigerten. Der König mußte fliehen. Aber 1870 traten friedliche Zustände ein, — das amerikanische Kriegsschiff Jamestown hatte ein Wort mitgesprochen, — der König kehrte zurück, und 1870 konnte Bingham zwei Diakonen in ihr

Amt einsetzen, darunter den König. Aufs Erfreulichste wuchs dann das Werk bis 1879, der neue König nebst Gemahlin war getauft, eine ganze Anzahl von Schulen unter Leitung eingeborner Helfer bestanden, die Christen hatten sich freiwillig eine Quartalsteuer zur Erhaltung der Schulen selbst auferlegt, ein Predigerseminar war ins Leben gerufen, da schädigte wieder ein Krieg mit den Tarawern die Missionsarbeit empfindlich. Das Seminar mußte nach Kusaie verlegt werden, wohin die Missionare, die an die Stelle des erkrankten Bingham getreten waren, ebenfalls übersiedelten. Die Gemeinden wurden hawaiischen Gehilfen übergeben: Laleo und Lutera, ihre Treue verdient's, daß ihre Namen genannt werden.

Nach Tarawa und Marakei, zwei Nachbarinseln, sind Bingham und seine Nachfolger oft gekommen, aber auf beiden haben sie keine rechte Freude erlebt und keine rechte dauernde Frucht gesehen. Katechisten waren auf beiden Inseln angestellt, aber Kriegsunruhen zerstörten immer wieder, was gebaut worden, — nur im stillen See kann sich die Sonne spiegeln! Von der Insel Butaritari aber, der ersten Gilbertinsel, die 1852 „die Karoline" besuchte, gilt fast das Wort: „Die ersten werden die Letzten sein." Erst 1865 konnten sich hier zwei Hawaiier als Missionare niederlassen. Die Trunksucht herrschte auf der Insel in furchtbarem Maße. Doch standen zehn Jahre später sechs Kirchen auf den einzelnen Inseln der Lagune, die von 130 Erwachsenen besucht wurden. Auch nach Apamama kamen Dr. Pierson und Bingham 1855 und 1873, — denn so lange war wegen des despotischen Regiments des Königs Baiteke nichts zu hoffen. Der Nachfolger aber, der zuerst ebenso despotisch, wie sein Vater das Evangelium ferngehalten, es seinen Untertanen aufdrängte, erwies sich als Heuchler. Als er entlarvt wurde, schmolz auch die große Gemeinde schnell zusammen! In Tapitenea kam es gar zu einem Krieg der Christen gegen die heidnische Partei, die hawaiischen Nationalgehilfen hatten diesen Kreuzzug gepredigt, auf Nonouiti hatten die hawaiischen Gehilfen erst lange mit einem falschen Propheten zu tun, der auf Apia die katholischen Zermonien kennen gelernt, und, nach Hause zurückgekehrt, eine Art Mischreligion von Heidentum und katholischen Gebräuchen aufgerichtet und verbreitet hatte, — doch traten auf beiden Inseln später friedliche und geordnete Verhältnisse ein, so daß das Evangelium gedeihen konnte, wenn sich nicht die Katholiken eingedrängt hätten.

Auf den fünf südlichsten Inseln des Gilbertarchipels, Nukunan, Peru, Onoatoa, Tamana und Arorae, haben die Boten der Londoner Missionsgesellschaft die Arbeit getan. Sie landeten Samoaner Missionsgehilfen auf diesen Inseln in den sechziger und siebziger Jahren auf dem Missionsschiff „John Williams", von dem wir noch hören werden. Die Missionsinstitute Malua und Papauta lieferten und liefern den Londoner Missionaren die nötigen Missionslehrer und Lehrerinnen. 6804 Anhänger zählt die Mission auf den südlichen Gilbertinseln ungefähr. Rücksichtslos aber treiben bis auf den heutigen Tag die römischen Sendlinge ihre Propaganda auf den nördlichen und südlichen Gilb[illegible] inseln. Eine Probe für die Art, wie sie es treiben! „Wir stießen," [illegible]

einer der Patres, „zuerst auf die Insel Apamama, die ganz protestantisch, oder besser gesagt, ganz heidnisch ist. Bald jedoch ist sie für unsere Sache erobert, indem wir den jungen König und seine alte Großmutter gewannen. Und wie gewannen wir sie? Wir schenkten der Goßmutter ein zierliches Nadeletui mit einigen Nähnadeln und erflehten für die arme Insel, auf der es seit drei Jahren nicht geregnet hatte, reichlichen Regen, der dann auch sofort eintraf!"

Auf der Laguneninsel Nukulailai hatte 1856 ein englischer Schiffskapitän den Leuten zuerst etwas von dem Evangelium gesagt und sie überredet, ihre Götzen zu vernichten. Es würden Lehrer von anderen Inseln kommen, ihnen ein Buch bringen und sie in der neuen Lehre unterrichten. Und wunderbar hat sich dies Wort des Kapitäns erfüllt. Nach sechs Jahren wurde ein Kirchenältester von den Manihikiinseln — 400 Meilen östlich von den Laguneninseln, — durch einen furchtbaren Sturm bis nach Nukulailai verschlagen. Mit sechs Gefährten wurde er von der Brandung ans Land geworfen. Die Bibel hatte Elekana krampfhaft festgehalten. Die Bewohner der Insel aber fraßen die armen Schiffbrüchigen nicht auf, sondern begrüßten sie zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen mit Frohlocken. Sie sahen das Buch und sogleich erscholl die Kunde durch die Insel: „Das Lotu, die neue Religion ist angekommen!" Alles wollte lernen. Aber Elekana wußte selbst nicht viel. Doch er wußte, daß auf den Samoainseln ein Lehrerseminar bestand. Darum stand nach Malua sein Sinn, so heißt das Seminar, das auf Upolu liegt. Und er kam hin. Aber als er 1865, zum Missionslehrer ausgebildet, mit Missionar Murray nach den Laguneninseln zurückkehrte, hatten inzwischen Menschenräuber 200 Leute weggeführt als Arbeiter für die Bergwerke in Südamerika! Ein trauriges Wiedersehen! Dennoch war das Verlangen nach dem Evangelium nicht erloschen.

Wir können nun auf die Weiterentwicklung des Christentums hier nicht genauer eingehen. Die Laguneninseln, südöstlich von den Gilbertinseln, sind jetzt so gut wie christlich.



22. Kapitel.

Polynesien.

Einleitung. Die Gesellschaftsinseln. Die Australinseln. Die Markesasinseln. Hawaii. John Williams, der Apostel der Südsee. Die Herveyinseln. Samoa. Tongainseln.

Die Lage der einzelnen Inselgruppen im „Stillen Ozean", wie Cook den Ozean nannte, der ihn bei seiner Durchquerung fast ganz mit Stürmen verschonte, festgestellt zu haben, ist dieses ausgezeichneten Seemannes Verdienst. Unsere Landsleute, die beiden Forster, haben sich durch ihre Schilderungen des Entdeckten und Gesehenen verdient gemacht. Waljäger und Händler nützten aus, was der Seefahrer erforscht. Wir kennen schon den gangbarsten Handelsartikel, die „Kopra", d. i. die geschälte und getrocknete Frucht der Kokospalme. Die Kokospalme fehlt wohl auf keiner der Südseeinseln. Über die beiden Arten der hohen und der niedrigen Inseln, sowie über die prächtige Vegetation auf den hohen ist schon gesprochen. Der Unterschied zwischen den Bewohnern der mikronesischen und der polynesischen Inselwelt ist kaum größer als der zwischen Deutschen und Skandinaviern. Man kann den Polynesier im allgemeinen so charakterisieren: begehrlich, diebisch, genußsüchtig, unzuverlässig, freigebig, gastfrei, rachgierig, grausam, prahlerisch, eitel, empfindlich, sinnlich, aber von warmer Religiosität. Die Sprachen der Polynesier sind alle untereinander verwandt. Von einer religiös-politischen Anschauung haben wir noch nicht gesprochen, die sie auch mit den Mikronesiern gemeinsam haben, dem Tapu, d. i. einer „göttlichen Kraft", die den mit göttlicher Natur begabten Vornehmen inne wohnt und die sich darin äußert, daß diejenigen Dinge, in welche diese Vornehmen diese Kraft übergehen lassen, dem Gebrauch der Menschen entzogen sind. Eine Verletzung des Tapu wurde mit dem Tode bestraft. Noch sei hier einer Merkwürdigkeit Erwähnung getan. Es ist ein bisher ungelöstes Rätsel, daß die Sprache der Bewohner Madagaskars die größte Verwandtschaft mit der der Polynesier zeigt. Und nicht bloß die Sprache, auch die Erscheinung der Hova auf Madagaskar erinnert auf den ersten Blick an die Südseeinsulaner. Dabei ist es doch nicht denkbar, daß Scharen von diesen einst eine so ungeheu

westwärts durch den indischen Ozean hin verschlagen worden sind! Sollte in uralten Zeiten die Verteilung von Meer und Festland eine ganz andre gewesen sein und sollte ein riesiger Kontinent südlich von Vorder- und Hinterindien ins Meer gesunken sein, dessen westlicher gebirgiger Ausläufer die jetzige Insel Madagaskar ist!

Wir beginnen mit den Gesellschaftsinseln (so von Cook der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Ehren genannt, welche seine Expedition veranlaßt hatte). Es sind „hohe" Inseln, die größte ist Tahiti. Bedeutend kleiner ist Eïmeo, dessen höchster Berg durch das Loch, das er im Gipfel trägt, jedem Seefahrer als weithin sichtbare Marke bekannt ist. Ein wenig westlich liegt die kleine Insel Rajatea, die seit 1819 der Wohnsitz des berühmtesten aller Südseemissionare gewesen ist, nämlich des John Williams, der von hier aus seine ausgedehnten Reisen begann. Die Tahitier sind ein fast amphibisches Geschlecht, das im Wasser ebenso zu Hause ist wie auf dem Lande. Baden, Spielen, Geselligkeit, möglichst wenig harte Arbeit, — das ist ihr Leben. Das Lebendigbegraben der neugebornen Kinder und der zu nichts mehr brauchbaren Greise hat in furchtbarem Maße auf den Gesellschaftsinseln geherrscht. Als Sprachprobe sei hierher der Anfang des Briefes Pomare II. an den Missionar Ellis aus dem Jahre 1817 gesetzt:

E hoa ino e! Ja ora na oe e to fitii otoa i te oraraa
O Freund sehr! Daß leben da du und deine Familie ganze in dem Leben
ia Jesus Christ. i te ora man ra!
durch Jesus Christ durch das Leben wahre dort!

Leider können wir hier auf die Anschauungen der alten Tahitier über Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne, nicht näher eingehen. Viele Tahitier zeigen unleugbar poetische Begabung.

Unter großer Begeisterung fand am 28. Juli 1796 in London die Abordnung der ersten Südseemissionare der eben begründeten Londoner Missionsgesellschaft statt. Ein eignes Missionsschiff, der „Duff", führte sie am 5. März 1797 in die Matavabai von Tahiti. Auf das zuvorkommendste wurden sie vom alten König Pomare empfangen. Mit Entzücken sah Pomare die Schmiede das Eisen bearbeiten und die Säge gewaltige Baumstämme „zerbeißen". Achtzehn Missionare blieben auf Tahiti, die andern elf setzte der „Duff" auf den Markesas- und Tongainseln ab. Als nun den Insulanern die Weißen nicht mehr etwas neues waren, fing das Volk an, die Missionare auf das Rücksichtsloseste zu behandeln, nur des Königs Ansehen schützte sie vor Gewalttat. Elf Missionare verließen die Insel, sieben blieben zurück. Am Anfang des neuen Jahrhunderts kam Nachschub. Die Missionare begannen mit Missionsreisen durch die Insel und mit Besuchen auf den Nachbarinseln, sie fingen den Schulunterricht an, — als aber, infolge von Gewalttätigkeiten Pomares, Krieg ausbrach, der auch Pomare zwang, nach Eïmeo überzusiedeln, mußten alle Missionare Tahiti verlassen. Nach zwölfjähriger Arbeit (1809) schien das Volk der Wildheit und Abgötterei von neuem preisgegeben zu sein. Aber Gottes Gnadenwille hatte anderes vor. Aus Eïmeo kam Botschaft nach Port Jackson in Neu-Südwales,

die Missionare möchten zurückkehren, jetzt sei es Pomare mit dem Christwerden Ernst geworden. Und tatsächlich war jetzt der Bann gebrochen. Pomare blieb seinem Entschluß treu. Auf Eïmeo entstand ein Gemeindlein, und dann wagte es Pomare auf Tahiti, mit dem dem Evangelium freundlich gesinnten Teil der Bewohner die widerspenstigen Heiden mit der Waffe in der Hand zu zwingen, — es gelang. Pomare wurde wieder als König eingesetzt, alles Volk auf Tahiti erklärte sich bereit, das Evangelium anzunehmen. Und nun begann ein wahrer Siegeslauf des Evangeliums: im Anfang des Jahres 1816 war der Götzendienst auf allen neun Stationen zerstört. Die Hauptstation war nach wie vor die der ersten Christengemeinde zu Papetoai auf Eïmeo. 3000 Personen waren im Besitz von Büchern, viele Hunderte lasen fertig. Pomare aber sandte zwölf Familiengötzen, die er bisher verehrt, nach London an die Missionsgesellschaft. Ja noch mehr: 1817 wurde unter Pomares Vorsitz eine tahitische Missionshilfsgesellschaft gegründet, die sogleich eine Schiffsladung Kokosöl im Wert von 28 000 Mark an die Londoner Muttergesellschaft sandte! 1819 baute Pomare auf Tahiti (in der Nähe des heutigen Papëite) eine mächtige Kirche, 712 Fuß lang, 54 Fuß breit, in der von drei Kanzeln gleichzeitig 5—6000 Zuhörern gepredigt werden konnte. Hier wurden auch 1819 die neuen christlichen Landesgesetze verlesen. Als Pomare 1821 starb, folgte ihm sein Sohn und dann, 1827, seine Stiefschwester unter dem Namen Frau Pomare. Fünf Stationen gab es auf Tahiti. Auf Eïmeo war eine höhere Lehranstalt — die „Südseeakademie" gegründet. Auf allen Stationen entstanden Missionshilfsgesellschaften.

In diesen Freudenwein der Londoner Mission und aller Missionsfreunde mischte der Kapitän Kotzebue, der 1824 sich zehn Tage auf Tahiti aufhielt, durch das, was er in seiner „Reise um die Welt" über die Mission in Tahiti schrieb, Gift und Galle. Er verdächtigte die Missionare und schalt alle Christen Heuchler, ihr Christentum sei nur Finsternis. Wir kennen ja die Art solcher „Reisenden", die in die Missionsarbeit einmal flüchtig hineingucken und dann die Welt mit ihrem abfälligen Urteil darüber erfreuen, zur Genüge. Sie sterben nicht aus. Aber die Missionsfreunde wissen auch, daß ihr Meister gesagt hat: „haben sie mich verfolgt, so werden sie euch auch verfolgen." Sie lassen darum in ihrer Arbeit nicht nach. Zu der Südseeakademie auf Eïmeo, die bald 30 Zöglinge hatte, kam 1839 eine ähnliche Anstalt auf Tahiti. Gewiß waren viele von den so schnell zum Christentum übergetretenen Gesellschaftsinsulanern noch rechte Kinder an Erkenntnis und Zuverlässigkeit, und die immer häufiger werdenden Besuche europäischer Schiffe mit ihren zügellosen Mannschaften verdarben ihrerseits noch viel, — aber im ganzen war das Evangelium fest und unausrottbar eingewurzelt. Als römische Missionare kamen und sich eindrängen wollten, ließ sie die Königin mit Gewalt auf ein Schiff bringen (1836). Und nun folgt eine traurige Zeit für Tahiti, eine Zeit unverschämtester französischer Anr
und Tyrannei. Laut hatten die französischen Priester, die me
gewiesen, um Rache geschrieen, und Frankreich — wir kö
auf allen Lug und Trug, der mit im Spiel war, eingeh

das Protektorat über Tahiti und dann die Herrschaft, welche, zum unsäglichen Schmerz der Tahitier, England anerkannte. Nachdem die Tahitier wie die Löwen für ihre Freiheit gefochten, aber von den französischen Kanonen und Gewehren dezimiert worden waren (18. März 1844), floh alles in die Schluchten der heimatlichen Berge; die Gemeinden aber verfielen! Als 1847 aller Widerstand sich als nutzlos erwies, und der französische Gouverneur mit eiserner Faust sein Regiment führte, stets mit der Spitze gegen die englischen Missionare, wurde allen Missionsfreunden, der Londoner Missionsgesellschaft an der Spitze, klar, daß Gott ihre allgemeine regelmäßige Fürbitte für Tahiti anders zu erhören willens war, als sie gedacht; englische Glaubensboten hatten auf Tahiti wenig Aussicht mehr.

Aber in Paris gab es ja auch eine evangelische Missionsgesellschaft! Und diese zögerte nicht. Zwar erst 1863 konnte es geschehen, aber es geschah doch: zwei französische Prediger wurden nach Tahiti gesandt, der eine, Arbousset, als Hofprediger der inzwischen heimgekehrten Königin Pomare. Auf diese beiden Erstlinge, die indes nicht lange geblieben sind, ist eine Reihe andrer Pariser Missionare gefolgt, und die Londoner Missionsgesellschaft hat selbst bekennen müssen, im Hinblick auf die treue, aufopfernde Tätigkeit der französischen evangelischen Missionare, daß sich das französische Protektorat doch in gewisser Weise als ein Segen für Tahiti erwiesen hat. Pomare starb 1877, ihr Sohn, Pomare V., folgte ihr, der aber leider nicht dieselbe schlichte, aufrichtige Frömmigkeit zeigte wie seine Mutter. Die Pariser Missionare haben sich besonders um das Schulwesen auf Tahiti verdient gemacht. Die französische Regierung zollt den evangelischen Schulen daselbst so hohes Lob, daß sie dem stürmischen Antrag der Jesuiten, das ganze Schulwesen ihren Schulbrüdern zu übertragen, mit der Bewilligung einer großen Summe für die evangelischen Schulen beantwortete. Überhaupt haben die Jesuiten auf den Gesellschaftsinseln keinen rechten Erfolg. Einige Londoner Missionare arbeiten auch noch hier und zwar im besten Einvernehmen mit den Parisern. Am 12. Dezember 1897 konnte die Tahitimission ihr 100jähriges Bestehen feiern. Was die Zeit der französischen Protektoratsübernahme geschadet hat, das hat die Folgezeit unter der treuen Arbeit der Pariser wieder eingebracht.

Im engsten Zusammenhang mit der Mission auf den Gesellschaftsinseln steht die Einführung des Christentums auf den Australinseln, 100 Meilen südlich von den ersteren. Es sind sieben Inseln, wovon fünf bewohnt sind. Rapa ist die größte. Der Schiffsverkehr ist wegen der schweren Zugänglichkeit der Inseln sehr gering. König Pomare II. besuchte eine der Australinseln mit einem tahitischen Evangelisten, den er hier zurückließ. Das ist der Anfang gewesen, d. h. der eine Anfang. Ein zweiter, gleichzeitiger, klingt wieder wie ein kleiner Missionsroman. Auf Rurutu, einer der Australinseln, hatte durch Schuld eines europäischen Schiffs eine furchtbare Seuche von den 6000 Einwohnern 5700 weggerafft. Verzweifelt fuhren zwei Häuptlinge in zwei vollbesetzten Booten von der mörderischen Insel fort. Ein furchtbarer Sturm trieb sie 1821 bis nach

Rajatea, westlich von Tahiti, wo sie staunend die Wohnhäuser, die Kleidung und die verschiedenen neu erlernten Künste der Rajateaer sahen und in der Kirche Gesang und Predigt in ihrer Sprache hörten. Nach drei Monaten schickten sie sich zur Rückkehr in ihre Heimat an, aber der eine Häuptling bat flehend, ihnen ein paar Lehrer mitzugeben. Als sie Rurutu betraten, knieten alle nieder, um Gott zu danken. Die Stelle, wo sie knieten, war „tapu", einem Götzen geheiligt. Die heidnischen Rurutaner glaubten nun sicher, der Geist werde alle töten. Als das aber nicht geschah, und bald darauf eine große Volksversammlung selber die Probe machte, ob es ihnen schaden würde, einen „tapu"-Ort zu betreten, — da fielen alle Götzenbilder und Altäre auf einen Tag! Als Williams, von dem wir noch hören werden, 1825 nach Rurutu kam, fand er bereits die gesamte Bevölkerung getauft.

Auf zwei anderen Australinseln haben kurze Zeit auch zwei Goßnersche Missionare gearbeitet, sie haben sich aber nach Nordamerika zurückgezogen, als beide Inseln französisch wurden. Die Australinseln sind der Pflege eingeborner Gehilfen anvertraut, welche ihre Ausbildung auf Rajatea erhalten. Furchtbare Epidemieen haben später noch öfter diese Inseln heimgesucht. Auch zu den Paumotuinseln, östlich von den Gesellschaftsinseln, ist das Evangelium von letzteren aus gekommen.

Am stärksten bewohnt ist Anaa. Alle übrigen haben eine ganz geringe Bewohnerzahl, 10—20, nur wenige über 100, viele sind ganz unbewohnt. Das Heidentum hat sich hier noch mehr als auf irgend einer Stelle des ganzen Polynesiens erhalten. Hier gibt es noch Opfersteine, auf welchen Menschen geopfert werden, wie in Tahiti vor hundert Jahren. Nach Anaa schickte Pomare schon 1817 einen Lehrer. Um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts werden vier Stationen genannt. Die Berichte aber über diese Inselgruppe sind überhaupt sehr dürftig. Seit der französischen Besitzergreifung hat sich selbstverständlich die katholische Mission sehr bemüht, hier Eingang zu finden. Und auf den östlichen Inseln, die mit Tahiti wenig in Berührung kommen, gelingt es ihr auch. In neuerer Zeit wird die Verbindung zwischen Tahiti und den Austral- und Paumotuinseln durch einen eigenen Missionsschoner der Pariser Missionsgesellschaft unterhalten. Der Sitz des Chefmissionars ist zu Papeete auf Tahiti. Unter Missionar Verniers Leitung herrscht ein reges Leben in den Gemeinden und weder den Adventisten noch den Mormonen hat es bisher gelingen wollen, auf Tahiti oder einer Australinsel festen Fuß zu fassen. Die Lehre der Mormonen mit ihrer Vielweiberei bei sonst christlichem Gepräge wäre sonst für diese Insulaner verführerisch genug! Neuerdings ist Verniers Sohn als eigener Missionar auf den Australinseln angestellt worden; provisorisch hatte sie als sein Spezialfeld ein Enkel eines der ersten Tahitimissionare, Henry, übernommen gehabt.

Im äußersten Südosten der Paumotuinseln liegt das Eiland Pitcairn, das wir in Bischof Pattesons Leben kennen lernten, — die ganze Einwohnerschaft war nach Norfolk verpflanzt worden.

Ganz eigenartig ist das landschaftliche Gepräge der **Markesasinseln**, 150 Meilen nordöstlich von den Paumotuinseln: steil aus dem Meer aufsteigende malerisch geformte Berge, dazwischen fruchtbare Täler mit Flüssen und großartigen Wasserfällen. Nukuhiwa ist die größte, etwa acht Quadratmeilen groß. Die Markesasinsulaner gelten als der schönste Menschenschlag der Südseeinseln. Menschenfresserei war ganz allgemein. In Bezug auf Ackerbau und Fischfang stehen sie am tiefsten unter den Insulanern. Das Sandelholz, das auf den Markesasinseln wuchs, haben europäische Händler bald abgeerntet. Die Häuser der Markesasinsulaner stehen, abweichend von allen sonstigen der Südseeinseln, nicht auf ebener Erde, sondern auf 4 Fuß hohen Steingerüsten. Die Mission ist auf den Markesasinseln gleich bei der ersten Aussendung der Londoner Missionsgesellschaft begonnen worden. Am 7. Juni 1797 nahm Missionar Crook seinen Aufenthalt auf Tahuata (in der südlichen Gruppe). Zwölf Monate blieb er unter den Eingebornen, die gutmütig ihre kärgliche Nahrung mit ihm teilten, aber ausgerichtet hat er nichts. Ein Schiff brachte ihn nach der größten Insel Nukuhiva. Als er nach siebenmonatlichem Aufenthalt die Markesasinseln verließ, um in London mit der Missionsgesellschaft über die zweckmäßigste Art auf den Inseln zu missionieren, zu verhandeln, ahnte er nicht, daß er erst nach 27 Jahren wieder hieher zurückkehren werde. Die Verhältnisse in Tahiti und die Schwierigkeit der Verbindung nach diesen Inseln war daran Schuld. Aber auch als nun Crook, und nach ihm andere Tahitimissionare, eingeborene Prediger nach den Markesasinseln brachten, — die Leute zeigten eine unüberwindliche Abneigung gegen das Lernen, — als dann endlich sich ein wenig Leben regte, drangen wieder die katholischen Patres ein. Frankreich übernahm das Protektorat über die Inseln und setzte auf Nukuhiva einen Residenten ein. Trotz der nachdrücklichsten politischen Unterstützung hat aber die römische Mission hier sehr Geringes geleistet. Den evangelischen Missionaren aber wurden überall Hindernisse in den Weg gelegt.

Aber noch von einer andern Seite kamen evangelische Missionare nach den Markesasinseln. Auf einen Häuptling dieser Inseln hatte die höhere Bildung eines jungen Hawaiiers, der von einem Schiffe krank bei ihm zurückgelassen war, tiefen Eindruck gemacht. Als er den Hawaiier nach seiner Heimat begleitet hatte, bat dieser, daß ein Missionar mit ihm zu seinen heidnischen Landsleuten kommen möchte. Mit Freuden gingen vier Ehepaare mit, hawaiische Prediger und Diakonen. Schwer waren die Anfänge. Sie erlebten schauerliche Kämpfe, nach welchen Menschen verzehrt oder den Schweinen zum Fraß vorgeworfen wurden; dem Missionar Kapohaku wurde das Haus über dem Kopf angezündet, — aber allmählich gings vorwärts, es bildeten sich schließlich kleine Gemeinden. Freudig sind auch hier die Boten der Pariser evangelischen Missionsgesellschaft eingetreten, als das französische Regime hier anfing.

Und nun endlich kommen wir zu der Inselgruppe, von der wir im Lauf der Missionsgeschichte der Südsee schon manches gehört, deren Glaubensboten wir schon in Mikronesien kennen lernten: zu den **Hawaii-Inseln**. Die Hawaii-

Inseln, die einzigen Polynesiens, welche der nördlichen Halbkugel angehören, erscheinen als die Gipfel eines gewaltigen Gebirgszuges, der sich hie und da auf dem Grund des Meeres erhebt und in den majestätischen vulkanischen Gipfeln dieser Inseln zu einer Höhe aufsteigt, welche die Riesen der Berner Alpen beträchtlich übersteigt. Dabei haben die Hawaii-Inseln vorzügliche Häfen, sodaß sie all den Schiffen, die zwischen Nordamerika und Ostasien ihren Kurs haben, sehr willkommen sind. Von San Francisco kommend grüßen uns aus weiter Ferne schon die Zinnen des 3100 Meter hohen Haleakala auf der Insel Mani. Die wichtigste Insel aber, wegen ihres guten Hafens, ist Oahu, auf der auch die Hauptstadt Honolulu liegt. Großartige europäische Gebäude, überragt von Kirchtürmen, belebte Geschäftsstraßen, Villen mit Gärten davor, weiterhin die düsteren Gebirge mit lachenden Tälern dazwischen, das alles bietet einen überraschenden Anblick. Am Hafen, in dem manchmal über hundert Schiffe aller Nationen ankern, ist das bunteste Bild: vier Menschenarten fallen uns auf, die hier durcheinanderfluten: Europäer, Eingeborne, Melanesier und Chinesen. Eine ganze Anzahl von Kirchen treffen wir bei unsrer Wanderung durch die Stadt, stattliche Schulgebäude, ein Mausoleum des 1872 verstorbenen Königs, das Denkmal Kamehameha I., der König im griechischen Kostüm mit altgriechischem Helm und Lanze, mitten auf einem herrlichen, von Coniferen umgebenen Platz, das Parlamentsgebäude u. s. w. Auf Schritt und Tritt begegnen uns europäisch gekleidete Hawaiier, viele hoch zu Roß, denn das Reiten ist seit der Einführung des Pferdes ein Lieblingssport der vornehmen Welt. Die Hawaii-Inseln umfassen vier große und vier kleine Inseln. Auf einer der kleinen ist eine große Aussätzigenkolonie, auf einer anderen haben sich zahlreiche Mormonen niedergelassen; auf der Insel Mani ist der größte erloschene Krater der Welt, Haleakala, „das Haus der Sonne“. Die ganze Inselgruppe aber führt von der südlichsten Insel Hawaii mit dem herrlichen Hafen von Hilo ihren Namen: Hawaii-Inseln. Auf Hawaii liegt der Maunakea, ein längst erloschener Krater, fast so hoch wie der Mont-Blanc. In Tätigkeit dagegen ist noch der Vulkan des Kilauea, an seinem Fuß ein großer See aufkochender geschmolzener Lava: das fortwährende Überkochen dieses Feuersees und die Ausbrüche des Kilauea und anderer kleinerer Krater um ihn, bieten bei Nacht ein Schauspiel, das keine Feder zu schildern imstande ist. Diese Stätte wurde früher als das unnahbare Heiligtum der Göttin Pele verehrt, die in dem Feuersee baden und hier mit ihren Geistern tanzen sollte. Aber schon 1825 hat die christliche Königin den Bann dieses Aberglaubens gebrochen.

Als Cook die Hawaii-Inseln entdekte, nannten sich die Eingebornen kanaka = Menschen. Sie haben im allgemeinen mit den Tahitiern große Ähnlichkeit. Sie sind geschickte Fischer; ihre Boote gehören zu den besten im großen Ozean; Matten zu flechten und ihre Kleiderstoffe sich anzufertigen verstanden sie meisterhaft, auch trieben sie ganz rationellen Ackerbau. Durch die nur allzu plötzlich hereinflutende Kultur ist das alles freilich anders geworden. Leider schreitet das Aussterben der Eingebornen auf den Hawaii-Inseln so schnell vorwärts, daß

auf eine Wendung kaum noch zu rechnen ist. 1850 gab es auf den Inseln 82000 Kanaken, 1896 wurden nur noch 31000 gezählt. Am unverhältnismäßigsten hat die Zahl der eingewanderten Japaner zugenommen, sie beträgt jetzt 60000! Dazu 21000 Chinesen. Im ganzen wohnen 150000 Menschen auf den Inseln, die durch den Beschluß vom 7. Juli 1898 in den Verband der Vereinigten Staaten Nordamerikas übergegangen sind.

In Cook, der 1778 den Archipel entdeckte, begrüßten die Kanaken einen ihrer alten, göttlich verehrten Könige, der der Sage nach wiederkommen sollte. Und Cook ließ sich diese Anbetung ruhig gefallen! Oft beugte sich eine fünfzehntausendköpfige Menge vor ihm in den Staub und opferte ihm, — bis die Sache ein Ende hatte und Cook unter den Speren der Kanaken sein Leben aushauchte. Später entspann sich allmählich ein Handelsverkehr zwischen Hawaii und Amerika, und der König Kamehameha I. war auf das eifrigste bemüht, die Kultur der Weißen bei sich einzuführen. Durch die Überlegenheit seiner Gewehre gelang es ihm, sämtliche Inseln des Archipels unter sein Szepter zu vereinigen, — unwillkürlich wird man an Radama I. von Madagaskar erinnert. Begeistert für alles, was sein Reich dem Zustand europäischer Staaten näher bringen konnte, schätzte er zwei Amerikaner hoch, die auf Hawaii wohnten, und folgte ihrem Rate. Aber er starb als Heide. Unter seinem Nachfolger aber, Kamehameha II., fiel das Heidentum auf Hawaii auf einen Tag, ohne daß ein einziger Missionar schon dort gewesen wäre: längst schon mißtrauisch gegen die Unverletzlichkeit des „tapu“, machte der junge König auf Drängen der Königinwitwe, einer eifrigen Förderin aller Neuerungen, den Versuch, ob man es brechen könne, ohne von den Göttern getötet zu werden. Als das gelang, befahl der König, alle Götzen zu verbrennen und ihre Heiligtümer zu zerstören; die unzufriedene Gegenpartei aber brachte er durch einen glänzenden Sieg in offener Feldschlacht zum Gehorsam zurück. Das war 1819. Ein Jahr später kamen die ersten Missionare auf dieses von Gott über Bitten und Verstehen zubereitete Feld. 23 Personen waren es im ganzen, die der American Board in Boston aussandte, Bingham und Thurston waren die Chefmissionare. Der König Liholiho war der erste, der lesen lernte; er erklärte, daß er allen mit gutem Beispiele vorangehen müsse. Er war auch sehr gelehrig, bereitete aber den Missionaren durch seine Leidenschaftlichkeit und Unmäßigkeit große Sorge. Seine Mutter starb bald darauf als überzeugte Christin; er aber kam plötzlich auf die Idee, mit seiner Frau den englischen Hof zu besuchen, — er tat es auch, aber nur um samt seiner Frau in England zu sterben! Unter seinem Bruder, der auf ihn folgte, wurde das Christentum als Landesreligion anerkannt. Die Regierung des Inselreichs war also eine christliche, ehe noch dem ganzen Volk das Evangelium verkündigt worden war, eine in der Missionsgeschichte fast einzig dastehende Tatsache. Ein 180 Fuß langes und 78 Fuß breites Versammlungshaus, das 5000 Menschen fassen konnte, wurde in Kailua erbaut. Das kurze Gesetzbuch, das in Hawaii eingeführt wurde, waren einfach die zehn Gebote. Als die Kapitäne und Matrosen, die sich dadurch in ihrem zügellosen und zucht-

losen Treiben gehemmt sahen, die Missionare verleumdeten, und zwar in allen englischen und amerikanischen Zeitungen, wurden die Missionare in einer von ihnen selbst erbetenen Untersuchung glänzend gerechtfertigt. Bald bestanden sechs Stationen im Inselreich, auf denen durch Predigt, Schulunterricht und Presse eifrig gearbeitet wurde. Eindringende römische Missionare schickte die hawaiische Regierung wieder fort, nachdem sie ihre Zeremonien als Götzendienst verboten hatte! Um so herrlicher blühte die evangelische Mission auf; wurden doch schon 1826 über 25000 Schüler von 400 Nationalgehilfen unterrichtet! Über 100000 Menschen hatten außerdem schon dem Götzendienst entsagt und bedurften der Unterweisung! 1832 starb die Königingroßmutter, die bisher für den jugendlichen König die Regierung geführt hatte. Leider hob der König, als er nun anfing zu regieren, die strengen Sittengesetze wieder auf, — bis er voll Schrecken über die furchtbaren Folgen seiner Schlaffheit zu der alten Strenge zurückkehrte. 1831 wurde das Lehrerseminar Lanaihaluna auf Maui gegründet. Schon nach sechs Jahren hatte die Anstalt 118 Zöglinge. 1836 kamen auch an dreißig weiße Missionare nach Hawaii, und dann gab Gott 1838 eine große Erweckung im Volk der Kanaken, so daß ein inneres Leben entstand und nicht bloß die Zahl der Kirchenglieder zunahm. Von 1837 bis 1842 stiegen die Gemeinden von 1259 auf 23804 Seelen! Leider gelang es 1840 römischen Missionaren unter dem Schutz Frankreichs in Hawaii Fuß zu fassen.

Kamehameha III. hatte unterdessen drei amerikanische Missionare zu seinen Ministern berufen, welche eine Verfassung ausarbeiteten und auf einer Reise nach Europa die Anerkennung Hawaiis als eines unabhängigen Staates seitens Englands und Frankreichs herbeizuführen wußten.

Mit dem Schluß des dritten Jahrzehnts der evangelischen Missionsarbeit war ein Viertel der gesamten Bevölkerung in die volle Kirchengemeinschaft aufgenommen, und auch bei den übrigen drei Viertel Einwohnern war das Heidentum so vollständig überwunden, daß man Hawaii ein christliches Land nennen konnte.

So beschloß 1848 der Board, die christliche Kirche Hawaiis allmählich auf eigne Füße zu stellen. Es wurde die Hawaian Evangelical Association gegründet, die das christliche Leben im eignen Lande pflegen sollte, ein theologisches Seminar entstand zu Haialua (an der Nordwestküste von Oahu) und eine eigene Missionsgesellschaft (im Anschluß an die Hawaiian Evangelical Association) fing an, selbständig Heidenmission zu treiben, wie wir denn ihre ersten Boten bei ihrer Aussendung auf der Karoline, 1852, kennen gelernt haben. Nur an drei Gemeinden blieben vorläufig noch amerikanische Missionare tätig, an drei anderen Missionarssöhne, an sechs anderen Kandidaten, über 39 Gemeinden standen unter Leitung inländischer Pastoren. Leider hatten aber auch die Katholiken schon Ende der sechziger Jahre 23000 Seelen für ihre Kirche gewonnen. Jetzt ist fast der dritte Teil des Inselreichs katholisch!

Wir erwähnten schon, daß Hawaii seit 1898 in den Verband der Vereinigten Staaten Nordamerikas aufgenommen ist, daß der Kanaken immer weniger wird und daß es 60000 Japaner auf Hawaii gibt. Dieser, sowie der

Chinesen nimmt sich die Hawaiian Evangelical Association treulich an. Zwölf japanische Missionsgehilfen stehen in ihrem Dienst; weit und breit wird die japanische Missionszeitschrift „Das Licht" auf den Plantagen von den Japanern gelesen. Auch die Chinesen haben Landsleute als Missionare unter sich. Das zweite theologische Seminar, das sogenannte „Nordpacific-Institut", hat leider vor drei Jahren seinen altbewährten Leiter Dr. Hyde durch den Tod verloren. Möchte sein Nachfolger in seinen Fußtapfen wandeln, möchte sich überhaupt der American Board nachdrücklich, mit geistlichen und materiellen Mitteln der hawaiischen Kirche annehmen, der er zu früh die Selbständigkeit gegeben hatte!

Drei Inselgruppen müssen wir nun noch besuchen: die Hervey-, Tonga- und Samoainseln. Die Mission auf den Herveyinseln führt uns auf den Mann, der jedem Missionsfreund als der Apostel der Südsee bekannt ist, auf John Williams. Versuchen wir in aller Kürze das wichtigste aus seinem Leben uns zu vergegenwärtigen.

In Tottenham High Croß, nahe bei London, 1796 geboren, hat er eine fromme Großmutter und Mutter gehabt. Für den Kaufmannsberuf bestimmt, lernte er allerhand Schlosserarbeiten nebenbei. Sein Lehrherr hielt ihn zum Kirchenbesuch an, und während einer Predigt über Matth. 16, 26 ergriff Gottes Geist von Williams' Herz Besitz. Zwei Jahre lang hat er dann in der Gemeinde des Predigers Wilks in Sonntagsschule und Jünglingsverein Helferdienste getan, bis es ihm klar wurde, daß der Herr ihn unter die Heiden senden wolle. Wir haben schon mehrfach von der Entstehung der Londoner Missionsgesellschaft, auch von der Aussendung ihrer ersten Boten nach der Südsee gehört. Diesen nach Tahiti ausgesandten Brüdern wurde 1816 Williams mit noch drei jungen Missionaren nachgesandt. Die Fahrt ging über Rio de Janeiro, Sidney, Neu-Seeland. Am 16. November erreichten sie Tahiti!

Von Tahiti aus, wo das Evangelium vom König Pomare als Erstling angenommen war, sandten die Londoner Missionare einzelne Brüder nach den ferner liegenden Gesellschaftsinseln: so kam Williams mit zwei andern nach Huahine und von da nach Rajatea. Hier erlernte er in zehn Monaten die Landessprache, überredete die Eingebornen, an einen Ort zusammenzuziehen und baute sich mit ihrer Hilfe ein großes geräumiges Haus. Missionar Threlkeld stand ihm treu zur Seite. Dann halfen sie den Leuten bei dem Bau ihrer Häuser. Der König Tamatoa von Huahine war mit nach Rajatea übergesiedelt. Sein Haus, ähnlich dem von Williams', wurde das Nachbarhaus der Missionsstation. Aufs eifrigste hielt er die Leute zum Hören der Predigt und zum Abstellen des Heidentums an. Unter großer Begeisterung gründeten die Leute von Rajatea auf die Nachricht hin, daß viele Nachbarinseln dringend nach Lehrern verlangten, einen Missionshilfsverein. 1820 bauten sich die Leute von Rajatea eine gewaltige Kirche, am 11. Mai wurde sie eingeweiht. Am andern Tage wurde in ihr ein förmlich ausgearbeitetes Gesetzbuch verlesen, dessen Satzungen auf christlichem Grunde ruhten. Bald darauf bewahrte Gott seinen Diener vor einem jähen Tod unter den Händen einer Schar junger, mit den neuen Gesetzen

unzufriedener Leute. Unverdrossen unterrichtete Williams die Männer in allen nützlichen Handwerken, seine Frau mühte sich, die Rajateanerinnen zu angehenden Hausfrauen zu machen, alle unterrichteten groß und klein in der Schule. Die Missionshilfsgesellschaft von Rajatea hatte in einem Jahr der Muttergesellschaft zu London Kokosöl im Werte von 3500 Talern zugewandt. Auch hatte Williams die große Freude, daß zwei Rajateaner mit dem Häuptling von der Insel Rurutu nach dessen Heimat mitgingen, um den Heiden dort das Evangelium zu bringen (wie wir oben hörten). Es waren auf Rajatea schon 268 Erwachsene und 202 Kinder getauft, als Williams den Entschluß faßte, in Australien zunächst einen Handelsschooner zu erstehen, damit das Missionswerk aus der Enge in die Weite dringen könne, von Insel zu Insel. Er konnte seinen Vorsatz ausführen. „Die Bemühung“ oder „der Anfang“ hieß das Schiff, mit dem er wohlbehalten auf Rajatea wieder eintraf.


John Williams.

Zwei Lehrer aus Rajatea waren schon vor Jahresfrist nach Aitukati, der östlichsten der Herveyinseln, auf Bitten des dortigen Häuptlings gesandt worden. Nun hatten die Leute von Rarotonga wiederum die von Aitukati um ihre Vermittlung gebeten, daß auch ihnen Lehrer geschickt werden möchten. Mit Freuden brach Williams, begleitet von sechs eingebornen Lehrern, zu diesem Zweck 1823 nach Rarotonga auf. Auf Aitukati wurde ein Besuch gemacht; staunend sah Williams, wie schon während der achtzehn Monate, da die Lehrer dort waren, das Evangelium eine Macht geworden war. Hier predigte Williams vor 2000 Menschen. Stets legte er der ersten Predigt auf einer Insel den Text Ev. Joh. 3, 16 oder 1. Tim. 1, 15 zu grunde. Als sie dann nach langer Seefahrt und langem vergeblichem Suchen endlich die Insel Rarotonga gefunden hatten, blieb Papeiha, der treue Lehrer, bisher auf Aitukati stationiert, ganz allein hier zurück. Nicht lange, so fingen Aitukati und Rarotonga Gemeinde zu Thessalonich (1. Thess. 1, 9) zu gleichen. Nach 9 Boten verkündigten von ihnen, „wie sie bekehrt seien von d

dienen dem lebendigen Gott." Die Rarotonganer ließen Williams sagen, ein ganzes Haus voll gestürzter Götzen warte seiner! Williams Gemeinde auf Rajatea hatte jetzt 900 Mitglieder! 1825 kam Missionar Pitman nach Rajatea, den Williams sich aus London für Rarotonga erbeten hatte. Mit ihm fuhr er nach Rarotonga, um ihn dort einzuführen. Ein ganzes Jahr ist Williams bei ihm geblieben. Der König der Insel brachte die Götzen zur Vernichtung, ein geräumiges Gotteshaus wurde erbaut — und, man höre und staune, — Williams zimmerte sich ein Schiff, das er „den Friedensboten" nannte. Es sollte ganz in den Dienst der Mission gestellt werden, nicht nebenbei Handel treiben, wie „der Anfang", sondern nur Missionare und Gehilfen befördern.

Nach Rajatea zurückgekehrt, wurde es Williams immer klarer, daß der Herr ihn bestimmt habe, das Evangelium noch weiter zu tragen. Westwärts stand sein Sinn. Am 24. Mai 1830 lichtete der „Friedensbote" die Anker. Missionar Barff, der ihm nachgesandt war, und sieben eingeborne Missionare geleiteten ihn. Sie passierten die Herveyinseln und die Insel Niue, „die Wildeninsel," wie Cook sie genannt. Auf letzterer versuchten sie vergeblich zwei eingeborne Lehrer zurückzulassen, diese wären sofort des Todes gewesen. Auf Tongatabu, zur Tongagruppe gehörend, wo sie im Juli anlangten, hörten sie von zwei methodistischen Missionaren, welche schon dort waren, daß sie ja nicht die Neu-Hebriden und Fidji-Inseln besuchen möchten, da diese Insulaner, durch Greueltaten weißer Händler gegen jeden Weißen in Wut gesetzt, ihr Leben nicht schonen würden. So richteten sie denn den Kurs auf die Samoa- oder Schifferinseln. Auf der nordwestlichsten von ihnen, Savaii, wurden sie von dem König Malietoa aufs herrlichste empfangen. Hier ließ er die eingebornen Lehrer zurück und versprach bei seiner Abreise, übers Jahr wieder zu kommen. Das nächste Jahr (1831) war ein Jahr großer Sorge. Der gute alte König Tamatoa starb und die mit der neuen Religion unzufriedenen Elemente auf Rajatea scharten sich zusammen, um das alte Heidentum wieder einzuführen. Die Zeit aber rückte heran, wo Williams, seinem Versprechen gemäß, wieder nach Savaii zurückkehren mußte. Schweren Herzens reiste er ab. Er kam nach Rarotonga gerade zur rechten Zeit, um Zeuge eines ähnlichen Aufstandes zu werden wie auf Rajatea. Aber hier redete Gott selbst eine gar deutliche Sprache. Ein furchtbarer Orkan suchte die Insel heim, wie er hier noch nie erlebt worden war, und das brachte die Insulaner zur Besinnung. Doch hielt Williams das Ordnen der Verhältnisse und der Neubau der zerstörten Gebäude so auf, daß er aus Mangel an Proviant nicht sogleich nach Samoa weiter konnte, sondern nach Rajatea zurück mußte, wo inzwischen die christliche Partei gesiegt hatte. Als er im Herbst 1832 nun nach den Samoainseln kam, hörte er mit inbrünstigem Dank gegen Gott, daß das Evangelium auf den beiden großen Inseln Savaii und Upolu schon in mehr als 30 Dörfern Eingang gefunden habe und er mußte dem König Malietoa versprechen, von England her eine ganze Anzahl von Missionaren für Samoa zu besorgen. Es war ein Abschied unter vielen Tränen, als Williams den Rarotonganern und dann den Leuten von Rajatea seinen Entschluß mitteilte, selbst nach

England zu reisen. Aber der Herr hatte Gnade zu seiner Reise gegeben. 1834 tauchte Englands Küste vor ihm aus den Fluten auf. Es wurde ja eine sehr anstrengende Zeit für ihn, und er erlag fast unter der Menge von Ansprachen, die er zu halten hatte, aber er wurde auch mit Missionsgaben überschüttet. Bei einem Mittagsmahl wurden allein 900 Taler gesammelt, in Liverpool warf ein Quäker eine Banknote von 7000 Talern ins Missionsbecken. Williams schrieb während der vier Jahre seines Aufenthaltes in England ein Buch: „Missionsunternehmungen in der Südsee,“ und dieses Buch hat geradezu einen Sturm von Begeisterung in allen Kreisen entfesselt. Drei Pläne hatte Williams für die Südseemission: 1. die Errichtung eines Missionsseminars auf Rarotonga, 2. die Errichtung einer Schule für Häuptlingssöhne auf Tahiti und 3. den Ankauf eines großen Missionsschiffes. Reichlich kamen die Gelder zur Ausführung aller dieser Pläne zusammen. Sogar der Magistrat von London hatte für das Schiff 3500 Taler gespendet! Nie ist ein Schiff, das Englands Küste verließ, mit so viel Liebe ausgestattet worden, als das neue Missionsschiff „der Camden“. „Leb wohl, leb wohl,“ so brauste der Abschiedsruf der tausendköpfigen Volksmenge auf der Londonbrücke über die Themse hin, als am 11. April 1838 das Schiff die Anker lichtete. 5000 rarotongasche Neue Testamente hatte es an Bord! In Sidney, wo sie am 10. September eintrafen, erhielten sie gute Nachrichten über Rarotonga und Samoa. Sein Besuch der Schifferinseln glich einem Triumphzuge, und was Williams über die Ausbreitung des Evangeliums hier erfuhr, beugte seine Kniee vor unaussprechlichem Dank in den Staub. Die ganze Inselgruppe (Samoa) hatte damals etwa 70000 Einwohner und 50000 davon genossen christlichen Unterricht! Auf 40 Meilen weit kamen die Häuptlinge um Lehrer. Allein auf Upolu gab es schon zehn große Kapellen. Die Druckerpressen waren Tag und Nacht in Bewegung. In den meisten Häusern wurden Familienandachten gehalten.

In dem Dorfe Fasetootai, vier Meilen von Apia auf Upolu beschloß Williams fortan zu wohnen, um von hier aus mit dem „Camden“ Missionsreisen zu machen, — die Nachbarhäuptlinge hätten fast Krieg angefangen vor Eifersucht, daß Williams nicht bei ihnen geblieben war! Die Freude, mit der die Rarotonganer, welche Williams 1839 besuchte, ihre Neuen Testamente in Empfang nahmen, spottet jeder Beschreibung! Bald wurde auch das Missionsseminar eröffnet, desgleichen die Schule für die Häuptlingssöhne in Tahiti. Überall hatte Williams das Evangelium sieghaft gefunden, überall hatte es seine Senfkorn- und Sauerteigart bekundet!

Nach Upolu zurückgekehrt, rüstete Williams zu seiner großen Reise nach der westlichen Südsee. Zwölf Freiwillige aus dem Kreise der samoanischen Lehrer sollten ihn begleiten. Es sollte seine letzte Reise werden! Am 5. November 1839 lichtete der „Camden“ im Hafen von Apia die Anker. Die Neu-Hebriden waren das Ziel der Fahrt. Auf der Insel Rotuma, 120 Meilen westlich, hofften die Reisenden über die Neu-Hebriden etwas zu erf.
öfter Leute von dort verkehrten. Aber es gelang nicht.

Rotuma zeigt sich auch sonst ganz unzugänglich. Auf Tanna dagegen (schon zu den Neu-Hebriden gehörend) hatten die Leute großes Verlangen nach Lehrern, so daß Williams schon die Insel im Geist als Muttermissionssitz für die westlichen Inseln schaute. Dann kamen sie am 19. November nach Eromanga. Wir kennen die traurigen Ereignisse schon, welche sich hier vollziehen sollten. Harris und Williams erlagen den Keulenhieben der Wilden, Cunningham und Morgan, der Schiffskapitän, retteten kaum ihr Leben. Am Strande waren sie plötzlich überfallen worden. Die Wilden haben ihre Leiber gefressen! Am 24. März 1840 kehrte der „Camden" nach Upolu zurück. Unbeschreiblich rührend ist es zu lesen, wie der König Malietoa, selbst von Schmerz schier fassungslos, Frau Williams die Trauerkunde beibrachte. Eine englische Kriegsschaluppe holte Williams' und Harris' Überreste. In Apia liegt Williams begraben. Eine unabsehbare Menge von „Kindern" aus allen Inseln der Nachbarschaft folgte dem Sarg ihres Tama, „Vaters". Sein Leichenstein trägt die Inschrift: „Dem Andenken John Williams, Vaters der Samoa- und andrer Missionen, ward alt 43 Jahre und 5 Monate. Er ward erschlagen von den grausamen Eingebornen Eromangas am 20. November 1839, während er das Evangelium des Friedens auf ihrer Küste pflanzen wollte." Die Rarotonganer legten sämtlich auf ein Jahr Trauerkleider an und errichteten ihm zwei Denkmäler. Die Muttergesellschaft in London ordnete einen besonderen Trauergottesdienst an.

Williams' Sohn aber, John Williams, trat bald auf den Samoainseln in die Fußtapfen seines Vaters.

Wir können nun nicht näher auf die Entwicklung der Mission auf den Herveyinseln und auf Rajatea eingehen. Soviel sei nur von Rajatea gesagt, daß auch auf dieser Insel, wie auf Tahiti, die englischen Missionare durch die französische Intoleranz ausgewiesen wurden, als die Gesellschaftsinseln französisches Schutzgebiet wurden. Die evangelische Pariser Mission hat die Arbeit hier übernommen. Hochherzig aber hat die Londoner Missionsgesellschaft der Pariser auf den Inseln Huahine, Rajatea, Borabora und Tahaa ihr gesamtes Missionseigentum zum Geschenk gemacht, mit Ausnahme des den Missionaren privatim gehörenden Meublements.

Die Bewohner der Herveyinseln sind fast sämtlich christianisiert und zivilisiert und viele aus ihnen haben in der Bekehrung anderer Südseeinsulaner bis nach Melanesien und Neu-Guinea hin Rühmliches geleistet. Bei Gelegenheit des Neujahrsfestes 1870 hielt der damals über 80 Jahre alte König Nuwangatini, der seit Anfang der dreißiger Jahre ein treuer Christ gewesen, eine Ansprache, in der er u. a. sagte: „Feststehen bei Gottes Wort, das ist eine bessere und edlere Aufgabe als Kriege führen. Mein Grab ist nicht mehr weit. Näher, ihr jungen Leute, näher dem Worte Gottes! Meine Kinder, wenn ich nicht mehr bin, haltet das Wort Gottes hoch! Ehrt es, so wird es euch an Leib und Seele wohlgehen!"

1888 sind die Herveyinseln unter britisches Protektorat gekommen. Leider haben „die jungen Leute" die flehentliche Bitte des alten Königs nicht genügend

beherzigt. „Sie haben manche Tugend und manche Laster; leider besteht aber keine Scheidelinie zwischen den Tugendhaften und den Lasterhaften,“ so klagt ein Bericht. Aber die Herveyinsulaner waren auch zu lange sich selbst überlassen, eine Reihe von Eilanden waren lediglich von Eingebornen pastoriert und dazu äußerst selten von europäischen Missionaren visitiert worden. Rarotonga hat jetzt zirka 2500 Einwohner. Vor sechs Jahren wurden drei weltliche Freischulen zur Erlernung des Englischen eingerichtet. Da die Londoner Mission nicht schnell genug Lehrkräfte hierfür beschaffen konnte, bemächtigten sich die „Seventh Day Adventists“, diese amerikanischen Rivalen in den Südseemissionen, der Leitung zweier Schulen. Dazu die Katholiken und die Mormonen! Beide verursachen der Londoner Mission viel Kampf. Das Missionsinstitut auf Rarotonga zählt zwischen zwanzig und dreißig Zöglinge. Vor sechs Jahren zogen sechs von ihnen mit ihren Frauen als Missionare nach Neu-Guinea.

Damit nehmen wir von John Williams und Rarotonga Abschied. Eine Bemerkung noch: Der Leser erinnert sich aus Williams' Reisen der „Wilden Insel“, Niuë, woselbst Williams nicht wagen durfte, ein paar Lehrer zurückzulassen. Jetzt hat sich auch hier „das wilde Geschlecht längst bekehrt“. Wie ein Vater waltet seit Jahrzehnten hier ein Londoner Missionar Lawes unter seinen braunen Kindern. Eine Anzahl Kirchen schmücken das Eiland. Ein kleines Seminar besteht, aus welchem schon einige Männer nach Neu-Guinea gegangen sind.

John Williams' Grab steht seit 1899 in deutscher Erde, die beiden Inseln Sawaii und Upolu sind deutsches Schutzgebiet geworden. Damit haben für den deutschen Missionsfreund die S a m o a i n s e l n ein ganz besonderes Interesse gewonnen. Darum gehen wir hier etwas näher darauf ein. Die Samoagruppe umfaßt im ganzen zehn Inseln, mit einem Flächeninhalt, der etwa dem des Herzogtums Sachsen-Meiningen und des Fürstentums Reuß ä. L. — beide zusammengenommen — entspricht. Wenn der Reisende auf dem Dampfer sich den Samoainseln nähert, so sieht er zunächst eine lange Reihe von Bergen aus dem Meer emporsteigen, mit runden Gipfeln: allmählich kann er die einzelnen Täler und die dichten Waldungen unterscheiden, endlich die Baumwollenpflanzungen und Bananengärten. Am fruchtbarsten von den Inseln ist Upolu, in dessen Hafen Apia sich der Verkehr mit dem Ausland konzentriert, am größten ist Sawaii, dessen Inneres eine mit Urwald bedeckte Wildnis ist, landschaftlich am schönsten ist Tutuila mit seinem prachtvollen Naturhafen, den sich die Amerikaner als Kohlenstation gesichert haben. Auf einem unter dem Meeresspiegel liegenden Plateau erheben sich die einzelnen Samoainseln: Upolu 1000, Sawaii 1600 Meter über der Meereshöhe. Der über das Meer sich erhebende Boden ist vulkanisches Gebilde. In sinniger Weise weiß die Schöpfungssage der Samoaner — in Übereinstimmung mit den Ansichten der Geologie — den Ursprung der Inseln zu erklären: Im Anfang war der Wohlgeruch, dieser verdichtete sich zu Rauch, aus welchem Wolken entstanden, die sich zu Erde zusammenballten. Aber die so gebildete Erde versank; es entstand das Feuer, das sich mit dem Meer ver-

mählte und die neue Erde — die heutigen Inseln — gebar. Auf den Samoainseln werden etwa 34 000 Eingeborne wohnen. Über ihre frühere heidnische Religion können wir hinweggehen, — mögen religionsgeschichtliche Werke, der Wissenschaft halber, sammeln und aufbewahren, was sie einst glaubten. „In Furcht des Todes Knechte," wie die Schrift sagt, waren auch die samoanischen Heiden mit ihrem Glauben an Ober- und Untergötter: letztere wurden allein von den Priestern angerufen, die ersteren überhaupt nicht. Dagegen verehrte und betete man die Geister der verstorbenen Häuptlinge an, deren einbalsamierte Leichen „ein in der Sonne gedörrter Gott" genannt wurden. In sozialer Beziehung nahmen den obersten Rang die Alii oder Häuptlinge ein, unter denen einer die Königswürde bekleidete, dann kam die Priesterkaste, dann die Tulafale, d. i. Ratgeber der Häuptlinge. Die Tangatataua oder Männer des Landes bildeten die untersten Stufe, welche, abhängig von den Grundbesitzern, oft ein Los hatten, das sich von dem eines Sklaven wenig unterschied. Fehden der einzelnen Stämme untereinander spielten eine große Rolle. Die Kriege wurden mit furchtbarer Grausamkeit geführt. So wurden im Jahre 1830 auf Upolu von der siegenden Partei 2—400 Frauen, Kinder und Greise lebendig verbrannt! Eine kreisrunde Fläche, am Rand durch schwarze Holzkohle markiert, im Innern mit weißem Korallensand bedeckt, — die Stätte, wo diese unerhörte Greueltat geschah, — wird zum ewigen Gedächtnis von den Samoanern kenntlich erhalten. Von Kindermord und Kinderaussetzung, wie auf vielen Südseeinseln, war bei den alten Samoanern nicht viel zu finden, dagegen tauschten sie untereinander Kinder ein. Bei Sterbefällen klagten sie wie alle Heiden, unmäßig, als die „keine Hoffnung haben". Menschenfresserei gehörte zu den Ausnahmefällen.

Die Samoaner sind die schönsten und stattlichsten unter allen Polynesiern, die Männer noch schöner als die Frauen. Allerdings ist das mehr eine Schönheit des Körpers als des Gesichts; die breiten Nasen wirken entstellend. Ihre geistigen Eigenschaften sind sehr hohe. Das ganze Leben des Samoaners ist mit ästhetischen Formen durchdrungen. Ihre technische Hauptleistung ist ihr Hausbau, für Musik und Poesie sind sie besonders begabt. Sie leben noch in dem Zeitalter, wo jeder einzelne Dichter und Sänger ist.

Wie den Samoanern das Evangelium gebracht worden ist, haben wir bei der kurzen Skizze von John Williams' Leben gehört. Holen wir hier einiges, Samoa betreffende noch nach. Auf den Inseln Tau und Tutuila fand Williams bei seinem zweiten Besuch schon Christenhäuflein vor — „das Wort war gelaufen," wie der Psalm 147 V. 15 sagt. Während Williams auf der Reise nach England war, trafen zwei, später im Jahre 1836 sechs Missionare auf Sawaii, Upolu und Tutuila ein, und als Williams 1838 auf der Rückreise Samoa besuchte, fand er seine Landsleute mitten in gesegneter Arbeit. Die ersten Taufen von zwölf Erwachsenen und elf Kindern hatten 1837 in Sawaii stattgefunden und dann zur Bildung einer eigentlichen Christengemeinde geführt. Auf Upolu war das Bedürfnis nach europäischen Arbeitskräften besonders groß, deshalb faßte Williams den Entschluß, sich mit seiner Familie hier niederzulassen. Eine

Buchdruckerei und ein Seminar entstanden auf Upolu, — als das erste Jahrzehnt der Londoner Missionstätigkeit auf den Samoainseln zu Ende ging, mochten ungefähr die Einwohner zur Hälfte dem Namen nach Christen geworden sein.

Und Gott war dieser Mission weiter ganz besonders gnädig. Er segnete die samoanische Kirche anfangs der vierziger Jahre mit einer Erweckungsbewegung, während welcher Tausende das Evangelium, zu dem sie sich mit dem Munde bekannten, in ihre Herzen aufnahmen, und gerade zu dieser Zeit war ein Nachschub von sechs englischen Missionaren gekommen, unter denen zwei über ein Menschenalter auf Samoa haben wirken dürfen: Nisbet, 35 Jahre und Dr. Turner, 41 Jahre!

Ausgangs der fünfziger Jahre war das Heidentum auf den Samoainseln gänzlich verschwunden: sämtliche 34000 Samoaner waren Christen geworden. Es muß hier übrigens darauf hingewiesen werden, daß auch die wesleyanischen (methodistischen) Missionare auf den Inseln einmütig mit den Londonern in dem Weinberg des Herrn gearbeitet hatten. Bei der Christianisierung der Samoaner hatte sich wieder einmal mit aller Deutlichkeit herausgestellt, welche unschätzbare Bundesgenossin für die Mission eine Bibelgesellschaft, überhaupt die gedruckte Bibel ist! Man hatte, wie erwähnt, auf Samoa eine Druckerpresse; einer der Mitarbeiter, die Williams 1838 aus England mitgebracht hatte, Stairs mit Namen, war Drucker von Profession, und so gab es schon zwischen 1840 und 1850 die Bücher des Neuen Testamentes einzeln im Druck, 1850 erschien in der britischen Bibelgesellschaft das Neue Testament in einem Bande, 1860 die ganze Bibel.

Die Sprache der Samoaner ist eine der sanftesten und fließendsten unter allen polynesischen. „Die anderen Insulaner lernen unsere Sprache nicht," sagen sie immer, „ihre Kinnbacken sind zu steif!" 14 Buchstaben genügen, um sämtliche Laute der Sprache auszudrücken. Der Leser wolle sich einmal, um einen Eindruck von dem Wohlklang der Sprache zu bekommen: den Spruch: „Also hat Gott die Welt geliebet," laut vorlesen. Er lautet im Samoanischen:

Aua ua faapea lava ona alofa mai o le Atua i le lalolagi ua ia au mai ai lona Atalii e toatasi, ia ina le fano se tasi e faatuatua ia te ia, a ia maua e ia le ola e faavavau!

Ein andrer Grund für die rasche Ausbreitung des Evangeliums durch die Londoner Missionare liegt in der Fürsorge, die sie auf die Ausbildung geeigneter eingeborner Hilfskräfte verwandten. Im Anfang hatten die Londoner einzelne bewährte, begabte Christen noch besonders unterrichtet, und auch nachdem sie schon als Gehilfen in Filialen stationiert waren, dauerte der Privatunterricht fort, aber als der Christen immer mehr wurden, genügte dieser Notbehelf nicht, und 1844 eröffneten die Missionare Hardie und Turner in Malua, zwei Stunden westlich von Apia, ein Missionsseminar, das jetzt zu einer förmlichen Kolonie angewachsen ist. 22 Steinhäuser und 25 einfachere Häuser stehen um einen viereckigen Platz, der mit Fruchtbäumen bepflanzt ist: in der Mitte erhebt sich das eigentliche Schulgebäude. Der Kursus ist vierjährig. Die Be
der großen, den Platz umfassenden Plantage, liefert die Mittel

des ganzen Personals. Die Seminaristen bearbeiten sie. In den letzten Jahren ist Malua durchschnittlich von 100 Seminaristen besucht worden, verheirateten und unverheirateten. 217 Missionsgemeinden der Londoner allein auf Samoa sind aber auch mit eingebornen Lehrern und Geistlichen zu versorgen! Seit 1890 besteht auch noch eine höhere Schule zu Laulumoenga, deren Absolvierung zum Eintritt in das Seminar von Malua berechtigt. Seit 1892 gibt es auch zu Papaufa bei Apia ein Institut für junge Samoanerinnen, welches sich schon große Sympathien auf den Inseln erworben hat.

Das Verwaltungszentrum der Wesleyanischen Mission auf Samoa ist Lufilufi, ein paar Stunden östlich von Apia. Williams hatte bei seinem Aufenthalt in England mit den beiden Muttergesellschaften, der Londoner und der Wesleyanischen Missionsgesellschaft zwar das Abkommen getroffen, daß entsprechend seinen Abmachungen mit den wesleyanischen Missionaren auf den Togainseln, diese den Wesleyanern, dagegen Samoa den Londonern als Arbeitsfeld reserviert bleiben solle. Da aber schon auf Samoa wesleyanische Gemeinden bestanden, setzten diese es durch, daß sie wesleyanische Missionare behielten oder doch wiederbekamen. Diese arbeiten seitdem schiedlich friedlich mit den Londonern. Natürlich haben sich auch auf Samoa, als die Missionsarbeiten der Evangelischen in Gang gekommen waren, die Katholiken eingedrängt. Aber bei einem Personal von 16 europäischen Missionaren haben sie es doch nur auf 5000 Seelen gebracht, obgleich sie sich gegenüber den Landessitten höchst weitherzig zeigten (Tätowieren, nächtliche Tänze, Kawatrinken). Eine prächtige katholische Kathedrale erhebt sich in Apia. Einer ihrer eifrigsten Christen ist der Häuptling Mataafa, dessen Namen der Leser vor ein paar Jahren öfter in der Zeitung gefunden hat — während der Zeit der unseligen Dreimächteherrschaft in Samoa. Als die Beziehungen zwischen Deutschland und Samoa immer lebhafter wurden, wurde ja diese Inselgruppe eifrigst in den deutschen Zeitungen besprochen, auch der Stand der christlichen Gemeinden, und der Wert des Christentums in ihnen wurde von Leuten beurteilt, die gar nicht imstande waren, ein gerechtes Urteil zu fällen. Übertrieben und dadurch unwahr ist es, zu behaupten, das Christentum der Samoaner sei bloß Firnis, sie hielten alle noch an dem alten Geisterglauben fest, und die jüngsten Kämpfe auf Samoa hätten gezeigt, wie tief noch die heidnische Roheit bei ihnen allen eingewurzelt sei, — als ob wir nicht von uns selber wüßten, wie lange Arbeit nötig ist, ehe der alte heidnische Sauerteig ganz ausgefegt ist, auch nachdem die äußere Christianisierung eines Volks längst abgeschlossen ist! Heidnischer Sauerteig ist jetzt noch hie und da im christlichen deutschen Volk zu finden! Wir aber dürfen uns darum doch freuen über die Sonntagsheiligung, den Kirchenbesuch, die Bibelkenntnis, die Familiengottesdienste und die Opferwilligkeit für kirchliche, besonders für Missionszwecke — bei den Samoanern, die in vielen Beziehungen unsere alten Gemeinden beschämen. Schade, daß wir nicht einmal an einem Me-Meeting, so nennen die Samoaner ihr jährliches Missionsfest, nach den großen Maiversammlungen in London im Maimonat — teilnehmen können, wir würden einen tiefen Eindruck davon bekommen, welche

Macht das Evangelium auf Samoa ist! Auf Tutulia haben die Londoner neuerdings eine zweite Mädchenschule (eine Art Gehilfinnenseminar) eingerichtet.

Wie schon erwähnt, ist Samoa Ende 1899 zwischen Deutschland und Nordamerika verteilt: Upolu und Sawaii gehört mit seinen 30 000 Seelen zu Deutschland, Tutuila, Rosa und Manua mit 5000 Seelen den Vereinigten Staaten. Die Wahl der beiden Gouverneure ist eine glückliche gewesen, beide, der deutsche Dr. Golf und der amerikanische Tilley bringen der Mission große Sympathien entgegen. Schade, daß Dr. Golf bei der Feier der Flaggenhissung dem katholischen Bischof Broyer, der 5000 katholische Christen vertritt, den Vorrang vor den evangelischen Missionaren einräumte, hinter denen 26 000 Evangelische auf Deutsch-Samoa stehen! Übrigens haben die Tutuilaner für das am 5. September 1900 angefangene Töchterinstitut 31 000 Mark aufgebracht!

Über das Inselreich Tonga endlich, das nun nach dem jüngsten deutsch-englischen Vertrage doch unter englische Schutzherrschaft gekommen ist, können wir uns kürzer fassen. Unter den 150 Inseln und Inselchen, die zu Tonga, 70 Meilen südwestlich von Samoa liegend, gehören, ist Tongatabu die größte — mit sechs Quadratmeilen Flächeninhalt —! An der Nordküste liegt die Hauptstadt Nukualofa mit gutem Hafen. Am 12. April 1797 landete hier der „Duff“ zehn Laienbrüder der Londoner Mission. Zwei heruntergekommene Europäer, die der Verbrecherkolonie zu Botanybay in Australien entsprungen, auf Tongatabu lebten, säten Mißtrauen gegen die Missionare. Es tobte gerade Krieg im Lande.

Nach unbeschreiblichen Mühsalen und Entbehrungen führte im nächsten Jahre ein Schiff die Brüder nach Australien zurück. Einem in Australien arbeitenden Methodistenmissionar Lawry, der 22 Jahre später mit Weib und Kind nach Tongatabu kam, erging es nicht besser. Aber siehe, als 1826 die wesleyanische Missionsgesellschaft eine Mission auf den Tongainseln beschloß und ihre beiden ersten Glaubensboten das Eiland betraten, fanden sie schon Anfänge des Christentums vor: Tahitische Lehrer, nach Witi gesandt, waren 1825 vom König in Nukualofa festgehalten worden, der eine Kirche erbaut hatte, in der 300 Personen dem Gottesdienst beiwohnten! Als noch zwei wesleyanische Missionare nachkamen, räumten ihnen die Tahitier das Feld. Fröhlich gedieh das Missionswerk. Der König der Insel Haabai, Taufaahau, kam selbst nach Nukualofa und bat um Missionare. Dieser junge König wurde später der Beherrscher des ganzen Archipels und ist vielen Missionsfreunden unter seinem christlichen Namen König Georg wohlbekannt. Er erhielt erst einen eingebornen Lehrer, dann einen Missionar und unterdrückte mit eiserner Faust alles Widerstreben seiner Untertanen gegen die neue Lehre, Ende 1829 schenkte Gott eine große Erweckungsbewegung, und als Missionar Turner 1831 die Haabaigruppe betrat, waren auf sämtlichen Inseln, die dem König Georg gehörten, mit einer einzigen Ausnahme, die Götzentempel zerstört. 14 Schulen waren überfüllt! Diese Erweckungen wiederholten sich 1832 und 1834, und zwar in verstärktem Maße, die Inseln der Wawaugruppe fielen dem Christentum zu. König Georg selber predigte öfter in der Kapelle, die er erbaut (das Altargeländer war aus Kriegs-

speeren hergestellt), den Sklaven hatte er sämtlich die Freiheit geschenkt. auf den zu seinem Königreich gehörenden Inseln gab es 1835 keine ungetaufte Person mehr! Dabei war König Georg der schneidige, mutige Krieger geblieben, der im folgenden Jahre energisch und gründlich den Aufstand heidnischer Häuptlinge auf Tongatabu niederschlug, den diese gegen Georgs Großonkel, den ebenfalls christlichen König Josiah, erregt hatten. Als Josiah starb, wählten die christlichen Häuptlinge Georg zu seinem Nachfolger, so daß König Georg nun der Beherrscher von ganz Tonga war, freilich zunächst noch vielfach von heidnischen Häuptlingen der größten Insel angefeindet, welche leider auch römischen Missionaren Vorschub leisteten, die 1841 unter dem Schutz eines französischen Kriegsschiffes ihr Wesen auf Tongatabu angefangen hatten. In fünfmonatlichem Kriege brach König Georg den Widerstand dieser Häuptlinge für immer. Und nun beginnt eine schöne neue Zeit auf Tonga. 1852 war die ganze Bevölkerung der Tongainseln bis auf etwa fünfzig Personen christlich geworden. Ein Missionsschiff, „John Wesley," vermittelte den Verkehr zwischen Tonga und Australien, und den Inseln des Tongaarchipels. In Nukualofa bestand ein Predigerseminar, aus welchem schon 1852 siebzehn junge Leute als Gehilfen der Missionare hervorgegangen waren. Als der Superintendent Young 1853 zur Visitation kam, brachte er 10000 tonganische Neue Testamente mit; über 8000 Tonganer waren imstande, sie zu lesen. König Georg fuhr mit Young weiter nach den Witiinseln und nach Australien zurück, überall ergreifende Ansprachen haltend. Alle Kosten für den Unterhalt der Prediger seines Reiches trugen der König und seine Häuptlinge. 1862 führte der König mit seinen 57 Häuptlingen eine Verfassung in seinem Reiche ein, die nach dem Muster der tahitischen entworfen war. Alle bisherigen Leibeigenen wurden freie Pächter der ihnen zugewiesenen Ländereien, die ihnen nicht entzogen werden durften, solange sie den darauf ruhenden Zins entrichteten. Die Verfassung wurde dem versammelten Volk vorgelesen und alles rief: „Amen!"

Durch den Handel mit den australischen Kolonien hat sich Tonga sehr gehoben, Wohlstand und Komfort ist gewachsen. Auch Deutschland trat in Beziehungen zu dem Inselreich, mehrere deutsche Kaufleute hatten sich in Nukualofa niedergelassen und König Georg schloß mit Deutschland einen Freundschaftsvertrag ab, in welchem er Deutschland die Rechte der am meisten begünstigten Mission zuerkannte. Im Hafen von Neiafu erwarb Deutschland ein Grundstück zur Anlegung einer Kohlenstation. Dies erregte Englands Eifersucht, und Missionar Baker in Tonga, der König Georg zu dem Freundschaftsvertrag sehr zugeredet hatte, weil er Tonga vor englischer Annexion bewahren wollte, wurde des Hochverrats gegen England verdächtigt und strafversetzt. Baker war von König Georg zum Minister ernannt worden. Als die Strafversetzung Bakers durch die australisch-asiatische Generalkonferenz der Wesleyaner beschlossen war, trennte sich König Georg von dem kirchlichen Verbande und gründete eine Freikirche, — die tonganische Nationalkirche, welcher sich 11000 Christen und 800 Laienprediger anschlossen. Baker war nicht gegangen, dagegen hatte Missionar

Moulton, der bisherige Leiter der tonganischen Kirche, in allen Stücken Bakers Gegner, 1888 Tonga verlassen. Als aber der Gouverneur von Witi 1890 Bakers Ausweisung durchsetzte, kehrte Moulton zurück, — wie es scheint, nicht ohne geheime Freude König Georgs, da er durch Baker arg tyrannisiert worden war. 1893 starb, fast hundertjährig, König Georg. Georg II. folgte ihm. Die tonganische Freikirche blieb bestehen, die Oberleitung der wesleyanischen Gemeinden (6000 Seelen) hatte wieder Moulton übernommen. Im Oktober 1900 fand eine große dreitägige Jubelfeier in der Hauptstadt zur Erinnerung an die vor 33 Jahren von Moulton bewirkte Gründung der wesleyanischen Hochschule für den Tongaarchipel, des „Tubon-College", statt.

Über das auf Tongatabu in Nukualofa Ende der vierziger Jahre begründete Seminar habe ich näheres nicht erfahren können. Die australischen Missionsberichte sind sehr schwer zu beschaffen.

Um hier, weil wir gerade von den Wesleyanern sprechen, das Bild der Südseemissionen zu vervollständigen und abzuschließen, sei erwähnt, daß sie auf den Inseln an der Südostküste Neu-Guineas seit zehn Jahren eine reichgesegnete Mission haben. „Luisiadeinseln," so lautet der Name auf den Karten. Im Jahre 1900 hatten die Wesleyaner hier bereits 35 kleine Christengemeinden mit zirka 1400 Getauften. Über 13000 Eingeborne besuchen die Gottesdienste. Auf dem Bismarckarchipel, — also unter unsern Landsleuten, — haben die Wesleyaner im Jahre 1900 unter großer Anteilnahme der eingebornen Bevölkerung das fünfundzwanzigjährige Jubiläum ihrer Missionstätigkeit feiern dürfen. Sie waren die Pioniere, welche einst dies schwierige Arbeitsfeld in Angriff nahmen, sie haben mit durchschnittlich nur drei weißen Missionaren die Arbeit geleitet, — während fast nirgends so gehässig und rücksichtslos wie hier die katholische Gegenmission ihr Wesen trieb. Wenn man das bedenkt, so fordern die Resultate zu Lob und Dank gegen Gott auf! Sie hatten vor drei Jahren in ihren 106 Missionsgemeinden 7300 Getaufte; 98 eingeborne Gehilfen standen den drei europäischen Missionaren zur Seite, — über 70 von diesen Gehilfen waren Bismarckinsulaner! Sie haben 101 Elementarschulen, und das Missionsseminar „Georg Brown College" in Ulu wird von 44 Seminaristen besucht. Über 13000 Mark sind im Jahre 1900 auf den Bismarckinseln durch Missionskollekten eingekommen. Seit Anfang 1897 wirkt auch ein deutscher Missionar Fellmann dort, dem noch ein zweiter beigegeben werden soll, ein Entschluß, der nicht verfehlen wird, die freundlichen Beziehungen der Mission auf den Bismarckinseln zu unsern Kolonialbehörden zu kräftigen. Früher verwaltete die Neu-Guinea-Kompagnie Kaiser-Wilhelmsland und den Bismarckarchipel, jetzt ist die Verwaltung in die Hände des Staates übergegangen. Leider ist seitdem die Verteilung der einzelnen Bezirke unter die wesleyanischen und katholischen Missionare aufgehoben, und die letzteren können nun ganz ungehindert ihre Angriffsgelüste gegen die evangelische Mission befriedigen. Man kann nur mit Sorge nach diesem deutschen Schutzgebiet hindenken, wenn man hört, daß den 3 evangelischen weißen Missionaren 51 katholische weiße Missionare gegenüberstehen! Kein Wunder, daß der

Bischof Couppé schreiben kann: „Wenige Gegenden bieten so große Hoffnungen für die Verbreitung unseres heiligen Glaubens. Neu-Pommern in kürzester Zeit ganz für das Evangelium zu erobern, das ist nur eine Frage der Mittel!“

Ja das Eindrängen der Katholiken! Die Inselgruppen der Südsee, deren evangelische Mission hiervon verschont geblieben sind, sind zu zählen. Südlich von den Neu-Hebriden liegen die Loyalitätsinseln, auf denen die Londoner, und nach der französischen Besitzergreifung auch ein Pariser Missionar unter großem Segen arbeiteten. 1895 war eine Erweckungszeit angebrochen, ein eingeborner Prediger Ipuneto war von Gott zu seinem besondern Werkzeug gemacht, — da verdächtigten ihn die Katholiken; er wird, nach Numea zur Aburteilung transportiert, glänzend freigesprochen. Ja vielleicht verhilft der Gouverneur Feillet von Neu-Caledonien, der ein rechtlich gesinnter, unparteiischer Mann ist, der Religionsfreiheit zum Sieg, wenn er lange genug bleibt, aber wenn das nicht der Fall ist, und ein andrer Pharao kommt auf, der den Joseph nicht kennt oder kennen will? Die Evangelischen haben jetzt in Numea einen vorzüglich tüchtigen eingebornen Prediger, der aller drei Inselsprachen, der Sprache von Neu-Caledonien, der Loyalitätsinseln und der Chesterfieldinseln mächtig ist.

Und das Evangelium wird dennoch den Sieg behalten. „Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind. Gott ist bei ihr drinnen, darum wird sie wohl bleiben. Gott hilft ihr frühe. Ich will Ehre einlegen unter den Heiden, ich will Ehre einlegen auf Erden, spricht der Herr!“ (Psalm 46.)



23. Kapitel.

Schluß.

Wir sind mit unsrer Wanderung durch die Missionsfelder der Erde zu Ende. Mancher Leser hat vielleicht im Hinblick auf den Titel dieses Buches gedacht: was soll die Schilderung dieser und jener Mission, das sind ja doch keine deutschen Missionen! Und gewiß ist diese Frage berechtigt, wenn man sich streng an den Buchstaben des Titels hält. Ich habe aber doch geglaubt, mich nicht ganz auf die deutschen Missionen beschränken zu sollen. Das Buch ist für den großen Kreis der Leser berechnet, die Missionsinteresse, Missionskenntnis und Missionsliebe aus ihm schöpfen sollen, d. h. so, daß ihnen dieselbe ohne ihr Zutun von selbst kommt, wenn sie nicht in dem Buche blättern, sondern lesen. Viele, die sich dieses Buch kaufen, haben gewiß von manchem Missionsfeld schon einige Kenntnis, oft wird es aber gerade kein deutsches sein, sondern irgend ein berühmtes englisches oder französisches oder norwegisches oder sonstiges. Wie schmerzlich würde solch ein Leser aber gerade das vermissen, worüber er nun gern mehr hören würde, trotzdem es kein deutsches Feld ist. Darum habe ich nicht geschwankt, z. B. das ganze letzte Kapitel über die Südseemission zu schreiben, obgleich wir nur mit unsern Schutzgebieten und ihren Bewohnern als Missionsobjekten daran beteiligt sind. Aber die Schilderung des Siegeslaufs des Evangeliums über die Südseeinseln hin darf in keiner Missionsgeschichte fehlen! Ebensowenig durften die Feuerlandsmission und Madagaskar, die Niger-, Kongo- Sambesimission fehlen: die Heldengestalten eines Allen Gardiner, Bischof Crowther und Coillard sind allein imstande, jemanden für die Mission zu begeistern!

Andrerseits aber wird auch mancher Leser manches vermissen. Die Brüdergemeinde ist zwar mit einigen Bildern für Südafrika vertreten, aber über ihre Arbeit, wenigstens über die spätere, bin ich hinweggegangen. Ebenso habe ich von ihrer neueren Missionsarbeit in Nordamerika (außer Alaska) geschwiegen, auch die in Deutsch-Ostafrika ist sehr kurz weggekommen. Doch mußte Gerechtigkeit walten gegenüber den andern Missionen. Immerhin hat die Brüdergemeinde, wenn man alle ihre Missionsfelder ansieht, den Löwenanteil in diesem Buch bekommen, — der ihr ja auch gewiß zusteht, sehen doch selbst die Engländer mit

Bewunderung auf die Moravians, die mährischen Brüder! Gern wäre ich noch auf Ceylon näher eingegangen, diese Insel, die uns aus den Büchern unserer „reiferen Jugend" von jeher wie ein Paradies vorschwebt, was die Herrlichkeit der Natur betrifft. Ich kann mir auch nicht versagen, wenigstens eine Stelle aus einem der letzten Jahresberichte der dort arbeitenden englischen Baptisten noch hieherzusetzen: „Die Erfahrungen der Jahre bestärken uns in der Überzeugung, daß Ceylon ein wichtiges strategisches Zentrum ist auf dem indischen Missionsfeld und besondre Aufmerksamkeit verdient. Seine einzigartige geographische Lage, seine Fülle von vermischten Religionen, seine Wichtigkeit als buddhistisches Zentrum und Heimat der Theosophie, seine verhältnismäßige Freiheit von starrer Kastenscheidung, sowie die verhältnismäßige Freiheit der Bevölkerung überhaupt, sein Fortschritt in Wohlstand und Bildung, das Vorhandensein von eingebornen Christengemeinden, welche allmählich anfangen, sich selbst zu unterhalten, — alles das macht Ceylon zu einem verheißungsvollen Missionsfeld!"

Und ein verheißungsvolles Missionsfeld ist die Erde überhaupt. Daß 'es überall vorwärts geht, und daß

„Es kann nicht Ruhe werden,
Bis Seine Liebe siegt,
Und dieser Kreis der Erden
Zu Seinen Füßen liegt."

Diese Gewißheit drängt sich heute auch dem nüchternsten Missionsfreund auf. Als ich vor fünf Jahren in London die großen und kleinen englischen Missionsgesellschaften kennen lernte, schenkte uns die größte, die englische Kirchenmissionsgesellschaft, ein unscheinbares Papptäfelchen, dreifach zusammengefaltet. Die drei Flächen zeigen drei Kreise. Der eine Kreis, gänzlich dunkel, trägt die Unterschrift: „vor 1900 Jahren;" der zweite, zu einem Drittel hell, die Unterschrift: „heute;" der dritte, ganz hell, die Unterschrift: „wann?"


„Vor 1900 Jahren,"


„heute,"


„wann?"

Durch wieviel Schulen bin ich auf meinen Missionspredigtreisen mit diesem Täfelchen gezogen, mit den Kindern über die Heidenmission katechisierend, an der Hand von Jes. 60, 2—3, des Spruchs, der in seinen Teilen wunderbar als Überschrift über diese drei Kreise paßt. Vor 1900 Jahren: „Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker;" heute: „Aber über dir geht auf der Herr und seine Herrlichkeit erscheinet über dir;" wann? „Und die Heiden werden in deinem Lichte wandeln und die Könige im Glanz, der über dir aufgeht!" Wie zwei Uhrzeiger sehen die Seiten des Kreisausschnittes uns an, der das christliche

Dritteil der Erdbevölkerung umgrenzt. Ich kann mir's nicht versagen, dem Leser auch das Missionsgleichnis von der Uhr mit den beiden Zeigern vorzuführen, das man nie wieder vergißt: „wann?" steht unter dem dritten Kreis. Wann wird's Licht geworden sein überall, wann wird damit das Ende kommen?

Es gibt eine doppelte Reihe von Weissagungen, die uns die Zeichen für die Nähe des Endes angeben: die Weltuhr hat zwei Zeiger. Der eine, der große, geht in zwölf Stunden zwölfmal um die Uhr, der zeigt den Zustand innerhalb der bereits christianisierten Welt an. Der zweite, der kleine, geht aber in zwölf Stunden nur einmal um die Uhr; der zeigt an, wie es in der noch nicht christianisierten Welt steht. Nun sehen viele Christen einseitig nur auf den einen Zeiger, auf das, was in der Christenheit geschieht. Wenn hier die Wogen des Unglaubens besonders hoch gehen, die Glaubensfälschung immer täuschender, die Liebe immer kälter, die Sittenlosigkeit immer tiefer, die Pietätslosigkeit immer verbreiteter, die Ungebundenheit immer frecher wird, so meinen sie, das Ende und mit ihm die Wiederkunft des Herrn sei ganz nahe. Dieser Irrtum zieht sich durch die ganze Geschichte der christlichen Kirche hindurch. Jedesmal, wenn eine Mitternachtsstunde in derselben eintrat, hieß es auch: „Der Herr kommt!" Aber man irrte sich. Nur der große Zeiger stand auf Zwölf! Soll die Rechnung richtig sein, so müssen beide Zeiger auf der Zwölf stehen! Hier der Abfall in das Antichristentum bis zur völligen Ausgeburt, dort der Eingang der Fülle der Heiden und die Bekehrung Israels. Darum seid nüchtern und wachet und bittet den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter in Seine Ernte sende! (Warneck.)

Auf welcher Ziffer der kleine Zeiger jetzt steht, wissen wir nicht. Aber auf der Eins oder Zwei oder Drei steht er gewiß nicht mehr. Bei manchen großen Uhren rücken die Zeiger sprungweise, zusehends vor. An der großen Weltuhr ist es, als ob man das Vorrücken manchmal fühlte! Solch spürbares Vorrücken waren und sind die Zeiten großer Entscheidungen. Als Konstantin übertrat, da tat der kleine Zeiger einen Ruck. Eine neue Welt, die der germanischen Völker in Nordeuropa, tat sich auf. Zwischen Germanen und Arabern ging Konstantins Reich und Reichskirche zu Grunde. Mit Kaiser Karls des Großen Kaiserkrönung war es entschieden, daß Europa christlich wurde, — der Zeiger tat wieder einen Ruck. Der fünfte Herrscher, der auf Karls Kaisertron wieder seinen Namen trug, gebot über ein Reich, in dem die Sonne nicht unterging, eine neue Welt, ein westliches und ein östliches Indien, tauchte aus den Fluten auf, — wir haben gesehen, daß die katholische Kirche diese Zeit als Entscheidungszeit wohl empfand. Die großen Missionen in Indien, China und Japan begannen. Das Wort vom Kreuz drang bis an die Westküste Amerikas. Und die Jahrhunderte, die nun folgen, haben die Vorbedingungen geschaffen für ein zwanzigstes Jahrhundert voller Entscheidungen. Unter den vorbereitenden Jahrhunderten ist aber das neunzehnte das wichtigste. Es entstehen die englischen Kolonien in Australien, es wird 1858 das alte Zauberland Indien, vom Pendschab bis Hinterindien, ein britisches Reich, England faßt 1842 festen Fuß in Ostasien durch die Besitznahme Hongkongs. In Nordamerika entsteht durch die politische Einigung des

großen Territoriums vom Atlantischen zum Stillen Ozean ein machtvolles selbständiges Zentrum protestantischen Lebens, die humanen Forderungen der Negerbefreiung werden verwirklicht. 1829 fährt die erste Eisenbahn von Manchester nach Liverpool, 1835 wird in London der vervollkommnete Telegraph eingeführt, 1836 wird die ozeanische Dampfschiffahrt eröffnet — und die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts lernt diese Erfindungen ausnützen. Ein Weltverkehr entsteht, so daß die Bewohner der Erde den Bürgern einer Stadt gleichen, mit gemeinsamen Interessen: die fernen großen Ereignisse schlagen ihre Wellen, ziehen ihre Kreise bis in die entfernteste einsame Hütte. Und aufgeteilt ist die Welt am Ende des neunzehnten Jahrhunderts auch. Nachdem Südamerika spanisch-portugiesisch geworden, Nordamerika und Australien anglisiert, handelt es sich nur noch um Afrika und Asien. Der europäische Wettlauf um Afrika ist dem Ende nahe, und wenn uns auch noch das chinesische Riesenreich manches Rätsel zu raten aufgeben wird, daß die alten christlichen Völker Europas zu Herren der Erde berufen sind, scheint doch schon mit Händen zu greifen zu sein.

Damit sind aber die Aufgaben der Mission binnen eines Menschenalters ins ungeheure gewachsen. Gegen die Arbeit, die dem zwanzigsten Jahrhundert bevorsteht, wird sich die Missionsarbeit des neunzehnten wie ein Vorspiel ausnehmen. Von allen Seiten, das Heidentum konzentrisch umklammernd, wird der Angriff der christlichen Völker erfolgen, die höhere Kultur und auch die höhere irdische Macht werden das Wort des Missionars immer eindrücklicher machen, bis das Heidentum, das weithin bereits religiös und sozial zersetzt ist, einen großen Fall tut. Trotz europäischen Namenchristentums, und europäischer Laster, wird sich vielleicht bald das Verhältnis der Christen zu den Heiden, das jetzt 1 : 3 ist, zur Gleichung wandeln, bald vielleicht das Übergewicht bekommen und dann schnell die noch widerstrebenden nach sich ziehen.

Jedermann ist das Bild unsers Kaisers, „Völker Europas wahrt eure heiligsten Güter," bekannt. In dem dunklen Gewölk, das wie ein Gewitter von Osten her heraufzieht, ist eine sitzende Figur zu erkennen: die Statue Buddhas. Die Warnung und Mahnung, die in Bild und Unterschrift liegt, ist wohl berechtigt. Um eine weltgeschichtliche Auseinandersetzung mit Buddha und Mohammed, diesen beiden Weltreligionen, die außer dem Christentum allein über die Grenzen der Nation hinausgehen, — auch der Brahmanismus ist bloß national, — wird es sich im zwanzigsten Jahrhundert namentlich handeln.

Aber, wenn wir auch nicht wissen, ob schon in unserm Jahrhundert, einmal wird die Stunde kommen, da den Völkern die Augen von Gott angerührt werden, daß sie sehen! Was wahr ist an dem Pantheismus der Brahmanen, das hat seine Erfüllung in dem Glauben an den allgegenwärtigen, persönlichen Gott, in dem wir leben, weben und sind, der bei uns ist alle Tage bis an der Welt Ende. Was wahr ist an den tiefen Gedanken vom Leiden und Mitleiden der Menschen und der Sehnsucht nach Erlösung, wie sie uns im Buddhismus entgegentreten, das hat seine Erfüllung gefunden in der Erlösung durch unsern

barmherzigen Hohenpriester, Jesus Christus, der Mitleid hatte mit unsrer Schwachheit und der uns alle nicht versenken will in das leidenlose Nichts, sondern der uns eine Freude gibt, die niemand von uns nehmen kann. Sehen werden endlich auch die Mohammedaner, daß ihre blinde Hingabe an Allah, den Gott Mohammeds, nur eine Entstellung des Glaubens war an den Vater Jesu Christi, der all das Unsrige fordert, weil er uns all das Seinige gegeben hat!

„Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugnis über alle Völker, und dann wird das Ende kommen" (Matth. 24, 14). Sicher wird es gepredigt werden, bis es allen Völker bekannt ist. Aber es ist doch ein Unterschied, ob es trotz meiner Trägheit und Gleichgültigkeit, oder ob es unter meiner Mitarbeit und Unterstützung gepredigt werden wird. Ich meine, das wird für mich einst ein sehr großer Unterschied sein, ob es heißen wird: „wohl dem, der mit gebauet hat" an Zions Mauern oder: „ich kenne euch nicht!"

Es ist eine eigne Sache um das Lesen eines Missionsbuches. Ich möchte sagen, es ist so, als ob man ein Schiff besteigt und stößt von dem heimatlichen gewohnten Strande ab. Immer weiter und weiter hinaus wird man getragen auf das unendliche Meer, — bis man die Glocken herübergrüßen hört von der jenseitigen Küste, das Hallelujah hört ganz aus der Ferne, aus dem Munde derer, die eingegangen in den Friedenshafen durch des Lammes Blut und nun das Lied des Lammes singen in allen Sprachen und Zungen, — darunter so mancher, der hienieden dem Erzhirten als Hirte diente im vergessenen entlegenen Winkel der Welt, unter tausend Gefahren und unaussprechlichen Entbehrungen, als Hirte einer vor Menschenaugen gar armseligen Herde, bis er todesmatt die Hände faltete:

„Löse, erstgeborner Bruder,
Nun die Ruder meines Schiffleins,
Laß mich ein
In den sichren Friedenshafen
Zu den Schafen,
Die der Furcht entrücket sein!"

Und wenn man das alles gelesen und das empfunden hat, kann man dann wieder hingehen und die Mission als eine Privatsache, eine Liebhaberei derer ansehen, die dafür Zeit übrig haben? Zwei die Mission betreffende Befehle hat der Herr der Mission jedem gegeben, der sein Jünger sein will, dessen Herr er nicht bloß heißt, sondern ist: „Gehet hin in alle Welt" (Matth. 28, 19.) und „Bittet den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter in Seine Ernte sende" (Matth. 9, 38). Beide Befehle haben wir einfach zu befolgen. Der „Kriegsdienst" ist im Reich Gottes allgemein, „allgemeine Wehrpflicht", und wer nicht mit ausmarschieren kann, der stellt Vertreter oder hilft Vertreter stellen. Die Missionare sind die Vertreter. Ebenso allgemein aber ist der Dienst der Fürbitte. Und hierbei gibt es absolut keine menschliche Stellvertretung. Wer nicht für eine Sache Fürbitte tut, dem liegt sie auch nicht am Herzen. Wer aber selber weiß, was er an

Christo hat, „was wär ich ohne dich gewesen, was würd ich ohne dich wohl sein?" der hilft seine Erkenntnis ausbreiten, „so gut er kann und weiß."

Ach, ich bin viel zu wenig,
Zu rühmen deinen Ruhm,
Du Herr allein bist König,
Ich eine welke Blum';
Jedoch weil ich gehöre
Gen Zion in dein Zelt,
Ist's billig, daß ich mehre
Dein Lob in aller Welt!

Mein mir unvergeßlicher Lehrer, Professor Delitzsch in Leipzig, pflegte bei den alphabetischen Psalmen, in denen jeder Vers mit einem neuen Buchstaben des Alphabets anfängt (z. B. Psalm 145) zu sagen, es komme ihm vor, wie wenn der Psalmensänger mit beiden Händen in die Saiten greife, oder wie wenn der Orgelspieler mit Händen und Füßen in das „Organon", das Instrument der Instrumente, greife, daß brausend Gottes Lob ertönt aus einer Reihe von ehernen Zungen zugleich. Etwas anderes als sein Lob habe auch ich in den 23 Kapiteln nicht rühmen wollen, nicht Missionare oder solche, die sie aussandten und unterhielten, — sie würden alle Bewunderung, alles Lob weit von sich weisen! Sein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit. Er braucht uns nicht. Er tut im letzten Grunde das ganze Werk, „er tritt die Kelter allein," wir sind im besten Falle nur die Gefäße, die er mit seiner Gnadenkraft erfüllt. Und warum verhält der Herr sich so, als ob alles auf uns ankäme und als ob wir das Werk ausgerichtet hätten? Weil er uns in der Ewigkeit die Freude genießen lassen will, die Bauleute seines Reichs gewesen zu sein!



Erläuterungen

zu den vier Karten betreffend die Entwicklung der evangelischen Missionen im neunzehnten Jahrhundert.

Die Karten veranschaulichen das Wachstum des evangelischen Missionswerks durch Darstellung des Standes der Missionsfelder in verschiedenen Abschnitten des Jahrhunderts. Außer dem Anfangs- und Schlußjahre wählten wir 1830 und 1860, weil wenigstens aus dem letzteren genauere Berechnungen vorliegen. Es ist jedoch nicht möglich, den Stand eines Werkes gerade für ein Jahr zu fixieren. Die Angaben zeigen nur den ungefähren Durchschnitt des fünfjährigen Abschnittes, dessen Mitte das genannte Jahr bildet.

Als Unterlage ist die Darstellung des jeweiligen Standes der Religionen nach Maßgabe ihrer Bekennerzahl benutzt. Bei der Kleinheit des Maßstabes konnte sich dieselbe aber nur auf allgemeine Andeutungen beschränken. Die betreffende Farbe gilt immer für das ganze Gebiet und hat nirgends nur lokale Geltung. Wo der Raum zu gering ist (wie bei den Inseln), ist die Farbe als Unterstreichung des Namens gegeben. Bei ausgedehnten, dünn bevölkerten Gebieten (wie in Nordamerika und dem nördlichen Asien) gewinnt man einen richtigen Eindruck von den wirklichen Verhältnissen, wenn man das Dichtigkeitsverhältnis mitberücksichtigt. Eine Unterscheidung der verschiedenen Dichtigkeitszonen durch verschiedene Töne war bei der Kleinheit unsrer Karten nicht angezeigt und würde leicht verwirrend gewirkt haben. — Bei Mischungen ist nur die vorherrschende Religion zur Anschauung gebracht, bis auf einige Fälle, in denen die Mischung mittels eines durchgelegten Streifens angedeutet wurde.

Zur Vereinfachung wurden auch nur die evangelischen und die übrigen christlichen Konfessionen durch besondere Farben unterschieden. Auch die Monophysiten (Armenier und Abessinier) sind mit den Römisch- und Griechischkatholischen zusammengefaßt.

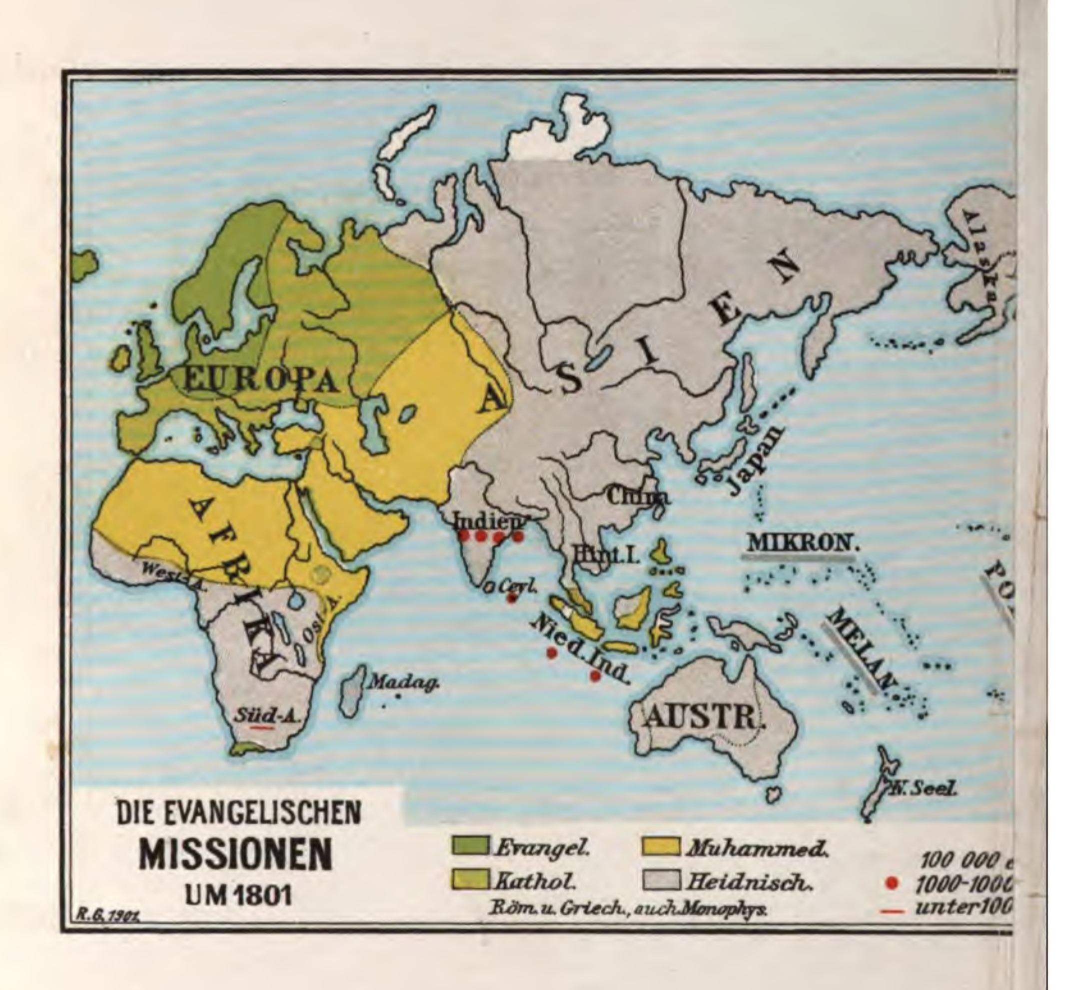
Der Stand der evangelischen Mission ist durch die Zahl der jeweiligen Heidenchristen ausgedrückt. Auch in dieser Beziehung mußte die Darstellung für die zu zeigenden Stufen einen weiten Spielraum lassen. Ein rotes Tüpfchen kann sowohl 1000 als auch 5000 oder 10 000 bedeuten. Stehen mehrere solche nebeneinander, so läßt nur das letzte den Spielraum — die vorstehenden aber

sind voll zu nehmen. Letzteres gilt für alle Fälle von der Signatur für 100 000. — Bestimmtere Angaben enthält die folgende Tabelle, welche zugleich die Erklärung der Abkürzungen gibt.

W. S.

	1801	1830	1860	1900
Amerika:				
Grönland	2 000	4 500	6 900	9 800
Labrador	500	900	1 100	1 300
Alaska	—	—	—	4 800
Britisch-Nordamerika	—	1 500	7 400	36 800
Vereinigte Staaten	5 000	10 000[1])	38 890[2])	77 300[3])
Westindien	8 000	20 000	245 000	466 200
Mittelamerika	—	—	560	10 800
Guayana	2 000	10 000	50 000	106 300
Sonst in Südamerika (Feuerland ꝛc.)	—	—	—	50
Afrika:				
Westafrika	—	20 000	41 000	182 100
Südafrika	—	30 000	63 600	335 400
Ostafrika	—	—	—	44 100[4])
Madagaskar (inkl. Mauritius)	—	150	8 080	133 680
Asien:				
Indien	31 000	80 000	136 000	721 000
Ceylon	2 000	8 000	17 000	32 000
Hinterindien	—	—	59 500	127 700
Niederländisch-Indien	20 000	25 000	50 000	356 100
China	—	—	2 800	205 700
Japan	—	—	—	85 700
Ozeanien:				
Polynesien	—	10 000	60 000	100 000
Neu-Seeland	—	100	30 000	23 500
Melanesien	—	—	20 000	135 000
Mikronesien	—	—	—	18 100
	70 500	220 150	837 830	3 213 430

[1]) Ohne die evangelischen Neger, die damals vielleicht 10 000 zählten.
[2]) " " " " " " " 2 000 000 "
[3]) " " " " " jetzt 4–6 000 000 "
[4]) Hier sind auf der Weltkarte 1900 die 4 roten Punkte vergessen worden!



Baur, Alexander M. ...
Grube, Bilder aus der Natur und dem Menschenleben, ...
Reuleaux, Quer durch Indien, Berlin 1884.
Ritter, 30 Jahre protestantischer Mission in Japan, Berlin 1890.
Posselt, Der Kaffern-Missionar, Selbstbiographie.

sind voll zu nehmen. Letzteres gilt für alle Fälle von der Sign[illegible]
100 000. — Bestimmtere Angaben enthält die folgende Tabelle [illegible]
die Erklärung der Abkürzungen gibt.

Literaturangabe.

Aus der sehr großen Zahl der von mir benutzten Bücher, Broschüren, Zeitschriften, Jahresberichte 2c. sind folgende besonders zu nennen (manch besonders charakteristischer Passus daraus ist in die Missionsgeschichte übernommen):

Allgemeine Missionszeitschrift von D. Warneck, Band 1884—1901.
Basler Missions-Magazin.
Evangelische Missionen, illustriertes Familienblatt von Richter.
Die Missions- und Jahresberichte der deutschen evang. Missionsgesellschaften.
Journal des Missions évangéliques, Paris.
Records of the South American Missionary Society, London.
Warneck, Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen. Berlin 1900.
" Missionsstunden Bd. I und II, Gütersloh 83/84.
" Protestantische Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission, Gütersloh 1884.
Grundemann (Burkhardt), Kleine Missionsbibliothek, Bielefeld und Leipzig 1881.
" Kleine Missionsgeographie und Statistik, Calw u. Stuttgart 1901.
" Missionsstudien und Kritiken, Gütersloh 1894 und 98.
" Die Entwicklung der evangelischen Mission von 1878—88, Bielefeld und Leipzig 1890.
" Die Erschließung Innerafrikas, Gütersloh 1878.
" Die evangelische Mission auf den Karolinen, Berlin 1900.
Richter, Vom großen Missionsfelde, Gütersloh 1900.
" Aus dem Missionsleben Englands und Schottlands, Gütersloh 1898.
" Evangelische Mission im Nyassa-Lande, Berlin 1892.
Eppler, Geschichte der Basler Mission, Basel 1900.
Gundert, Die evangelische Mission, Calw und Stuttgart 1896.
Fries, Geschichten und Bilder aus der Mission, I—XVIII. Halle.
Burkhardt, Die Mission der Brüdergemeinde, Leipzig 1898.
Merensky, Erinnerungen aus dem Missionsleben, Bielefeld und Leipzig 1888.
" Deutsche Arbeit am Nyassa, Berlin 1894.
Wangemann, Maleo und Sekukuni, Reisejahr in Südafrika, Geschichte der Berliner Mission.
Drummond, Innerafrika, Gotha 1890.
Sibree, Madagaskar.
Baur, Alexander M. Makay, Leipzig 1891.
Grube, Bilder aus der Natur und dem Menschenleben, Stuttgart 1868.
Reuleaux, Quer durch Indien, Berlin 1884.
Ritter, 30 Jahre protestantischer Mission in Japan, Berlin 1890.
Posselt, Der Kaffern-Missionar, Selbstbiographie.

Die Mission im heiligen Lande. Von einem ungenannten Teilnehmer an de Kaiserreise 1898.
Größel, J. von Weltz, Leipzig 1891.
H. Taylor, A. Retrospect, London.
The Chronicle of the London Missionary Society.

Register.

C.

D.

E.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

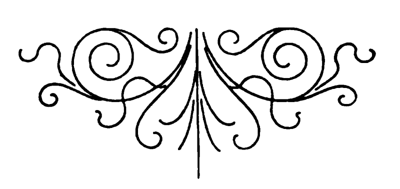
S.

T.

U.

V.

W.



25,-

[illegible], 35,-





BV 2400 .G31
Geschichte der evangelischen H
Stanford University Libraries
3 6105 041 287 264
BV
24
G31
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

